II egz. na Ko.

Kurt Lück ×

Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur

Forschungen
zur deutsch-polnischen
Nachbarschaft
im ostmitteleuropäischen
Raum

Ostdeutsche Forschungen
1
Kurt Lück
Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur

Ostdeutsche Forschungen

Herausgegeben von Viktor Kauder

Band 7

KURT LÜCK ⚔

Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur

Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft im ostmitteleuropäischen Raum

II

1 9 4 3

Historische Gesellschaft im Wartheland / Verlag S. Hirzel, Leipzig

769407

KURT LÜCK ⚔

Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur

[C2.I - 206. Bd. 1.]

Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft im ostmitteleuropäischen Raum

II

2. ergänzte Auflage mit 43 Abbildungen

1938

1 9 4 3

Historische Gesellschaft im Wartheland / Verlag S. Hirzel, Leipzig

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
W TORUNIU

538003

Reichsarchiv Danzig
Bücherei
Zweigstelle Bromberg

Druck: NS-Druck Wartheland, Posen

Dem Andenken meines Bruders,
des Kriegsfreiwilligen Art.-Uffz.

WALTER LÜCK

* am 5. 10. 1897 in Kolmar

† am 26. 10. 1915 in Vouziers bei Reims

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort 1
Einführung 2

Erster Teil

Das deutsche Wesen und der deutsch-polnische Wesensunterschied im Spiegel der polnischen Volksüberlieferung.

1. Kapitel

Der europäische Hintergrund 27

2. Kapitel

Die polnische These von der Unüberbrückbarkeit des polnisch-deutschen Gegensatzes
Die Zwangsvorstellung im polnischen Schrifttum 33
Ausweichen vor der geschichtlichen Wahrheit 38
Polnische Soziologen über den Mythos vom deutschen Feinde . . . 38
Sprichwörter über den polnisch-deutschen Gegensatz 40
Sprichwörtliche Warnungen vor dem Deutschen 42
Formeln von der tätlichen Feindschaft 43
Parallelen aus der Überlieferung anderer Völker 45
Wind und Regen kommen vom Nachbarn 48

3. Kapitel

Der Teufel als Deutscher.
Entstehung und Verbreitung der Vorstellung 50
Polnische Sagen vom Teufel „Niemczyk" 54
Sagen von Martin Luther als einem Teufelssohn 62
Tragikomische Teufelsgeschichten 64
Verwertung des Motivs in der polnischen Literatur 65
Zusammenhänge der Zauberei und Hexerei mit dem Deutschtum und dem „Niemczyk" 71
Mißbrauch der Überlieferung zu politischen Zwecken 74
Das Smętek-Motiv in der neuesten polnischen Literatur 76
Der deutsche Schrat als nationaler polnischer Hausgeist 79

4. Kapitel

Der „deutsche Glaube".
Gleichsetzung von Volk und Kirche seit der Reformation 81
Sprichwörter über den Ketzerglauben 85

Seite

Spottverse auf den deutschen Glauben 87
Sage und Schwank 90
Die Person Martin Luthers. 95
Die „schwarze Messe" 101
Die Mischehe 103
Das Überläufertum 109
Der polnische und der deutsche Gott 111
Das überlieferte Erzählgut in den Dichtungen 115

5. Kapitel

Die Nachbarschaft der Volkssprachen.

Die Sprache Hauptmerkmal der Fremdheit 117
Die deutsche Sprache in Polen 120
Die sprachlichen Entlehnungen und ihr psychologischer Hintergrund . . 123
Sprachliche Mischerei und Mischdichtung 128
Der Schwank vom sprachlichen Mißverständnis 138
Tiere und Teufel sprechen deutsch 143
„Polack" im Deutschen, „Niemiec" im Polnischen 147
Die Sprache Anlaß zum Spott 153
Nachahmung und Verspottung der Lieder und Gebete des Nachbarn . . 154
Deutsche und polnische Beredsamkeit 157

6. Kapitel

Die äußere Erscheinung des Deutschen und des Polen.

Die körperlichen Eigenschaften 164
Der Grenzlandschwank über die schimpfliche Herkunft des Nachbarvolkes 167
Vom üblen Geruch des Nachbarvolkes 169
Die Kleidung des Deutschen und seiner Nachbarn 171
Deutsches und polnisches Temperament 177
Deutsche und polnische Gesellschaftskultur 182
Austausch des Gemeinschaftsgutes 185

7. Kapitel

Die deutsche und die polnische Küche.

Geschichtliche Beziehungen 188
Deutscher Speck und deutsche Wurst 189
Der deutsche „Kartoffelfresser" 191
Wer hat wen das trinken gelehrt? 193
Das Rauchen 197
Der Austausch von Speisen 199
Neckereien 200
Die polnischen Żur-Schwänke 202

8. Kapitel

Deutsche und polnische Wirtschaft.

Die Volkscharaktere als Maßstab 205
Das Urteil des polnischen historischen Schrifttums 206
Sprichwörter über den Deutschen als händlerischen Typ 209

Seite

Das deutsche Siedeln 210
Vergleichende polnische Sprichwörter 212
Soziale Rangstufen und Gegensätze 215
Deutsches und slavisches Arbeitstempo 218
Der Deutsche als Geizhals 220
Deutsche und slavische Gastfreundschaft 222
Der deutsche Volksmund über die polnische Wirtschaft 225

9. Kapitel

Deutscher und polnischer Verstand.

Eine alte Gegenüberstellung 231
„Gerissen wie ein Deutscher" 233
„Dumm wie ein Deutscher" 234
Schwänke in der älteren polnischen Literatur 235
Mit Witz muß man den Gegner schlagen 237
Schwaben- und Schildbürgerstreiche über die Deutschen in Polen . . 243
Märchen über die Deutschen als Proben weiteren Lehngutes 246

10. Kapitel

Spott und Schimpf von hüben und drüben.

Allerlei Neckereien 254
Furchtsamkeit der Deutschen 256
Das Lieblingsmotiv an der Volkstumsfront 258
Der Deutsche über die Laus im Osten 261
Schimpfnamen für den Deutschen 263
Die deutschen „Szwedy" (Schweden) 264
Vergleich mit Tieren 266
Der Deutsche als Hund 268
Das Mundtotmachen des Gegners durch eine schlagfertige und derbe Antwort 272

11. Kapitel

Die geschichtlichen deutsch-polnischen Beziehungen in der polnischen Volksüberlieferung.

Die großen staatspolitischen Ereignisse. 276
Die „Kreuzritter" 279
Deutsche Einwanderer im polnischen Sprichwort 282
Der Alte Fritz, Bismarck und andere 283
Deutsche Städte im polnischen Volksmunde 285

Zweiter Teil

Das deutsche Wesen und die deutsch-polnische Volkstumsfront im Spiegel der polnischen schöngeistigen Literatur.

1. Kapitel

Der europäische Hintergrund unserer Frage 293

Seite

2. Kapitel

Die polnische Gefühlsreaktion gegen die Industrieschöpfungen der deutschen Einwanderung.
Der deutsche Industriepionier. Der „Lodschermensch" 306
Publizistische Urteile Bolesław Prus' über die Deutschen 328
Der deutsche Kaufmann 331

3. Kapitel

Hebung der Landwirtschaftskultur oder nur Kampf um den Boden?
Die Legende vom „Drang nach dem Osten" 338
Der Kampf der polnischen Dichtung gegen die deutschen Volksinseln in Polen 340
Die „Schuld" der Deutschen an der polnischen Auswanderung nach Übersee 362
Über die mittelalterliche deutsche Kolonisation in der Literatur nach dem Weltkriege 367

4. Kapitel

Erbfeindschaft oder die friedlichste Nachbarschaft in Europa?
Deutsche Blutopfer für Polen im Spiegel der Geschichtsforschung . . 372
Man selbst ist tapfer, der Gegner ist furchtsam 374
Die ältesten slavisch-deutschen Kämpfe 379
Die Legende vom Danziger Massenmord (1308) 382
Die „Kreuzritter" bei Mickiewicz als getarnte Moskoviter 385
Die „Krzyżacy" von Kraszewski, Sienkiewicz und bei Żeromski . . . 388
Die Grunwald-Dichtungen 402
Deutsche Kriegergestalten des 17. Jahrhunderts 404

5. Kapitel

Literarische Sprachenkameradschaft und Sprachenfeindschaft.
Deutsche im Dienst der polnischen Sprache 410
Übersetzungswerte und Übersetzungsmängel 414
Unkenntnis der Nachbarsprache als Quelle von Irrtümern 417
Die Unschönheit der deutschen Sprache und Rede 418
Die Greuelpropaganda gegen die deutsche Schule 421
Deutsche Wissenschaft und deutsches Denkertum in polnischen Dichtungen 427
Von literarischen Kuckuckseiern und anderen Merkwürdigkeiten . . 428

6. Kapitel

Die polnisch-deutsche Mischehe als Verbindung von Gut und Böse.
Von der Wanda, die keinen Deutschen wollte 431
Walcerz und Heligunda 435
Wilhelm und Jadwiga 438
Andere Bearbeitungen des Mischeheproblems 439
Die Frau des anderen Volkes als Verkörperin des Hurentums . . . 443
Wie sah es in der geschichtlichen Wirklichkeit aus? 444

Seite

7. Kapitel

Die Legenden der polnischen Dichtung vom Volkstum berühmter deutscher Männer.
Um die reinliche Scheidung von deutschem und polnischem Volks- und Kulturgut 446
Das „Polentum" Friedrich Nietzsches 448
Die polnische Veit-Stoß-Dichtung 450
Umkehr in den letzten polnischen Coppernicus-Forschungen 451
Sieben unumstrittene Thesen zur Volkszugehörigkeit des Coppernicus 455
Die polnische Dichtung im Dienste der Coppernicus-Legende 455
Die Polen entdeckten Amerika 459

8. Kapitel

Die Literatur der Nachweltkriegsstimmung.
Literatur vom Weltkriege und von den Aufständen 461
Einstellung zum Nationalsozialismus 471
Danzig in der polnischen Dichtung 477
Das schlesische Grenzland als literarisches Problem 480

Schluß 483

Quellennachweis 485

Personen- und Sachregister 523

6 Urkunden. 37 Bilder.

Die Neuauflage dieses Werkes war schon im Jahre 1941 vom Verfasser selbst vorbereitet worden. Sie erscheint, nachdem er am 5. März 1942 im Osten als Sonderführer K im 42. Lebensjahr den Heldentod gestorben ist.

Wer auch nur einen Teil seiner zahlreichen Bücher und Aufsätze kennt, weiß, welchen Verlust die deutsche Volksforschung im Osten damit erlitten hat. Nicht umsonst war ihm schon im Jahre 1937 u. a. der Herder-Preis der Universität Königsberg verliehen worden.

Für die Würdigung seines Lebenswerkes, für die hier nicht der Platz ist, muß auf die „Deutsche wissenschaftliche Zeitschrift im Wartheland" H. 5/6 S. 329—339 und die „Deutschen Monatshefte" April/Mai — Heft 1942 S. 375—381 verwiesen werden.

Die Fortsetzung seiner Forschungen ist eine Verpflichtung für die Überlebenden. Sein Andenken wird von uns, seinen Freunden und Mitarbeitern, in Ehren gehalten werden!

Historische Gesellschaft
im Wartheland

I.A. *A. Lattermann*

Der Herausgeber
der Schriftenreihe

V. Kauder

Vorwort zur 2. Auflage

Die erste Auflage dieses Buches erschien im Jahre 1938 und rief, auch in anderen Grenzzonen, eine so lebhafte und erfreuliche Aussprache hervor, daß sie bald vergriffen war. Da die darin behandelten Fragen heute eine ähnliche Bedeutung besitzen wie zur Zeit der preußischen Polenpolitik von 1772 bis 1918, da ferner einige Hundert Neubestellungen vorliegen, ergab sich die Notwendigkeit einer zweiten Auflage. Sie enthält, vor allem im volkskundlichen Teil, eine Menge Ergänzungen. Vieles, was man 1938 nicht sagen durfte, konnte jetzt offen ausgesprochen werden.

Es ist meine Pflicht, hier wiederum derer zu gedenken, die mir bei der 1. Auflage Helfer und Berater waren. Herrn Generaldirektor Prof. Dr. Albert Brackmann und seinen Mitarbeitern Archivdirektor Dr. Johannes Papritz und Archivrat Dr. Wolfgang Kohte habe ich für ihre Hilfe durch Rat und Tat zu danken. Anregungen und Hinweise erhielt ich von Prof. Dr. Heinrich Harmjanz — Berlin, Prof. Dr. Konrad Bittner — Prag und seinem Schüler Willy Richter, Prof. Dr. John Meyer — Freiburg i. Br., Prof. Dr. Walther Ziesemer — Königsberg, Prof. Dr. Paul Diels — Breslau, Dozent Dr. Hans Joachim Beyer — Berlin, Prof. Misch Orend — Hermannstadt (Siebenbürgen), Branimir Altgayer — Osijek, Prof. Hans Kühn — Agram (Kroatien), Prof. A. Loschdorfer — Budapest, Dr. Edit Fél — Budapest, Prof. Dr. Walter Kuhn — Breslau, Alfred Karasek-Langer — Wien, Dr. Alfred Lattermann — Posen, Mgr. Heinz Reinhold — Danzig, Robert Klatt und Albert Breyer, beide früher in Deutscheneck, Walter Bolek, früher Lemberg, Albert Heyse — Warschau, P. Eduard Kneifel — Litzmannstadt, Dr. Friedrich Redlich — Posen.

Fräulein Ursula Mühring, Alkea Swart und Christa Werner, alle in Posen, haben mir bei der Sichtung des Stoffes und durch Schreibmaschinenarbeit wertvolle Dienste geleistet.

Da unsere Forschung erstmalig in der vorliegenden Weise die seelische Auseinandersetzung an einer Volksgrenze untersucht, werden wir für jede Anregung, die uns aus anderen Grenzzonen zugeht, dankbar sein.

Kurt Lück.

Einführung

Die soziologischen Triebkräfte des polnisch - deutschen Gegensatzes

Die überlieferungsmäßigen Vorstellungen der Polen vom deutschen Wesen lassen sich nur zu einem geringen Teil aus den staatspolitischen Ereignissen der Geschichte herleiten. Wenn auch der geographisch so unglückliche, ohne natürliche Scheidungen vorgezeichnete offene Grenzraum nie der Schauplatz von Schäferidyllen gewesen ist, so findet man trotzdem in Europa wenige andere Nachbarn, die große blutige Waffengänge so selten angetreten haben wie unsere beiden Völker*). Das staatliche deutsch-polnische Verhältnis als eine ununterbrochene Folge von Streitigkeiten anzusehen, hieße die Geschichte verfälschen. Es hat „neben der politischen Rivalität auch unerhört lange Zeitabschnitte der Zusammenarbeit gegeben" (Zakrzewski). Man kann auch z. B. nicht, wie das polnische Historiker tun, in einem Atemzuge die Gewinnung der ursprünglich germanischen, später westslavischen Gebiete zwischen Oder und Elbe in bezug auf Boleslaus den Tapferen als „Staatsprogramm", jedoch in bezug auf das deutsche Kaiserreich als „Raubsucht" bezeichnen. Der Kulturkampf der Bismarckschen Ära war, politisch gesehen, nichts anderes als jener polnische Katholizismus, der ein Kampf- und Herrschaftsinstrument Polens im Osten war und Litauer und Ukrainer kirchlich-national eingliedern helfen sollte. Und in wie falscher Blickrichtung sahen die Polen den „Drang nach Osten". Erstens muß man ihn als eine gemeineuropäische Erscheinung kennzeichnen und feststellen, daß die durch die mittelalterliche deutsche ausgelöste polnische Ostwendung, räumlich gemessen, einen zwanzigmal so großen Landgewinn einbrachte als die deutsche und die letztere in ihrer Eigenschaft als Volksbewegung ein Werk westslavischer und polnischer Fürstenpolitik gewesen ist. Ging doch gerade bei den Markgrafen von Brandenburg die Siedlung nach dem Jahrhunderte hindurch sichtbaren Ergebnis stockender vorwärts als bei den slavischen Fürsten im pommerschen und schlesischen Flügel. Auf den Rechtsprivilegien einer großzügigen Einwanderungswerbung fußend, „gelockt", „gerufen" oder „herbeigeholt", zogen die Massen der deutschen Kolonisten nach Osten.

*) Vergl. Olgierd Górka: „Naród a Państwo", War. 1937, S. 299, der die Phrase vom ununterbrochenen tausendjährigen Kampf zwischen Deutschen und Polen eine Fiktion nennt u. darauf hinweist, daß z. B. einmal 306 Jahre hindurch die deutsch-poln. Grenze keinen Änderungen unterworfen war. Er bezeichnet sie als „die am meisten beständige und friedliche Grenze der Welt bzw. Europas".

Prof. St. Zakrzewski vermutet richtig, daß man für die Einwanderer, die damals als ein wertvolles Gut angesehen wurden, sogar politische Zugeständnisse an die deutschen Fürsten machte, aus deren Gebieten sie kamen. Zu Zwecken der Landesverteidigung herbeigerufen wurde ja sogar der deutsche Ritterorden, der dem Königreich nachher so zu schaffen machte. Polens Gegner waren der Ordensstaat, Brandenburg, Danzig, Böhmen, das habsburgische Herrscherhaus, Sachsen, Preußen, selten das ganze Deutsche Reich. Vergessen darf man auch nicht, daß Schlesien an das Land Böhmen verlorenging. Grunwald—Tannenberg (1410), in der Volksmeinung der Polen als Symbol einer sieghaften deutsch-polnischen Auseinandersetzung fortlebend, sah auf der einen Seite nur das Heer des Ordensstaates, der nicht einmal ein Zwanzigstel des deutschen Volksraumes war, auf der Gegenseite aber Reußen, Polen, Litauer, Moskowiter, Tataren, Tschechen, Slovaken und auch — Deutsche. Die Hauptlasten des dreizehnjährigen Krieges mit dem Orden (1454—66), der Polen endlich in den Besitz der Weichselmündung brachte, ruhten auf den deutschen Städten in Preußen mit Danzig an der Spitze. Den Feldzug Sigismunds gegen den Hochmeister des Ordensstaates (1520) finanzierte der berühmte deutsche Geldmann in Krakau, Hans Boner. Die Geschichte der deutsch-polnischen Gegensätze ist nicht arm an solchen Merkwürdigkeiten.

Warum verschwieg die polnische Geschichtsforschung bei ihrer Behauptung, die deutsche Siedlung in Polen habe nach den drei Teilungen ein anderes Gepräge erhalten und sei ein Werkzeug der preußischen Regierung geworden, daß in derselben Zeit 1. von polnischen Politikern wie Rembieliński, Drucki-Lubecki usw. in Kongreßpolen 50000 deutsche Weber und einige Tausend Bauern; 2. im Cholmer und Lubliner Lande im Laufe des 19. Jahrhunderts 40000, in Wolhynien 190000; 3. in Ostgalizien 10000 Kolonisten, überall auf Veranlassung meist polnischer Edelleute, angesiedelt wurden!

Selbst wenn man auf der Gegenseite zu Lasten des „deutschen Schuldkontos" den Anteil an den Teilungen, die preußische Polenpolitik mit dem Kulturkampf, die Ansiedlungskommission, die Germanisierungsbestrebungen bucht, läßt sich daraus die Ablehnung unseres Wesens in der polnischen Volksüberlieferung nur zum kleineren Teile erklären. Die Masse des Bauerntums und Kleinadels bildete vielmehr diese Tradition im Laufe der Jahrhunderte nicht auf Grund der staatspolitischen und historischen Erfahrungen, sondern durch den Anschauungsunterricht des täglichen Lebens und der greifbaren nächsten Umgebung: der deutschen Einwanderung. So seltsam es klingt, gerade die staatsrechtlich und -politisch so unkriegerische Durchdringung und Zusammenarbeit der Nachbarvölker, nicht die gegeneinander gerichteten Machtbestrebungen der Staaten, sind die Hauptquelle für die Entstehung der Deutschfeindlichkeit in der breiten Masse des polnischen Volkes geworden. Zwei ineinander verzahnte Volkskörper, die an das siamesische Zwillingspaar erinnern, das sich nicht voneinander trennen läßt und sich trotzdem nicht leidet, das ist das Bild der deutsch-polnischen Volkstumsfront Jahrhunderte hindurch gewesen. Die enge Raumgemeinschaft schuf Reibungsflächen großen Ausmaßes. Das Hereinströmen deutscher Kolonisten brachte den Polen nicht nur den Wesensgegensatz zu den anderen, sondern auch ihr eigenes Ich zum ersten Male klar ins Bewußtsein. Aus der sozialen und seelischen Abwehrstellung den Einwanderern

gegenüber entstand um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts das polnische Nationalgefühl, entwickelte sich das Volk (lud) zur Nation (naród). Mögen auch noch andere Faktoren dabei mitgewirkt haben, der Stolz auf den Staat, geschichtliche Erinnerungen, der Heiligenkult, so bezeichnen doch Gelehrte wie Grodecki, Zachorowski und andere den sich gegen die westliche Einwanderung regenden Antagonismus als Hauptborn des ersten nationalen Erwachens ihres Volkes.

Das Ineinandergreifen der Volkskörper war keine beiderseits erwünschte, sondern eine durch ausschließlich wirtschaftliche Interessen bedingte Erscheinung. Der slavische Fürst, der deutsche Siedler in sein dünn bevölkertes Land rief, beabsichtigte dadurch die Hebung der Wirtschaftskultur und der Steuereinkünfte, der Siedler wiederum, der den Lockungen folgte, den Erwerb von Land und Vermögen. Bei alledem waren beide Völker immer instinktiv gegen jede räumliche und blutmäßige Mischung eingestellt, und sahen im geschlossenen Aufbau ihres Volkstums den Schutz gegen die Umvolkung. Die breite Masse der Polen, der für die Einwanderungsmaßnahmen ihrer staatlichen Führung jedes Verständnis fehlte, trat den fremden Deutschen, mit denen sich niemand sprachlich verständigen konnte, von vornherein mit Abneigung und Mißtrauen entgegen. Lieber wünschten sie die „Niemcy" zu allen Teufeln, als sich mit ihnen als Nachbarn abzufinden, und sträubten sich dagegen, sie an ihre Siedlungen heran oder gar in sie hereinzulassen.

Die deutschen Einwanderer hatten die gleiche Einstellung. Sie versuchten, möglichst in geschlossenen Städten, Dörfern, Klöstern und, wo und wenn das nicht mehr ging, wenigstens in eigenen Zünften, Gilden, Vereinen, Genossenschaften, Kirchengemeinden usw. für sich zu bleiben. Ungern setzten sich einzelne Deutsche in einen slavischen Ort, denn entweder mußten sie sich dort um des lieben Friedens willen völkisch angleichen, oder aber ihr Leben glich einer Hölle. Diese siedlungsmäßige Scheidung der Volkstümer kommt im alten Orts- und Flurnamenmaterial deutlich zum Ausdruck. Man unterschied zwischen Deutsch-Kunersdorf, Deutsch-Paulsdorf und Wendisch-Kunersdorf, Wendisch-Paulsdorf usw. (Sächsische Oberlausitz). In und an den alten slavischen Kerngebieten gab es die zahlreichen Siedlungsplätze mit den Namen Nemitz, Niemczyk, Niemieckie, Nimptsch, Niemce, Niemieczkowo usw., die den fremden Charakter der Dörfer betonten, in und an den deutschen Kerngebieten wiederum viele Siedlungen mit dem Beiwort Wendisch und Polnisch. In Mittelgalizien Bronowice Niemieckie, Jodłowa Niemiecka, Gacz Niemiecki, Dąbrówka Niemiecka, Glinnik Niemiecki usw. Oder man unterschied zwischen den slavischen Alt- und den deutschen Neudörfern und -städten.

Bei den mittelalterlichen Lokationen wurde die altangesessene slavische Bevölkerung auf gewisse Straßen oder ein Stadtviertel beschränkt, z. B. auf die „Wendische Straße" in Bautzen, auf das Hakelwerk in Danzig, auf die „Polnische Gasse" in Kulm, auf die Kietze usw.

Siedelte ein Fremder in einem rein deutschen Dorfe, dann kennzeichnete man ihn auch sofort als solchen. Daher haben wir heute im Deutschen nicht selten die Familiennamen Pohl, Böhm, Tschech, Zech, Wende, Kassube, Masur, die an den Eindringlingen haften blieben, und umgekehrt im Polnischen Niemiec, Niemczyk, Niemcewicz, Prus, Prusak usw.

In den Städten des wendischen Verstreuungsraumes gab es bis zum 18. Jahrh. Bestimmungen, die den Wenden das Eindringen in gewisse Zünfte verboten. In ähnlicher Weise wehrten sich im Mittelalter die Deutschen im Osten gegen den unerwünschten Eintritt von Polen in ihre Zünfte, so daß es in vielen Städten zwei Schneider-, Schuster-, Bäckerzünfte usw. neben- und gegeneinander gab. Wo aber Polen und Deutsche in einer Zunft zusammen waren, gab es dauernd Streit. In der Krakauer Hutmacherzunft kam es z. B. so oft zu Prügeleien zwischen polnischen und deutschen Gesellen, daß der Rat der Stadt 1501 beiden Nationalitäten befahl, ihre Zusammenkünfte in getrennten Häusern zu veranstalten. Die Danziger Wollweber nahmen gemäß einer Bestimmung vom Jahre 1459 keinen Polen als Lehrling an und anerkannten auch keinen als Meister. In Thorn verweigerten noch 1549 die Leinenweber jedem die Aufnahme, der nicht einen deutschen Vater hatte, und die Willkür Marienburgs von 1480 fordert: „Es soll kein rechter geborener Pole Bürger werden, noch Bürgernahrung treiben"... „weil wir an der Grenze gesessen". Die deutschen Koschneiderdörfer bei Konitz in Westpreußen und viele Niederungsdörfer hielten sich deswegen Jahrhunderte lang deutsch, weil sie grundsätzlich keine slavischen Knechte und Mägde annahmen. So wird z. B. 1635 in einem der Koschneiderdörfer, Frankenhagen, einem Simon Jarsch das eidesstattliche Zeugnis ausgestellt, daß er „guter deutscher Geburt", „auch keiner wendischen noch anderer tadelhaften Art und Geschlechtes" sei. Noch im 19. Jahrh. enthalten die Geburtsbriefe der Handwerker die notwendige Formel, der Betreffende sei von „der guten deutschen Nation und Zunge", oder, wie in Neustadt (Westpreußen) im Gegensatz zu den geringgeachteten Polen und Kaschuben, „von echter freier deutscher Art, Nation und Zunge".

Auch die neuzeitliche deutsche Einwanderung hielt sich an diese Grundsätze. In der Dorfwillkür von Neu-Schlingen im Drewenzwinkel (Westpreußen) vom Jahre 1562 heißt es, der Käufer sollte nur „ein Teutscher, welcher hollandisch Weis und Gebrauch hält" sein. Wer seine Wirtschaft an einen Polen verkaufte, mußte 10 Fl. Strafe zahlen. Art. 15 der Willkür von Deutsch-Grabin bei Gombin von 1792, der den Weiterverkauf der Wirtschaften betrifft, lautet: „Es soll auch verstanden werden, daß der Kaufsmann ein deutscher evangelischer Mann sey, der sich in die deutsche Weise und Manier gut zu schicken weiß und sonst kein anderer". Und Formeln dieser Art wiederholten sich in Hunderten von Dorfwillküren und galten auch da, wo sie ungeschrieben blieben, doch als Gesetz. Wer dagegen verstieß, galt als Verräter. Den fremden Eindringling aber versuchte man möglichst bald wieder herauszubeißen. Die Kolonisten in Wolhynien z. B. machten in ihren Verträgen mit den slavischen Grundherren aus, daß einer der ihren im Falle des Fortzuges seine Wirtschaft nur wieder einem Deutschen weiterverkaufen durfte. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts achteten die deutschen Tuchmacher im heutigen Gebiet von Litzmannstadt immer darauf, daß sie ja zusammen mit anderen Volksgenossen angesiedelt wurden. Geschah das nicht, dann zogen sie weiter. Als Friedrich der Große in Westpreußen 218 Schwabenfamilien ansiedelte, baten sie den König, er möchte sie ja nicht mit dem polnischen Volke „melieren". Auch Hausgemeinschaften gingen nationalbewußte Vertreter beider Völker nicht oder ungern ein. Mischehen wurden von beiden Seiten

radikal abgelehnt. Wenn es nachher trotzdem vielfach zu einer Angleichung und zur Mischung kam, dann war es der Einfluß einer jahrhundertelangen Entwicklung, der die Gegensätze zwangsläufig milderte. Gegen die Umvolkung kämpfte man auf beiden Seiten verbissen, von Einzelfällen abgesehen. So standen sich hier die Völker in einer Front gegenüber, an der auf allen Teilabschnitten der Politik, Kultur und Wirtschaft Angriff und Abwehr hin- und herwogten, denn in diesem totalen Kampfe wollte natürlich jeder möglichst die eigenen Bastionen halten oder die des anderen gewinnen. So ist die Geschichte des Nebeneinanderlebens beider Völker zugleich die Geschichte eines ewigen Nationalitätenkampfes, der sich angefangen vom soliden Wettbewerb bis zum vereinzelten Totschlag und zu Massenabschlachtungen von Deutschen auswirkte.

Die soziologischen Wurzeln des polnischen Deutschenhasses und -gegensatzes seien noch durch einige weitere Beispiele aufgezeigt.

Einschneidend war der religiöse Gegensatz. Der Abgrund, der im frühen Mittelalter zunächst den christlichen Deutschen vom heidnischen Polen trennte, wurde nicht ohne großen Druck der Bekehrer überwunden. Aus der Abwehrstellung des Heidentums gegen die Christianisierung nannte man die neue Lehre den „deutschen Glauben". Von Streitigkeiten blieb aber auch die dann einheitliche Welt der abendländischen Kirche nicht verschont. 1248 hören wir zum erstenmal von bitteren Klagen der Polen über die fremden Kolonisten, die die Fastensitten nicht so streng handhabten wie sie selbst, später von heftigen Auseinandersetzungen innerhalb der national gemischten Geistlichkeit um Pfründe, Rechte, Predigt- und Unterrichtssprache. Beharrlich, aber letzten Endes vergeblich, kämpfte im 15. und 16. Jahrhundert das deutsche Bürgertum in Krakau, Lemberg, Krossen am Weislok, in Bietsch und anderen Orten um die Beibehaltung der Muttersprache im Gottesdienst. Nichts aber brachte die religiösen Gemüter leidenschaftlicher in Wallung als die Reformation und Gegenreformation. Und abermals nannte das polnische Volk die Lehre, von der es nichts wissen wollte, den „deutschen Glauben". Ähnlich wie im Mittelalter beim völkischen Erwachen, wird jetzt der Kampf gegen das Luthertum der Hauptborn für die Erneuerung des polnischen Katholizismus. Der Haß gegen die „Dissidenten" wuchs sich zur Massenpsychose aus und entlud sich in jenen zahlreichen, Jahrhunderte dauernden Protestantenverfolgungen, die einen so düsteren Schatten auf der Geschichte des Landes zurückgelassen haben. Der Protestantismus erscheint im polnischen Schrifttum noch heute oft als „der ewige Feind Polens".

Reibungsflächen boten auch die kraß betonten Unterschiede und die Wertungleichheit des Rechts, die, schon in der ersten Zeit des großen mittelalterlichen Siedlungsvorganges, die völkischen Fronten noch weiter unterbauten (deutsches und polnisches Recht) *). Die einheimische Bevölkerung dachte nicht sachlich genug, um die Gründe einer solchen Unterscheidung zu begreifen. Sie fühlte sich durch die Verschiedenheit der Belastungen zurückgesetzt und in ihren alten Gewohnheiten bedroht. „Die Deutschen bildeten also im Mittelalter sozusagen einen eigenen Staat im Staate, was so weit ging, daß sie bei dem Adel Neid

*) Der deutsche Bauer war von der poln. Rechtsordnung befreit. Sein Dorf hatte die Selbstverwaltung.

und Angst erweckten, diese vollkommene Selbständigkeit könnte gefahrbringend werden." Als dann im 16. Jahrhundert in die verpolten Städte neue Einwanderer gezogen werden mußten, damit sie die im Lande noch nicht vertretenen Gewerbe einführten, gewährte man ihnen „königliche Servitoriate", die sie von der Enge der einheimischen, städtischen Rechtsordnung befreiten und der unmittelbaren Rechtsprechung des Herrschers unterstellten. Dieses Privileg erhielten zum Ärger der Städte viele deutsche Neueinwanderer, kapitalistische Gewerbetreibende, Kaufleute, Baumeister, Ärzte, Buchdrucker, Papierfabrikanten. Großkaufleute erhielten ferner eiserne Geleit- und Schutzbriefe, die ihnen die Befreiung von den drückenden Stapelrechten usw. bewilligten. Auf der anderen Seite wiederum wachte der polnische Adel ängstlich darüber, den Fremden das Eindringen in seine Rechtsbefugnisse zu verwehren, ohne jedoch immer folgerichtig vorzugehen. Der Dichter Potocki warnte z. B. in seinem „Poczet Herbów" (1695): „Besser schon ist es, Bauern und unsere Bürger, denen die Zuneigung zu Polen durch die Geburt gegeben ist, in den Adel aufzunehmen, als einen Deutschen." Auch von anderen Würden waren die Einwanderer durch das Gesetz ausgeschlossen.

Welche Gefühle mußten sich im polnischen Bauern regen, als er in der Zeit seiner drückendsten Leibeigenschaft (17./18. Jahrh.) in der Nähe neue Dörfer freier deutscher Kolonisten entstehen sah, die der Adel unter den verlockendsten Bedingungen, mit Hilfe mündlicher und gedruckter Werbemittel, hingezogen hatte. So entstanden bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft z. B. im Gebiet der ehemaligen Provinz Posen mehr als 1200 und im früher sogenannten Kongreßpolen mehr als 2000 Ansiedlerdörfer. Ihnen wurden in dieser Zeit der Adelswillkür für die Begriffe des polnischen Leibeigenen unglaubliche Freiheiten bewilligt. Während der Pole selbst im drückendsten Elend dahindämmerte, saß in der benachbarten Kolonie oder Hauländerei der erst beneidete und schließlich gehaßte „Niemiec" oder „Holender" als uneingeschränkter Nutznießer seiner Hufe mit eigener Gerichtsbarkeit.

Zu alledem kam aber noch ein wichtiger Umstand hinzu. Der Deutsche erwies sich als fleißiger und wirtschaftlicher als die einheimische Bevölkerung und gelangte deshalb schneller zu Wohlstand oder sogar Reichtum. Auch das weckte Neid und Feindseligkeit. Völkische und soziale Gegnerschaft fielen häufig da zusammen, wo der Deutsche als Träger des großwirtschaftlichen Aufbaus Arbeitgeber des Polen wurde (Litzmannstadt, Oberschlesien usw.).

Der deutsche Städtegründer, Handelsherr, Industriepionier, Handwerksmeister usw. waren die Lehrer. Die Polen als die Schüler mußten von unten anfangen und sich sehr anstrengen, wenn sie auf der sozialen Stufenleiter einige Sprossen emporklimmen wollten. Die polnische Volksmeinung und Literatur sahen z. B. im deutschen Industriepionier nicht den Schöpfer gewaltiger Arbeitsmöglichkeit und lebenswichtiger Betriebe, sondern den nationalen Feind und den angeblichen Aussauger, und verkoppelten den sozialen Gegensatz geschickt mit dem völkischen.

In der völkischen Überschneidungszone hat es selten eine absolute Gleichberechtigung der Nationalitäten gegeben. Einer war „oben", der andere „unten". Der zweite sehnte sich immer danach und kämpfte darum, politisch und sozial über den ersten zu gelangen. Wenn auch

Deutsche oft als Fachkräfte in den Diensten polnischer Magnaten und Gutsbesitzer standen, so lehnten sie es doch meist ab, als „Knecht" bei einem Polen zu arbeiten.

Und so lassen sich auf allen Gebieten der materiellen und geistigen Kultur ähnliche Trennungslinien aufweisen. Losgelöst von den großen machtpolitischen Auseinandersetzungen standen hier die Volkstümer einander gegenüber, in einer staatspolitisch friedlichen Front, an der sich aber in Wirklichkeit der seelische Gegensatz verkrampfte.

Der Mythos vom Deutschen in Polen bliebe uns aber trotzdem immer noch ein Rätsel, wenn wir nicht die Kräfteverhältnisse der beiden Volkstumsfronten in Betracht zögen.

Man hat auf den Unterschied der alten Stammesnamen hingewiesen. Auf der einen Seite: Sachsen (vom Messer), Franken (vom Speer), Goten (von der Tüchtigkeit), Schwaben (von der Gewandtheit) usw., also Krieg, Eroberungsdrang, Rastlosigkeit und Tatkraft. Auf der anderen Seite das „slavische Idyll" mit seinen meist landschaftlichen Bezeichnungen: Polanie — Polen (Feldbewohner), Pomorzanie (Küstenbewohner), Wiślanie, Bużanie (Weichsel-, Bugstamm), Łużyca-Lausitz (von łęgi, łąki — Wiesen), Ukraina (Land am Rande), Bukowina (Buchenland) usw., also Weichheit, Ruhe, Hang zur Träumerei und Seßhaftigkeit. Brückner formuliert für diese älteste Zeit: „Die Deutschen betrachten wir als siegreiche Eroberer, die Slaven als Opfer ihrer Übermacht"*). Das Stärkeverhältnis ihrer Volkszahl mag schon immer drei oder sogar vier zu eins betragen haben. Das von Westen nach Osten verlaufende Kulturgefälle gab den einen außerdem noch den großen kulturellen Vorsprung und machte sie zum Lehrer der anderen. Diese Tatsache hat der Pole immer als drückend empfunden und sie nicht oder doch nur ungern zugegeben. Der positivistische Schriftsteller Boleslaus Prus hat das einmal nüchtern zum Ausdruck gebracht: „Die Deutschen sind in jeder Beziehung ein großes Volk, und es stimmt mich immer traurig, wenn meine Landsleute sie geringschätzen. Wir müssen von den Deutschen immer wieder lernen, wenn es auch eine sehr unangenehme Schule ist. Anders werden wir sie nicht besiegen können, sondern im Gegenteil selber noch Schläge bekommen"**).

Der deutsche Schaffens-, Taten-, und Wanderdrang, der Kultus der Arbeit, mußten Jahrhunderte lang wie ein Alpdruck auf der slavischen Unbesorgtheit und Erdverbundenheit, dem Beharrungsdrang, dem Kultus der Lebensfreude, lasten und, bei so enger Nachbarschaft, hart auf hart gegeneinandergeraten. Auf der einen Seite ungeheure Kräfte einer aufbauenden Ausdehnung, auf der anderen die Zufriedenheit mit dem Stillstand und eine sich gern abgrenzende Ausschließlichkeit, die die

---

*) Mitunter wird auch in der poln. Dichtung auf diese Zusammenhänge hingewiesen. Józef Ignacy Kraszewski: „Stara Baśń". Roman aus dem 9. Jahrh. (1876). Vergl. Ausgabe Krakau 1928, S. 141: „Wir sind Menschen des Ackers und des Saitenspiels und sie des Blutes und des Eisens... ihnen fällt es leicht, uns zu überwinden." Hier spürt man deutlich den Einfluß von Herders Slavenkapitel in seinen „Ideen..." (1784—91). Vor Herder findet man solche Formulierungen bei poln. Dichtern nicht.

**) Vergleiche auch „Kultura Staropolska" Kraków 1932, S. 657: „Obwohl sie den Deutschen viel verdanken und manches von ihnen lernen könnten, erkennen die Polen sie doch nicht als ihre Lehrer an".

von Westen hereinströmenden Kultureinflüsse in jedem einzelnen Punkte zu überwinden hatten. Die Wissenschaft stellt jedenfalls die beiden Volkstumsfronten immer so dar, daß auf der einen das Gefühl der Überlegenheit, der Aktivität, auf der anderen das der Unterlegenheit, der Passivität herrschte. Chałasiński nennt es für Oberschlesien, andere für ganz Polen, den Mehrwertigkeits- und den Minderwertigkeitskomplex. Roman Dmowski hat dieses Verhältnis einmal folgendermaßen gekennzeichnet:

„Wir wissen sehr wohl, daß wir im Vergleich zu den Deutschen arme Teufel (biedacy) sind, daß unsere Massen mit Ausnahme der nordwestlichen Gebiete ungebildet sind, daß ihr Lebensstand niedrig ist, daß der Deutsche besser zu arbeiten und sich besser zu organisieren versteht. Wir können sogar zugeben, daß in manchen Arbeitszweigen ein Deutscher soviel leistet wie zwei, drei Polen. Unsere Unfreiheit bewirkte, daß das 19. Jahrh., das Zeitalter des Fortschritts der Massen, in Polen im Verhältnis zu den westlichen Völkern, wenig wirksam war. Diese unsere Unterlegenheit war seit jeher der Gegenstand unserer großen Sorge."

Fügt man nun noch den so auffälligen Unterschied der beiden Volkscharaktere hinzu, dann vervollständigen sich die soziologischen Spannungen, die an der Front der Volkstümer fühlbar werden mußten. Was bei diesem an gewissen Zügen seines Volkscharakters besonders stark, ist bei jenem besonders schwach entwickelt. In einem Sinngedicht hat das ein Warschauer Historiker eindringlich gesagt: „Ihre Tugenden sind unsere schwächsten Seiten."

Der Russe Berdjajev hat einmal sein Land mit einer Jungfrau verglichen, die sehnsüchtig auf einen Herrn und Gatten wartet. Dieser Herr und Gatte sei bisher immer der „Germanismus" gewesen, „der es verstand, organisch in die russische Staatlichkeit hineinzugehen und die weibliche und passive russische Natur zu beherrschen". Ähnlich hat einmal Bismarck in einem Vergleich die Deutschen ein männliches, die Polen ein weibliches, passives Volk genannt. Darin steckt zweifellos viel Wahres.

Es mußte am deutschen, inhaltswuchtigen Druck auf den Osten als hart empfunden werden, daß er zu anstrengendster Rivalität und zu regelmäßiger Arbeit zwang, daß er jede Beschaulichkeit zerstörte, zu der die „Feldbewohner" seit jeher neigten, daß er sie aus ihrem Paradies der Sorglosigkeit vertrieb.

Aus dieser Verteidigungsstellung heraus erklärt sich die seit Jahrhunderten in der Seele der Polen aufgespeicherte Feindschaft zum Deutschen. Sie trug wesentlich dazu bei, daß die Gegnerschaft des ersten um viele Grade leidenschaftlicher und unerbittlicher ist als die des zweiten, wenn auch dieser Temperaturabstand vor allem im Unterschiede der slavischen von der germanischen Art des Volksbewußtseins begründet erscheint. Aus dieser Linie des großen völkischen Widerstandes, so betonte oft die polnische Geschichtsphilosophie, sei jedoch immer wieder die nationale Kraft geströmt, dagegen aus der Linie des geringen völkischen Widerstandes an den Ostgrenzen des Staates — die Schwäche.

Die Ausdrucksformen des Gegensatzes an der Volksgrenze in der Volksüberlieferung und Literatur

Daß es außer den Staatsgrenzen auch Völkerscheiden gibt, daß „Deutsches Reich" und „Deutschland" zwei verschiedene Dinge waren, daß die politische Grenze der naturgegebenen völkischen Beglaubigung bedarf, hat uns erst die Not der Nachweltkriegsjahre und vor allem der Kampf Adolf Hitlers eindringlich ins Bewußtsein gehämmert. Vor 1914 deckten sich beide Grenzen erst recht nicht. Die völkischen Scheidelinien lagen innerhalb der Staatsgrenzen der Donaumonarchie oder innerhalb und außerhalb des Zweiten Reiches, so daß sie für die an die Striche der politischen Landkarten gewöhnten Augen geradezu unsichtbar waren. Deshalb müssen wir, die wir durch Randgebiete und Volksinseln allein in Mitteleuropa 15 andersnationalen Nachbarn Aug' in Aug' gegenüberstehen, uns erst heute über das Wesen der Volksgrenzen zu denjenigen Erkenntnissen durchdringen, die zu einer sinn- und planvollen Wehrhaftmachung des Rand- und Außendeutschtums und zu einer zielsicheren und geschickten Einstellung den Anrainern gegenüber schon seit Jahrhunderten lebenswichtig gewesen wären.

Auf die Notwendigkeit der Volksgrenzenforschung hat 1937/38 ein reichsdeutscher Gelehrter sudetendeutscher Herkunft in zwei methodisch sehr wertvollen Aufsätzen hingewiesen, und zwar Emil Lehmann*). Über die Volkheit im deutsch-tschechischen Grenzkampf sagt er in seinen lehrreichen und packenden Ausführungen, „daß darüber noch nicht ausgesagt und gesammelt worden ist, daß noch manche Unterlagen fehlen. Zum mindesten sind die Erscheinungen, die schon festgehalten wurden, noch wenig in der ganzen Tiefe des Problems behandelt worden." Lehmann gibt eine Reihe von Beispielen aus Überlieferung und Brauchtum und weist der Volkskunde klare Wege für ihre zukünftigen Aufgaben.

Auch Max H. Boehm hat 1937 die Erneuerung der Volksforschung aus der Verantwortung für die Volksgrenze heraus verlangt. Er stellt ein „unaufhebbares Versagen" der binnendeutschen Fachgelehrten gegenüber der schicksalhaften Lage des europäischen Herzvolkes fest und fordert den gemeinschaftlichen Einsatz der Volkskundler in den Randgebieten, eine überlegte Arbeitsteilung und einen planvollen Austausch der Ergebnisse. Die Erreichung des Zieles bürde allerdings der Volkskunde die Sisyphusarbeit auf, Überlieferung und Brauchtum vieler Zonen und Zeiten um sich auszubreiten, um Arteigenes von Artfremdem abzugrenzen**).

Unsere 1937 in der 1. Auflage erschienene Arbeit brachte für einen wichtigen Abschnitt unserer Volksgrenzen bereits die Erfüllung jener Forderungen. Wo zwei biologisch gesunde Völker aneinanderstoßen und

*) Emil Lehmann „Volkskunde und Volksgrenze" in DAfLV 1937, H. 3, S. 539—561. Ders. „Zur Grenzlandvolkskunde". Ebenda 1938, H. 3. Beide Aufsätze beschränken sich auf das Problem der deutsch-tschechischen Volksgrenze, für die auch Prof. G. Jungbauer-Prag in seiner „Volkskunde" schon genauere Forschungen gefordert hatte. Dazu kam noch E. Lehmanns Aufsatz „Grenzland-Volkskunde" in „Forschungen und Fortschritte" 1939 Nr. 3, der eine Besprechung der 1. Auflage unseres Buches enthält. — Sehr wichtig ist die soziologische Studie von Kleo Pleyer „Die Kräfte des Grenzkampfes in Ostmitteleuropa". Hamburg 1937.

**) Max H. Boehm „Die Krise der Volkskunde". DAfLV 1937, H. 4. S. 929—31.

durcheinanderwohnen, herrscht der Zustand eines totalen, ewigen Grenzkampfes, in dem sie wetteifern, ringen, kämpfen. Vom wirtschaftlichen Wettbewerb bis zur Gewalt, vom gerissenen Dreh bis zur abgefeimtesten Rechtsvergewaltigung weist dieser Nationalitätenkampf vor allem auf der Gegenseite seit einem Jahrtausend eine vielstufige und vielfältige Skala von Kampfmitteln und -möglichkeiten auf. Jeder Partner bot alle seelischen, kulturpolitischen und wirtschaftlichen Kräfte auf, um seine Randgebiete und Volksinseln, sein Blut und seinen Boden wehrhaft gegenüber dem Gegner zu machen. Das Volksbewußtsein der Germanen und Slaven ist aber so grundverschieden, daß auch die Ausdrucksformen des Abwehrkampfes ein ebenso grundverschiedenes Gepräge entwickeln mußten. Das äußert sich zunächst in dem großen Temperaturunterschiede der Abwehräußerungen. Die westöstliche Richtung des Kulturgefälles gab dem Deutschen, der sich seiner kulturellen, organisatorischen und wirtschaftlichen Überlegenheit bewußt war, von vornherein eine günstigere Stellung und im Nationalitätenkampf ein Gefühl der Ruhe, der Selbstsicherheit, oft leider auch ein Gefühl der Unbesorgtheit. Daher ist der Schatz an Abwehrformeln, -überlieferungen und -legenden bei ihm erheblich kleiner als beim Polen.

Eine noch wichtigere Rolle aber spielt eine andere Gegebenheit. Der Slave geht an diese Dinge mit dem Gefühl, der Deutsche mit der Vernunft heran. Daher sah und sieht der Pole lediglich den Grenzkampf, ist verrannt in den einseitigen Glauben an die Unüberbrückbarkeit des polnisch- deutschen Gegensatzes. Von der Tatsache einer neben dem Grenzkampfe bestehenden tausendjährigen Zusammenarbeit beider Völker, deren Spuren der ganze Osten sichtbar trägt, aber will er nichts wissen. Und in dieser Hinsicht haben der Grenzlanddeutsche als Einzelner und das Grenzlanddeutschtum in der Gesamtheit der Vernunft den Vorrang vor dem Gefühl gelassen. Auch sie sahen stets die Aufgabe, Schutzdamm und Vorposten gegenüber dem andringenden Fremdvolke zu sein, aber sie vergaßen nie, daß zwei in enger Raumgemeinschaft lebende Völker, ob sie wollen oder nicht, Brücken zu einander schlagen, und im Großen wie im Kleinen Konzeptionen einer meist ja naturnotwendigen Zusammenarbeit suchen müssen. Der Konflikt zwischen den Aufgaben, sowohl Angriffsstellung oder Schutzdamm gegen als auch Brücke zum Nachbarn zu sein, hat sich dem Grenzlanddeutschtum immer wieder aufgedrängt und hat da, wo es seiner nicht in überlegener, vernunftmäßiger Weise Herr wurde, zu einer inneren Verkrampfung geführt. Die Frage z. B., ob ein Deutscher Polnisch oder ein Pole Deutsch lernen soll oder nicht, hat seit jeher zur Erörterung gestanden. Die Kenntnis der Nachbarsprache entspricht der Brückenrolle. Sie erleichtert den Austausch geistiger und materieller Güter, ist in Zeiten der Gefahr sogar eine unschätzbare Waffe, erleichtert die Kontrolle des andern, von dem man „sich nicht verkaufen läßt" usw. Sehr oft aber ist die erst so nützliche Beherrschung der Fremdsprache der erste Schritt zur Umvolkung gewesen! Fragestellungen dieser Art ergaben sich an der Volksgrenze von jeher auf Schritt und Tritt und führten nicht selten zu inneren Konflikten.

Die Gegner haben einander oft gewisse Methoden der Auseinandersetzung abgesehen, auch wenn sie ihrem Wesen ursprünglich nicht entsprachen. Der Pole in den Grenzgebieten, die seit dem Mittelalter immer

völkische Überschneidungszonen waren, übernahm vom Nachbarn die straffen Regeln deutscher Wirtschaftsgesittung und Organisation. Den Deutschen wiederum steckte mitunter die slavische Leidenschaft beim Ausbruch starker Gegensätze an. Oder er bändigte den Hang zu klarer Offenheit, um auch mal Schmeicheleien oder Zweideutigkeiten zu sagen, wenn er damit eher zum Ziel gelangte.

Wie ein Schachspieler die Züge des Partners genau verfolgen und alle Spielregeln gut beherrschen muß, so ist der Grenzlandmensch auf haarscharfes Beobachten eingestellt, um gute Züge in diesem ewigen Schachspiel des völkischen Überschneidungsraumes tun und erfolgreich parieren zu können. Er muß sich in beiden Welten diesseits und jenseits der Volkstumsfront schnell und sicher zurechtfinden und versuchen, des Partners auch innerlich habhaft zu werden. Er muß aber auch immer wieder um Verständnis für seine Lage beim Binnendeutschen werben, dessen Interesse in früheren Zeiten meist so gering war, daß große deutsche, im Mittelalter entstandene Volksinseln, z. B. zwischen Dunajec und San, im 18./19. Jahrhundert nach tapferer Gegenwehr untergehen konnten, ohne daß das Mutterland davon Notiz nahm, daß die Bambergerdörfer in Posen im 19. Jahrhundert unter den Augen der preußischen Behörden polonisiert werden konnten. Und wie sehr hat es auch den Holländern, Flamen, Luxemburgern, Elsässern, Schweizern gegenüber an einer psychologisch zielsicheren Grenzlandpolitik des Binnenlandes gefehlt! Wir wollen heute angesichts der sich unter Führung Adolf Hitlers vollziehenden Neuordnung nicht über Vergangenes klagen, sondern alles daran setzen, um in Zukunft unsere ganze Nation mit Verantwortung und Verständnis für die Volksgrenze zu erfüllen und sie ihr nicht nur in nüchternen Zahlen und Ordnungsgrundsätzen, sondern vor allem als Erlebnis nahebringen. Emil Lehmann hat einmal richtig gesagt, daß Verständnislosigkeit im Binnenlande die erforderliche Grenzhaltung geradezu erschweren und verhindern kann.

Die Grenzlandvolkskunde enthüllt uns, was schon Emil Lehmann erkannt hat, die Vorformen und Keimformen des politischen Verhaltens und die politische Selbsthilfe der Kämpfer an den Marken des Volksraumes. Hatte sie bisher die Betrachtung der Volkstumsentfaltung kaum anders als für die Binnengebiete durchgeführt, allenfalls noch das Hinüberwechseln von Kulturgütern und Überlieferungen untersucht, so soll sie nunmehr in unserer Arbeit von beiden Seiten her die Dynamik der gegeneinander gerichteten Volkstumserscheinungen, sowie die instinktive Reaktion der Nachbarschaft und des Zusammenlebens weitgehend veranschaulichen.

Damit weichen wir nicht von dem im Titel unserer Untersuchung genannten Thema ab, denn es ist ja gerade die Volksgrenze bzw. -zone, die die Bildung der Meinung über den Nachbarn entscheidend beeinflußt. Hier treten im Volkscharakter und in der Volksüberlieferung Züge auf, die dem Binnendeutschen fremd sind. Im Verhältnis zum Nachbarvolke ist alles kämpferischer, bewußter. An Überlieferung und Brauchtum wird zäher festgehalten, nicht nur, weil die abschleifenden und Neuerungen bringenden Einflüße der Kulturzentralen des Binnenlandes weniger wirksam sind, sondern weil man es sich selbst, aus dem Gegensatz zu denen von drüben heraus schuldig zu sein glaubt. Die völkische Angriffs- oder Abwehrbereitschaft angesichts des andringenden

Gegners gebietet, das Absinken alten brauchbaren Volksgutes zu verhindern, und immer wieder Kräfte der Gestaltung, Erhaltung und Vergemeinschaftung zu schaffen, zu beleben oder neu zu wecken.

Es entspricht der Andersartigkeit beider Volkscharaktere, daß in der deutschen Volksüberlieferung jene bei den Polen so zahlreich vertretenen Sprichwörter fehlen, die die These von der Ewigkeit und Unabänderlichkeit der polnisch-deutschen Erbfeindschaft aufstellen oder zu Tätlichkeiten und Kampf aufrufen. Für das polnische „Solange die Welt bleibt Welt, kein Pole es mit dem Deutschen hält" oder das sprichwörtliche „Wal go, bo to Niemiec" (Schlag ihn nieder, denn er ist ein Deutscher) findet man in der deutschen Überlieferung kein Gegenstück. Dagegen hat der Volksmund beider Partner eine Menge festgewordener Redewendungen und Sprichwörter geprägt, die in Form von Warnungen die Lehre enthalten, dem Nachbarn mit dem „falschen Blick" nie zu trauen, sondern ein ewiges Mißtrauen wachzuhalten. Die Bereitschaft, miteinander vertrauensvoll zu sprechen, sich zu verständigen und Achtung vor einander aufzubringen, nimmt zu mit der Entfernung von der Volksgrenze. In den deutschen Ostgebieten konnte es eine „Polenschwärmerei" wie in den Binnen- oder Westgebieten nie geben, ebenso wie die polnischen Stimmen, die für einen Ausgleich mit Preußen oder mit dem Deutschen Reiche eintraten, nie im Westen, sondern im Osten des ehemaligen Polen erklangen oder doch letzten Endes von dort ausgingen. Eine bedingt deutschfreundliche Zeitung wie das Wilnaer „Słowo" wäre vor 1939 in Posen undenkbar gewesen. Piłsudski, in der polnisch-russischen Überschneidungszone geboren, war ein Feind der Russen, nicht der Deutschen. Die geographische Verbreitung der die Nachbarfeindschaft fordernden oder untermalenden Volksweisheiten, die Entstehung deutschfeindlicher Romane und die Entwicklung deutschfeindlicher Denker und Politiker folgen alle ein und demselben Gesetz, das die Volksgrenze oder einzelne andere Berührungszonen diktieren.

Der gefühlsmäßig eingestellte Slave, vor allem der Pole neigt dazu, selbstverschuldete Mißerfolge oder Unglücksfälle dem Deutschen in die Schuhe zu schieben. Wind und Regen, wenn sie unerwünscht und lästig sind, kommen vom Deutschen. Ähnliche Glaubensvorstellungen, allerdings immer in milderer Form, treten auf deutscher Seite auf.

Seit Jahrhunderten stellt der Pole den Deutschen dem Teufel gleich, der in der Volksmeinung, Literatur und Malerei auch oft deutsch gekleidet und deutsch sprechend auftritt, so daß sogar, was noch in alten polnischen Wörterbüchern festgestellt werden kann, im Volke der Ausdruck „Niemiec" (Deutscher) oft zugleich die Bezeichnung des Teufels schlechthin war, genau so wie das dem Deutschen seines kurzen Rockes wegen nachgerufene Spottwort „kusy" (Kurzröckiger).

Eine besonders starke Verbreitung besaßen und besitzen alle mit der Kirche und Religion zusammenhängenden Volksüberlieferungen. Der Pole vermeint hier genau wie der Grenzland- und Volksinseldeutsche klare Fronten zu sehen und setzt katholisch gleich polnisch und protestantisch gleich deutsch. Kirche, Gott, Jesus, Maria und die Heiligen werden auf polnischer Seite nationalisiert und im Grenzkampf für sich in Anspruch genommen. Nicht nur im Volksmunde, sondern auch im Schrifttum kommt es vor, daß man z. B. an den Herrgott das Ansinnen richtet, den bösen Deutschen die Zähne aus dem Maule zu reißen, sie zu vernichten usw. In der Volksmeinung des polnischen Voll- oder Halb-

analphabeten gelten „der deutsche Gott" und „der deutsche Christus" als etwas anderes, weniger wertvolles als „der polnische Gott" und „der polnische Christus" und der Protestantismus nicht als ein anderes christliches Bekenntnis, sondern als eine ganz andere Religion*). „Polnischer Glaube" und „deutscher Glaube" stehen einander feindlich gegenüber. Zwar lehnten die Grenzlanddeutschen allzu „primitive" Vorstellungen und Legenden ab, doch gilt auch ihnen, da sie nur zum kleineren Teil katholisch sind, der Protestantismus als eine rein deutsche Angelegenheit, als der einzige für einen richtigen Deutschen in Frage kommende Glaube. Den Karfreitag z. B. empfanden sie beinahe wie einen nationalen Feiertag nur deshalb, weil die Polen ihn nicht feierten.

Der Gegensatz zwischen dem „polnischen" und dem deutschen Glauben zeichnet sich durch eine alle andern Reibungsvorgänge überragende Dynamik aus, die sich in Hunderten von Sprichwörtern, festen Redewendungen, Sagen, Schwänken, Legenden, Volksliedern, Spottversen, Spott- und Schimpfnamen widerspiegelt. Im Vergleich zu dem geradezu unerschöpflichen Vorrat an solchen Überlieferungen auf polnischer Seite wirkt der Ostdeutsche weniger beredt und weniger erfinderisch, doch zieht auch er mit beißendem Spott und schonungsloser Schärfe über den „polnischen Glauben" her.

Martin Luther spielt in diesem mit der Zunge ausgefochtenen Grenzkampf eine Rolle, mit der keine zweite geschichtliche Persönlichkeit in Wettbewerb treten kann. Indem der Pole Luther als Teufelssohn, als lächerlich und böse hinstellt, versucht er dem Deutschen, den er schlechthin einen „luter" nennt, eins auszuwischen. Vor den protestantischen Geistlichen hat man das polnische Volk seit jeher gewarnt, sie seien Zauberer, stünden mit bösen Mächten in Verbindung, läsen „schwarze Messen" und anderes mehr. Die Volksüberlieferung beider Partner führt auch einen kompromißlosen Kampf gegen die Mischehen, das Überläufertum und das Hin- und Herschwanken zwischen den völkischen und kirchlichen Fronten.

Auch die Sprachen der Nachbarn weisen zahlreiche Ausdrucksformen der Grenzfeindschaft auf. Doch tritt gerade hier die Problematik der Auseinandersetzung wieder stark in Erscheinung. Die Sprachen sind naturgegebene Brücken der Verständigung, zugleich aber auch die sinnfälligsten Merkmale der Fremdheit und des Gegensatzes. Lehnwörter aus der Nachbarsprache können die eigene Sprache, wenn in ihr die entsprechenden Ausdrücke fehlen, bereichern, aber zugleich ihre Reinheit und ihren Bestand gefährden, werden und wurden deshalb sowohl übernommen als auch bekämpft.

Der volksbewußte Grenzbewohner empfindet das Reden des Nachbarn nicht als Sprache, sondern als Kauderwelschen, als lächerlich, häßlich und unangenehm. Diese Ablehnung drückt der Volksüberlieferung, die sich in reichem, vielfältigem Maße mit der Nachbarschaft der Sprachen beschäftigt, ihren Stempel auf. Lehnwörter erfahren mitunter, vor allem auf deutscher Seite, eine Abwertung. „Polack" im Deutschen und „szwab" (Schwabe), „dajtszman" usw. im Polnischen sind Schimpfnamen. Man nimmt überhaupt Schimpf-, Spottnamen und Flüche gern aus der Nachbarsprache, in der sie beleidigender oder

*) Im Versailler Polenstaat gab es laut Statistik des Völkerbundes noch 1937 nicht weniger als 32,7% Analphabeten.

wuchtiger klingen. Welcher Grenzlandeutsche im Osten hätte nicht, wenn er auch sonst kein Wort Polnisch verstand, oft und gern „psiakrew" geflucht! In Mischdichtungen und Schwänken vom sprachlichen Mißverständnis werden die Nachbarsprache oder der Nachbar, der des anderen Worte nicht versteht, lächerlich gemacht, u. a. auch durch komische Verdrehungen von dessen Gebeten, Nationalhymnen, Vornamen, Nachnamen usw.

Was dem einen am anderen an rassischen Eigenschaften, Tracht, Gesellschaftsformen, Wirtschaft, Speisen usw. auffällt, dient zur humorvollen Typisierung, zur Erfindung von Spott- und Schimpfnamen. Poalsch (polnisch), schlunzig (vom poln. śląski = schlesisch) bedeutet im Munde vieler deutscher Dörfer soviel wie schlampig, unbeholfen, „niemcowaty" (deutschartig) im Munde der Polen soviel wie schwerfällig, plump. Eine „Niemra" (Deutsche) ist beim Polen, eine „Pulsche", „Pulke" (Polka), „Schlunze" (Ślązaczka = poln. Schlesierin) ist beim Deutschen die Bezeichnung für eine schlampige Frau schlechthin. Der Deutsche spricht vom „echten" oder „richtigen" Deutschen, den er sich groß, blond und blauäugig vorstellt und vom „echten Polen", oder „polnischen Grafen", die er sich klein, mit Stupsnase und breitem Gesicht oder groß, schlank, schwarzhaarig, leidenschaftlich vorstellt. Von einem Polen nordischer Rassezugehörigkeit sagt der Grenzlanddeutsche, er sähe „gar nicht wie ein Pole aus." Der Pole wiederum nennt den Deutschen spottweise „kasztan", d. h. rotbrauner Fuchs, wahrscheinlich der bei ihnen häufiger, bei Polen selten vorkommenden roten Haare wegen. Durch Legenden und Schwänke von der schimpflichen Herkunft oder vom üblen Geruch des andersnationalen Nachbarn versucht man, ihn zu erniedrigen, sich selbst zu erhöhen. Seit 700 Jahren bezeichnet der Pole den Deutschen als hundeblütig, als Hund schlechthin, „stinkende Hundeleiche" (szkieber), ab und zu auch als vom Schwein oder einer Ziege geboren, während der Deutsche vom Slaven annahm, daß diesem ein besonderer Gestank anhafte. Auf beiden Seiten spricht man dem anderen das Menschentum gern ab und sagt oft: „Das sind ja keine Menschen". Der Pole spricht vom Deutschen oft verächtlich in der Neutrumsform. Die andersartige, farbenfreudige Tracht des Nachbarn lehnte man ab, und betrachtete das Anlegen und Bewahren der eigenen als ein völkisches Bekenntnis und Erkennungszeichen, das Übernehmen der fremden als Verrat. Der Deutsche, der den schon erwähnten kurzen Rock, die Pantoffeln, Hüte, Strümpfe usw. mitbrachte, erhielt die Spottnamen „kusy" (kurzröckiger), „pantoflarz", „kapeluśnik" (Hutträger), „pończoszka" (Strümpflein) usw. Ähnliche Gegensätze weist das Nebeneinander der Gesellschaftskultur und des Gemeinschaftsgutes auf.

Wenn nun trotz der grundsätzlichen Ablehnung der Polen, deutsche Kulturgüter zu übernehmen, so unendlich viel von ihnen übernommen worden ist, so beweist das, daß sich jedes Kulturgut gegen Widerstände durchsetzen und regelrecht hinüberkämpfen mußte. Kampf ist also auch die Grundstimmung und das Grundgesetz des deutsch-polnischen Kulturaustausches gewesen. „Die deutsche Kartoffel", „der deutsche Speck", „die deutsche Wurst" wurden lange bekämpft, ehe sie die Polen anerkannten und selber übernahmen.

Das Neben- und Gegeneinander deutscher und polnischer Wirtschaftsgesittung findet in der Volksüberlieferung einen vielfältigen Aus-

druck. Der Deutsche stellt „deutsche Ordnung" der „polnischen Wirtschaft" gegenüber. Der Pole untermalt diesen Gegensatz, indem er dem Deutschen Geiz, Raffsucht anhängt oder doch bei Anerkennungen einen deutlichen Unterton des Neides und der Verbitterung mitschwingen läßt. Jeder betrachtet die eigenen Siedlungs- und Hausformen, Hofmarken, Geräte usw. als Schutz- und Kampfformen. Am Dunajez bildeten nach 1340 die polnischen Haufendörfer im Westen und die deutschen Waldhufendörfer im Osten die sichtbaren Zeichen und Bastionen zweier Volkstümer. Und so war es überall, wo die Siedlungsformen der Nachbarn zusammenstießen. Der Pole übernahm die fremden Vorbilder mit Widerstreben, wenn der Deutsche selbst als der Geber und Anreger in Erscheinung trat, dagegen ohne Hemmungen, wenn er sie aus zweiter Hand schon von seinesgleichen oder von verpolten deutschen Einwanderern empfing.

Dem Grenzkampf werden Humor, Spott und Witz dienstbar gemacht. Selbstverständlich muß — das gilt als strenge Regel des Grenzlandschwankes — der Gegner immer als dumm und übertölpelt belacht werden, obwohl man andrerseits in Sprichwörtern auch wieder seine Gerissenheit fürchtet und vor ihr warnt. Die Spottverse, Schimpfnamen usw., mit denen sich beide Völker beschießen, zählen nach Hunderten, wenn nicht gar nach Tausenden. Ihr wesentliches Merkmal bleibt die Derbheit. Beliebt ist das Motiv, sich selbst als stark und tapfer, den Nachbarn als schwächlich und feige hinzustellen, den spottenden Gegner durch eine witzige, derbe Antwort mundtot zu machen, ihn zu übertölpeln usw. Die Volksüberlieferung registriert auf beiden Seiten nur Schwänke, Anekdoten, Streitgespräche, in denen man selbst der Sieger, der andere der Unterlegene oder Hereingefallene ist. Autorenrechte gibt es bei dieser Auseinandersetzung nicht. Die meisten Schwänke, in denen wir verspottet werden, haben die Polen von uns übernommen, wie es überhaupt typisch ist, daß empfangene Kulturgüter oft nationalisiert werden. Obwohl die Schwankfigur des „Sowizdrzał" und die Sagenfigur des „Pan Twardowski" getreue Kopien des Till Eulenspiegel und des Faust sind, empfindet das polnische Volk sie als urpolnisch. Die deutschen Beiguß (bigos) und Sauer (żur) sind heute polnische Nationalspeisen. Usw.

Die psychologische Grundhaltung der Volksüberlieferung hat sich auch auf das Grenzlandschrifttum, vor allen Dingen auf den Grenzlandroman übertragen. Hier finden wir, besonders in der polnischen Literatur, auch die Überlieferungen und Glaubensvorstellungen des Volkes in reichem Maße verwertet. Die kompromißlose Schwarzweißmalerei und Nachahmung erdachter Schablonen nahm vielen Schriftstellern die Mühe ab, das Gegen- und Nebeneinander, sowie den Charakter beider Völker in seiner ganzen Tiefe ergründen zu müssen, vor allem denen, die nicht einmal die Sprache des Nachbarn beherrschten. Die These von der deutsch-polnischen Erbfeindschaft kehrte auch im polnischen Schrifttum in unzähligen Abwandlungen immer wieder, beherrschte es vollkommen und galt als Spitzenleistung jeder politischen Erwägung. Ein 1929 in Posen erschienenes Buch formulierte z. B.: „Seit undenklichen Zeiten tobt auf slavischem Boden der Kampf zweier Rassen, der Kampf des Bösen mit der Gutherzigkeit, des Verrats mit der Aufrichtigkeit, der Gemeinheit mit dem Edelsinn und der wahrhaften Aristo-

kratie des Denkens und Handelns"*). Der Schriftsteller, der sich vom Druck der polnischen öffentlichen Meinung freigemacht und statt des „deutsch-polnischen Antagonismus" verstandesmäßiger nur etwa vom Gegensatz der Interessen oder gar von einer notwendigen Zusammenarbeit geschrieben hätte, wäre nicht populär, sondern sehr unbeliebt geworden. Wer leichten Beifall finden wollte, mußte möglichst radikal gegen die Deutschen auftreten, sie bekämpfen oder lächerlich machen. Wie wenig die polnischen Schriftsteller sich die Meinung vom Deutschen und seiner großen Aufbauleistung im Osten gründlich erarbeitet haben, beweist die serienweise Abwandlung und Nachahmung einiger besonders beliebter Motive.

Der deutsche Industriepionier, vor allem der „Lodscher", kehrt immer als seelenloser Ausbeuter, Mädchenschänder, Banause usw. wieder. Daß der einwandernde deutsche Bauer mit seinen den Polen unbekannten Rodungs-, Entwässerungs-, Wirtschaftsmethoden und Siedlungsformen der Raumordner und -gestalter im Osten gewesen ist, will der polnische Roman nicht wahrhaben. Er schildert nur den Kampf um den Boden und den Sieg der polnischen Verteidigung, von einigen Ausnahmen abgesehen. Eine besondere Serie von Romanen und Erzählungen verherrlicht den Kampf der Polen gegen die „Kreuzritter", vor allem den Sieg bei Tannenberg (1410), dann die Aufstandskämpfe gegen die Deutschen nach dem Weltkriege, sogar auch den polnisch-deutschen Zukunftskrieg, den man sich allerdings anders vorstellte, als er 1939 dann in Wirklichkeit ausfiel. Selbstverständlich siegen in den Romanen, ähnlich wie in der Volksüberlieferung, immer die Polen. Die polnische Dichtung wurde, das muß man zugeben, geschickt und ausgiebig in den Dienst des Nationalitätenkampfes im Grenzraum gestellt und hat dabei eine hervorragende Rolle gespielt, wenn sie auch durch eine bedenkenlose Verfälschung der Geschichtswahrheit oft auf den Stand einer Hetz- und Greuelliteratur herabsank, wie der Roman „Die Kreuzritter" von Henryk Sienkiewicz und viele andere, besonders die sich gegen die preußische Schule richtenden Greuelerzählungen, jene Schule, die den polnischen Volksteil dem Analphabetismus entriß. Die polnisch-deutsche Mischehe erscheint als eine Verbindung von Gut und Böse. Die bekannte literarische Legende von der Wanda, die lieber ins Wasser sprang, als einen Deutschen heiraten zu müssen, erfuhr unzählige dichterische Bearbeitungen. Der polnischen Grenzlanddichtung stand früher eine in propagandistischer Beziehung nicht gleichwertige deutsche gegenüber.

Das Bild und die Meinung, die die Grenzlandvolksüberlieferung und -dichtung vom Nachbarn entwickelt haben, entstand jedenfalls nicht auf Grund der tatsächlichen, „objektiven" Gegebenheiten, sondern unter dem Einfluß der im Grenzraum gegeneinanderwirkenden politischen, soziologischen und psychologischen Triebkräfte.

Der Pole, vor allem der der Intelligenzschicht angehörende, ist ein Mensch des Gefühls und der Phantasie, durch die sich alles erst hindurch kämpfen muß, ehe es an die Vernunft gelangt. Im Laufe der vergangenen tausend Jahre hat er zunächst immer gegen jedes vom Westen hereindringende deutsche Kulturgut lange Zeit in einer gefühlsmäßigen

*) T. K. Wieczorkiewicz „Z dziejów bractwa kurkowego w Poznaniu". Posen 1928. S. 19.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Opposition gestanden. Diese Reaktion wühlte sein Inneres auf und ließ in seiner Überlieferung eine Unmenge Erinnerungen zurück, die sich auch dann noch weiter, meist bis in die Gegenwart hinein hielten, als die bekämpften deutschen Dinge schon längst übernommen waren. Diese Übernahme aber war dann schon mehr eine Angelegenheit der Vernunft. Sie berührte das Gefühlsleben des polnischen Volkes nicht und fand daher auch keinen Eingang in die Überlieferung. Allenfalls wußte das den jeweiligen Kulturaustausch bewerkstelligende Geschlecht davon, das nächste aber schon nicht mehr. Daher spiegelt sich in den meisten volkstümlichen Erinnerungen der Polen an die geschichtlichen Erscheinungsformen der deutsch-polnischen Nachbarschaft die sorgsam aufgespeicherte gefühlsmäßige Reaktion wider, nicht aber die Tatsache ihrer Überwindung, der jeweilige Sieg der Vernunft, dessen Frucht der kulturelle Angleich Polens an Westeuropa war.

Durch die Unterscheidung der Gefühls- und Vernunftsreaktion auf die Einwanderung der Deutschen und auf den deutschen Kultureinfluß im Spiegelbild der polnischen Volksmeinung wird aber das Problem nur von einer Seite beleuchtet.

Eine weitere Tatsache muß in Betracht gezogen werden, wenn man es in seiner ganzen Tiefe und Weite erfassen will. Es gab und gibt im polnischen Volke zwei verschieden handelnde und reagierende Gruppen:

Polen I. Hierzu gehört ein verschwindend geringer Hundertsatz des Gesamtvolkes, der alles, was von Deutschland und den deutschen Volksinseln kam, nicht gefühlsmäßig und blindlings als andersartig ablehnte, sondern vernunftmäßig prüfte, ob das Fremde nicht besser und nützlicher sei als das Eigene. Traf dies zu, dann entschloß er sich, es zu übernehmen, da eine Ablehnung ja Torheit und eine Schädigung des eigenen Volkes gewesen wäre. Polen I bildete daher zu allen Zeiten die Brücke, die Vorhut im Vormarsch der Kulturentwicklung, ohne dabei etwa eine Abwehr dem deutschen Nachbarn gegenüber auszuschalten. Es verstand, ihm durch Entlehnung seiner Organisationsmethoden, seiner Kulturgüter und seiner Menschen, Waffen aus der Hand zu winden und für die Interessen des eigenen Volkes fruchtbar zu machen. Polen I hat die Überlegenheit des deutschen Nachbarn, da wo sie vorhanden war, nüchtern zugegeben, aber dabei gleichzeitig versucht, sie durch eigene Anstrengungen wettzumachen. Polen I veranlaßte die deutschen Einwanderungen. Es mußte sich oft gegen die gedanken- und programmlose Deutschfeindlichkeit der öffentlichen Meinung durchsetzen und hatte einen schweren Stand.

Polen II. Hierzu gehört die Hauptmasse des Gesamtvolkes, die alles, was von Deutschland und den deutschen Volksinseln kam, erst immer lange Zeit hindurch rein gefühlsmäßig ablehnte, ohne es mit der Vernunft zu prüfen. Für Polen II trifft die Nachbarschaftsformel Znanieckis zu, die wir nachher noch einmal anführen: „Das fremde Gute ist schlecht, fremde Schönheit häßlich, fremde Wahrheit Lüge oder Irrtum, fremde Sprache Laute ohne Sinn, das Stottern eines ‚Stummen', fremde Heiligkeit Unreinheit, fremde Götter Teufel" (S. 39). Beurteilung ist immer gleichbedeutend mit Verurteilung. Daher werden Tapferkeit, Klugheit, Erfindungsgeist und Fleiß des Nachbarn lächerlich gemacht und herabgesetzt. Verherrlichung des polnischen und Verunglimpfung

des deutschen Volkes ist Patriotismus, jede Kritik am eigenen oder gar Lob des anderen Volkes ist Verrat. Wenn man selber etwas tut, ist es Recht. Tut es der andere, dann ist es Unrecht. An der Stelle der Wirklichkeit werden Wunschbilder, an die Stelle des Ernstes Spott gesetzt. Die Überlegenheit der Deutschen und ihrer Kulturformen wurde von Polen II entweder gar nicht oder sehr ungern anerkannt. Es steigerte sich selbst nicht durch ehrliche und solide Anstrengungen, sondern durch eine weder die Hirne noch die Arbeitskraft sehr in Anspruch nehmende Verächtlichmachung der Deutschen. Die Methode wurde sogar für klug und patriotisch gehalten. Polen II stand aber nicht nur dem deutschen Nachbarn, sondern auch Polen I ablehnend gegenüber. Dieses radikale Spannungsverhältnis zum deutschen Nachbarn, dieser Damm wirkte zwar oft volkstumbewahrend, aber zugleich immer kulturbzw. fortschritthemmend. Polen II hat den Stempel seiner gefühlsmäßigen Haltung der gesamten öffentlichen Meinung im Lande aufgedrückt. Sein Glaubensbekenntnis ist „die These von der Unüberbrückbarkeit des polnisch-deutschen Gegensatzes", seine Logik — Mythos und Legende, seine Ethik — der die Rechte des Nachbarn mißachtende nationale Eigennutz und das sich in der Geschichte oft wiederholende Abschieben eigener Schuld oder die Ursache irgendwelcher unangenehmen Ereignisse auf die Deutschen.

Polen II führte den Volkstumskampf gegen die deutschen Einwanderer. Seine Meinung war richtunggebend für die Gestaltung des Bildes vom deutschen Nachbarn und der deutsch-polnischen Nachbarschaft in der Volksüberlieferung und Literatur, auf die Polen I nur einen geringen Einfluß auszuüben vermochte. —

Die polnische Volksmeinung und -überlieferung bilden den Resonanzboden, auf dem die Dichter die Saiten für ihr Konzert spannten. Um deren psychologische Grundlagen, die wir nachher noch genauer klären, anzudeuten, bringen wir einige Beispiele:

Beispiele	Kulturgefälle	Gefühlsreaktion bei Polen II	Vernunftreaktion bei Polen I	Einfluß auf die Überlieferung
1	Der „kurze deutsche Rock" kommt mit der Einwanderung nach Polen.	Der Spott der Polen, die damals lange Gewänder trugen, richtet sich sofort gegen die neue Kleidung. Man neckt den Deutschen als „kusy" (Kurzröckigen), kleidet den Teufel in „deutsche Kleidung", über die man zahlreiche Spottverse usw. dichtet. Den Volksgenossen, die als erste den kurzen Rock der Deutschen übernehmen, verdrischt man den Buckel. Nach Jahrzehnten wird die dt. Kleidung dennoch übernommen.	Polen I überzeugt sich sofort, daß der kurze Rock praktischer ist als der lange und übernimmt ihn. Polen II wirft ihm Verrat an der Vätersitte vor. Erst im Laufe vieler Jahrzehnte setzt sich der Standpunkt von Polen I durch.	Die Vernunftreaktion von Polen I und die Tatsache, daß man den kurzen Rock von den Deutschen übernommen hat, gerät schnell in Vergessenheit. Die Gefühlsreaktion von Polen II ruft zahlreiche Überlieferungen hervor, die heute noch lebendig sind. Der Teufel z. B. geht heute noch in Polen in deutscher Tracht.

Beispiele	Kulturgefälle	Gefühlsreaktion bei Polen II	Vernunftreaktion bei Polen I	Einfluß auf die Überlieferung
2	Deutsche Kolonisten bringen die Kartoffeln nach Polen.	Polen II ekelt sich vor dieser neuen Frucht. Es nennt die Deutschen „Kartoffelfresser" mit „kartoffligen Bäuchen" und „kartoffligem Verstande" und dichtet unzählige Spottverse. Es dauert nahezu 150 Jahre, bis sich die neue Frucht als das wichtigste Volksnahrungsmittel im ganzen Lande durchsetzt.	Polen I erkennt schnell die Bedeutung der neuen Frucht und fördert durch die Gründung deutscher Musterdörfer ihre Verbreitung.	Das poln. Volk weiß heute nicht mehr, daß die Deutschen ihnen die Kartoffeln gebracht haben. Laut Statistik ißt heute ein Pole achtmal so viel Kartoffeln wie ein Deutscher. Trotzdem ist dieser in der Literatur und Volksüberlieferung der Polen der „Kartoffelfresser" geblieben
3	Deutsche Einwanderer des Mittelalters bringen eine neue Speise „sur" (Sauer) nach Polen.	Polen II lehnt die langweilig schmeckende Speise ab, da man nach ihr gähnen müsse. Später übernimmt man sie.	Polen I probiert und übernimmt die neue Nahrung, die als „żur" eine polnische Nationalspeise wird.	Die heutige Überlieferung rühmt sich den Deutschen gegenüber der Nationalspeise und verspottet sie, daß sie diese Speise nicht kennen und sich ihren Namen nicht gut merken können (Żur-Schwänke).
4	Die deutschen Einwanderer fallen den Polen durch ihre Sparsamkeit auf, mit deren Hilfe sie schnell vorwärtskommen.	Polen II ersinnt Sprichwörter, Spottverse und Schwänke über den dt. Geiz.	Polen I übernimmt und propagiert die deutsche Wirtschaftsgesittung. „Sparsamkeit ist nicht Geiz", verkündete es auf Plakaten und Briefumschlägen polnischer Wirtschaftsorganisationen.	Die poln. Volksüberlieferung kennzeichnet nach wie vor nur den dt. Geiz und Materialismus.

Daraus ergibt sich beispielhaft der Anachronismus vieler polnischer Volksüberlieferungen und -meinungen vom Deutschen. Die Tabelle könnte unentwegt fortgesetzt werden. Fast alle geschichtlichen Erscheinungsformen der deutsch-polnischen Nachbarschaft wären in der gleichen Weise zu kennzeichnen, soweit es sich um das die öffentliche Meinung diktierende Polen II handelt, das geradezu blind war für alles, was an enger Zusammenarbeit beider Völker geleistet worden ist. Was sich dagegen an törichten Gefühlen ursprünglich gegen sie richtete und in Hunderten von Volksdichtungen temperamentvollen Ausdruck fand, hat sich bis zum heutigen Tage erhalten. Der Pole Jan St. Bystroń hat in seinem Buch „Die Großmannssucht der Völker" (1935) folgendes über das Bild des Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung festgestellt:

„Über diese der Abstammung, Sprache, Kultur, Weltanschauung, oft auch der Religion nach fremden Menschen entwickelte sich im Laufe der

Jahrhunderte eine recht einheitliche Meinung der polnischen Bevölkerung, die sich teilweise bis zum heutigen Tage überlieferungsmäßig hält, obwohl die polnisch-deutschen Beziehungen wesentlichen Veränderungen unterlagen. Diese Meinung ist übelwollend, mitunter geradezu geringschätzig oder verächtlich, bestenfalls abwartend neutral oder auch uneigennützig satirisch. Man darf nicht vergessen, daß diese Meinung der Schlachtschitz schuf, der sich selbst für einen Thronkandidaten hielt und den deutschen Kolonisten oder Bürger und sogar den in der fremdländischen Söldnerabteilung dienenden deutschen Edelmann geringachtete. Diese Meinung griffen der polnische Bürger oder Bauer auf, die haßerfüllt die Erfolge des fleißigen und sparsamen Deutschen mit ansahen." —

Für das Schrifttum unseres Nachbarvolkes ließe sich eine ähnliche Tabelle aufstellen wie für die Volksüberlieferung. Hier äußert sich die Nachbarfeindschaft nicht nur in der Verzerrung des deutschen Wesens und des deutsch-polnischen Wesensgegensatzes, sondern darüber hinaus noch in einer gewaltsamen und stilwidrigen Umdichtung der Geschichte der deutsch-polnischen Nachbarschaft, in der Herstellung zahlloser Legenden und Mythen. Auch im Schrifttum ist eine Scheidung in Polen I und Polen II am Platze. Polen I zog aus der Tatsache, daß Deutschland 1936 auf der Olympiade 33 goldene, 26 silberne, 30 bronzene Medaillen und bei den akademischen Weltsportkämpfen in Paris 221 Punkte gewann — Polen hatte 0 goldene, 3 silberne, 3 bronzene Medaillen und nur 21 Punkte — nüchterne Rückschlüsse auf die Notwendigkeit einer verstärkten sportlichen Erziehungsarbeit. Polen II sah das alles nicht. Es dichtete weiter Romane (noch 1936 und 1937!), in denen die deutschen Figuren immer nur dicke Bäuche haben und sich plump „wie Ochsen" bewegen (Vergl. S. 165). Kluge Politiker haben Jahrhunderte hindurch immer wieder nach Polen deutsche Menschen geholt, die ihnen halfen, ein Bollwerk der westlichen Kultur zu werden. Es gibt Hunderte von Einzelurteilen wissenschaftlicher Vertreter von Polen I, die die deutsche Aufbauarbeit anerkannt und gelobt haben. Polen II (Wańkowicz u. a.) dämonisierte, verschwieg, leugnete und bekämpfte sie in unzähligen Gedichten und Romanen, die den Eindruck vermittelten, als habe es zwischen Deutschen und Polen nie etwas anderes als Krieg und Haß gegeben. Die geschichtlichen deutschen Aufbaukräfte in Polen erscheinen in der gegnerischen Literatur meist als Kräfte der Zerstörung Sie weist nichts von dem auf, was uns selbst an Vorstellungen vom Wesen des „Volkes der Dichter und Denker" vorschwebt. Der Pole Jesionowski rügte in der Zeitschrift „Kultura" (1938 Nr. 33), die polnischen Schriftsteller zeichneten den deutschen Nachbarn immer nach einer Schablone: „Der Deutsche muß immer fett, ordinär, trivial, geizig, ohne jede Gesellschaftskultur... feige, hinterlistig sein".

Da dieses Buch im wesentlichen die Frage beantworten soll, wie sich die „deutschen Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens" im Urteil des polnischen Volkes widerspiegeln, sei die Antwort im voraus gegeben:

1. In der Nachbarschaftszone der beiden Völker löste das Übertragen von Kulturgütern in der Erinnerung der Empfangenden nicht Anerkennung und Dankbarkeit, sondern Haß und Feindschaft aus. Zeiten des Gegensatzes blieben im Gedächtnis des Volkes haften, während Zeiten der Zusammenarbeit ins Unterbewußtsein hinabsanken.

2. Die Urteile der Polen über die Deutschen in der Volksüberlieferung und Literatur charakterisieren mehr den Urteilenden als den Beurteilten. Überall, wo wir den Legenden und Mythen nachspürten, stießen wir nicht auf die starken, sondern auf die schwächsten Seiten des polnischen Volkscharakters.

3. Die sich gegen das Deutschtum richtenden polnischen Mythen und Legenden, die Aufpeitschung der gegenkolonisatorischen Kräfte, sowie die grundsätzliche Abdämmung aller deutschen Kultureinflüsse durch Polen II, haben zwar oft die seelischen Widerstände gegen die Überfremdung und Umvolkung gestärkt. Da sie aber dem polnischen Volke den Blick für die Wirklichkeit nahmen und an Gedankenlosigkeit, Oberflächlichkeit und geistige Unreife appellierten, bildeten sie zugleich ein Hindernis für die kulturelle Entfaltung der Polen und für die Gewinnung eines klaren politischen Urteils. Die Folgen waren im 18. Jahrh. der Niedergang und die Teilungen und im Jahre 1939 der Sturz in den Abgrund.

Der methodische Aufbau der Darstellung

Da sich in der gegenseitigen Beurteilung der Völker eine gewisse Gesetzmäßigkeit offenbart, haben wir den europäischen Hintergrund mit gekennzeichnet und immer wieder Parallelen zu anderen Volksgrenzen und -auseinandersetzungen gezogen. Vielleicht läßt sich später auf Grund weiterer Forschungen eine „Psychologie der Volksgrenzen in Europa" entwickeln. Um im Gegensatz zu der früheren romantisch-beschaulichen Volkskunde die schon einmal betonte große Dynamik der Volkstumsgüter klarzustellen, die sich nirgends so eindeutig offenbart wie im Gegeneinander des Grenzlandes, haben wir die Volksgrenzen und Berührungszonen nicht nur von der Gegenseite, sondern auch von uns aus zu sehen versucht. Es mußten also auch die deutsche Volksüberlieferung und Literatur, soweit sie den Polen kennzeichnen, berücksichtigt und zum mindesten angedeutet werden.

Notwendig erschien uns auch, den Forschungen über die fremden Volkscharaktere, denen die volkskundliche Betrachtungsweise fehlte, neue Anregungen zu geben. Bisher urteilte man über die anderen meist nur nach den Gipfelleistungen ihrer bekannten Geistesgrößen, von oben. Wir betrachteten es dagegen als notwendig, jene sie beherrschende Grundhaltung zu erhellen, die im Denken, Fühlen und Kämpfen der breiten Masse des Volkes wurzelt, also von unten auszugehen.

Meinen Mithelfern bei der Sammlung und Aufzeichnung der Volksüberlieferungen hatte ich eingeschärft, nur solche zu berücksichtigen, die seit langem bekannt waren. Da die Sammelarbeit in allen Gebieten des gewesenen Versailler Polenstaates durchgeführt wurde und Vergleichsmaterial aus anderen Grenzzonen vorlag, konnte die Echtheit und Verbreitung leicht nachgeprüft werden. Nicht möglich war das bei einer Reihe von Sprichwörtern aus den gedruckten polnischen Sammlungen, die wir in der mündlichen Überlieferung nicht mehr angetroffen haben und die vielleicht zum Teil geflügelte Worte literarischer Herkunft sind. Bei dem in den früheren deutschen, jetzt umgesiedelten Volksinseln aufgezeichneten Material ließen wir den alten Herkunftsort stehen, obwohl sie inzwischen fast durchweg in den Reichsgau Wartheland umgesiedelt worden sind. Benutzt wurden für den ersten

Teil deutsche, polnische, ukrainische, russische und vergleichsweise serbische, madjarische, französische und englische volkskundliche Arbeiten. Der größere Teil des volkskundlichen Materials mußte aber erst durch eine mühselige, jahrelange Arbeit erstmalig aus dem Volksmunde aufgezeichnet werden.

Aus diesem Grunde haben wir den wichtigen, bisher für keine andere Volksgrenze zusammengestellten Stoff fast ganz veröffentlicht und uns nicht darauf beschränkt, nur über ihn zu schreiben. Seine Anordnung ist aber so erfolgt und der große Zusammenhang in jedem Kapitel und Abschnitt so weitgehend erklärt, daß nicht nur die Legenden und Mythen vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur gekennzeichnet, sondern darüber hinaus auch die Grundlagen einer Psychologie der deutsch-polnischen Nachbarschaft herausgearbeitet worden sind. Wiederholungen ließen sich dabei nicht vermeiden, da einzelne Dinge sowohl in dem einen als auch in dem anderen Abschnitt gebracht werden mußten. Wir vertiefen und ergänzen unsere Darstellung durch die Wiedergabe einer Reihe von Werken der polnischen Malerei, die dem Grenzkampf dienten, durch Postkartenreproduktionen und durch Verwendung zur Bebilderung von Büchern, Kalendern usw. vielfach in Zehntausenden von Exemplaren verbreitet waren und daher die Vorstellungen vom deutschen Wesen entscheidend mitgestalteten.

Bei der Behandlung und Anordnung des Stoffes beider Teile, sowohl des volkskundlichen, als auch des literarischen, ließen wir uns ferner von dem Gedanken leiten, den Dichtern der Grenzlandromane unseres Ostens die Schau in die tiefen Ursachen und die wichtigsten Ausdrucksformen der polnisch-deutschen Auseinandersetzung zu erleichtern. Bekämpfen kann nämlich das Zerrbild vom Deutschen in der Volksmeinung des andersnationalen Ostens mehr als der volkspolitische Wissenschaftler der deutsche Dichter, indem er die verehrungswürdige Aufbauleistung der deutschen Ordner und Gestalter im Osten, ihre beispielhafte Treue zum Volkstum und wahres deutsches Wesen in der Hochform unserer Sprache werbekräftig kündet.

Möge deshalb das vorliegende Werk auch aufgefaßt werden als eine Mahnung an unsere Dichter, uns geistiges Rüstzeug für den Grenzkampf im Osten zu schmieden.

Erster Teil

Das deutsche Wesen und der deutsch-polnische Wesensunterschied im Spiegel der polnischen Volksüberlieferung

1. Kapitel.

Der europäische Hintergrund

Schon in den ältesten Zeiten hat es einfache Sammelformeln über die Eigenschaften von Stämmen und Völkern gegeben. Im Mittelalter wanderten in Europa Handschriften „De proprietatibus gentium" umher. Im 14. Jahrhundert zählte man die Völker nach der Schönheit ihrer Frauen auf. Jahrhunderte hindurch hat sich in vielen Ländern, in Polen bis zum heutigen Tage, ein altes „praeambulum" erhalten, das in verschiedenen Fassungen bekannt ist[1]):

„Alle Brücken im Lande Polen,
Die Mönche in Böhaim unverhohlen,
Das Kriegsvolk aus Mittagsland,
Die Nonnen in Schwaben wohlbekannt,
Der Spanier und Wenden Treu',
Der Preußen Glaub' und harte Reu',
Der Franzosen Beständigkeit,
Und der Deutschen Nüchternheit,
Samt der Walen Andacht,
Sind einer Bohne Wert geacht!" [2])

Zusammenstellungen dieser Art waren schon um 1500 üblich. Die jetzt im Gebiet des Generalgouvernements umlaufenden Fassungen betonen meist: „Polnische Brücken, deutsche Fasterei; französische Ehe, ist eine Narretei."

Wir wollen nun eine kleine Auswahl ähnlicher Formeln hintereinander anführen. Man trifft sie in vielen europäischen Sprichwörtersammlungen an.

„Als Lucifer hingerichtet wurde — heißt es im Polnischen — da zersprang der Teufel in viele Stücke. Sein Kopf fiel nach Spanien (ihre Sünde ist der Hochmut), das Herz nach Italien (die Italiener sind verräterisch), der Bauch nach Deutschland (wo man verfressen ist), die Hände zu den Türken und Tataren (sie rauben und morden), die Füße nach Frankreich (sie springen und tanzen gerne), und Polen bekam eine Tafel (einen Lügner und einen Rechtsverdreher, die das Recht aufschreiben und bei den Sejmtagungen wieder auslöschen)" *).

Der Vergleich mit den europäischen Vorlagen ergibt, daß der Schluß von einem selbstkritisch eingestellten Polen für die heimischen Verhältnisse zurechtgestutzt und verändert worden ist[3]).

*) Bei Gaidoz-Sébillot: „Blason pop. de la France", S. 7, die tschechische Fassung.

Auf Abraham a St. Clara soll folgendes Sprichwort zurückgehen:

„Wer einen Franken von Grobheit — einen Spanier von Stolz —
einen Österreicher vom Saufen — einen Böhmen vom Lügen —
einen Graner vom Klauben — einen Polacken vom Rauben —
einen Welschen von der Buhlerei — einen Franzosen von der Untreu —
einen Baiern vom Kaudern — einen Schwaben vom Plaudern —
bekehren kann — den laß ich sein einen Biedermann" [4]).

„Spanische Einfachheit, italienisches Geben,
Polnische Ordnung, preußisches Hofleben,
Dänischer Staat, englische Freiheit,
Deutsche Demut, französische Reue,
Schottische Muße, moskowitisches Wort,
Türkische Ehe, italienische Treue,
Jüdische Predigt, arianische Liebe, —
Das sind alles verdächtige Triebe" [5]).

(17. Jahrh. Polen)

„Itaque ut hispanus proprie theologus,
italus philosophus,
gallus poeta,
germanus historicus,
ita polonus orator est" [6]).

(16. Jahrh.)

Die Franzosen sagen: „Betrunken wie ein Pole („gris comme un Polonais"), diebisch wie ein Amerikaner, eifersüchtig wie ein Spanier, frech wie ein Araber, hochmütig wie ein Schotte, kalt wie ein Holländer, rachsüchtig wie ein Korse, streitsüchtig wie ein Deutscher" [7]).

„In Spanien ernährt sich ein Praktiker, in Italien ein Arzt,
in Frankreich ein Friseur, in Deutschland ein Handwerker,
in Dänemark, England und Schottland ein Kaufmann,
in der Walachei ein Dieb, in der Türkei ein Soldat,
in Polen ein Prokurator, in Moskau ein Lügner
und in Preußen ein Landwirt" [8]).

(Poln. — 18. Jahrh.)

„Das martialische Polen, das wachsame Preußen, das witzige Niederland, das reiche Flandern, das niedliche England, das verliebte Frankreich, das herzhafte Schweizerland, das listige Savoyen, das verschmitzte Italien" [9]). (Deutsch)

„Die Russen handeln aus Furcht und Zwang, die Triebfeder der Deutschen ist Gehorsam, der Schweizer Neigung zur Ruhe, der Polen Freiheit der Stimme, der Franzosen Ehre des Königs, Ruhm, der Engländer Liebe zur Freiheit" [10]). (Deutsch)

„Am besten ißt man in Polen,
trinkt man in Ungarn,
schläft man in Deutschland,
liebt man in Italien" [11]). (Poln.)

„Der Masovier zu Kampf und Streit. — Der Deutsche zum Kleid. —
Der Pole zur Ratsbank. — Der Litauer zum Zank" *).

*) Das Sprichwort wurde mir freundlicherweise von Univ.-Prof. Dr. Konrad Górski-Wilna mitgeteilt. Es lautet poln.: „Mazur do boju. Niemiec do stroju. Polak do rady. Litwin do zwady."

„Jeder Tscheche ein Spielmann. — Jeder Italiener ein Arzt. — Jeder Deutsche ein Kaufmann. — Jeder Pole ein Edelmann" — [12]).

Auch über die Klugheit und Gerissenheit der einzelnen Völker gab es ähnliche Aussprüche, die dann jeder für seine heimatlichen Verhältnisse umformte.

In Deutschland sagt man:

„Der Deutsche denkt es aus, der Franzose macht's nach zu Haus, der Brite kommt hinterdrein und steckt den Nutzen ein" [13]).

In Polen heißt eine der vorhandenen Fassungen:

„Der Engländer hat die Idee. Der Franzose führt sie aus. Der Deutsche verbessert sie. Und der Pole greift sie auf und — kauft" *) [14]).

„Den Polen betrügt der Deutsche, den Deutschen der Italiener, den Italiener der Spanier, den Spanier der Jude, den Juden aber betrügt nur der Teufel" [15]).

Ein altes deutsches Sprichwort lautet:

„Der Pol und der Böhm haben einander lieb; kompt darzu ein Ungar, so sinds drey rechte Dieb."

„Der Italiener ist weise vor dem Schaden, der Deutsche im Schaden, der Pole kommt erst nach dem Schaden zu sich" [16]). (Deutsch)

Ein in einem kleinpolnischen Dorf aufgezeichneter Vers lautet:

„Die Franzosen sind Ritter, die Österreicher verfluchte Hunde, die Deutschen Bestien, und die Polen Draufgänger" [17]).

Formeln, Witze und Anekdoten solcher Art wurden nicht nur in früheren Jahrhunderten von fahrenden Schülern und Handwerkern gern erzählt, sondern wandern auch heute noch durch die Welt. So erfreute sich z. B. in den letzten Jahren ein angeblich von Paderewski erdachter Vergleich großer Verbreitung, der die Völker an einer von jedem zu schildernden Elefantenjagd charakterisierte. Der Deutsche schreibt einen dreibändigen „Versuch einer Einführung in die Psyche eines Elefanten"; der Franzose „der Elefant und sein Liebesleben"; der Russe „Gibt es überhaupt Elefanten?"; der Pole „Der Elefant und die polnische Frage".

Mögen diese weit verbreiteten Überlieferungen auch meist der wissenschaftlichen Kritik nicht standhalten, so kann man ihnen doch auch manch witzige Beobachtung nicht absprechen.

In wie hohem Maße die starrgewordenen formelhaften Urteile der Völker übereinander nicht die Frucht einer gründlichen Prüfung, sondern entlehnte und für den heimischen Gebrauch zurechtgestutzte Wandermotive sind, ergibt sich aus dem Vergleich des Sprichwörterschatzes der europäischen Völker, wo überall die Neigung vorherrscht, die schlechten Seiten der Nachbarn zu bemerken oder feststellen zu wollen und die guten zu übersehen. H. Gaidoz und Paul Sébillot haben in „La France merveilleuse et légendaire. Blason populaire de la France" (Paris 1884) auch Sprichwörter des Auslandes über die Franzosen und umgekehrt zusammengetragen, ohne den psychologischen und kulturgeschichtlichen Zusammenhängen nachzuspüren. Das gilt auch für G. M. Küffner „Die Deutschen im Sprichwort"

*) Oder: „Francuz zmyśli, Niemiec zrobi, Polak głupi, przyjdzie i kupi." O. Kolberg: „Lud", Kaliskie I,37.

(Heidelberg 1899), wo eine geringe Anzahl fremder Urteile über unser Volk aufgezählt und zum Teil nicht richtig erklärt wird. Aufschlußreiche Parallelen bietet die gesamtslavische Sprichwörtersammlung des Tschechen Fr. L. Čelakovský „Mudroslovi národu slovanského ve přislovich" (Praha 1852). Überall herrscht die Neigung zu derben Vergleichen. Der Tscheche unterscheidet: „Die Deutsche in den Stall, die Tschechin in die Küche, die Französin ins Bett." Umgekehrt nennt der Franzose einen Vagabunden mundartlich „Boimé", eine Hure „Boimo" (Vivre comme un Bohème), der Engländer einen Gauner und Hochstapler „polish count" (poln. Graf). In Argentinien bedeutet „Polacca" (die Polin) soviel wie Hure und wird als Beleidigung empfunden. Das polnische Schrifttum erklärt diese Tatsache damit, daß dort die Prostituierten meist Jüdinnen aus Polen waren. Greta, Gretka, Grytusia (Gretchen) diente den polnischen Dichtern des 16. und 17. Jahrh. als Name für ein leichtfertiges, für Geld zu kaufendes Mädchen. Mit dem Schimpfwort „Schwein" beehren sich viele Völker Europas gegenseitig. „Gavacho puerco", „gavaches" flucht der Spanier im Zorn auf den Franzosen, „sale Boche" der Franzose auf den Deutschen, „wendische Sau" und „polnisches Schwein" der Deutsche auf die Wenden und Polen, „litauisches Schwein" der Pole auf den Litauer. Und dieser unschöne Vergleich fehlt an keiner Volkstumsfront von den Pyrenäen bis zum Ural. In Frankreich wendet man den volkstümlichen Vergleich „schmutzig wie ein ..." nicht weniger als auf fünf andere Völker an, auf den Engländer, Deutschen, Polen, Spanier und Tschechen. Für sich beschmutzen oder vollmachen sagt man „faire un Prusse", für Rülpsen „ein deutscher Seufzer", in der Champagne für die Ruhr der Pferde „Deutschlandübel", in Ungarn für Durchfall „deutscher Bauch". Im 16. und 17. Jahrhundert war jede Nation eifrig bemüht, dem Nachbarvolke die Schuld am Ausbruch der Syphilis in die Schuhe zu schieben. Die Franzosen bedankten sich für die Verseuchung ihrer Söldner in Italien mit der Bezeichnung „mal de Napoles", die Italiener quittierten mit „Malum Francorum". Die Portugiesen sprachen vom „mal de Castilla", die Spanier vom „Malo gallico", die Deutschen und Polen vom „Franzosenübel", die Russen von der „Polnischen Krankheit", die Perser von der „Türkischen Krankheit", die Orientalen vom „Portugiesischen Übel". Die Pest nannte man damals in Norddeutschland „den englischen Schweiß". (Vergl. auch englische Krankheit, spanische Grippe, hiszpanka usw.). Im Burgenland und in der Batschka gilt das Fieber im Volksmunde der Deutschen als „die ungarische Krankheit". Die Verfilzung der Haare, der sog. Weichselzopf, heißt seit jeher im europäischen heilkundlichen Schrifttum „plica polonica". Und so weiter!

Neben den volkstümlichen Versformeln über die Eigenschaften der Völker, von denen das Werk Gaidoz-Sébillot verschiedene französische Parallelen und Ergänzungen enthält, hat es seit dem 16. Jahrh. auch nicht an gelehrten und dichterischen Versuchen gefehlt, umfassende volkskundliche Sammelbilder von den Nationen zu entwerfen.

Seit Sebastian Francks „Weltbuchspiegel" (1534) und Sebastian Münsters „Kosmographey" (1544) sind Bücher, Gemälde, Dichtungen, längere Volkslieder, die Vergleiche anstellten, häufiger geworden, und zwar in vielen Ländern*).

*) Darüber Angaben bei St. Kot: „Rzeczpospolita Polska w literaturze polit. za-

Aus: M. Haberlandt „Ölbild mit Darstellung der europäischen Nationen". Werke der Volkskunst. Bd. II. Wien 1914. S. 78. Der Text des aus dem 18. Jahrh. stammenden Ölgemäldes schildert derb die körperlichen, geistigen und moralischen Eigenschaften der europäischen Völker mit stark satirischer Absicht. Bilder dieser Art waren in früheren Jahrhunderten oft auf den Wänden der Gasthäuser zu finden. Sie entsprachen der volkstümlichen Handwerksburschengeographie.

Mit derb satirischer Absicht schildert das von uns wiedergegebene Ölgemälde aus Oberdeutschland (18. Jahrh.) die körperlichen, geistigen und sittlichen Eigenschaften der europäischen Nationen[18]).

Um auch eine Probe von der Dichtung zu bringen, sei aus dem bekannten „Wirydarz Poetycki" des Polen J. T. Trembecki (17. Jahrh.) aus einer Beschreibung der Nationen die Darstellung des Deutschen und Polen entnommen und übersetzt. Trembecki hat sie einer englischen Quelle wörtlich entlehnt, die sich selber wiederum auf andere europäische Formeln und Vorbilder stützt[19]).

Daß auch hier die Freude jener Zeit an der Derbheit und der Hang zur Satire auf die Formulierung einen entscheidenden Einfluß ausgeübt haben, wird der unser Buch aufmerksam studierende Leser klar erkennen:

Die Deutschen.

Die Deutschen Reinlichkeit wahren,
Von jung an sind sie erfahren.
In der Kunst genannt,
Im Handwerk bekannt.
Sie sind treu und wahr,
Ohne Falsch immerdar.
Bei der Arbeit tüchtig,
Sauflustig und rachsüchtig,
Kameraden beim Zechen.
Im Rat weise sie sprechen.
Auf Gewinn erpicht,
Aber unehrlich nicht.
Sie sind alle verwandt,
Als Gevatter bekannt.
Was sie versprechen,
Das tun sie nicht brechen.
Sie reisen und wandern
Von einem Ort zum andern.
Und in der Ferne
Lacht man über sie gerne,
Wo sie trinken,
Fühlen sie sich durchaus,
Als wären sie zu Haus.
Das Schönste beileibe
Ist ihnen Suppe, bei einem Weibe.
Wo sie das haben,
Sie nicht von dannen traben.
Sie bewahren die Sitten,
Große und Kleine sind gleich gelitten.
Zur Zucht sie neigen hin,
Das steckt schon in ihnen drin.
Ihre Gesten grob und schwer,
Ihre Sprache sehr vulgär.
Sie wettern und schrei'n,
Befressen sich und spei'n.
Im saubren Haus sie streben
Nach reichem Kindersegen.
Last sie tragen,
Ohne zu fragen,
Woher sie kommt.
Ob ein Krieg mit Recht
Oder nicht mit Recht,
Für's Vaterland sind sie bereit,
Aber auch zum Bruderstreit.
Immer sind sie drauf eingestellt:
Sie schreien nach Geld.
Sie bespötteln und bekritteln
Die Religion mit allen Mitteln.
Sie glauben nur, was sie gesehn.
Und die heilige Lehre sie so verstehn,
Daß man das Fegefeuer,
Obwohl es nicht geheuer,
Nicht fürchtet sehr,
Sie wüßten's vom Himmel her.
Das sind, wie bekannt,
Die Sitten im deutschen Land.

Die Polen.

Die Polen sind kühn,
Sie reiten ungestüm.
Voll Edelsinn und Ruhm,
Doch woll'n sie nicht viel tun.
Des Adels Gut —
Sein Freiheitsstatut,
Seit alters getätigt
Und rechtlich bestätigt.
Er betrachtet schief
Den Adel von Brief.
Aber auch fürstliche Häupter
Zählen nicht weiter.
Sie sind nicht verschwiegen,
Und weinen, wenn sie Schläge kriegen.
Sie verschwenden gern,
Habsucht liegt ihnen fern.
Sorgen sie nicht hegen,
Ohne Zwang sie leben
Und genießen, ohne zu erwägen,
Was es wird morgen geben.
Laden sie zum Trinken ein,
Kommt es leicht zu Streiterein.
Und wenn einer aus nicht trinkt,
Er ihnen als Verräter dünkt.

---

chodu." Krak. 1919. — E. Schmidt: „Deutsche Volkskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation". Berlin 1904. — „Charakteristik der vornehmsten europäischen Nationen". Aus dem Englischen, Leipzig 1772. — Haberlandt: „Dt. Volkskunde". (Reihe „Volk", I), Halle 1936. — Vergl. auch A. Wesselski „Der Tscheche im deutschen Volksspott". In „Deutsche Arbeit", Jg. 19.

Doch welches Vermessen,
Er rühmt sich dessen.
Nie wäre er bereit,
Freiheit und Herrlichkeit,
Plebejern zu offerieren;
Er selbst will regieren.
Nach dem Stand gefragt,
Gutsbesitzer er sagt.
Braucht das Vaterland
Seine helfende Hand,
Im Krieg oder in Friedenstagen,
Will er daraus Vorteil schlagen.
Mandate vom Himmel, falls nötig,
Zu holen, sind gern sie erbötig.
Die göttlichen Gesetze
Und Muster sie schätzen
Und nicht verletzen.
Gern sie sich wehren,
Jemand einzusperren,
Bis der Täter überzeugt,
Sich dem Rechte beugt.
Daher die Großen
Die Kleineren verstoßen.
Befördern sie einen in die bessere Welt,
Erledigen sie die Sache mit Geld.
Die Könige sie achten,
Die Gesetze sie verachten.

In muffigen Hütten irgendwie,
Leben die Bauern mit Kind und Vieh,
Und sie leben in Gemein
Mit Kälbern, Ferkeln und mit Schwein.
Es herrscht dort große Not,
Sie haben weder Gast noch Brot.
Doch die vermögenden Schichten,
Sich kostbare Schlösser errichten,
Mit hohen Dächern
Und schönen Gemächern.
Ist alles soweit hergestellt,
Niemand diese Schlösser erhält.
Der Regen durch die Sparren rinnt,
Denn überall ein Loch sich find't.
So macht der Verfall
Aus dem Schloß einen Stall.
In Glaubensdingen
Sie Festigkeit aufbringen.
Nicht, daß sie Eiferer wären.
Den Geistlichen Herren
Sie nichts verwehren.
Zu der Glaubenswahrheit sie stehn.
Nie sie die Fasten übersehn
Und gewissenhaft die alten
Bräuche bewahren, erhalten.
Das sind, wie bekannt,
Die Sitten im Polenland.

Der große europäische Hintergrund, den wir umrissen, soll den Leser lehren, bei der Beurteilung der seelischen Grundlagen der deutsch-polnischen Volkstumsfront auf den Maßstab kleinlicher Empfindlichkeit zu verzichten und zu erkennen, daß es sich hier um ein alle Völker in gleichem Maße angehendes Problem handelt. Wo sie aneinander grenzen, lieben sie sich nicht nur keineswegs, sondern hegen eine gegenseitige Abneigung und verspotten sich gegenseitig. An keiner Volksgrenze bzw. in keiner Grenzzone aber hat sich ein einseitig blinder Haß so tief eingewurzelt wie an der deutsch-polnischen. Die Wurzeln des polnischen Deutschenhasses aufzudecken und die Entstehung der polnischen Vorstellungen vom deutschen Wesen zu klären, soll die Aufgabe der nun folgenden Forschungen sein.

2. Kapitel.

Die polnische These von der Unüberbrückbarkeit des polnisch-deutschen Gegensatzes

Die Zwangsvorstellung im polnischen Schrifttum

In der Beurteilung des nachbarlichen Verhältnisses beider Völker hat seit jeher ein Determinismus gewaltet. Im vergangenen Jahrhundert war der „deutsche Drang nach Osten" ein Schreckgespenst für den Polen und eine laut verkündete Parole oder Mission des Deutschen, dem das Polentum wie ein „von Gott auf die Schanze geschleuderter Felsen" Widerstand zu leisten „berufen" war. Überschaut man nun, soweit es möglich ist, das Schrifttum der Jahrhunderte, so wiederholen sich meist einfache Formeln wie „naturale odium est inter Polonos et Theutonicos*). Das berichtete 1309 ein Werk über Polen und andere Völker Osteuropas[1]). Schon die Chronik des Vinzentius Cadlubko (Kadłubek) (1223) läßt uns nicht darüber im Zweifel, daß ihr Verfasser die Deutschen nicht leiden konnte. Und das berühmte Lob in der Chronik Bogufals (um 1250) („Wer sieht nicht, das die Deutschen tüchtige und wackere Männer sind") ist, wie uns andere Stellen zeigen, beherrscht vom Unterlegenheitsgefühl und von ernster Besorgnis**) [2]). Denn „wohin sie kommen, wollen sie überall die ersten und niemand untertan sein und sich durch List allmählich zu den höchsten Würden im Lande erheben", sagte schon deutlicher ein nach 1312 in Böhmen und Polen verbreitetes Lied über Albert, den deutschen Vogt von Krakau[3]).

Das von Jan Ostroróg 1477 dem Sejm in Petrikau vorgelegte deutsch-feindliche „Memorandum zur Erneuerung der Republik" stellte fest, daß „schon die Natur zwischen den beiden Sprachen sowie in einigen anderen Dingen ewige Zwietracht und Haß geschaffen habe"[4]).

Im 16. Jahrh., in dem ein großer Teil der mittelalterlichen deutschen Einwanderung dem nationalen Ansturm der Polen erlag, mehrten sich Stimmen dieser Art. Vergebens erhob der aus dem Elsaß eingewanderte Jost Ludwig Dietz (Decius) in „De Vetustatibus Polonorum" seine mahnende Stimme. Früher hätten die Könige gerecht über ihr

*) „Ein natürlicher Haß besteht zwischen Polen und Deutschen."

**) Vergl. hierzu Teodor Tyc: „Niemcy w świetle poglądów Polski Piastowskiej", „Strażnica Zachodnia." Jg. IV. 1925, Nr. 7—12, vor allem S. 17—18.

Volk sowie über die eingewanderten Deutschen regiert, „bis sich jener Sämann allen Übels erhob, der den bisherigen Frieden zerstören will, indem er das eine große Gefahr bedeutende Samenkorn der Uneinigkeit ausstreue". Die polnische öffentliche Meinung ging über Stimmen dieser Art hinweg*). Schon damals war das im 17. Jahrh. von Wacław Potocki dichterisch verwertete „So lange die Welt steht, wird der Deutsche dem Polen nie ein Bruder sein" allgemein bekannt[5]).

Während des Thronwettbewerbs zwischen dem Franzosen und Habsburger erschien ein Flugblatt „Rozmowa Kruszwicka" (1573), in dem es heißt: „Zwischen den Polen und den Deutschen kann für ewige Zeiten keine Eintracht sein. Die deutschen Saiten stimmen mit den polnischen auf der Laute nicht zusammen und der schwarze Adler nicht mit dem weißen"[6]). Ein unbekannter Publizist schrieb wiederum, daß die deutsche Nation „den Polen fast schon durch die Geburt mißgünstig und immer zuwider sei", ein anderer, daß das deutsche Volk sich „vom polnischen in Sitten und Sprache und Kleidung, in Krieg und Frieden und überhaupt in allen Dingen unterscheide"[7]).

Worte dieser Art erklingen auch bei Nikolaus Rey und bei Jan Kochanowski, den wir wörtlich anführen wollen:

„Das weiß ich nicht, ob ihr auf die Deutschen als Freund könnt bauen,
und wie weit ihr zueinander habt Vertrauen.
Eins aber weiß ich: sie schaun auf euch mit achtsamen Blicken,
und Jahr für Jahr sie näher ran an euch rücken"[8]).

(Aus einer Satire)

Die Satire Kochanowskis spiegelt den Inhalt der Rede wider, die der Kanzler Piotr Myszkowski am 22. 11. 1563 vor dem Sejm gehalten hat.

Natürlich mußte diese Abneigung auch ausländischen Besuchern in der Adelsrepublik auffallen. Der Engländer Sir George Carew erzählt in seinem sachlichen Gesandtschaftsbericht vom Jahre 1598, daß „die Polen die Deutschen, und die Ungarn die Polen als Schurken ansähen". Und der päpstliche Nuntius Sega spricht 1585 von „l' antipathia che pasa tra le natione polacca et tedesca"[9]).

Im 17. Jahrh. gibt es schon so viele Aussprüche, daß wir nur einige anführen wollen.

Der Bischof Paweł Piasecki erklärt in seiner Chronik: „Polen und das ganze Slavenland hatten immer einen nationalen Widerwillen gegen das, was nach Deutschtum roch. Und was von den Deutschen herkommt, ganz gleich, welchen Wertes es sei, alles, die Werke der Mechanik ausgenommen, hält es für schädlich für sich und lehnt es als verdächtig ab." Oder: „Verdächtig ist den Polen der Name der Deutschen, als von Natur aus einen unerbittlichen Haß gegen den Slavenstamm im Herzen hegend**)[10]).

Sebastian Petricius hält die polnischen Sitten für so stark im Gegensatz zu den deutschen stehend, daß sie „höchstens in der Trunkenheit miteinander übereinstimmen"[11]).

---

*) Bernhard von Lublin, möglicherweise ein verpolter Deutscher, wollte in seinem „Äsop" alle Deutschen und Ungarn als Verräter aus dem Lande jagen. Dieser Mangel an Zuneigung war allgemein. Am schlimmsten gebärdeten sich die ihrem Volkstum untreu gewordenen Deutschstämmigen.

**) Piasecki urteilt hier auch als erbitterter Feind der Reformation, die er als „deutsches Gift" bezeichnet, das sich Polen vom Leibe halten müsse.

Eine ganze Reihe solcher Äußerungen finden wir in den Dichtungen des Wacław Potocki. In der Einleitung zur „Wojna Chocimska" beruft er sich auf die angeblich seit altersher schon bekannte Wendung, „in der sich jenes altpolnische Sprichwort ehrlich bewahrheitet":

„Für den Hund unsere Dienstfertigkeit, denn solange die Welt besteht,
der Deutsche und der Pole nicht als Bruder geht."

Und in den „Moralia" (1688) heißt es:

„Niemals lebten der Pole und der Deutsche in Eintracht.
Den Polen hat der Hochmut, den Deutschen die Freiheit aufgebracht.
Daher das Sprichwort: so lang die Welt Welt wird sein,
wird sich der Deutsche mit dem Polen nicht als Bruder verein'n" *).

An einer anderen Stelle der „Moralia":

„Gegen den Strom schwimmen und ohne Federn fliegen,
schwer einen Vogel vom Baum in ein Fischnetz kriegen.
Mit dem Wolfe pflügen, nicht mahlen und in der Mühle sein,
schwer den Deutschen mit dem Polen, Feuer und Wasser verein'n" [12].

Die Abneigung gegen Geist und Sitten „der westlichen Einwanderer" erweckte in einem Teile der Schlachta sogar Freundschaftsgefühle für Moskau. Ein Pole schrieb: „Es scheint mir, daß man eher den Wasyl zu allem hinlenken kann, als sich mit dem Hanus zu verständigen."

Der brandenburgische Kommandant von Meseritz, Major Ernst von Landsberg, schreibt 1656 in einem Briefe an den Statthalter der Mark: „Sollte es sein, um die Gemüter zu gewinnen? Ist von nichten, sintemal ein geborener Polacke der Natur keinem Deutschen hold ist und große Freiheit gewöhnet, welche ihnen bei keiner deutschen Regierung kann noch wird gelassen werden" [13].

Charakteristisch ist auch ein deutsches Sprichwort aus jener Zeit:

„Von den Italienern trennen uns die Alpen,
von den Franzosen die Flüsse,
von den Engländern das Meer,
von den Polen nur der Haß."

Der Geschichtsschreiber W. J. Rudawski, der dieses heute aus der lebenden deutschen Volksüberlieferung längst verschwundene Sprichwort im 17. Jahrh. aufgezeichnet hat, nennt es ausdrücklich im Zusammenhang mit einem Fall, in dem die Österreicher der Gegenstand des polnischen Hasses waren [14].

Daß besonders nach den Teilungen Aussprüche über den gott- oder naturgewollten Gegensatz zwischen Polen und Deutschen wie Pilze aus dem Boden schossen, wird niemanden in Erstaunen versetzen.

Aus Mickiewicz' „Grażyna", wo Litauer und Deutsche wie Wasser und Feuer einander gegenüberstehend erscheinen, stammt die heute schon sprichwörtlich gewordene Sentenz:

„Das Kreuzritterreptil wirst du niemals zähmen,
weder durch Gastlichkeit, noch Bitten, noch Geschenke" [15].

*) Allerdings heißt es dann weiter: „Doch wenn nun der Türk beide greift rücklings an, ist gleich zwischen ihnen ein fester Bund getan." — Damals empfahlen auch deutsche Schriftsteller angesichts der Türkengefahr eine deutsch-poln. Verständigung, z. B. Joachim Cureus: „Gentis Silesiae annales" (Wittenberg 1571).

Oder:

„Lieber glühendes Eisen in der Hand lassen,
als die Rechte des Kreuzritters zu fassen."

Diejenigen, die diese geflügelten Worte in Reden und Aufsätzen gegen die Deutschen anwenden, ahnen nicht, daß Mickiewicz sie auf den russischen Todfeind gemünzt hatte, den er der Zensur wegen nicht nennen durfte.

J. Słowacki legt seinem Helden Litawor in „Mindowe" (1829) folgendes Bekenntnis in den Mund:

„Gezwungen unter den Deutschen zu leben; wie ich mich quäle!
Der Haß auf sie wächst immerfort in meiner Seele.
Wenn ich bei den Deutschen bin, mein Herzschlag drin so laut erklingt,
daß vor Verachtung noch einst mein Herz in der Brust zerspringt."

In der polnischen Literatur treten solche Glaubensformeln vom deutschen Erb- oder Todfeind und von der Unüberbrückbarkeit des deutsch-polnischen Gegensatzes in so großer Häufigkeit auf, daß sie geradezu zum eisernen Bestand fast aller die Beziehungen unserer Völker behandelnden Romane gehören.

Aus der allerjüngsten Zeit sei noch einiges gebracht, um zu zeigen, daß dieser, die Verfasser des Denkens enthebende Determinismus in der Beurteilung der deutsch-polnischen Nachbarschaft bis zum heutigen Tage seine mehr oder minder bunten Blüten zeitigt.

Drastisch drückt der Schriftsteller Adolf Nowaczyński die alten Gedanken in neuen Formen aus:

„Wer sagen wollt, daß der Germane
des Sarmaten Bruder sei,
dem schlag ich alle Knochen
vor der Reformatenkirche entzwei."

Und:

„Seine Hand dir, Polen, der Preuße bot.
Am Grab deiner Söhne streckt er sie hin:
Zur Eintracht ohne Gewinn — ohne Gewinn.
Nun, Polen, wappne dich fein,
sonst schlägt seine Linke deinen Schädel ein,
oder drückt dich seine Rechte beim Umarmen tot."

Beide Reime sind in der 1937 erschienenen Sammlung „Vier Jahrhunderte polnisches Scherzgedicht" enthalten[16]).

Wer nun die Handfestigkeit dieses Fatalismus noch gesteigert sehen will, der muß zum ausgesprochen „patriotischen" Schrifttum greifen. „Den Deutschen muß man auf die Erde schmettern, dann kann man erst zu ihm wie zu einem Menschen sprechen", sagt der mit Ehren ausgezeichnete Schriftsteller Maciej Wierzbiński in seinem Roman „Pękły okowy" (Kattowitz 1929, S. 482). Noch radikaler ist dieser Gedankengang in seinem der polnischen Kriegsmarine gewidmeten Roman „Atak Sępów — Roman aus dem Jahre 1935" ausgedrückt. Der Ausgleich mit den Deutschen sei ein Ding der Unmöglichkeit. „Ein so brutal egoistisches und leidenschaftlich habgieriges Volk ist nicht fähig zu einer Verständigung, weder mit dem schwächeren, den es verachtet, noch mit dem stärkeren, den es beneidet. Wenn mir ein Deutscher Wein gibt, dann weiß ich, daß er vergiftet ist wie der Wein Geros."

Wenn Logik und die geschichtliche Erfahrung zur Zurückhaltung mahnen, nimmt man seine Zuflucht zum Instinkt:

„In bezug auf alles, was aus Deutschland kommt, sind wir von vornherein zurückhaltend oder sogar völlig ablehnend eingestellt. Selbstverständlich ist diese Haltung nicht unbegründet. Sie ist der Ausdruck des richtig arbeitenden nationalen Instinktes", schreibt eine der ältesten und verbreitetsten Zeitschriften „Tygodnik Ilustrowany" (1936, Nr. 37).

Wieviel eine solche jeder gedanklichen Anstrengung bare Einstellung wert ist, veranschaulicht eine aus dem 17. Jahrh. überlieferte heitere Begebenheit. Französische Schauspieler führten auf freiem Felde vor dem polnischen, zum Teil auf den Pferden sitzenden Adel, ein Stück auf, in dem die französischen Soldaten den deutschen Kaiser nach einer gewonnenen Schlacht als Gefangenen wegbrachten. Die Schlachtschitzen, die zum Teil so etwas zum ersten Male sahen, wurden so von dem Spiel mitgerissen, daß einer von ihnen rief: „Schlagt ihn tot, wenn ihr ihn schon gefangen habt, gebt ihm nichts zu essen, und wenn ihr ihn rauslaßt, wird er sich rächen, wird wieder Krieg anfangen und menschliches Blut vergießen, und so wird die Welt niemals Frieden haben. Wenn ihr ihn totschlagt, gewinnt der französische König das Kaisertum, wird Kaiser, so Gott will, auch unser. Und schließlich, wenn ihr ihn nicht umbringt, töte ich ihn." Als die französchen Schauspieler keine Anstalten machten, dieser Aufforderung nachzukommen, schoß der Rufer dem Kaiserdarsteller einen Pfeil in die Rippen, daß die Spitze auf der anderen Seite des Körpers heraussah. In diesem Augenblick ergriffen auch andere Schlachtschitzen nach Pfeil und Bogen und schossen in die Schar der französischen Schauspieler hinein, so daß auch der König der Franzosen einen Pfeil mitten durch den Kopf erhielt. Der Rest der also Angegriffenen verließ die Bühne in panikartiger Flucht. —

Hat es auch polnische Denker und Dichter gegeben, die dem populären Fatalismus entgegengetreten sind?

Gewiß! Aber ihre Zahl war verschwindend klein, und sie waren im Gegensatz zu den anderen immer wenig volkstümlich und ohne Einfluß*).

Der kritisch Denkende weiß, daß alle diese Fiktionen nicht mit dem Maßstabe der Logik und der geschichtlichen Wirklichkeit gemessen werden dürfen, sondern aus der Gefühlsdynamik der nachbarlichen Front zu erklären sind. Die geschichtliche Entwicklung ist über diesen Aberglauben zur Tagesordnung geschritten. Wieviel sibirisches Eis gäbe es

*) Orzechowski: „De bello adversus Turcos suscipiendo" (Cracoviae 1543). Er spricht von dem gemeinsamen Glück der beiden Völker, rät den Polen, mit den tüchtigen Deutschen gegen die Türken zusammenzugehen. — Bolesław Prus im „Kraj", Jg. XX, Nr. 2, vom 12. (25.) I. 1901 unterscheidet zwischen den staatspolitischen und den völkischen Beziehungen. Die ersteren bezeichnet er als schlecht, die letzteren als gut. Vom deutschen Volk sagt er seinen Landsleuten: „Schämen wir uns nicht der Wahrheit, diesem edlen Volke verdanken wir den größeren Teil unserer Zivilisation." — 1806 beschwichtigt ein Wilnaer Pole seine Landsleute, die angesichts des wachsenden Einflusses der deutschen Literatur eine Germanisierung befürchten: „Der Gegensatz der beiden Volkscharaktere (geniuszów) kann uns in dieser Hinsicht vollkommen beruhigen." (M. Szyjkowski: „Schiller w Polsce", Krak. 1915, S. 13). — Bezeichnenderweise hat die polnische Kritik das einer politischen Verständigung dienende Buch von Władysław Studnicki: „System polityczny Europy a Polska" (War. 1935) als „schädlich" bezeichnet und es abgelehnt. St. bezeichnet die deutschfeindliche Strömung in Polen als „pathologisch" (S. 246). Von der Rolle der Deutschen in Polen sagt er: „Die deutschen Einwanderungen und Einflüsse waren Jahrhunderte hindurch ein Faktor der Stärke Polens."

heute im Osten, wenn das deutsche Feuer das polnische Wasser nicht immer wieder gewärmt hätte! Wäre das aus Polen hinweg, was Jahrhunderte hindurch in gemeinsamer Arbeit und in zähem Wettbewerb der Völker geschaffen worden ist, dann würden selbst die unentwegten Deterministen bekehrt sein. Und wer grundsätzlich die gegenseitige Befruchtung zweier Kulturen ablehnte, war nichts weiter als ein finsterer, verblendeter Chauvinist.

Ausweichen vor der geschichtlichen Wahrheit

Mit der Neigung, die kulturellen Leistungen der deutschen Einwanderer ins Gegenteil zu verkehren, hängt der schon einige Jahrzehnte hindurch übliche Spottausdruck „kulturnik" oder „kulturtregier" zusammen. Man sagt, daß es sich hier um eine Reaktion auf die deutscherseits ab und zu allzu laut betonte Kulturträgerei handelt. Tatsache ist jedenfalls, daß diese Ausdrücke nicht nur weiteste Verbreitung in der Presse, sondern in einzelnen Fällen auch in der schöngeistigen Literatur und der Kunst gefunden haben*). (Siehe Bild!) Der Soziologe F. Znaniecki beschäftigt sich in seiner schon genannten Arbeit mit diesem Ausdruck. Er bezieht ihn nicht auf die zahlreichen schöpferischen deutschen Pioniere, die bescheiden und in Zusammenarbeit mit den fremden Völkern ihre eigene Werte einführten, sondern auf die unfruchtbaren „Commisvoyageurs", die bei einer überheblichen Anpreisung ihrer eigener Kultur zugleich die fremde deutlich verachteten[17]).

Wir verfechten aber den Standpunkt, daß wesentlich andere Ursachen zur Entstehung des Spottausdruks „kulturtregier" geführt haben. Den zu tieferem Nachdenken nicht neigenden Bekennern der These von der ewigen Nachbarfeindschaft zwingt die geschichtliche Tatsache der deutschen Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens zu Folgerungen, die sie aus ihrer starren Gedankenlosigkeit aufschrecken. Um sich in der Art des Vogels Strauß gegenüber den engen kulturellen und wirtschaftlichen Bindungen unserer Völker zu verschließen, tun sie das alles in verstockter Gehässigkeit mit der Formel „kulturtregerstwo" ab. Die wenigen Polen, die tiefer über das Zusammenleben unserer Völker geforscht und nachgedacht haben, pflegen den Ausdruck nicht zu gebrauchen.

Polnische Soziologen über den „Mythos vom deutschen Feinde"

Angeblich ist dieser Mythos dem Volke zur Abwehr nötig. Auf diesem Standpunkt steht der Soziologe J. Chałasiński, der „den Mythos vom deutschen Feinde" in Oberschlesien untersucht hat**). Dort ist der „Antagonismus", den Ch. beschreibt, in Wirklichkeit erst jüngsten Datums. Noch 1877 konnte Łucjan Malinowski berichten, daß es in Oberschlesien weder eine religiöse noch nationale Feindschaft gäbe. Niemals sei ihm vorgekommen, daß ein Schlesier sich über die Deutschen mit Haß

*) Vergl. die Novelle von Henryk Sienkiewicz: „Dwie drogi". Pisma. Bd. II. War. 1931, S. 123. Dort werden die Kolonisten „kulturträgery" genannt.

**) „Antagonizm polsko-niemiecki w osadzie fabrycznej „Kopalnia" na Górnym Śląsku". War. 1935.

„Kulturträger".

Eine Zeichnung dieses Namens vom polnischen Künstler Andriolli (1876), in Holz geschnitten von Olszewski. Sie soll einen nach Polen einwandernden deutschen Kolonisten darstellen. (Vergl. Zschr. „Kłosy" 1876, 2. Halbjahr. S. 225.)

Das Titelblatt des Romans „Kulturtraeger" von K. Laskowski, über den wir auf S. 324 f. berichten. Typisch sind die Dicke des Deutschen, der Zug der Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit im Gesicht und die gebalteten Fäuste. Links die edlen Gestalten der ausgebeuteten polnischen Arbeiter

oder Verachtung geäußert hätte[18]). „Deutscher" und „Pole" sind nun heute dort nach Chałasiński zwei starre Begriffe, die mit einem überlieferungsmäßigen Komplex von Gefühlen behaftet sind, u. a. mit der Vorstellung der bedingungslosen und ewigen Feindschaft. „Deutscher" bedeutet dabei nicht den einzelnen, sondern die Verkörperung des Deutschtums oder des deutschen Volkes. „Der deutsch-polnische Antagonismus offenbart sich nicht so sehr in den individuellen privaten Beziehungen zwischen Deutschen und Polen, als vielmehr in den Gruppenbeziehungen zwischen deutschen und polnischen Verbänden, und in all jenen Lebenslagen, in denen die anderen bewußt als Deutsche auftreten." Beide Partner haben die Neigung, ausschließlich das aneinander zu sehen, was mit ihren traditionellen, starren Einbildungen in Einklang zu bringen ist. Der Gegenstand des Hasses ist also nicht die wirklichkeitsgetreue Person des Feindes, sondern nur der Mythos vom Feinde. „Der Mythos braucht nicht unbedingt ganz falsch zu sein. Er kann nur teilweise wahr sein; er kann sogar zufälligerweise ganz wahr sein. Sein wesentliches Kennzeichen als Mythos beruht jedoch darauf, daß der Grad der Wahrheitstreue den Leuten, die ihn geschaffen haben, völlig gleichgültig ist." Logische Funktionen spielen dabei keine Rolle, nur der Instinkt und die Fiktion. Chałasiński betont aber auch die politische Bedeutung des Mythos und der Zwangsvorstellungen: „Sie sind Verteidigungsfesten unserer Überlieferung und hinter ihren Verteidigungswällen können wir uns auf der von uns eingenommenen Stellung in Sicherheit fühlen"*).

Diese für das Grenzland Oberschlesien aufgestellten Thesen des polnischen Soziologen lassen sich ohne Bedenken auf das Gesamtgebiet unserer Auseinandersetzung anwenden: 1. Die Feindschaft des Polen richtet sich nicht gegen den Deutschen, wie er in Wirklichkeit ist, sondern gegen eine Fiktion. 2. Der Gruppenantagonismus schließt nicht aus, daß sich der einzelne Pole und Deutsche freundschaftlich verstehen. 3. Der „Mythos vom deutschen Feinde", den nur die Wissenden als solchen erkennen, wird als ein wesentlicher Faktor der Abwehrpolitik angesehen.

Auf breiterem Hintergrunde erforscht die den „Fremden" vom einfachen breiten Volk entgegengebrachte Feindschaft der Posener Soziologe Prof. Florian Znaniecki, der dabei auch ab und zu das polnisch-deutsche Verhältnis streift**). Die Vorurteile einer Gruppe oder eines Volkes über die „Fremden" seien keineswegs immer Fehlurteile oder ein Zeichen von Unkenntnis des wahren Sachverhaltes, sondern aktive Verteidigungsmaßnahmen gegen eine etwaige geistige Verbindung mit der fremden Gruppe. Alle fremden Dinge müssen schlecht sein, weil sie fremd sind. Eins der wichtigsten Abwehrmittel ist die Verachtung. „Das fremde Gute ist schlecht, fremde Schönheit häßlich, fremde Wahrheit Lüge oder Irrtum, fremde Sprache Laute ohne Sinn, das Stottern eines „Stummen", fremde Heiligkeit Unreinheit, fremde Götter Teufel. Und sie sind es nicht nur, sondern müssen es sein." Die Übernahme fremder Systeme beweist, daß die „Fremden" nicht mehr ganz „fremd"

*) Chałasiński fußt hier stark auf der von ihm zitierten Arbeit des Amerikaners Walter Lippmann: „Public opinion". (New York 1930).

**) „Studia nad antagonizmem do obcych". (Poznań 1931, S. 54).

waren und daß schon gewisse Gemeinsamkeiten bestanden. Die Nachahmung geht „von innen nach außen".

Tatsache ist jedenfalls, daß im Mittelalter deutsches Recht, deutsche Lehnwörter, deutsche Sitten und Gebräuche am stärksten von den Polen übernommen wurden, als die Einwanderer schon stark assimiliert und zweisprachig waren. Dasselbe gilt für die Völkermischung und für alle anderen Fragen des Blut- und Kulturaustausches.

Damit haben wir alle Voraussetzungen geklärt, die das Vorhandensein der These von der Unüberbrückbarkeit des deutsch-polnischen Gegensatzes und eines primitiven Mißtrauens in der Volksüberlieferung unseres östlichen Nachbarn begründen. Wie die schöngeistige Literatur, so hat auch sein Volksmund eine große Anzahl Formeln geschaffen, die wir wenigstens zu einem Teile, polnisch und deutsch, wiedergeben wollen*):

Sprichwörter über den polnisch-deutschen Gegensatz

Co Polak — to nie Niemiec.	Was ein Pole ist — ist kein Deutscher (sagt man stolz) [19]).
Zgoda z Niemcami jak wilkom z barany.	Friede mit den Deutschen, wie zwischen Wolf und Schafen [20]).
Jak nie będzie z zimy lata, tak nie będzie z Niemca brata.	Wie aus dem Winter kein Sommer, wird aus dem Deutschen kein Bruder [21]).
Pierwej połkniesz promień słońca, nim z Niemcami dojdziesz końca.	Eher kann man einen Sonnenstrahl fangen, als mit den Deutschen zum Schluß gelangen [22]).
Niemiec i Polak, pies i kot.	Deutscher und Pole, Hund und Katz **) [23]). (In ganz Polen bekannt)
Od istnienia człowieka Niemiec Polakowi wbija ćwieka.	Solange Menschen auf der Welt sein, schlägt der Deutsche dem Polen Nägel ein ***). (Bei Rogasen)
Co Polaka znuży, Niemcowi na zdrowie służy.	Was den Polen schwächt, Macht den Deutschen gesund. (Lubliner Land)
Bądź Niemcowi wierny, to w ostatku tobie piernie.	Wirst du dem Deutschen Treue bewahren, läßt er zum Dank dir einen fahren.
Z Niemcem to i diabeł do tołku nie dojdzie.	Mit dem Deutschen kommt nicht einmal der Teufel zu Rande. (Lubliner Land)

*) Die mit einer Anmerkungsziffer versehenen Sprichwörter sind schon im polnischen volkskundlichen Schrifttum veröffentlicht. Alle anderen sind erstmalig aufgezeichnet.

**) Das Sprichwort ist verwertet im Roman der Zofia Kossak: „Legnickie Pole".

***) Aus dem Volksmunde aufgezeichnet von Prof. St. Grochowski-Rogasen. — Adalberg bringt noch eine sprichwörtliche Redewendung „Wmówił jak w Niemca chorobę" („er hat es ihm eingeredet wie einem Deutschen eine Krankheit").

Marna to duma, zaprosić Niemca na kuma.	Geringen Stolz müssen haben, die den Deutschen zu Gevatter laden. (Löwenstadt bei Litzmannstadt)

Als grimmiger Humor ist das von Adalberg schon im vergangenen Jahrhundert gesammelte und veröffentlichte Sprichwort aufzufassen:

Niemcy Pany a bydło Polany.	Die Deutschen sind Herren und die Polen Vieh *) [24]).

Diese Sprichwörter haben zum Teil schon vor den Teilungen bestanden, wenn auch nachher zahlreiche Abänderungen hinzugekommen sind. Keins von ihnen ist so berühmt geworden, wie das in jeder polnischen Hütte bekannte und unzählige Male gedruckte, dichterisch, wissenschaftlich und publizistisch verwertete: „Solange die Welt Welt wird sein, wird der Deutsche nicht des Polen Bruder sein" **). Bismarck erwähnte es in einer Reichstagsrede vom 28. Januar 1886, nachdem darüber vorher im preußischen Landtage der Beuthener Propst Szafranek gesprochen hatte. In seinen „Gedanken und Erinnerungen" kam er nochmals darauf zurück. Vor allem aber wurde das Sprichwort im polnischen patriotischen Schrifttum der Nachteilungszeit immer wieder verwertet [25]).

Bei den jetzt umgesiedelten pfälzischen Siedlern in Ostgalizien konnte ein ähnliches Sprichwort festgestellt werden: „S' poolsche Blut — is 'em deitsche net gut". Der Deutsche ist offensichtlich ein schlechterer Dialektiker seiner ohnehin ruhigeren Gefühle als der sprachgewandte und temperamentvolle Pole. Eine andere deutsche Volksweisheit aus der Kolonie Słońsk bei Hermannsbad bestätigt ebenfalls nur den Sinngehalt der polnischen Überlieferungen: „De Polock mögd de Dütsche em Löpel Wote vosöpe".

Der deutsche Bauer im östlichen Warthegau sagt, indem er nicht die eigene, sondern die polnische Volksüberlieferung wiedergibt: „Der Deutsche ist dem Polen ein Dorn im Auge, ein Dolch im Herzen, ein Stein auf dem Nacken".

Es gibt außer solchen Bestätigungen der polnischen Einstellung kein einziges deutsches Sprichwort, das in ähnlicher Weise wie das polnische den Gegensatz beider Völker zum unwandelbaren Grundsatz erhöbe. Die radikalste deutsche Volksweisheit, die wir aufzeichnen konnten, lautet: „Ein deutscher Fuß paßt nicht in einen polnischen Schuh", d. h. deutsches und polnisches Wesen passen nicht zueinander.

---

*) Beim polnischen Adel auch: „Co Polak to Pan, co Niemiec to cham". „Jeder Pole ist ein Herr, jeder Deutsche ein Lumpenkerl".
Man vergleiche dazu Walter Kuhn: „Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien" (Münster 1930, S. 136): „Wo Deutsche und Slaven zusammenkommen, da ist die Einstellung des Deutschen durchaus herrenmäßig." K. gibt dafür Beispiele aus Galizien an.

**) „Jak świat światem, Niemiec Polakowi nie będzie bratem." Es gibt viele gedruckte und von mir aus der lebendigen Überlieferung aufgezeichnete Fassungen, in denen die Reihenfolge lautet: „wird der Pole nicht des Deutschen Bruder sein". Vergl. O. Kolberg: „Lud", VI, Krakowskie. 2. Teil, S. 352. Jakób Wojciechowski „Życiorys własny robotnika" (Poznań 1930, S. 143) zitiert „Jak świat światem, nie będzie Polak Niemcowi bratem." Daß der Pole den Deutschen als Bruder ablehnt, ist der Sinn beider Fassungen.

Sprichwörtliche Warnungen vor dem Deutschen

Hierher gehören die vielen Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten, die den Polen zur Vorsicht im Verkehr mit dem Deutschen mahnen*):

Kto Niemcowi służy, temu diabeł płaci.	Wer dem Deutschen dient, dem zahlt der Teufel.
Niemiecka opieka i w zimie dopieka.	Die deutsche „Fürsorge" macht noch im Winter Sorge [26]). (Das ist besonders schlimm, denn der Winter setzt einem sowieso schon zu).
Pruski dar: dał i odebrał.	Ein preußisches Geschenk: erst geben, dann wegnehmen [27]).
Niemiec dziurki nie zrobi, a krew wypije.	Der Deutsche wird kein Loch machen, aber doch das Blut aussaugen. (Warschauer Gebiet)
Do Niemca bez kija nie podchódź!	Nähere dich dem Deutschen nie ohne Stock! (Löwenstadt bei Litzmannstadt)
Niemcowi wierzyć jak i psu.	Dem Deutschen traue man so wie einem Hunde. (Juljopol, Distr. Lublin)
Wywdzięczył się jak Niemiec.	Er zeigte sich dankbar wie ein Deutscher (d. h. undankbar).
Rozmawiaj z Niemcem, a kamień trzymaj w kieszeni!	Sprich mit dem Deutschen, aber halte einen Stein in der Tasche bereit! **) (Boszyków bei Kielce)
Kto Niemcowi wierzy, temu pałką mierzy. (oder: w dupie jest zbawiony).	Wer dem Deutschen traut, den er mit der Keule haut. (oder: ist im Hintern erlöst) ***).
Niemiec tylko dobry, jeżeli śpi.	Der Deutsche ist nur gut, wenn er schläft. (Bei Kielce)

„Der Deutsche im Rate, die Ziege im Garten, der Wolf im Stalle, der Lügner am Hof, eine Frau im Amt, das ist alles zum Teufel" [28])

Ein nationaler Masurek aus dem Jahre 1798, der in zwölf Versen das deutsch-polnische Verhältnis besingt, vergleicht die beiden Völker mit einem Habicht und einem Huhn [29])****). Die Polen in Westpreußen sagen: „Der Deutsche läßt sich lieber den Kopf abschlagen, als daß er von seinen Nücken ließe".

*) Sie sind in volkstümlicher oder neu gedichteter Form im poln. Schrifttum öfters anzutreffen, z. B. im Roman der Zofia Kossak: „Legnickie Pole" (deutsch: Die Walstatt von Liegnitz). Da heißt es z. B.: „Kaum hast du den Deutschen über die Schwelle gelassen, so gehört ihm schon die ganze Hütte."

**) Die deutschen Kolonisten im Generalgouvernement sagen: „Der Pole trägt einen Stein auf den Deutschen im Busen."

***) Dort sagt man auch: „Würdest du auf den Deutschen hören, so könntest du bald ohne Hosen laufen." Oder in Löwenstadt bei Litzmannstadt: „Den Deutschen muß man immer an der Kandare halten."

****) „Tylko dybie na człeka, gdyby jastrząb na kury; niemiecka to opieka, odrzeć człeka ze skóry."

Der deutsche Bauer im Grenzlande und in den östlichen Sprachinseln kennt nur wenige entsprechende Volksweisheiten. „Falsch wie ein Pole", heißt es überall. Oder: „Der wird sich bekehren wie der Pole vom Diebstahl zum Mord", sagt man von jemand, dem keine Besserung zuzutrauen ist. „Der ist windsch (wendisch)", sagt man im deutsch-wendischen Berührungsgebiet von einem unaufrichtigen Menschen. „Dem Polock kast ne wiede truge as em siehst", sagt man in der Kolonie Słońsk bei Hermannsbad und in hochdeutschem Wortlaut in zahlreichen anderen Siedlungen. „Polack bleibt Polack, auch wenn er bis Mittag schläft" (Ostwarthegau). Besonders mißtraut der Pole dem „zabity, twardy Niemiec" (dem verstockten, hartgesottenen Deutschen), während dieser mit Abneigung und Argwohn vom „Steinpolacken", „Stockpolacken", „Erzpolacken", „Steinkaschuben", „Steinmasuren" usw. spricht. Der deutsche Bauer Westpreußens (Koschneiderei) sagt: „A Kaschub is a Kaschub u blift a Kaschub, u we ma em d'Ogen utjroipt, de tchietcht e döe s'Auesloch" (der K. ist ein K. und bleibt ein K., und wenn man ihm die Augen rausreißt, dann kuckt er durch das Arschloch). Oder: „Du kaonnst dem Kaschub en't Woater schmiete, do tchreept he rut un es wedder Kaschub" (Karwenbruch bei Putzig). „Dem Kaschuben kann man nicht trauen". Ähnlich: „Dem Litauer darf der Deutsche nicht trauen, und wenn er mit ihm in einem Bette schläft." „Der Litauer ist keinem Deutschen treu, und wenn er bis Mittag schläft." Aber auch der Pole mißtraut dem Litauer: „Der Litauer ist zu jedem freundlich, aber zu niemandem aufrichtig".

Formeln von der tätlichen Feindschaft

In der letzten Gruppe der den polnisch-deutschen Gegensatz betonenden Überlieferungen spiegelt sich schon eine unerbittliche Feindschaft wider. Wir bringen zunächst sechs, die polnischen Sprichwörtersammlungen entnommen sind:

Dębak trzeszczy, Niemiec wrzeszczy.	Der Eichenknüppel knackt, der Deutsche schreit [30]).
Nierad Niemiec, że go zabili, jeszcze nogami wierzga.	Der Deutsche hat noch nicht genug, daß man ihn totgeschlagen hat. Er strampelt noch mit den Beinen [31]).
Wal go, bo to Niemiec.	Schlag ihn, denn es ist ein Deutscher [32]).
Nie każdego Niemca, który ma wąsy, się boją.	Nicht jeden Deutschen, der einen Schnauzbart hat, braucht man zu fürchten [33]).
Nie kól kolka, bo ja Polka. Ukól Niemca cudzoziemca.	Dorn, sollst nicht die Polin stechen, will sie eine Rose brechen. Stich den Deutschen in die Hand, denn er ist hier fremd im Land [34]).

Auf die Frage „Was gibts Neues (auf dem Jahrmarkt)?", lautet eine sprichwörtliche Antwort: „Nicht viel! Man hat einem angesehn, daß er ein Deutscher ist, und hat ihn gehängt" [35]).

Zu einem im Warthegau und im Generalgouvernement bekannten Tanz singt man:

„Nimca kunicą (siekierą), Nimca kunicą, a Polaka kiełbasą."

Das heißt: „Den Deutschen mit der Runge (Axt), den Polen mit der Wurst."

Jak Szwab choruje,
Polak winszuje,
a diabeł się raduje.

Wird der Deutsche krank,
sagt der Pole Dank,
freut der Teufel sich schon lang."
(Lubliner Land)

Bekannte Kinderverse lauten:

Nabok Niemcy,
boście cudzoziemcy.
A my Polacy
tutejsi rodacy.

Raus, ihr Deutschen!
Ihr seid Fremde hier.
Einheimische in Polen,
das sind wir.
(Bei Neu-Sandez)

Polacy do pracy!
Germana do Poczdama,
Niemczyna do Berlina.

Polen ans Werk!
Den „Germanen" nach Potsdam,
Den Deutschen nach Berlin!
(Bei Hermannsbad, Warthegau)

Ein zweiter Kindervers, mit dem die Deutschen im Lubliner Lande geneckt werden, lautet:

„Hätte ich 'nen Deutschen und der Teufel gute Schuh',
dann tät ich mit ihm tauschen und steckt ihm alle Deutschen zu."

Die Volksüberlieferungen dieser letztbeschriebenen Art, von denen ein beträchtlicher Hundertsatz wohl nach den Teilungen entstanden ist, sind schockweise anzutreffen. Wir haben hier nur einige weniger derbe gebracht[36]). Sie werden von den Polen freilich durchaus nicht etwa bei jeder sich eignenden Gelegenheit in Anwendung gebracht, da beide Völker auch häufig vollkommen friedlich nebeneinander wohnen. Sie schlummern mitunter lange im Gedächtnis, um dann beim Glase Alkohol oder bei irgend einer Aufregung herauszusprudeln. Bei Anerkennungen des Deutschen in der Volksüberlieferung werden meist Vorbehalte gemacht. Es heißt z. B. sprichwörtlich in ganz Polen: „Obzwar ein Deutscher, aber er ist ein guter Kerl." Oder: „Eine Seele von Mensch, leider ein Deutscher." — Oder: „Ein hübscher Kerl! Als ob er kein Deutscher wäre" *).

Die deutschen Einwanderer haben sich an diese Volksweisheiten gewöhnt und haben zur Abwehr ebenfalls Sprüche gedichtet, die jedoch eine erheblich kühlere Temperatur aufweisen. Zur Probe sei eine deutsche Sage aus der Nähe von Deutscheneck im Warthegau wiedergegeben:

*) Diese sprichwörtliche Redewendung gebraucht Wacław Berent in seinem Roman „Fachowiec". Die Polen sagen von dem deutschen Professor: „Er ist ein Szwab, aber ein anständiger Mensch". (Ausgabe Gebethner u. Wolff. Warschau 1933. S. 145 ff.) — Ähnlich beim poln. Dichter Artur Oppmann „Stare Miasto". Poezje T. I. Warschau 1926. Im Gedicht „Pan Johan" heißt es: „Człek dobry, choć Niemiec". (Ein guter Mensch, obwohl er ein Deutscher ist.) — Oder Maria Dąbrowska „Noce i dnie", Roman, III. S. 24 „Nicht möglich!", sagt eine poln. Dame, als man von einem ihr durch seine Schönheit aufgefallenen Mädchen erzählt, es sei eine Deutsche.

„Ein polnischer Pfaffe unterrichtete seine Kinder. Er fragte sie: „Wenn ein Deutscher, ein Jude und ein Hund ins Wasser fallen, wen sollt ihr zuerst retten?" Die Kinder antworteten verschieden. Da sagte er: „Ihr habt zuerst den Hund zu retten, dann den Juden, den Deutschen aber sollt ihr noch tiefer hinunterstoßen, daß er ertrinkt!" — Späterhin hat es sich so getroffen, daß der Pfaffe in der Weichsel gebadet hat und ertrunken ist."

(Aufgezeichnet von Robert Klatt)

Und so sehen die meisten deutschen Volksüberlieferungen aus, die sich mit der polnischen Feindschaft auseinandersetzen. Ihr Maßstab bleibt das harte, aber leidenschaftslose Rechtsempfinden, ein selbstbewußtes Überlegenheitsgefühl oder der sich über alle Anfeindungen hinwegsetzende Humor. Auf sprichwörtliche Anspielungen der Polen, daß sie alle Deutschen ins Jenseits befördern würden, antworten diese: „Tak! My Niemcy do nieba, bo nas tam potrzeba". (Ja! Wir Deutschen komm'n in'n Himmel rein, weil wir da sehr nötig sein). Oder eine andere Abwehrformel lautet: „Kto się chce z Niemcem bić, musi mocne plecy mieć". (Wer sich mit dem Deutschen will schlagen, muß einen starken Rücken haben).

Diese Einstellung des deutschen Einwanderers in Polen haben sowohl ältere wie neuere Schriftsteller festgestellt, z. B. W. A. Maciejowski: „Das polnische Volk sagte immer von den Deutschen, sie seien gierig nach Menschenblut und den Slaven seit jeher mißgünstig gesinnt, aber die Deutschen ertrugen das alles ruhig und gingen Zänkereien aus dem Wege, da sie den Frieden allem anderen vorzogen"[37]).

Besonnene Worte gehören im slavischen Lager zu den ganz seltenen Ausnahmen. Wie der bekannte Ausspruch von Jan Hus „Ein guter Deutscher ist mir lieber als ein schlechter Tscheche" zeitweilig zum geflügelten Wort geworden war, so mag auch das folgende, vernünftig klingende Sprichwort auf den Ausspruch eines polnischen Denkers zurückgehen:

Zawsze lepiej z Niemcem
niż z głupim mędrcem.

Immer besser mit einem Deutschen
als mit einem dummen Weisen.

(Generalgouvernement)

Parallelen aus der Überlieferung anderer Völker

Sprichwörtliche Formeln vom Gegensatz zum deutschen Volke sind in mehr oder minder großer Zahl in der Überlieferung aller slavischen Völker bekannt.

Im Russischen: „Wieviel Russen, soviel Knüppel. Wieviel Deutsche, soviel Hunde". — „Um's Herz wird dir leicht, wenn du auf den Deutschen fluchst". — „Für die slavische Sprache erwarte von den Deutschen nichts Gutes". — „Der deutsche Stamm hat nichts Gutes mit dem slavischen im Sinn". — „Wer als Deutscher geboren ist, den hat Gott hinlänglich gestraft". — „Wenn beim Deutschen vorn ist, was beim Russen hinten ist, dann kommt man mit ihm nicht ins Reine". — „Was dem Russen gesund ist, bringt dem Deutschen den Tod". — „Selbst wenn der Deutsche ein guter Mensch wäre, wäre es besser, ihn aufzuhängen". — „Vor dem Deutschen muß man sich hüten, der hat immer einen Stein unter dem Rock".

Im Ukrainischen: „O Frau, gib die Nahajka, den Deutschen zu belehren" (Oy, day žinko nahaja, poučyty Nimčaja). Wenn einem Ukrainer ein Pech passiert, dann flucht er: „Dreimal soll es den Deutschen treffen" (aufgez. in Konotopy, Ostukraine). In Tanzliedern, den sog. „Kołomyjky", kommen u. a. folgende Wendungen vor: „O, es wird in unseren Bergen nicht gut sein, solange bei uns auch nur ein einziger Deutscher bleiben wird". Oder: „Ich habe eine Axt, beschlagen mit Blech; wenn ich mit ihr schlage, sind Polen und Deutsche weg". (Uhryniv Kr. Kaluš).

Im Tschechischen: Nach Čelakovský gibt es bei den Deutschen ein Sprichwort, daß „wohin ein Slave kommt, jeder Nagel vor ihm zittert", worauf die Antwort erfolgt: „Das ist wahr, aber wenn der Deutsche hinkommt, zieht er ihn sicher heraus". — „Er ist ein Deutscher, glaub ihm nicht!" — „Überall sind Menschen, in Komotau (Stadt in Nordböhmen) Deutsche", die also nicht als Menschen gelten. — „Erst dann wird der Deutsche dem Tschechen gut gesonnen sein, wenn sich die Schlange auf dem Eise wärmt". Im Schrifttum waren Thesen von der Unüberbrückbarkeit des deutsch-tschechischen Gegensatzes ebenso verbreitet wie im polnischen, z.B. in der Chronik des Dalimil: „Eher wird der Bauer ein guter Fürst sein, als daß der Deutsche dem Tschechen treu sein wird". — „Wo eine Deutsche ist, da herrscht Falschheit. Wo eine Zigeunerin ist, da herrscht Diebstahl". —

„Wir sind wir, und die Deutschen sind Deutsche" (mährisch). — „Wir Hanaken sind wir, und die Deutschen sind Deutsche" (hanakisch). — „Gib auf deine Sachen acht, daß die Deutschen dich nicht bestehlen" (slovakisch). — „Österreicher, Österreicher, vier Katzen hat er totgebissen, an der fünften ist er erstickt".

Im Kroatischen: „Besser türkische Feindschaft als deutsche Liebe".

Im Serbischen: „Der Serbe mäht, der Deutsche nimmt weg.
Der Serbe erntet, der Deutsche frißt".

Im Lettischen: „Man lobt den Deutschen nicht, es geschehe denn mit Recht". „Beim Regen reist der Deutsche, beim Nebel streift der Wolf umher".

Im Livischen: Oskar Loorits bringt in seiner deutschsprachigen Arbeit „Volkslieder der Liven" (Tartu 1936, S. 191) folgendes Lied:

Ich lasse den Deutschen tanzen
auf diesen heißen Ziegelsteinen.
Wenn der Deutsche hoch springt,
dann mache ich ein großes Feuer.

Wenn ich das Geld hätte,
das in der Stadt Riga ist,
dann würde ich die Deutschen tanzen
lassen
auf heißen Ziegelsteinen.
Je höher der Deutsche springen würde,
desto mehr würde ich das Feuer
schüren.

Der Deutsche hat hohe Stiefel,
der Teufel hat sie genäht.
Ich lasse ihn tanzen auf heißen
Steinen.
. . . . . .

Im Madjarischen: „Der Deutsche ist ein Schelm, hole ihn der Teufel". — „Weg, Deutscher, der Madjare kommt". — „Dem Madjaren Kuchen, dem Deutschen die Geißel". — Vor dem Slovaken warnt der Madjare: „Gib dem Slovaken eine Unterkunft, er schmeißt dich aus dem Haus".

Doch gibt es auch eine sprichwörtliche Abneigung der slavischen und der anderen Völker untereinander. In vielen Volksüberlieferungen der Ukrainer steckt erbitterter Haß gegen den „Lachen“:

„Polen, Juden und Hundetreue ist alles eins“. Oder sie fluchen: „Ich will dreimal Pole werden, wenn das nicht wahr ist“. Ein Kołomyjka-Tanzvers besitzt folgenden Wortlaut: „Auf dem Berge Roggen, Roggen, in dem Tale Haufen. Zwischen ukrainische Bauern soll sich ja kein Pole verlaufen“ (Żukiv, Ostgalizien). Das bekannte Volkslied „My hajdamaky“ richtet sich leidenschaftlich gegen die Polen. Die Zahl solcher Lieder ist groß. Noch ein Beispiel: „Na hori pyrohy, na dołynje kaša, utikajte Polaky, Ukrajina naša“. (Auf dem Berge Pirogen, im Tale Grütze, rückt aus, ihr Polen, die Ukraine gehört uns). Trotz der Gemeinschaft des slavischen Blutes gibt es eine Jahrhunderte alte polnische Überlieferung vom „russischen Erbfeinde“. Man lese St. Kutrzeba „Gegensätze und Quellen der polnischen und russischen Kultur“ (poln. Lemberg 1916). Und Adalbergs polnische Sammlung enthält auch ein Sprichwort: „Nie będzie, jako świat światem, Rusin Polakowi bratem“ (Solange die Welt Welt wird sein, wird der Ukrainer dem Polen kein Bruder sein).

Unsere Volksüberlieferung wiederum richtete sich oft gegen die romanischen Völker:

„Wälsch Blut tut keinem Deutschen gut“. — „Den Franzosen und dem Teufel ist nicht zu trauen“. — Oder ein Volkslied des 16. Jahrh. sang:

Der Wälsch dem Deutschen nie hold ward,
es ist ein angeboren art:
so hund und katzen zaman kommen,
so dund sie gen einander grommen [37]).

Der Holländer (ebenso der Engländer) warnt vor dem Franzosen: „Heb den Franschman tot uw vriend, maar niet tot uw nabuur!“ (Habe den Fr. als Freund, aber nicht als Nachbar!) — „Hij liegt als een Fransche bulletijn“ (Er lügt wie ein franz. Bulletin). — „Dat is een Fransche eed“ (Das ist ein franz. Eid, der nicht gehalten wird). — In derselben Bedeutung: „dat is een Britsche eed“. — Der Holländer flucht: „Loop naar de Franschen“, was soviel heißt wie „scher dich zum Teufel“. — Zu einem unnötigen Unterfangen meint er: „Het helpt zooveel, als of men een Franschmann in de hel schopt“ (Das hilft soviel, als wenn man einen Fr. in die Hölle wirft. Er kommt nämlich ohnehin dort hinein). — Rät man in Holland jemand, sein Geld gut anzulegen, dann erinnert man: „Maak, dat het geld opkomt, eer de Franschen terugkomen“.

Zwischen Engländern und Franzosen haben Jahrhunderte hindurch blutige Kriege stattgefunden, wie sie die deutsch-polnische Nachbarschaft nie erlebt hat, so daß auch in der Überlieferung dieser Völker die Erinnerung an jene Zeiten des großen Hasses noch lebt:

„Méchant comme un Anglais“. — „Jurer comme un Anglais“. — „Damné comme un Anglais“. — Will der Franzose seinen Gläubigern aus dem Wege gehen, sagt er: „Il y a des Anglais dans cette rue, je n'y veux pas aller“. Der Belgier vergleicht: „Grossier comme un Anglais“ usw. Der Engländer zahlt mit gleicher Münze heim, nicht nur den Franzosen, sondern auch den Spaniern: „Der Spanier ist ein schlechter Diener, aber noch ein schlechterer Herr“, „ein schlechter Spanier ist immer noch ein guter Portu-

giese"; „mag der Tod zu mir aus Spanien kommen", usw. Den Russen hält der Engländer für einen Tataren: „Scratch the Russian and you will find a Tartar" (Kratze den Russen ab, und du wirst einen Tataren finden).

Hunderte, sogar Tausende solcher Formeln ließen sich aus der Überlieferung der Völker zusammentragen. Sie stehen sich vor allem in den Grenzzonen als Feinde gegenüber. Die Ausdrucksformen des Gegensatzes sind an den deutsch-slavischen Grenzen schärfer als an den deutsch-romanischen oder germanischen.

Wind und Regen kommen vom Nachbarn

Bei vielen Völkern Europas herrscht der Aberglaube, daß der aus der Richtung des Nachbarlandes wehende Wind Unheil bringe. In Litauen hält man den Wirbelwind für einen bösen Geist, und man bekreuzigt sich, wenn er wütet. Nach der Sage sind es die Deutschen, die in der Gestalt des Windes Teufel dorthin schicken, um auszukundschaften, wie das Getreide steht, und um dann bei dem Ankauf die rechten Preise ansetzen zu können. Von diesem Teufelswind sagen die Litauer auch: „Er ist ein Bote aus Deutschland". Der polnische Dichter Władysław Syrokomla berichtet in einer seiner Dichtungen von einer ähnlichen polnischen Auffassung:

> Hier ist Leere... Sand; doch ist's nicht unsre Sünde,
> denn von Deutschland beginnen zu wehen die Winde.
> Ganz richtig haben die Alten die Jungen gelehrt,
> daß der deutsche Wind den Polenäckern Schaden beschert *).

Bei Plozk und im Posenschen heißt es: „Wiatr wieje od pludra (albo „Niemca"), będzie deszcz" (Der Wind weht vom Pluder (oder „vom Deutschen") her, es gibt Regen). Oder im früheren Kongreßpolen: „Es wird kalt, der Wind kommt vom Moskoviter her." Selbstverständlich spielt bei diesen Formeln die oft vorhandene Übereinstimmung mit der Richtung der Witterungsströmungen die geringste Rolle. Wenn nämlich z. B. im Posenschen der Regen erwünscht ist, dann wird er im Falle seines Erscheinens natürlich nicht dem „deutschen Wind" zugeschrieben, auch wenn dieser ihn gebracht hat. Die Nachbarfeindschaft bildet bei der Entstehung aller dieser Bezeichnungen den eigentlichen psychologischen Untergrund. Wenn an der pommersch-westpreußischen Grenze die Deutschen polnisch sprechen hören, dann sagen sie „Hüt schlabbes poalsch. Morje wat dat rejene" **).

Die Letten wiederum stellen, wenn sie deutsch sprechen hören, fest: „es wird regnen". Sturm und Regen an der Küste nennen sie auch gelegentlich „polnisches Wetter".

Wenn die Wiener bei den Tschechen die ihnen fremde und unbekannte Sitte des Backenkusses während einer Begrüßung beobachten, sagen sie: „Die Tschechen busseln. Morgen gibts Regen".

Die evangelischen Schlonsaken in Weichsel (Wisła, Ostschlesien), die den katholischen Polen immer mißtrauten, halten heute noch den von Nordosten kommenden Wind für böse und unheimlich. Ein Sprichwort lautet dort: „Aus Polen weht kein guter Wind" ***).

*) „Pisma epiczne i dramatyczne" W. Syrokomli. Poznań, 1868. T. 8, S. 40.
**) Vergl. auch K. Busse „Im polnischen Wind" Stuttgart 1906.
***) Von mir selbst an Ort und Stelle aufgezeichnet.

In Kleinpolen bringt der Wind die Fliegen aus Danzig, wo sie der Teufel Rokita in einer Mühle ausdrischt.

Ein bekanntes deutsches Volkslied vom „böhmischen Winde" geht ursprünglich vermutlich auf eine ähnliche Vorstellung zurück:

1. Ich hab mir mein Weizen am Berg gesät,
   hat mir der böhmische Wind verweht.

2. Böhmischer Wind, ich bitt' dich schön,
   laß mir mein Weizen am Berge stehn.

Das Lied stammt ursprünglich aus dem Böhmerwald, wo der Ostwind Kälte und Trockenheit bringt. In der Ostmark meint der Bauer, „die schwersten Gewitter kämen immer aus Böhmen". Der Föhn, der von Norden her in die oberitalienische Tiefebene kommt, trägt den Volksnamen „tedesco" (der Deutsche). Die Kärntner nennen den von Süden kommenden Wind „Jauk", was ein altes Schimpfwort auf die Slovenen ist.

„De fransche wind" bringt dem Holländer nichts Gutes. Und ein Sprichwort der Franzosen warnt: „De l'Angleterre ne vient ni bon vent ni bonne guerre" (Rhone). „Easterly winds and rain, bring cockles here from Spain", lautet ein englisches Sprichwort. „Dat regent all wedder wie up polnische Jude", hört man in Ostpreußen. Der Ukrainer sagt: „Es wird Regen kommen, die Juden gehen umher"[39]). Der Wind bringt den Engländern nicht nur „cockles" (Unkraut), sondern auch Regen aus Spanien: „Rain, rain, go to Spain and don't come back again". Es sind dies Anklänge an die kriegerische Zeit, da beide Völker um die Vorherrschaft auf den Weltmeeren stritten. An manchen Volkstumsfronten neigt man auch dazu, das Auftreten von Krankheiten und Seuchen dem Nachbarvolke zur Last zu legen, mitunter sogar das offensichtlich selbst verschuldete Mißgeschick.

In Danzig spricht man von „kaschubschem Nebel".

3. Kapitel.

Der Teufel als „Deutscher"

Entstehung und Verbreitung der Vorstellung

Wie in der Überlieferung aller Völker, so erscheint auch in der polnischen der Teufel häufig unter den Menschen, um sie zu etwas Bösem zu überreden, ihnen einen Schabernack zuzufügen oder ihre Seele in seine Gewalt zu bekommen. Um nicht gleich erkannt zu werden, muß er natürlich das Äußere eines Menschen annehmen. Es ist erklärlich, daß man sich ihn bei allen Völkern in der Gestalt eines Fremden in ausländischer Tracht oder eines Feindes vorstellte, in Holland z. B. als Spanier, bei den Ur-Preußen als Polen. Der Franzose Marthin-Chagny in „L'Angleterre souzeraine par la franc-maçonnerie, moeurs anglaises" (Paris 1896) berichtet, daß sich die Menschen den Teufel in der Gestalt des Engländers, des Juden oder eines schwarzen Wesens mit krummer Nase vorstellen. In Irland spricht der Teufel englisch. In Lothringen bei Bar-le-Duc spricht im Volksglauben der französischen Bauern der Herrgott französisch, der Teufel dagegen deutsch. In Deutschland setzte man den Teufel wohl nie mit dem Vertreter eines anderen Volkes gleich, kleidete ihn aber auch nach der neuesten ausländischen Mode, solange sie noch fremd und unbeliebt war. Als um die Mitte des 16. Jahrh. die Mode der berühmten Pluderhosen in Deutschland zur Herrschaft gelangte, zunächst in den Reihen der Landsknechte und Studenten, verwarf die Geistlichkeit ausnahmslos die fremde „gottlose" Mode, den „Hosenteufel". Man stellte auf Bildern den Satan in diesen Hosen dar und verbreitete Spottlieder:

Der Teufel mag wol lachen
zu solchem affenspiel.
Im gfallen wol die Sachen,
fleißig ers fürdern wil.
Tag vnd nacht tut er raten,
sein rat folgen sie nach,
biß er bezahlt in taten,
rew ist zu spat darnach. (1555)

Ein Geistlicher hielt damals folgende Predigt: „. . . Es verdienet Teutschland jetzunder nit allein den zorn Gottes vnd dies gegenwertige Vnglück . . . Sondern wäre kein wunder, daß vns auch die Sonne nicht ansehe . . . von wegen der grewlichen Vnmenschlichen vnd Teuffelischen Kleydung, damit sich jetzunder die jungen Leute zu Vnmenschen machen vnd so schändlich vorstellen, daß nicht allein Gott, die lieben Engel vnd

alle frommen ehrbaren Leute, sondern auch die Teuffel selber, einen eckel vnd greuwel dafür tragen". Und nun wird eine Geschichte erzählt, die sich vor kurzem zugetragen habe. Ein Maler sollte nämlich das jüngste Gericht darstellen und um den Teufel recht gräßlich zu machen, kleidete er ihn in modische Pluderhosen. Da sei der Teufel gekommen, habe dem Maler einen gewaltigen Backenstreich versetzt und energisch gegen eine solche Behandlung protestiert: „denn er nicht so scheußlich vnd grewlich sey, als er jn mit den Luderhosen abconterfeyet habe".

Sobald später die spanische Tracht ihren Einzug hielt, war sie es dann, in die man den Satan kleidete.

„In Polen wiederum wird der Teufel ganz allgemein im kurzen deutschen Gewande angetroffen"*). Bei der Entstehung dieser Vorstellung können neben der Andersartigkeit der deutschen Kleidung noch mehrere andere Momente mitgewirkt haben. „Die Deutschen galten mitunter als Zauberer. Die Überlegenheit ihrer technischen Kultur machte aus ihnen geheimnisvolle Leute. Ihre Erfolge schrieb man deshalb durchweg ihren Beziehungen zu den bösen Kräften oder der Zauberei zu. Man fürchtete sich also vor den Deutschen als vor Zauberern, und verteidigte sich gegen sie mit verschiedenen magischen Mitteln" (Bystroń)**) [1]). Der uralte Glaubensgegensatz mochte dazukommen. Der im Mittelalter in Polen übliche Ausdruck „deutscher Glaube" für das römisch-katholische Christentum ist bestimmt zunächst nicht aus dem Gefühl der Anerkennung, sondern aus dem der Ablehnung in den Reihen der Heiden entstanden. Noch im 15. Jahrh. haßten die Reußen den Litauerfürsten Ladislaus Jagail deswegen, weil er, statt zu ihrem, zum „deutschen Glauben" übergetreten war [2]). Aber erst im 16. und 17. Jahrh. wurde in Polen der Zusammenhang Luthers und seines „deutschen Glaubens" mit dem Teufel ein fester Meinungsgrundsatz. Schrieb doch der berühmte Piotr Skarga, daß „Luther, von dem die Protestanten ihr Gesetz haben, selber mit dem Teufel prahlte und daß er von ihm zur Zerstörung der Heiligen Messe den Verstand erhalten habe" [3]). Auch Bystroń nimmt an, daß der sich gegen die Deutschen als Fremde und Protestanten richtende Haß der Massen zur Verbreitung der Vorstellungen vom Teufel als Deutschen beigetragen habe. Ganz sicher ist, daß sie in erster Linie auf die damaligen Predigten der polnischen Geistlichkeit zurückgehen. Schon im 17. Jahrh. war es nicht mehr beim „deutschen Gewande" des Satans geblieben, sondern der Teufel selbst wurde bereits „Niemiec" oder „Niemczyk" genannt, ein Ausdruck, der bis in die Gegenwart hinein seine Volkstümlichkeit bewahrt hat***). Damals gestanden die Hexen auf den Scheiterhaufen oder bei den Torturen, daß sie „den Versucher auf deutsch in roter Farbe" gesehen, oder daß sie „als ihren Meister den struppigen Niemiec" gehabt hätten****). In einer polnischen Komödie des 17. Jahrh.

*) Man stellt ihn sich aber nicht nur als Deutschen vor, sondern auch als poln. Edelmann, und zwar unter den verschiedensten Namen. Der bekannteste ist der „adlige" Teufel Boruta. In manchen Überlieferungen tritt auch der Teufel Rokita „ubrany z niemiecka" (deutschgekleidet) auf.

**) Wacław Potocki (17. Jahrh.) schildert in seinem Vers „Sposób na charaktery" einen Polen, der vor dem Zweikampf mit einem Deutschen seinen Säbel mit frischem Bauernkot bestrich, um dadurch die magischen Maßnahmen des Gegners aufzuheben oder zu durchkreuzen.

***) Im „Wörterbuch der poln. Sprache" von Orgelbrand (Wilno 1861) ist unter „Niemczyk" als Erklärung angegeben: „Im Volksmunde: der Teufel".

****) Der letzte Ausdruck ist enthalten in den Akten eines Hexenprozesses in Schaulen in Samogitien (1691).

kommt in der Höllenszene der Doktor der Teufel vor, der „Niemiec", der den von anderen Teufeln halb erschlagenen Tod ins Leben zurückbringt. Im polnischen Volksschauspiel dieses Jahrhunderts war der Teufel in deutscher Tracht schon eine bekannte Figur[4]).

Da der Deutsche im Gegensatz zu dem langen Gewande des Polen einen kurzen Rock trug, nannte man ihn den „kurzröckigen", polnisch „kusy", dann auch „kusal", „kusielec". Von den Polen, die sich als die ersten der deutschen Kleidung zuwandten, sagte man sprichwörtlich: „Er hat sich wie ein Niemczyk (Teufel) ausgeputzt"; oder: „ein richtiger Deutscher". Da nun der Teufel deutsch gekleidet ging, übertrug sich dieser Spottname auch auf ihn, so daß er in den Volksüberlieferungen oft nicht nur als Niemiec, Niemczyk, sondern auch als kusy erscheint[5]). Der polnische bäuerliche Erzähler und Hörer wußte natürlich, daß „kusy" der deutschgekleidete Teufel ist. Je nachdem sich die Tracht beim Deutschen änderte, mag sich im Laufe der Jahrhunderte auch die Beschreibung des Teufels gewandelt haben. Später kamen der Zylinder, der Frack, die Weste usw. hinzu. Die Russen stellen sich den Bösen ebenfalls meist in deutscher bzw. westeuropäischer Tracht vor, kurze Rockschöße, eng anliegend. Deshalb nennt man ihn dort „korotkopołyj", was genau dasselbe bedeutet wie „kusy". Den Tschechen zeigt sich der Teufel meist in einer Jägeruniform. Der Este spricht vom „kuradisaksa" (Teufelsdeutschen).

Bis zum heutigen Tage hält die polnische Volksgruppe im Warthegau und anderen Gebieten unentwegt daran fest, daß der Herrscher der Hölle deutsch gekleidet geht. In den einzelnen Landschaften weist das Aussehen des Teufels Abweichungen auf[6]).

Die Gegend von Krakau und Chrzanów (Generalgouvern.) stellt sich den Satan als schlanken, großen Deutschen vor, in einen kurzen Frack gekleidet, an Händen und Füßen mit Krallen, mit zwei kleinen roten Hörnern auf dem Kopfe und hinten mit einem langen Schwanz. Der Teufel hat Feuer im Maul und der Schwanz ist pfeilartig zugespitzt[7]).

Im Lubliner Lande trat der Teufel zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts am häufigsten als „Deutscher" (Niemczyk) auf, mit einem Haarzopf, einem alten dreieckigen Hut, in roten Hosen und kurzem schwarzen Frack. Ähnliche Berichte liegen aus dem Sieradzer und Krakauer Land, aus Masovien und mehreren Gegenden des westukrainischen Volksbodens vor[8]). Bei Korzec (Wolhynien) erscheint der Teufel den Ukrainern, wie ich an Ort und Stelle feststellen konnte als Deutscher, und zwar im Zylinder, Frack, in schwarzer langer Hose, nur auf einem Fuß ein Schuh, da der andere die Gestalt eines Pferdefußes hat.

Eine alte Volkserzählung vom Meister Twardowski, dem polnischen Faust, berichtet: „Obwohl er gut angezogen war, — er trug einen Dreispitz, einen deutschen Anzug mit einer langen bis zum Bauch reichenden Weste — konnte man den Teufel sofort erkennen." Eine in ganz Polen verbreitete Redewendung lautet: „Er ist verliebt wie der Teufel in die deutsche Kleidung"[9]).

Das ganze 19. Jahrh. hindurch wird auf der Bühne und auf den kirchlichen Bildwerken der Teufel ebenfalls immer in deutscher Tracht dargestellt, wie mir Prof. J. St. Bystroń brieflich mitteilte. Doch haben wir Anhaltspunkte dafür, daß diese Darstellung auch schon in der

Malerei früherer Jahrhunderte vorkam. I. Polkowski „Historia majętności łabiszyńskiej" (Poznań 1876, S. 9 f.) gibt an: „Im Jahre 1655 schlug der Schwedenkönig Karl Gustav sein Quartier im Reformatenkloster auf. Eine Überlieferung will wissen, daß der König beim Mittagessen im Refektorium auf einem Bilde einen in deutscher Kleidung gemalten Teufel erblickte, der unsern Herrn Jesus versuchte. Da befahl er seinem Hofmaler, er solle dem Teufel statt der deutschen Tracht die polnische aufmalen", was auch geschah. Heute hängt das Bild aber nicht mehr in Labischin, und keiner weiß, wo es geblieben ist. Man erzählt noch, daß der polnische Krummsäbel auf dem Bilde den deutschen Degen nicht ganz bedeckte, so daß dessen Ende auch nach der Übermalung noch zu sehen war[10]). Adrian Krzyżanowski, „Dawna Polska" (War. 1844, S. 541) berichtet: „Wie der Masure bei den alten Preußen, so bedeutete bei uns der Deutsche den Teufel, den man in den Vorräumen unserer alten Kirchen in deutscher Tracht aufmalte. Andrerseits befand sich früher oder befindet sich heute noch (also 1844) in einer Danziger Kirche das Bild eines mit dem Kontusch bekleideten Teufels" (kontusz — poln. Schnürrock).

Das Teufelsmotiv kehrt in sehr vielen polnischen Volksüberlieferungen wieder. Zunächst einige Sprichwörter:

Szwab i Szwabica to diabeł i diablica.	Der Deutsche und die Deutsche sind genau wie der Teufel und des Teufels Frau. (Cholmer Land)
Żyd, Niemiec, diabeł trzeci, jednej matki dzieci.	Jude, Deutscher, der Teufel dahinter, alle drei einer Mutter Kinder[11]).
Niemiec Szwab, diabła brat.	Deutscher Schwabe, Teufelsbruder. (Lubliner Land)
Niemiec i czart z jednej pochodzą rodziny.	Der Deutsche und der Teufel stammen aus einer Familie.
Niemiec nie modli się pod figurą, to też ma diabła za skórą.	Der Deutsche betet nie vor der Figur, drum steckt der Teufel in ihm nur *).
Gdzie diabeł nie może, tam Niemca łoże (łoży).	Wo der Teufel nichts erreicht, da steckt er den Deutschen hin.
Za dołami świeci górka, w nocy zawsze szwabska zbiórka.	Hinter den Tälern leuchtet ein Berg, treiben die Schwaben ihr nächtliches Werk **).
Kogo diabeł nie kusi, ale Niemca musi.	Wenn auch der Teufel niemanden versucht, den Deutschen versucht er doch. (Die letzten fünf aus dem Lubliner Lande)
Abo čort abo Nimeć rozbył.	Entweder der Teufel oder der Deutsche hat es zerschlagen, so sagen die Ukrainer, wenn ihnen etwas entzweigegangen ist.

In Masovien droht man unartigen kleinen Kindern:

Zaczekaj, niedługo pojadę do Berlina, to za ogon powieszę lucyperowego syna.	Wart, bald fahr ich nach Berlin herauf, und hänge Luzifers Sohn am Schwanze auf.

*) Figur = Heiligenfigur.

**) Wohl eine Anspielung auf den Tanz der Hexen und der „Niemczyki" auf der Łysagóra Vergl. S. 71.

Die folgende, im Warschauer und Litzmannstädter Gebiet bekannte Strophe eines Liedes neckt die deutschen Kolonisten, die dem Teufel gleichgesetzt werden:

A ty Szwabie, kartoflarzu,
gonisz dziewki po cmentarzu,
Pana Boga nie masz,
końskim kopytem się żegnasz.

Ha, du Schwab, Kartoffelmann,
gehst die Mädchen auf dem Kirchhof an.
Einen Gott, den hast du nicht,
mit dem Pferdehuf bekreuz'st du dich.

Die Ukrainer bei Kolomea in Ostgalizien sagen: „Der Schwabe riecht nach dem Teufel" [12]).

Polnische Sagen vom Teufel „Niemczyk"

Weil diese Frage so interessant ist, wollen wir auch eine Reihe von Sagen vollständig oder teilweise bringen, allerdings nur solche, in denen der Teufel nicht als „kusy", sondern ausdrücklich als „Niemczyk" (Deutscher) erscheint. Die Sagen sind bereits alle im polnischen volkskundlichen Schrifttum veröffentlicht. Leider hat nie jemand versucht, das uns hier angehende Material planmäßig aus dem Volksmunde zu sammeln.

Ein Deutscher als Hahn und Teufel.

„Auf dem Markt der mittelalterlichen Stadt Krakau steht auch ein Haus, das früher, vor vielen, vielen Jahren, einem Manne gehörte, der sich dem Teufel verschrieben hatte. Das Haus soll große Keller haben, die sich unterirdisch bis an die Marienkirche hinziehen.

Einmal, es ist schon sehr lange her, wollte eine junge Köchin einen Hahn schlachten. Er entkam ihr aber und flog in den weitläufigen Keller.

Da sie nichts finden konnte, wollte sie gerade umkehren, als ihr ein dünner Deutscher den Weg vertrat. Er hatte einen Hahnenfuß und trug einen Dreispitz: es war dies der Hahn in Gestalt eines Teufels."

Er machte dann das Mädchen auf Schätze aufmerksam usw. [13]).

Der Deutsche auf einem Drachen.

„Die Goralen glauben, daß man die Zauberbücher in den Tälern erwerben kann. Auf eine bestimmte Beschwörungsformel aus diesen Büchern soll aus einem Felsen ein Drache hervorkommen, der sich satteln und reiten läßt.

Ein Deutscher soll einmal diesen Drachen herausgerufen haben und auf ihm geritten sein. Das Volk hat seither in großer Angst gelebt, bis es einem tapferen Wirte gelang, den Drachen zu töten."

Der „Deutsche" soll seit der Zeit aus der Gegend verschwunden sein. Er trug schwarze Kleidung, einen flachen Hut, schwarze Strümpfe mit Schnallen an den Füßen und silberne Sporen [14]).

(Kościelisko in der Tatra)

Der Teufel zeichnet Ahornbäume.

„In der Bukowina Łopuszczańska bei Klucz (Nowytarg) ist ein Wald, der sich am Südabhang des Niedźwiedź befindet.

Da wurde am heiligen Peter- und Paulstag ein deutsch angezogener Teufel im Walde beobachtet, wie er mit der Axt Ahornbäume bezeichnete, die geschlagen werden sollten. Nach einiger Zeit wollte jemand einen so

gezeichneten Baum fällen, verletzte sich aber so unglücklich, daß er die Arbeit aufgeben mußte. Da es viel vom Teufel gezeichnete Bäume gibt, fürchten sich die Goralen, Ahornbäume kurz nach Peter und Paul zu fällen."

Der Teufel beim Schmied.

„In der Nacht fuhr einmal beim Schmied in Charklowa bei Nowytarg ein Wagen vor, der mit sechs wilden Pferden bespannt war und den ein deutsch gekleideter Herr selbst lenkte. Man sagt, dieser Wagen wäre direkt aus dem Flusse Dunajez gekommen. Dieser Herr ließ eines seiner Pferde mit einem Hufeisen aus reinem Gold beschlagen, schenkte dem Schmied für seine Mühe eine Flinte und fuhr in großer Eile wieder davon. Seit dieser Zeit ist der Schmied ein großer Jäger geworden, der Wild und Vögel erlegt, wie man sie im ganzen Lande nicht antrifft" [15]).

Vom Deutschen, der Silber suchte.

In dem Tal bei Kościeliska in der Tatra steht ein Kreuz zum Andenken an den polnichen Heimatdichter Pol. Die Goralen erzählen, daß an dieser Stelle früher ein anderes Kreuz stand, das sie „krzyż Polaka" (Polenkreuz) nannten. „Als noch die alten Polen in früheren Zeiten hier lebten, da haben sie in diesen Bergen Silber gegraben. Und wie dann später die Österreicher gekommen sind, da wollten sie auch Silber haben, denn der Deutsche ist auf Silber versessen, wie der Kater auf Speck. Aber die Polen hatten das Silber zugeschüttet und Steine oben raufgepackt. Und da kam ein Deutscher. Damit es leichter würde beim Graben, wollte er ein Haus bauen, da wo jetzt das Kreuz steht. Und er begann, gerade am Fronleichnamstage Ziegel und Steine anzufahren, denn der Deutsche, das ist ein Luther, ein Hundeglaube. Und wie er am Feiertage Steine fuhr, stand mit einem Male sein Pferd prrr — und keinen Schritt weiter. Der Deutsche sprang von dem Wagen herunter, wollte den Gaul herumführen, aber da schlug dieser aus, die Fuhre kippte um und die Steine zerdrückten den Deutschen, so daß nur die Beine aus den Steinen heraussahen... Hei!... Da kam ein Pole, sah die Beine, und da sie dünn waren, erkannte er an ihnen, daß da ein Deutscher lag. Denn dem Deutschen hat schon der liebe Herrgott genau so dünne Beine gegeben wie dem Teufel. Und der Pole bedeckte die Beine mit Erde, stellte ein Kreuz drauf mit der Inschrift:

Nichts über Gott" [18]).

Wie der Teufel einen Wirt betrog.

„In ein Dorf in der Nähe von Sambor (in Ostgalizien) kam ein Deutscher in die Schenke und bestellte sich ein Gläschen Schnaps. Nachdem er ausgetrunken hatte, zahlte er mit einem ganzen Gulden. Der Gastwirt wollte ihm den Rest rausgeben, der Deutsche lehnte das jedoch ab und sprach: „Ich brauche deinen Rest nicht." Darauf ließ er sich ein Vorgericht kommen, das er mit einem Fünfer bezahlte, den Rest lehnte er wieder ab. Später bestellte er ein Bier, trank es aus und zahlte mit einem Zehner und weigerte sich, den Rest zurückzunehmen. Schließlich verlangte er ein Abendessen, zahlte mit einem Hunderter und für das Nachtlager gab er einen Tausender. Der Wirt freute sich über einen so guten Gast. Bevor er abreisen wollte, rief er die Frau des Wirts zu sich, ging in ein abgelegenes Zimmer und erklärte, mit ihr eine wichtige Besprechung zu haben. Es verging eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, eine, zwei, mehrere Stunden, und sie

waren immer noch nicht fertig. Der Wirt glaubte, es wäre irgend etwas passiert, öffnete die Tür, sah aber weder seine Frau noch den Deutschen. Da ging der Wirt zum Geistlichen in Sambor, und der machte ihm erst klar, daß sein Gast gar kein richtiger Deutscher war, sondern der Teufel: „Weder den Deutschen noch deine Frau wirst du je wiedersehen. Es ist ja aber auch noch nicht dagewesen, daß jemand seine Frau mit einem fremden Mann in ein abgelegenes Zimmer einsperrt."

Als der Wirt nach Hause kam, stellte er fest, daß das Geld, mit dem der Deutsche bezahlt hat, einfaches Papier war und keine Banknoten" [17]).

Wie ein kluger Jude den Teufel überlistete.

„Ein Jude in Ostgalizien, der durch seine Klugheit bekannt war, ging einmal nachts auf der Straße und traf dort einen Deutschen, der mit ihm ein Gespräch anfing. Der Jude erriet sofort, daß er es mit dem Teufel zu tun habe. Im Laufe des Gesprächs fragte er den Juden, wie spät es wohl sei. Es war gerade 12 Uhr. Der Jude wollte aber keine gerade Zahl nennen, um sich dadurch nicht in die Gewalt des Teufels zu begeben, und antwortete, es wäre 1 Uhr. Dann fragte ihn der Teufel, wieviel Monate ein Jahr hätte. Der Jude meinte, das Schaltjahr hätte 13 Monate und das gewöhnliche Jahr einen Monat weniger. Dann fragte ihn der Teufel, wie alt er wäre. Da der Jude 50 Jahre alt war, antwortete er, vor 25 Jahren wäre er 25 Jahre alt gewesen. Der Teufel versuchte immer wieder, ihn reinzulegen, er nannte aber nie eine gerade Zahl. Als der Teufel schließlich sah, daß er es mit dem Juden nicht aufnehmen könnte, zerplatzte er" [18]).

Auch in der Nähe von Bietsch in Mittelgalizien stellt man sich, wie ein polnischer Volkskundler berichtet, den Teufel „am häufigsten als Menschen, und zwar als Deutschen vor, kurzröckig, in anliegenden Pluderhosen und rotem Frack, aber mit Hörnern, einem Schwanz und Krallen". Eine Sage berichtet, daß der Teufel in einer Mühle sein Unwesen trieb, aber von einer kundigen alten Frau mit einem wundertätigen Lindenzweiggeflecht gefangen und in einem Schweinestall aufgehängt wurde:

„Dem Teufel waren die Schweine widerlich, denn sie bissen ihn, quiekten und machten Gestank (pod kusą), aber er konnte sich vom Strick nicht freimachen. So hing er dort einige Tage, quälte sich entsetzlich ab, aber dafür spukte es in der Müllerei nicht mehr.

Eines Tages ging ein Bauer am Schweinestall vorbei und hörte ein furchtbares Stöhnen. Aus Neugier guckte er nach und sah den Teufel am Strick hängen.

Als der Teufel ihn erblickte, bat er, er möchte ihn doch befreien, dafür würde er ihn auch zu einem berühmten Arzt machen und ihm viel Geld verschaffen. Den Bauern lockte das Geld sehr, und er band den Teufel los, der sich bei seinem Befreier bedankte. Von jetzt ab durfte der Bauer Teufel austreiben. Dafür sollte er sich reichlich zahlen lassen. Aber nur drei Menschen durfte er vom Teufel erlösen; sobald er es zum vierten Male versuchen wollte, würde er ihn sofort den Kopf abreißen. Und er brachte ihm noch die Worte bei, die er bei der Austreibung hersagen sollte.

Der erste, den der Teufel befiel, war der Müller. Er setzte ihm schrecklich zu, daß die Knochen nur so knackten, — der arme Müller wälzte sich, schrie und stöhnte.

Ein allegorisches Bild aus dem Jahre 1806.

Es stellt den Erzengel Michael in polnischer Tracht dar, der den Teufel in deutscher Tracht besiegt. Vergl. „Polska. Jej dzieje i kultura". (Bd. III, S. 48). „Obraz alegoryczny z r. 1806, przedstawiający Michała Archanioła w ubiorze polskim, zwyciężającego czarta w ubiorze niemieckim." — Den Kampf des deutschgekleideten Teufels mit einem Mönch stellt Andriollis Bild „Diabeł w tarapatach" dar. (Vergl. Piątkowski „Andriolli w sztuce", S. 166.)

„Pan Twardowski".

Von Juliusz Kossak.

Nach St. Witkiewicz „Juliusz Kossak" (War. 1912, 2. Aufl., S. 100). Der Teufel in einem kurzen Frack, mit einem Dreimaster in der Hand, mit Perücke und langem Zopf. In dieser „deutschen Tracht" stellte sich das polnische Volk im 18./19. Jahrhundert den Teufel vor. Man beachte daneben die lange, „polnische Tracht" Twardowskis.

Schnell verbreitete sich im ganzen Dorf die Nachricht, daß der Müller vom Teufel besessen sei. Es wurde beraten, wie man am besten helfen könnte; doch alles Bekreuzigen, Weihwassersprengen half nichts, der Teufel wurde nur noch verrückter.

Da meldete sich jener Bauer, er könnte den Teufel austreiben. Des Müllers Frau und die Kinder versprachen ihm viel Geld, wenn er nur ihren Vater vom Teufel erlöste.

Als der Bauer seinen Spruch über dem Müller hersagte, da sprang der Teufel aus ihm heraus in Gestalt eines Menschen in roten Hosen, im Frack wie ein Deutscher (Niemczyk) und schrie auf den Müller ein: „O du niederträchtiger Kerl! Durch List und Tücke bist du mich in der Müllerei losgeworden, und dazu hast du mich noch im stinkenden Schweinestall aufgehängt. Dein Glück, daß dich dieser Mensch, der auch mich befreit hat, erlöste." — Und er verschwand.

Der Müller belohnte den Bauern reichlich, und die ganze Familie freute sich, daß sie vor dem Teufel nun endlich Ruhe haben würde. Doch es sollte anders kommen, — denn wen der Teufel einmal gepackt hat, den läßt er sobald nicht los." (Das folgende ist gekürzt). „Nach zwei Tagen war die Müllersfrau vom Teufel besessen, etwas später der Müllerjunge, und wieder hatte sie der Bauer geheilt. Die gute Belohnung blieb nicht aus, und gerade auf dem Heimwege wurde er wieder zurückgeholt, da die arme Alte vom Teufel geplagt wurde. Nach langem Zögern ließ er sich doch erweichen, den Teufel auch noch zum vierten Male auszutreiben. Vorher ließ er aber alle Kinder aus dem Dorfe zusammenrufen, die vor der Müllerei quieken und quietschen sollten, während er sich den Strick besorgte und mitnahm. Wieder sagte er über der Alten seinen Spruch her, der Teufel sprang heraus, keifte mit dem Bauern herum, er würde ihm dafür den Kopf abreißen, aber da hatte der Bauer ihn schon am Strick. Er drohte ihm mit dem Schweinestall, das Quieken versetzte den Teufel in solch einen Schrecken, daß er den Bauern bat, er möge ihn doch laufen lassen, er würde ihm den Kopf nicht abreißen und diesen unglückseligen Ort für immer verlassen. Als der Bauer ihn losließ, machte der Teufel, daß er wegkam und zeigte sich nicht wieder.

Der wohlhabende Müller beschenkte den Bauern so reichlich, daß es ihm in seinem langen Leben fortan gut erging."

Eine andere Sage aus der Nähe von Bietsch verspottet den Niemczyk als den hereingefallenen Wohltäter. Wir bringen auch diese Sage ausführlich, um zu zeigen, wie sehr bei diesen Teufelsüberlieferungen die Freude am Humor und Spott (und nicht etwa die Schrecklichkeit des deutschen Wesens) die Ursache ihrer Entstehung bildeten.

Der Teufel als hereingefallener Wohltäter.

Ein Bauer lebte in großer Armut, denn seine Frau war dauernd krank, und er selbst wußte sich keinen Rat, wie er mit der Fronarbeit und der Bestellung seines Feldes fertig werden sollte. Hungrig ging er zur Arbeit, und erschöpft und verhungert kehrte er heim, so daß er sich kaum noch aufrecht halten konnte.

Als er einmal durch den Wald wieder nach Hause ging, klagte er über sein elendes Leben, weinte und sagte: „Mein Gott! Wozu hast du mich als Bauern erschaffen. Wenn ich ein adliger Gutsherr wäre, dann würde ich nur essen, trinken und Pfeife rauchen; ich würde in einem schönen Gutshause wohnen, aber nicht wie jetzt mit der Kuh und den Schweinen zusammen in der elenden, verräucherten Bude. Ach, wenn sich doch der Herr Jesus meiner erbarmte und mich von der Fronarbeit erlöste, damit ich für

mich arbeiten könnte und nicht solche Not zu leiden brauchte! Ach, ich Unglücklicher, und keiner hilft mir. Wenn sich der Teufel doch meiner erbarmte und mich ein Herrenleben führen ließe, dann mag er mir nachher den Kopf abreißen und meine Seele nehmen."

Kaum hatte er das gesagt, als plötzlich ein kurzröckiger, kleiner Deutscher (Niemczyk) in rotem Frack und Hosen vor ihm steht und zu ihm die Worte sagt: „Du rufst mich um Hilfe an, damit ich dir die Möglichkeit gebe, ein Herrenleben zu führen, und dafür bekomme ich deine Seele. Ich will dir deinen Wunsch erfüllen. Ich werde dich zum Herrn machen, dir Hof, Güter, Felder und Wälder auf die Dauer von zehn Jahren geben. In dieser Zeit wirst du wie ein Edelmann ein Herrenleben führen und die Welt genießen — aber, das ist dann ja gleich, du kommst dann in die Hölle, dort bist du nämlich in guter Gesellschaft, und zwar nur unter Edelleuten. Du armer Kerl, du kannst den Vertrag nicht unterschreiben, darum ritze mit diesem kleinen Messer einen Finger, und der Blutstropfen, der auf den Vertrag fällt, ist deine Unterschrift, und wir sind uns einig."

Als der Bauer mit seinem Blutstropfen seine Unterschrift gegeben hatte, umfing ihn der Teufel und brachte ihn auf ein herrliches Gut; auch seine Frau und Kinder brachte er dorthin.

Der Bauer lebte von jetzt ab wie ein Herr. Er hatte alles im Überfluß. Er aß nur, trank und rauchte Pfeife, denn die Bauern arbeiteten ja umsonst für ihn. Jedoch auch jetzt fühlte er sich nicht glücklich, denn der Gedanke an die Hölle verleidete ihm das Leben. Dauernd dachte er darüber nach, wie er sich von der Macht des Satans befreien könnte. Dabei betete er zum Herrn Jesus, er möge seine Seele retten. Als zehn Jahre um waren, kam der Teufel zum Bauern und verlangte seine Seele: „Es ist Zeit, du mußt mir deinen Kopf geben!"

Darauf antwortete der Bauer: „Lieber Herr Teufel, du hast vergessen, daß das Versprechen, das dir ein Bauer gegeben hat, der Herr nicht zu halten braucht. Ich bin heute ein Edelmann und kein Bauer mehr. Übrigens will ich mich mit dir nicht streiten und halte mein Wort, das ich dir als Bauer gegeben habe. Ich habe dir den Kopf versprochen, ich werde ihn dir gleich bringen." Er ging in die Küche, holte den Schädel von einem Ochsen und sagte: „Hier hast du den Kopf!"

Der Teufel wunderte sich und sagte ärgerlich: „Ich kam nach deinem Kopf und nicht nach dem Ochsenschädel!"

Darauf entgegnete ihm der Bauer: „Ich habe doch einen Schädel und der Ochse einen Kopf, und ich habe dir doch den Kopf versprochen."

Der Teufel fuhr ihn an: „Das ist nicht wahr. Du hast einen Kopf und der Ochse einen Schädel!"

„Wenn du mir nicht glauben willst", sagte der Bauer, „dann können wir ja die anderen Leute fragen, dann wirst du dich überzeugen, daß ich die Wahrheit sage." Er ging mit dem Teufel zusammen zum Fleischer, und der Teufel sollte einen Ochsenschädel kaufen.

Als der Teufel fragte, wieviel der Ochsenschädel koste, führte ihn der Fleischer an und sagte, er verkaufe keinen Schädel, sondern einen Kopf.

Da sagte der Bauer: „Na, hast du dich davon überzeugt, daß der Ochse einen Kopf hat?" Ging mit dem Teufel weiter und kamen in die Schenke. Hier schenkte der Gastwirt, ein Jude, den Bauern Schnaps ein, die tranken und dabei ausspuckten, hin- und herwankten, sangen und dann anfingen, sich zu schlagen. Während der Schlägerei riefen die einen den anderen zu: „Faß ihn am Schädel! Schlag ihn auf den Schädel!"

Daraufhin sagt der Bauer: „Na, siehst du, mein lieber Teufel, daß sie Schädel haben und keine Köpfe, also habe ich auch einen Schädel und keinen Kopf. Da nimm den Kopf des Ochsen, den ich dir versprochen habe."

Der beschämte Teufel lief davon, und seitdem zeigte er sich nicht mehr beim Bauern als Edelmann, der weiter ein Herrenleben führte, aß und trank und Pfeife rauchte.

Nicht nur die Menschen hören gern Schmeicheleien, auch der Teufel „Niemczyk" fällt darauf herein. Davon erzählt die folgende Sage:

Der Teufel belohnt Schmeicheleien.

In einem Dorfe lebte ein sehr armer Bauer. Er war arbeitsam, ehrlich und fromm; so sehr er sich auch mühte, er kam aus dem Elend nicht heraus. Oft ging er zur Kirche und betete inbrünstig; als erster kam er, und als letzter verließ er das Gotteshaus. Er betete vor jedem Altar, flehte alle Heiligen um Hilfe an. Aber er hatte die Angewohnheit, wenn er in die Vorhalle der Kirche trat, mit der rechten Hand sich mit Weihwasser zu bekreuzigen und mit der linken die Figur des Teufels über dem Weihwasserbecken zu streicheln, und dabei sagte er immer die Worte: „Du bist gut, ich habe dich gern!" Dasselbe tat er, wenn er die Kirche verließ. So vergingen Tage, Monate und Jahre.

Eines Tages erschien diesem Bauern der leibhaftige Teufel in Gestalt eines Deutschen (Niemczyk) und sagte zu ihm: „Ich danke dir für dein Gedenken, daß du mich nicht vergißt und mich immer so freundlich grüßt. Ich will dir dafür auch eine Freundlichkeit erweisen und dir in deiner Not helfen. Hast du etwas Geld?" — Der Bauer hatte 20 Groschen bei sich. „Geh' zum Seiler und kaufe für das Geld einen Strick; auf dem Wege hole dir von Zuhause einen Spaten und einen Sack und komme schnell hierher zu mir zurück."

Der Bauer lief, so schnell er laufen konnte, zum Seiler und kaufte den Strick, holte den Spaten und Sack und lief eilends zum Teufel zurück. Der Teufel wartete schon auf ihn und ging mit ihm in den Wald. Dort sagte er zu ihm: „Mache an dem Ende des Strickes eine Schlinge, klettere auf diese Tanne und binde das andere Ende an einen dicken Ast, die Schlinge laß herunterhängen."

Als der Bauer das getan hatte, kletterte er herunter und sollte nun eine Grube unter der Tanne graben. Der Bauer machte sich eifrig an die Arbeit, und als er mit einem Spatenstich die Grube aushob, stieß er auf ein Metallgefäß, das bis obenhin mit Geld gefüllt war.

„Steck' das ganze Geld in den Sack", sagte der Teufel, „es gehört dir. Ein habgieriger Betrüger hat dieses Geld zum Schaden anderer Menschen zusammengespart. Deshalb habe ich ein Anrecht darauf und kann es dir schenken."

Der Bauer nahm das Geld mit nach Hause, aber da er es allein nicht tragen konnte, half ihm der Teufel tragen.

Am nächsten Tage kam der Eigentümer dieses Geldes in den Wald, um sich an seinem Schatz zu erfreuen und ging zu seinem Versteck. Da sah er nur das Loch und das leere Gefäß und erstarrte vor Schreck. Bald sah er nach dem Gefäß, bald nach der Tanne und erblickte den Strick, legte sich die Schlinge um den Hals und ließ sich plötzlich fallen. Die Schlinge zog sich im Nu zusammen, und der habgierige Betrüger mußte ersticken *).

*) Alle drei Sagen nach Mikołaj Rybowski: „Diabeł w wierzeniach ludu polskiego". Z okolic Biecza. Zschr. „Lud", Bd. XII, H. 1, S. 214 ff.

Der Teufel und der Blitz.

„Während eines sehr starken Gewitters, — so erzählt man sich in Samogitien — ist ein junger Deutscher in gestutztem Frack in ein Haus gekommen, um dort Schutz vor dem Unwetter zu finden."

Die junge Frau bat ihn freundlich, sich doch am Feuer zu erwärmen. Angetan von der Höflichkeit der Gastgeber, blieb der Teufel eine kleine Weile sitzen, rannte aber plötzlich aus dem Hause und nahm den Stuhl, auf dem er gesessen hatte, mit. Kurz darauf schlug der Blitz in den Stuhl ein und zerschmetterte ihn in tausend Splitter. Der Deutsche (Niemczyk) lachte laut und verschwand [19]).

Der Hexentanz.

Die Szatryja ist ein hoher Berg bei Lukniki (Schaulen) im alten Litauen. Es versammeln sich dort in der Johannisnacht alle Hexen, um ihr großes Fest zu feiern.

Ein wagemutiger Knecht, der wissen wollte, was dort geschieht, fand eine Versammlung von Frauen und Männern vor; sie waren alle deutsch gekleidet, auf dem Kopf hatten sie Hüte, aus denen riesengroße Hörner hervorragen . . .

Der Knecht wurde eingeladen, an dem Gastmahl teilzunehmen und sich auf einen Thron zu setzen. „Es spielte eine wunderbare Musik. Das Gastmahl dauerte einige Stunden. Mit dem Hahnenschrei befand sich der Knecht plötzlich allein auf dem Berge. Und als er sich umzuschauen begann, bemerkte er, daß der diamantene Thron, auf den ihn die Deutschen (Niemczyki) gesetzt hatten, nur ein morscher Baumstamm war" [20]).

In einer Sage aus Samogitien „Der kluge Uburtis und der Teufel" wird u. a. erzählt:

„Jedesmal, wenn man über den Berg Dżuga (Kreis Telsche in Samogitien) ging, konnte man den „Deutschen" im kurzen Frack sehen, wie er von Baum zu Baum sprang" [21]).

J. M. Ossoliński gibt in „Wieczory Badeńskie" . . . (Krak. 1852 S. 69 ff.) die Erlebnisse eines Flußschiffers wieder, dem der Teufel in Gestalt eines Deutschen begegnete:

„O, hätte mich doch der Herrgott vor diesem Unbekannten bewahrt! Der Schüttelfrost packte mich. Mein Gaul, sonst beileibe nicht störrisch, bäumte sich sofort auf. Ich schlage ihn mit der Peitsche, schlage . . . Da schäumte die Mähre, aber sie wollt' und wollt' nicht weitergehen. Herr Deutscher („panie Niemcze")! rief ich, gelobt sei . . . ! Wo geht hier der Weg nach Warschau? — Er kauderwelschte irgend was, daß einem die Haare auf dem Kopfe zu Berge standen. Hätte ich mir doch lieber mein Bein in tausend kleine Späne zerschlagen! . . . O Gott! O Gott! Was habe ich verschuldet, daß Du diesen Hundebruder auf mich losgelassen hast." Usw. Der Satan lockte ihn mitsamt dem Pferde in einen großen Sumpf und lud ihn nachher zum Mittag ein, wo die Teufel Gotteslästerungen ausstießen. Einer von ihnen, ein „przeklęte lutrzysko" („ein verfluchter Lutheraner") überreichte ihm einen Trunk, der entsetzlich schmeckte. Dann lud ihn der „Niemiaszek" (Deutsche), der ihn in den Sumpf gelockt hatte, zum Kartenspiel und zu allerlei Allotria ein. Vor Angst rief der Flußschiffer „Gott erbarme Dich!" Im selben Augenblick verschwand der ganze Teufelsspuk.

Auch im ukrainischen Sagenschatz kommt gelegentlich der Teufel als Deutscher vor, im hier von uns angeführten Beispiel aus dem Kreise Czehryń mit dem Vorbehalt, daß der Böse auch wie ein Pole aussah. Es heißt in der Sage:

„Als wir den Hügel herunterkamen, sah ich vor uns etwas auf dünnen Beinen in der Nähe des Grabens herumspringen, beinahe wie ein Pole ... beinahe auch wie ein Deutscher (nimčyk), irgendwie kurzröckig und geschürzt. Und als wir dann begannen, näher heranzufahren, es — plumps ins Wasser, verwandelt sich in ein Schwein mit spitzen Ohren und schaut uns an ..." [22]).

Ein von Gliński bei Nowogrodek aufgezeichnetes Märchen „Von dem klugen Bauern und dem dummen Teufel" beginnt:

„Nicht später und auch nicht früher, als die Deutschen anfingen, ihre klugen Bücher zu schreiben, machten sich die Teufel ans Lesen und wurden mit der Zeit so klug, daß unser armes Volk kaum mit ihnen fertig werden konnte. So listig wurden sie und verräterisch."

Hier erscheinen die Deutschen sogar als die Lehrmeister der Teufel, umgekehrt wie im russischen Sprichwort: „Gott belehrt den Menschen, der Teufel aber den Deutschen" [23]).

In einem Märchen*) aus derselben Gegend heißt es:

„Nach einem Monat oder zweien seiner Wanderung hörte er plötzlich, als er einen geraden Weg durchs Feld verfolgte, einen fürchterlichen Schrei. Er sieht hin — und sieht wie auf einer Anhöhe beim Walde sich zwei Deutsche (Niemczyki) schlagen, beide in kurzem Frack, mit geknöpften Hosen und enganliegenden Hüten. Das waren Teufel. Weil nun aber der Fischer ein guter Christ war, fürchtete er sich nicht, ging näher heran und fragte: ..." [24]).

In einer Sage „Das Gespenst und die Pest" stellt der Teufel „Niemczyk" die Seuche als seine Schwester vor. Es wird erzählt, wie während der Pest ein Edelmann im Lande herumreiste. An einer Stelle wollte sein Pferd nicht weiter und schlug mit den Hufen auf die Erde. Daher führte er es am Zügel. Es heißt dann wörtlich weiter:

„Nachdem er einige Schritte getan hatte, erblickte er einen quer über dem Wege liegenden Holzklotz. Er wollte ihn schon passieren, als er zu seinem Entsetzen bemerkte, wie aus diesem Klotz ein Mensch herauskroch. Trotz des scharfen Frostes war er leicht angezogen und sah ungefähr so aus, wie ein landstreichender Deutscher (Niemczyk). Nachdem die Gestalt sich ihm genähert hatte, begrüßte sie ihn höflich und sagte: „Ich bin ein Gespenst. Meine Schwester, ein Gespensterweib, brachte trotz meiner Bemühungen zu euch die Pest und mit ihr Hunger und Elend" usw.**).

Interessant ist eine entsprechende Sage aus Nauditen in Lettland, in der die Pest sich als deutsch gekleideter Teufel zeigt. Er fährt in einem von zwei schwarzen Hunden (oder einem Schwein) gezogenen Korbwagen über das Land [25]).

In manchen Volksliedern der Letten erscheint der deutsche Herr als Teufelskind (welna behrns), das in die Hölle gehört. Doch kommt es

*) „Vom selbstfliegenden Teppich" usw.

**) In einer polnischen Sage, „Das steinerne Brot in Oliva", tritt der Teufel ebenfalls als „Deutscher" auf.

auch vor, daß er lobend hervorgehoben wird. In manchen Liedern stellt der Lette den Deutschen mit dünnen Beinen (Reitstiefeln!) dar, dem der Teufel diese dünnen langen Stiefel genäht hat, damit er in die Hölle springen kann, um dort zu waten und dem Satan Lehm zu kneten.

Sagen von Martin Luther als einem Teufelssohn

Man stellte sich im polnischen Volke die Ketzer meist in einer nicht genau zu bestimmenden, aber auf alle Fälle scheußlichen Gestalt vor. Die phantastischsten Vorstellungen hatten die Masovier. „Heh, heh", sagt einer von ihnen im Colloquium charitativum vom Jahre 1652, „ich möchte doch mal diesen Luther sehen. Ist das ein Mensch oder irgend was Seltsames?" Und jener Masovier ist heute noch in großer Auflage in ganz Polen anzutreffen, wo es sprichwörtlich heißt: „Du bist ein Luther, aber kein Mensch", oder „Martin Luther ein Teufelsbruder war. Er sitzt in der Hölle tausend Jahr'. Ein Glaubensgrundsatz der Ukrainer lautet: „Kalvin rohy maje" (der Kalvin hat Hörner, d. h. er ist ein Teufel), oder „Kalvin i čort to braty" (Kalvin und der Teufel sind Brüder). Vor allem aber lebt unser Reformator in zahlreichen polnischen Sagen als Teufelssohn weiter. Einige von ihnen sind interessant[26]):

In einem Dorf war ein sehr reiches Mädchen. Sie wurde immer älter und älter, aber es kam niemand, um sich mit ihr zu verheiraten. Sie bat Gott, sprach Gebete, daß jemand käme, aber das half nichts. So ärgerte sie sich schließlich über sich selber.

Einmal saß sie unter einem Birnbaum und sprach folgendermaßen: „Wenn eben kein Bursche kommt, den ich nehmen kann, dann soll meinetwegen der Teufel kommen und mich Unglückliche nehmen." Während sie so sprach und mit sich haderte, kam ein schwarz gekleideter Herr, mit einem Schnurrbart unter der Nase, den Vollbart etwas geschoren und in der Hand einen Stock. „Wie geht es euch, schönes Fräulein, hier ruht sich's gut?" — „Gut, gut", sagte das Mädchen. So setzte er sich und fragte sie gleich, ob sie ihn heiraten wolle. Das Mädchen war sehr erfreut und sagte gleich: „Ja".

Sie heirateten und hatten einen Sohn Martin, halb Mensch, halb Teufel, aber die Gestalt hatte er wie ein Mensch. Der Vater hielt sich nicht bei der Mutter auf, sondern kam nur ab und zu zu ihr. Und sie wußte sehr wohl, daß ihr Mann der Teufel ist, weil er nicht zur kirchlichen Trauung wollte. Ab und zu sah sie an ihm auch Pferdefüße. Martin ging zur Schule und lernte immer sehr gut. Er war immer der Erste in der Klasse und der Sohn vom Nachbarn der Zweite. In einem Jahr, als beide schon in den oberen Klassen waren, wollte ihn der Nachbarssohn überholen, aber er konnte nicht und wurde nur Zweiter. Er ärgerte sich darüber und schlug ihn in die linke Seite. Martin „lief aus" und von seinem Wissen blieb nur das übrig, was er als Mensch erworben hatte. Die Professoren wollten ihn nicht versetzen, denn er war nicht reif für die obere Klasse, und sie wollten ihn zurückversetzen. Da verließ er die Schule und lernte irgendwie Propst.

Aber was ein Teufel ist, bleibt ein Teufel und ein Gauner. Er nahm zwei Bücher, da verschiedene heilige Bücher geschrieben waren. Eins war das lutherische, das andere unseres. Martin Luther zeigte dem Papst unseres und bat ihn, ihm zu erlauben, so zu lehren, wie in dem Buch geschrieben steht. Der heilige Vater sah das Buch von einem Deckel bis zum andern durch und fand nichts darin, was dem göttlichen Gebot widersprach. Dann ging er in

ein anderes Zimmer nach dem Siegel und ließ das Buch liegen. Indessen vertauschte Luther es mit seinem lutherischen Buch und verbarg das, welches der Heilige Vater durchgesehen hatte. Der Papst kam und unterschrieb auf dem lutherischen, daß aus ihm gelehrt werden könnte, denn er ahnte nicht, daß da eine Teufelslehre drin war, sondern dachte, es sei das durchgesehene Buch, und setzte sein Siegel rauf. Martin Luther ging und lehrte aus ihm, denn überall zeigte er die Unterschrift des Heiligen Vaters, der ihn so lehren geheißen habe [27]).

(Aus Sopotnia Mała in den Beskiden)

Diese Sage dürfte in Ober- und Ostoberschlesien allgemein, im Generalgouvernement zum Teil verbreitet sein. Es sind mehrere Fassungen von ihr aufgezeichnet worden. Eine, von der Babiagóra, hat Bystroń veröffentlicht. Die polnische Zeitschrift „Lud" hat diese Sage mit einem anderen, urwüchsigen Schluß gebracht:

„Jetzt zeigte Luther (nachdem der Papst das Buch bestätigt hatte) allem Volk, daß der heilige Vater die evangelische Religion anerkannt und besiegelt hatte. Er wurde auch evangelisch und betete aus dem evangelischen Buch. Viele andere traten auch zum neuen Glauben über. Dann befahl er, alles Wasser aus einem Brunnen zu lassen und auf den Rand Steine zu legen. Mit einem Bauern verabredete er eine Sache, von der niemand wußte. Der Bauer mußte ein Loch in den Brunnen graben und sich in das Loch setzen und verstecken. Wenn Leute kamen, warf er das Buch in den Brunnen, der Bauer mußte das Buch aufheben und wieder hochwerfen, und alle dachten, daß der liebe Herrgott das Buch aus dem Brunnen herauswirft. Dann sagte er den Leuten, sie sollen Steine in den Brunnen werfen, und da schlugen sie den Bauern, der unten saß, tot, denn keiner wußte von dem Bauern. Und das mit dem Bauern ist niemals rausgekommen. Und viele Leute sind dem lutherischen Glauben verfallen. Seit der Zeit ist eben der Lutherglaube, und er stammt vom Sohn des Teufels" [28]).

„Die Weißrussen in der Umgegend von Suchowola und Korycino erzählen, daß die Deutschen früher ebensolche Menschen waren wie die anderen. Nur einmal ist einer von unseren (d. h. katholischen) Bischöfen von dem vielen Lernen wahnsinnig geworden und hat den deutschen Glauben begründet und eine Menge Menschen zu Deutschen gemacht. Luther selbst wußte, daß dieser Glaube nichts wert ist, denn als seine eigene Mutter eine Deutsche werden wollte, sagte er zu ihr: „Du darfst nicht! Denn dieser Glaube ist nur gut fürs Leben, aber nicht für die Erlösung". Man sagt dort auch, daß dieser Glaube deshalb im Leben leicht sei und am schwersten zur Erlösung, weil bei den Deutschen dann nur Fastenzeit ist, wenn es kein Fleisch gibt, und Feiertag, wenn nichts zu tun ist" [29]).

Auch die Freimaurer bringt das polnische Volk mit dem Teufel in Zusammenhang:

„Die Freimaurer sind reiche Leute, meist Fabrikanten. Ihre Seele haben sie schon zu Lebzeiten dem Teufel verschrieben. Sie wollten als ehrliche, anständige Leute gelten und tun auch manchmal viel Gutes. Sie tun es jedoch nur, um ihren Ruhm zu vermehren und um der Anerkennung willen. Um allen guten Menschen Sand in die Augen zu streuen, gehen sie sogar in die Kirche. Aber sie beten dort nicht.

Will jemand Freimaurer werden, muß er in eine bestimmte Stadt in Deutschland fahren. Dort wohnt der älteste von ihnen. Es ist dies der Sa-

tan in Menschengestalt. Er unterhält sich mit allen Leuten sehr liebenswürdig, so daß man nicht einmal auf den Gedanken kommt, es mit dem Teufel zu tun zu haben" [30]).

Tragikomische Teufelsgeschichten

An diesem so vielseitigen Teufelsmotiv konnte der Humor nicht achtlos vorübergehen, um so mehr, als ohnehin schon diese Überlieferung als ein Dunstgemisch von Spott und Aberglauben entstanden war.

Der Ethnograph O. Kolberg erzählt in „Łęczyckie" (S. 263) von einer angeblich wahren Geschichte, die tragisch endet, aber deshalb nicht weniger lustig ist:

Es war während der preußischen Herrschaft nach der dritten Teilung. Ein Knecht aus dem Dorf Topola bei Lentschütz fuhr in der Nacht durch die berühmten Sümpfe der dortigen Gegend und sah vor sich eine merkwürdige Erscheinung: es war dies ein Ungeheuer, schwarz von Kopf bis zu den Füßen, mit verwelktem, gelblichem Gesicht. In dem breiten Mund, aus dem einige zweizöllige Zähne hervorstanden, hatte es eine kurze Pfeife und auf dem Kopf anstatt einer Mütze eine große Fledermaus. Bekleidet war es mit einer Jacke aus Samt mit großen weißen Knöpfen, mit ebensolchen Hosen, an den Knien mit weißen Spangen zusammengehalten. Die spindeldürren Beinchen steckten in schwarzen, seidenen Strümpfen und Pantoffeln, verziert mit weißen Spangen; am Ende nicht nur ein Schwanz, wie gewöhnlich beim Teufel, sondern zwei: der Habichtsschwanz fiel bis an die Taille der Jacke herab, der zweite, dem eines Büffels ähnlich, von dem pirogenähnlichen Hute herabfallend, wedelte auf dem Rücken. Der Knecht bekreuzigte sich: „Im Namen des Vaters und des Sohnes, bist du der Teufel Boruta?" „Ja, ja", antwortete das Gespenst. Der Bauer riß die Runge vom Wagen, und mit einem kräftigen Schlag auf den Schädel des Teufels stieß er ihn in den Sumpf hinein und fuhr dann, ohne sich umzusehen, nach Topola zurück. Am anderen Tage fand man einen im Sumpf ertrunkenen deutschen Regierungsrat. Die preußische Regierung soll nachher durch Rundschreiben in den Dörfern bekanntgemacht haben, daß Personen in fremder Kleidung, in Strümpfen und Pantoffeln, in dreieckigen, flachen Hüten deutsche Beamte sind und keine Teufel, und daß ihnen jede Achtung und Ehrerbietung gebührt.

„Es kommt nicht so sehr auf die Wahrheit dieser Geschichte an, die man nicht beweisen kann, aber unzweifelhaft konnte das Volk oft die Deutschen, die in Teufelskleidung gingen, für echte Teufel halten" (Bystroń).

Ein ähnliches Abenteuer hatte der bekannte Naturforscher Schultes, Professor der Krakauer Akademie, der sich kräutersuchend in den Wäldern der Babiagóra bei Bielitz im Jahre 1808 verirrte und durch sein Aussehen die Goralen erschreckte: in schwarzem, kurzem Anzug, mit Brille, Hut und Regenschirm. Jeder Gorale, der ihm begegnete, bekreuzigte sich und floh mit Entsetzen vor dem vermeintlichen Teufel, bis endlich die Waldbeamten, die das Gerücht vom Teufel hörten, nach zwei Tagen den kaum noch lebenden Professor fanden. Davon erzählt L. Delaveaux in dem kleinen Werk „Die Goralen der Beskiden" (Krakau 1851). Dafür rächte sich Schultes, und in einer seiner Arbeiten stellte er boshafterweise die Goralen als Gott ergebene, aber den Teufel fürchtende Menschen dar [31]).

Ein urkomisches altes Gedicht (13 Verse) in einem von der deutschen Zunge gesprochenen Polnisch, das Oskar Kolberg bei Krakau aufgezeichnet hat, schildert den Streit zwischen einem Deutschen und einem Polen wegen des Teufels. Der erste will dem zweiten klarmachen, daß der Böse niemals in deutscher Tracht gegangen ist:

Krank mego serca z cholerem poszelo,
a klopa prosta bodaj licho wzielo.
Das ist nicht prafda, ja jemu dowozil,
że nigdy diabel po niemieska chodzil.

Es kommt zum Zweikampf, wobei der Dreschflegel des Polen den Degen des Deutschen besiegt. Dieser jammert zum Schluß:

I w tego sposob ja uboga Niemsa
stala się glupia i ostatnia szelmsa.
Nie będzie z Polak fojowaś cuzamen.
Besser go nieznać in Ewigkeit Amen [32]).

Verwertung des Motivs in der polnischen Literatur

Humoristisch konnte noch ein Moment dieses ganzen Glaubenskomplexes verwertet werden, nämlich, daß der Teufel deutsch spricht. Auch diese Vorstellung wurde im 16. und 17. Jahrh. planmäßig durch die katholische Geistlichkeit im Kampfe gegen den Protestantismus ins Volk getragen. Als der Wilnaer Pastor Burchard starb und sein Nachfolger, ein gewisser Dąbrowski aus Posen, in die Stadt kam, schrieb der Jesuit Chądzyński eine Spottschrift in polnischer Sprache: „Relation sowie Supplik der Wilnaer sächsischen Gemeinde an Herrn Martin Luther, durch den Prediger Burchard, seinen Minister, der am 14. Oktober 1623 ... als er nach Hühner auf eine Leiter kroch, sich glücklich den Hals zu brechen geruhte ... ihm in den Sarg auf die Brust gelegt in ... Wilna." Auch die Antwort Luthers aus der Hölle beschreibt Chądzyński, die in der protestantischen Kirche verlesen werden soll: „... der dritte Teil der Teufel redet hier schon deutsch ... Luzifer hat zum Empfang Burchards ein Mahl veranstaltet ... Burchard ist Koch geworden und bratet für die Teufel sächsische und kalvinische Seelen ..."

In dem Roman „Die Kreuzritter" von H. Sienkiewicz erzählt der alte polnische Ritter Maciej: „Ich habe in der Nacht geträumt, daß die Teufel mir die Haut von den Beinen zögen. Und sie schwatzten deutsch untereinander." (Bd. I, Kap. VIII). Im Roman „Jan Poraj" von Jan Zachariasiewicz. Krak. 1867, S. 13 ff., kommt folgende Szene vor:

„Ein Deutscher, ein Deutscher, riefen einige: „Sprich deutsch, Deutscher! Wenigstens einmal werden wir wie bei einer deutschen Predigt sitzen. Verfluk, vermaladajt, sprich weiter, wie die Teufel in der Hölle sprechen." Witold Bunikiewicz in seinen literarischen Teufelserzählungen „Żywoty diabłów polskich" (1930) schildert, wie ein Teufel namens Rogaliński von Luzifer, dem Obersten der Hölle, abgesetzt wird, weil er sich im Kampfe mit dem Herrgott nicht bewährt hat. Da sich der preußische König gerade zu einem Kriege rüstet, meldet er sich mit einem Entlassungsschreiben aus der Hölle:

„Bravo, ausgezeichnet" — rief der König — „sage mir nur, kennst du unser Kommando?" —

„Warum sollte ich es nicht kennen, allergnädigster Herr", — erwiderte der Teufel, „in Preußen kommandiert man doch genau so wie in der Hölle."

Der Teufel bewährt sich außerdem als Hebamme bei der Geburt des preußischen Thronfolgers.

Es sei noch aufmerksam gemacht auf das Märchen „Wie der Teufel die Bauernfrau deutsch sprechen lehrte", das im Kapitel über die Sprache (S. 145) zu finden ist.

Wir hatten schon festgestellt und durch die Bebilderung veranschaulicht, daß das Motiv vom deutschen Teufel in der Kostümkunst der Bühne und in der Malerei verwertet worden ist. Dasselbe gilt auch für Dichtung und Politik.

In einer Satire I. Krasickis (1735—1801) „Lob des Jahrhunderts" (Pochwała wieku), die über den alten Aberglauben in Polen handelt, kommt folgende Wendung vor:

Zdeymowały uroki stare baby dziecku,
skakał na pustej baszcie diabeł po niemiecku *)

In der „Pani Twardowska" sagt Adam Mickiewicz:

Diablik był to w wódce na dnie,
Istny Niemczyk, sztuczka kusa **).

Zu erinnern wäre daran, daß Mickiewicz in seinem „Pan Tadeusz" einen mageren deutschgekleideten Mundschenk erwähnt, der in einem Wägelchen fährt, und von welchem die Bauern sich bekreuzigend glauben, daß es der Teufel sei, der in einem deutschen Wagen führe[33]).

Antoni Górecki (1787—1861) schildert in seinem Gedicht „Herrschaft der Frauen" den Untertruchseß:

Den Untertruchseß kanntet Ihr den?
Wie fühlte er sich im Gürtel gehn
und dem reichen Gewande in diesem
verdorbenen Jahrhundert.
Jetzt hat ihn seine Frau, zum Schock,
wie einen Teufel herausgefranst.
Er hat Hörner, einen deutschen Rock.
Es fehlt nur noch der Schwanz[34]).

Eine Teufelsgeschichte, die sowohl überliefert als auch erdichtet sein könnte, erzählt Henryk Rzewuski in einem seiner Werke. („Nie-Bajki. Powieści luźne przez autora Listopada" Petersburg 1851, I., S. 67—80). Der Edelmann Komarzewski war ein so trinkfester Mann, daß er keinen Rausch kannte und prahlte, er könne sogar mit dem Teufel trinken. Am nächsten Tage, es war gerade ein Karfreitag, fand man ihn aber so sinnlos betrunken im Rinnstein in Wilna an, daß er erst nach vier Tagen zu sich kam. Und da erzählte er dann, ihm sei ein gebrochen polnisch sprechender Deutscher (Niemczyk) auf der Straße begegnet, der ihn zu einem Trinkwettbewerb zu irgend einem ihm unbekannten Starosten einlud: „Natürlich habe ich", so heißt es wörtlich, „die Ein-

*) „Alte Weiber nahmen einem Kinde den Zauber fort, im leeren Turm tanzte der Teufel auf deutsche Art."

**) „Ein Teufel war am Boden des Glases, ein richtiger Deutscher, ein kurzröckiger Kerl." — St. Zdziarski: „Pierwiastek ludowy poezji A. Mickiewicza" in Zschr. „Lud" Jg. IV, S. 272 schreibt über „Pani Twardowska", daß in der Vorstellung der Polen der Herrscher der Hölle immer Deutscher ist.

ladung nicht ausgeschlagen und ging hinter dem Deutschen her ins Nachbarhaus, wo jener gastfreundliche Starost wohnen sollte. Ich ging in einen geräumigen Saal hinein, erblickte in der Mitte ein Faß und im Halbkreise herum einige Deutsche in schwarzen Pluderhosen sitzen. Und auf dem Faß thronte auch ein Deutscher, aber scheußlicher als alle anderen Gestalten, obwohl auch die das Faß umringenden so häßlich waren, wie man sonst niemand sieht . . ." Der „Niemczyk", der ihn auf der Straße angesprochen hatte, brachte ein großes Horn herbei, aus dem nun getrunken wurde. Schließlich merkte aber Komarzewski, in was für eine Gesellschaft er hineingeraten war, „als die Deutschen mit den Augen wie Wölfe zu blitzen anfingen und aus ihrer Brust Rauch ausströmte". Er blieb aber furchtlos sitzen und weigerte sich, auf das Wohl des obersten Satans zu trinken. In dem Streit, der sich deswegen entspann, richteten die Teufel ihn so zu, daß er im Rinnstein landete und erst nach vier Tagen zu sich kam. —

Auch bei einer zweiten Erzählung („Wzbogacenie") desselben Werkes Rzewuskis ist schwer zu entscheiden, ob eine Volksüberlieferung oder die Phantasie zugrunde liegt. Angeblich soll man an einem bestimmten jüdischen Feiertag (bosiny) weder Frauen noch Kinder der Goralen in den Beskiden außerhalb des Hauses antreffen können. „Es herrscht nämlich der Aberglaube, daß an diesem Tage die Deutschen, die ihre Lehre von den Teufeln haben, Kinder stehlen, um mit ihnen ihren Meistern eine Gefälligkeit zu tun. Ein solcher Fall kommt allerdings in christlichen Familien selten vor. Jedoch gelingt es oft jenen vom Hexenteufel zum Kinderfang ausgesandten Deutschen, ein Judenkind, sogar ein halberwachsenes, zu greifen." Eine solche Entführung eines Judenjungen durch einen „Deutschen", der nur einen jüdischen Bart trug, aber sonst deutsche Pluderhosen und einen kurzen Rock anhatte, wird in dieser Erzählung geschildert, desgleichen die Gesellschaft der Teufel, in die er hineinkam. Alle sahen aus „wie unsere Deutschen", doch hatten sie Tierköpfe auf dem Nacken[35]).

Einem polnischen Wahrheitssucher gesellt sich der Teufel in J. I. Kraszewskis Roman „Tomko Prawdzic" (Wierutna Bajka. Lwów 1873, S. 36, 126) bei. „Jestem Lucyfer, baron von Teufel", erklärt er. Die andern nennen ihn „mądry doktór niemiecki" (kluger deutscher Doktor) und „Niemczyk".

Eine Anspielung auf den deutschen Teufel enthält der Roman „Chleb bez soli" von Jan Zachariasiewicz (1825—1906), in der Posener Ausgabe von Ludwig Merzbach, S. 333. Als Szucki in der Zeit der Teilungen zum ersten Male einen österreichischen Kommissar in Uniform sieht, wundert er sich, daß dem Manne oben die beiden Hörner fehlen. Ihm fallen dabei die Erzählungen des alten Daniel vom bösen Geist ein. — Tatsächlich gibt es in Ostgalizien ukrainische Sagen, in denen der Teufel als österreichischer Soldat auftritt*).

In dem bekannten dramatischen Märchen „Zaczarowane Koło" von Lucjan Rydel, das zur Zeit der Sachsenkönige spielt, wird der deutsche Teufel „kusy" dargestellt und beschrieben:

*) Vergl. dazu Volodymyr Šuchevyč „Huculščyna" Bd. V. Lemberg 1908. Die Huzulen stellten sich den Teufel als Soldaten vor. (Die Soldaten trugen österreichische Uniform).

„Er ist klein auf dünnen Beinen, mit dickem Bauch, großem gepuderten Schädel, bartlos, mit einer Habichtsnase. Er trägt einen kurzen, anliegenden Frack, schwarze, bis zum Knie reichende Hosen, weiße Strümpfe und Spangenschuhe. Auf dem Kopf hat er einen dreieckigen Hut. In der Hand trägt er ein Messingstöckchen."

Dargestellt ist der kusy als ein törichter Teufel. Er versucht die Bauern zu necken und zu schrecken, aufs Moor zu locken und vom rechten Wege abzubringen. Aber seine Macht ist begrenzt, und manchmal sind die Bauern gerissener als er. So hatte er einmal ein wenig rühmliches Duell mit einer alten Frau. Bei diesem Zweikampf sollte er die Waffen wählen: Bratspieß oder Gabel. Er wählte die Gabel, und der Alten blieb der Bratspieß. Sie durfte den Platz aussuchen, auf dem das Duell stattfinden sollte. Sie stellte den kusy hinter einen Lattenzaun. Bei jedem Stoß verfingen sich die Zinken der Gabel in den Latten, so daß der kusy machtlos war, während die alte Frau ihn solange mit dem Bratspieß bearbeitete, bis er davonlief. Ein andermal hatte der kusy einen Streit mit dem polnischen Teufel Boruta, einem Edelmann. Der hatte sich unaufgefordert in das Revier des kusy begeben. Als ihm nun der kusy sagte: „Bleibe du auf deinem Gebiet", fuhr ihn Boruta an (S. 41): „Du?! — Wie kannst du Schwabe, Spießbürger, Pluderhosenträger, die Vertraulichkeit wagen, einem Edelmann hier Du zu sagen?" *) Da sich kusy nicht einschüchtern ließ, packte ihn Boruta an seinen Pluderhosen und warf ihn in den See. Da weinte, klagte und zeterte kusy so lange, bis ihn Boruta wieder herausfischte.

Die Beschäftigungen des deutschen Teufels, des kusy, sind das Umwerfen von Heuhaufen, Wäsche in den Schmutz werfen usw., alles das, um die Menschen zum Fluchen zu verleiten [36]).

Im Drama von Władysław Orkan „Franek Rakoczy" (1910) tritt ein Dorfteufel auf:

„Einmal haben sie mir deutsche Tracht angezogen. Da lachte das Volk und rief: Und siehst du ihn, den Kurzröckigen?"

Als Deutscher mit Frau, Kind und Kegel und Schränken voller Bücher und zugleich als Ketzer und Arianerpresbyter, der mit Twardowski ein Gespräch führt, erscheint der Teufel in Józef Szujskis Drama „Twardowski" (1866). Als Deutscher tritt er auch in fast allen anderen Twardowski-Dichtungen auf.

Der vortreffliche Erzähler von Tiergeschichten Adolf Dygasiński hat in zwei Novellen unser Teufelsthema angeschnitten, im „Demon" und in „Dwa Diabły".

In der letzteren wird die schon von Prus, Sienkiewicz und anderen dichterisch behandelte Auseinandersetzung zwischen den polnischen Bauern und den einwandernden deutschen Kolonisten als Stoff gewählt. Nach einer Schlägerei zwischen beiden Parteien, in der die Polen triumphieren, unterhalten sich die Sieger in der Schenke:

„So ein Pluderhosenträger" — meint Leś — „wenn den jemand zu Tode geschlagen hätte, so würde man es ihm im Jenseits nicht als Sünde anrechnen."

Sobota bekräftigt das:

„Wie sollte es denn gleich eine Sünde sein, wo es der Herr doch mit den Unsrigen halten muß. Wer hält es denn mit den Deutschen?"

*) „Skąd konfidencja taka, u szwaba, łyka, pludraka, żeby śmiał tykać szlachcica". „Szwab" und „pludrak" — Spottnamen für den Deutschen.

„Man weiß schon, wer. Der Teufel nimmt sie in Schutz. Die deutsche Seele ist ja schwarz", sagte Sobota, „der Böse zieht sich als Deutscher an."

„Warum soll er nicht solche Gestalt annehmen, wo sie doch alle aus der Hölle stammen; einem jeden steht das Böse in den Augen geschrieben" [37]).

Wer die polnische Volksüberlieferung nicht kennt, würde Dygasiński vermutlich Chauvinismus vorwerfen. In Wirklichkeit hat er, wie wir sehen, nur Volksüberlieferungen verwertet*).

Anders Jan Kasprowicz. Er gestaltet nach eigenem Ermessen um. „Herr Anton C., Mitinhaber der Firma Anton C. u. Co., in der M...straße" träumt vom jüngsten Gericht:

„Aus einer feurigen Bank erhob sich der Satan — glaubt ihr es: in einem Barett, in einem schwarzen, langen, weiten Sack, der mit dem Priesterrock Ähnlichkeit hat, in dem die protestantischen Geistlichen die Leichenzüge zu begleiten pflegen. Daß dieser Anzug auch von den unterirdischen Mächten getragen wird, ist eine üble Ehre. Es ist jedoch die natürliche Folge ihrer gottlosen Lehren"**).

Die Legende von dem preußischen Regierungsrat, den ein polnischer Bauer für den Teufel hielt und erschlug, hat Stanisław Rahalewski in „Baśń i Legenda Łodzi" (Lodsch 1935) schriftstellerisch verwertet, und zwar in der Erzählung „Borutowe psoty" (Streiche Borutas). Sie beginnt mit der Feststellung, daß die Schlachta sich den Teufel als Boruta im Kontusch und als Edelmann, dagegen die Bauern sich ihn meist in deutscher Tracht vorstellten. Außer dem Irrtum mit dem preußischen Beamten sollen die Bauern noch einmal einen aus Schlesien kommenden deutschen Glashändler erschlagen haben, weil er in einer „Teufelssprache" redete, kurze Kleidung trug und deshalb für den Satan gehalten wurde (S. 87/8). In den Teufelserzählungen von Witold Bunikiewicz „Żywoty diabłów polskich" (1930) heißt es, der Teufel „kusy", namens Werner Niemczura, sei nach Polen geschickt worden, um reisende Kaufleute zu versuchen und Falschmünzerei zu betreiben.

Verhältnismäßig oft ist das Teufelsmotiv in den polnischen Weihnachtsspielen für Kinder ausgeschlachtet worden. Wenn man in Betracht zieht, daß sie vor dem — von deutschen Einwanderern erst in Polen eingeführten — brennenden Weihnachtsbaum gespielt werden, dann erscheint uns das wie eine Parodie auf den Weihnachtsbaum (vergl. S. 186).

In einem solchen Weihnachtsspiele wird uns folgendes geboten:

Nachdem Herodes gestorben ist, erscheint der Teufel Boruta.

Boruta (händereibend): „Ha, ha! Da ist ja wieder jemand der Hölle zum Opfer gefallen. Wer ist er? Was sehe ich? Herodes selbst? Der gemeine Henker unschuldiger Kinder?"

(mit Abscheu wendet er sich ab und tritt zurück)

„Den werde ich auch in 100 Jahren nicht berühren. Ich bin ein polnischer Teufel. Ich habe meine Ehre. Das dort...

(er zeigt verächtlich auf den Herodes)

---

*) Vergl. auch in der russischen Literatur Gogol: „Vječera na Djikankje". Der Schmied Patjuk hat durch magische Zauberformeln Gewalt über den Bösen. Sobald er ein Zauberwort spricht, muß ihn „ein Teufel in deutscher Tracht" bedienen.

**) Dzieła. T. X. Pod red. St. Kołaczkowskiego. Wyd. W. Meisels. Kraków 1930, S. 33 (Kleine Erzählungen).

... ist ja schlimmer als Mord. Brr."
(er schüttelt sich)

„He, kleiner Teufel, hierher."
(Kusy, ein kleiner Teufel, in deutschem Frack und Dreispitz kommt auf die Bühne gesprungen, legt zwei Finger an die Stirn und meldet sich)

Kusy (kleiner Teufel): „Hier!"
(auch im poln. Text in deutscher Sprache)

Boruta (zeigt mit dem Fuß auf Herodes): „Den kannst du haben."

Der deutsche Teufel packt den Kindermörder mit Jubelgeschrei und fährt mit ihm von dannen. Beide verbindet offensichtlich eine Sympathie der Seelen [38]).

In einem anderen Spiele ist der Knecht des heiligen Niklas auf dem Wege zu einer polnischen Stadt. Im Walde laufen ihm plötzlich zwei rote Teufelchen in die Quere. „Wer seid ihr?" — „Boten Beelzebubs, des Obersten der Teufel!" — „Wie heißt ihr?" — „Wilhelm", „Fritz". „Aha! Deutsche Teufel! Was wollt ihr hier?" — „Den Bolschewismus in jene Stadt bringen!" — Der polenfreundliche Weihnachtsmann schlägt die „Niemczyki" in die Flucht [39]).

Tod und Teufel tanzen in einem weiteren Krippenspiel vor dem toten Herodes einen „Steirischen" nach der Melodie „Ach du lieber Augustin", was im polnischen Text deutsch angegeben ist [40]).

Ein andermal erscheint der Teufel im Gewande eines deutschen Ordensritters, im weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz*) [41]). (Vergl. S. 194).

Vor dem Kriege 1914/18 wurde im polnischen Kampf gegen das Deutschtum der Aberglaube vom deutschen Teufel bewußt genährt. So erschien, um wenigstens ein Beispiel anzugeben, im „Dziennik Kujawski" vom 18. 11. 1906 ein langes Gedicht, in dem die polnische die Sprache Gottes, die deutsche die des Teufels genannt wird. Zygmunt Nowakowski erwähnt in seinem „Niemcy à la minute" (Krakau 1933, S. 114) die Volksüberlieferung vom deutschen Teufel, den er als ein lächerlich gemachtes Wesen auffaßt.

Zygmunt Hajkowski hat vor kurzem eine Abhandlung über den adligen Teufel „Boruta in der schöngeistigen Literatur" geschrieben. Interessant ist ihm zufolge, wie Kazimierz Gliński in seinem „geschichtlichen" Roman „Boruta" (1904), der mit Geschichte nichts zu tun hat, die Entstehung des polnischen Teufels dichterisch darstellt: Boruta war der Heerführer des Königs (!) Popiel. Da ihm dieser seine Tochter nicht zur Frau geben wollte, verriet er sein Land, alle Burgen und Pfade den deutschen Feinden. Dafür aber traf ihn Gottes Strafe. Er muß seit dieser Zeit in Polen als Gespenst herumspuken.

Verwertet wurde aber auch der Volksglaube, daß der Herrgott nicht deutsch spreche. „Mir schien es immer, als ob der Herrgott nicht deutsch verstünde." — „Das ist sicher, daß er nicht deutsch versteht", antwortet ein anderer in Wincenty Rapackis Roman „Hanza" (1890), der 1928 in einer Neuauflage erschien (S. 47)!

*) Verwertet ist dieses Motiv vom deutschen Teufel auch in der Volkserzählung „Niemieckie Swaty. Powiastka ludowa" von Stefan z Opatówka in „Tydzień" (Piotrków 1900). Nr. 50.

Zusammenhänge der Zauberei und Hexerei mit dem Deutschtum und dem „Niemczyk"

Auf sie hatten wir schon durch Beispiele hingewiesen, doch gilt es, auch hier die Entstehungsursachen noch klarer herauszuarbeiten. In den westeuropäischen Ländern hielten sich die katholischen Schriftsteller und Prediger im Kampfe gegen den Protestantismus an den Grundsatz, daß er eine Angelegenheit des Teufels sei und mit der Magie eng zusammenhinge. Ein Ketzer verwandle sich genau so in einen Zauberer, wie alte Straßendirnen in Hexen, mit denen sich die Teufel paaren. Diese Anschauungen übernahm die polnische Geistlichkeit und ihr Schrifttum, und da zwischen Ketzerei und Deutschtum kein Unterschied gemacht wurde, hielt man die Zauberei für ein zur Zeit der Reformation aus Deutschland nach Polen gekommenes Unwesen. So stellt die Dinge jedenfalls ein 1639 in Posen erschienenes Buch „Czarownica powołana, abo krótka nauka i przestroga ze strony czarownic. Zebrana z rozmaitych doktorów w prawie Bożem..." dar*). Man machte nicht nur Luther zum Teufel und Teufelssohn, sondern richtete den Vorwurf der Schwarzkunst gegen alle Ketzer. Ein podlachischer Edelmann protestantischen Bekenntnisses holte sich damals für seinen einzigen Sohn einen Hauslehrer aus Deutschland, der — so wird erzählt — den Knaben nicht nur Grammatik, sondern auch Zauberei lehrte und mit ihm an Teufelszusammenkünften teilnahm. Als eines Tages der Vater herausbekam, daß sein Sohn etwas Schlechteres lernte als die Nachbarkinder im Pułkowski-Kollegium, schickte er ihn auch in die katholische Schule und entließ den Hauslehrer. Die Teufelslehren wurzelten aber schon so tief in dem Jungen, daß er die anderen Schüler ansteckte und ihnen verschiedene Satansstücke beibrachte. Es bedurfte harter Maßnahmen von seiten der Lehrer, um ihn von der Zauberei abzubringen.

Maciejowski konnte noch 1851 berichten, daß sich das polnische Dorf die Hexen „deutsch vorstellte" („pojmował po niemiecku") und „daß der Teufel, der deutscher Abstammung ist, nach menschlichen Seelen jagt, in unzertrennlicher Gesellschaft mit den Hexen lebt und mit seiner Mutter im Walde, oder in den Ruinen einer alten Burg oder sogar im Ofen einer alten Hütte wohnt" [42]).

Eine genaue Durchsicht aller Hexenprozeßakten und des sonst noch in Frage kommenden älteren Materials müßte später noch einmal durchgeführt werden. Wir begnügen uns hier mit einzelnen Angaben.

Weit verbreitet sind die Überlieferungen vom Hexentanzplatz auf der überall sogenannten Łysa Góra, dem polnischen „Blocksberge". Nach Klepaczewski und Kolberg hat sich der Hexentanz dort folgendermaßen abgespielt:

„Um das schwelende Feuer aus Wurzelstockholz tanzten die Hexen, lärmend und schreiend, mit den Teufeln, die ursprünglich in der Gestalt alter bärtiger Ziegenböcke, später kleiner Deutscher (Niemczyki) auftraten" [43]).

---

*) An der östlichen Volkstumsfront, wo die Polen sich mit dem „Schisma" der Russen und Ukrainer auseinandersetzen mußten, hielten sie schon die Erlernung der griechischen Sprache für gleichbedeutend mit der Lehre der Magie.

Das Protokoll von einem der ältesten Hexenprozesse der Stadt Riga (Landvogtei Riga, Akten vom Jahre 1576) besagt: Katharina Schwogster, ein undeutsches Weib, wurde nach der Wasserprobe peinlich befragt. Sie sagte aus, daß bei ihr eines Nachts der Satan in Gestalt eines deutschen Mannes erschienen sei und sie gezerrt habe. Eine Gemeinschaft zwischen ihnen bestände nicht, obwohl er ihr hart zusetzte. Zuletzt gestand sie, von der Teufelskunst Gebrauch gemacht zu haben, worauf sie zum Feuertode verurteilt wurde.

Daß man in Litauen die Hexerei mit dem Deutschtum in Verbindung brachte, ist verständlich. Auch dort nennt das Volk (z. B. die Schamaiten) den Teufel „wokietuka", was soviel wie „Deutscherchen", „kleiner Deutscher" bedeutet und dem polnischen „Niemczyk" entspricht.

Im Archiv der Stadt Telsche in Litauen befindet sich ein Urteil vom Jahre 1730, durch das mehrere der Hexerei verdächtige Frauen zum Feuertode verdammt wurden. Die Frau Kościukowa habe, so heißt es darin, während der Tortur freiwillig bekannt, daß sie in Gesellschaft anderer Weiber auf den Berg Szatryja geflogen sei, nachdem sie sich unter den Armen eingefettet hatte, daß sie den Herrn (Teufel) in deutscher Kleidung vorbeigehen sah, daß getanzt wurde, wozu der Gehörnte auf der Geige spielte usw. (Vgl. auch S. 60).

Über den Aberglauben der im Norden des ehemaligen Königreichs Polen wohnenden Litauer berichtet 1871 der „Tygodnik Ilustrowany" (Bd. VIII, Serie 2, S. 199):

„Früher konnte man in jedem Dorf mehrere Zauberinnen zählen. Heute entfällt auf mehrere oder mehr als ein Dutzend Dörfer kaum eine einzige. Die Zauberin ist gewöhnlich eine alte Hexe. Wer irgend einen Zauber erreichen will, geht nach Sonnenuntergang mit dem festen Glauben an die Macht des Satans hinaus aufs Feld. Da erscheint ihm der Satan in Gestalt eines Deutschen und führt ihn in einen prächtigen Palast, wo die bösen Geister mit großen Büchern sitzen. Hier heißen die Teufel den Ankömmling auf Gott, auf Vater, Mutter und die ganze Familie Verzicht leisten und das alles mit dem eigenen Blut unterschreiben" [44].

Interessant sind die beiden folgenden Zauberrezepte:

Wie man eine Tarnkappe erlangen kann.

„Man muß Bohnen säen, und zwar aus einer Schote, die im ganzen neun Bohnen hat, und an einem Orte, wo man nie das Krähen eines Hahnes hört. Wenn die herausgewachsene Staude blüht, muß man sie mitsamt den Wurzeln herausreißen und mit der herausgerissenen Staude dem abends vom Felde zurückkehrenden Vieh entgegengehen. Auf dem zuerst begegneten Stück Vieh siehst du dann einen Deutschen (Niemczyk) sitzen, der dir die Tarnkappe gibt. Du legst sie auf und wirst unsichtbar" [45].

(Bei Wilna)

Wie man den „Deutschen" herbeizaubert.

„Eine Mutter führt ihre Tochter in die schwierige Kunst der Hexenbeschwörung ein. Sie erklärt: Wenn du dich mit Salbe einreibst, etwas Pulver dazu tust, dich dann schlafenlegst, wird dir die Hexe (wściornaska — Hexenart) in der Gestalt eines Deutschen erscheinen" *) [46].

(Im Posenschen)

*) Dieses Motiv kehrt auch in einer Volkserzählung wieder, die J. M. Ossoliński in „Wieczory Badeńskie czyli powieści o strachach i upiorach z dołączeniem bajek..." (Krak. 1852, S. 31/2) bringt.

Im Sagengut der deutschen Volksinseln im Osten Polens kommt umgekehrt ab und zu auch eine zaubernde „polnische Hexe" vor, die den Kühen der Deutschen die Milch entzieht*).

Daß die Überlegenheit der technischen Kultur der Deutschen dazu beitrug, bei den Polen oft den Verdacht der Zauberei aufkommen zu lassen, hat J. St. Bystroń schon festgestellt, den wir an anderer Stelle wörtlich anführten.

Auch in der polnischen schöngeistigen Literatur ist ab und zu dieser Volksglaube verwertet worden. Ślimak in der „Placówka" von Prus (1884) glaubt, daß die Kolonisten seinen ertrunkenen Sohn Stasiek bezaubert hätten**). Dygasińskis Bauern in der Novelle „Demon" äußern, unter den Deutschen käme schnell einmal ein Zauberer vor. Und in den „Kreuzrittern" von Sienkiewicz reißt einer „die Augen so auf, als wenn er keinen Menschen, sondern ein dziwo niemieckie (deutsches Wunder) vor sich hätte". — —

Wenn man sich einmal gründlich mit der Volksüberlieferung beschäftigt hat, gewinnt der enge Zusammenhang zwischen dem polnischen Schwarzkünstler Twardowski und dem deutschen Dr. Johann Faust, auf den auch schon zahlreiche polnische Forscher immer wieder hingewiesen haben, weitere Klarheit. Daß die deutsche Gestalt in hohem Maße, wenn auch nicht ausschließlich, Vorbild für die Schaffung der Twardowski-Legende gewesen ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Vom geschichtlichen Twardowski wissen wir fast gar nichts. Er war Hörer Melanchthons in Wittenberg sowie Marschall des Königs und kannte sich mit dem Bischof Krasiński. Das ist alles. Die wenigen älteren Überlieferungen über sein Zauberhandwerk (auch die Nachricht vom Spiegel) können nicht als geschichtliche Tatsachen gelten, da auch sie schon offensichtlich den Stempel der Nachahmung nichtpolnischer Vorbilder tragen. Viele Elemente der Märchengestalt Twardowskis lassen sich einwandfrei in Übereinstimmung mit der Till Eulenspiegel- und Faust-Legende bringen. „Zwischen beiden Gestalten besteht jedoch ein bedeutender Unterschied: Faust ist ungleich tiefer, er forscht, lehrt, genießt; Twardowski genießt, ist ein Edelmann geblieben, denn zu einer bedeutenderen Rolle eignete sich ja doch nur ein Edelmann. In Wirklichkeit ist das eine ganz farblose Gestalt..." (Brückner). In den zahlreichen polnischen Twardowski-Dichtungen ist außer dem Namen des Helden alles andere ungeschichtliche Erfindung. Die Arbeit von Professor Jan Sas Zubrzycki „Mistrz Twardowski. Białoksiężnik Polski" (1928), die den „Weißkünstler" (!) Twardowski himmelhoch über den Schwarzkünstler Faust erhebt, enthält neben einer geradezu erheiternden Phantasterei nur sinnlose Ausführungen über das Problem. Wertvoller, wenn auch noch nicht erschöpfend, ist A. Czubryński „Mistrz Twardowski" (1931). Wir können im Rahmen dieser Arbeit auf diese Zusammenhänge nicht ausführlich eingehen[47]).

*) A. Karasek-Langer „Sagen der Deutschen Wolhyniens und Polesiens" (1938) Nr. 603, 608, 626, 730.

**) „On bez (przez!) was, Niemce, zginął, mój Stasiek", — wykrzyknął chłop. „Raz oczarowaliśta go, że ino zemdlał, ale teraz... użyliście takiej mocy, że utonął"... „zamroczyło go wasze śpiewanie" (S. 183, 185). — „Natomiast tem natrętniej przypominali mu się Niemcy i towarzysząca im siła nieszczęścia" (S. 238).

Mißbrauch der Überlieferung zu politischen Zwecken

In übler Weise ist in einem litauischen Pamphlet von Dr. Jurgis Plieninis „Deutsches Wüten" (Kaunas 1934) die Volksüberlieferung zu politischen Zwecken mißbraucht worden. Hören wir in der Übersetzung, was der Verfasser darüber zu sagen hat:

„Seit undenkbaren Zeiten verflochten sich im Bewußtsein des litauischen Volkes die Bilder des Deutschen und des Teufels. Seit altersher konnten die Litauer nicht immer unterscheiden, wo die Betätigung des Deutschen endet, wo die des Teufels beginnt. Aber nicht ohne Ursache zeichnen unsere ältesten Märchen den Teufel, den Vertreter der bösen Hölle, in der Gestalt des Deutschen.

„Ein kurzer, stumpfer Deutscher" — so lautet gewöhnlich der Bericht des Märchens über einen geringen Bewohner der Hölle, über ein dummes Teufelchen. Wenn man den bösen Teufel zeichnet, den Satan abbildet, dann erschaffen unsere Märchen einen furchtbareren Drachen, als es der „kurze, stumpfe Deutsche" ist, dann zeichnen sie den dicken, grausamen Deutschen.

Warum aber zeichnen unsere Altvordern den Teufel in der Gestalt des Deutschen? Nicht in der des Russen, Polen, Tataren, Türken, sondern in der des Deutschen? Warum erschienen die Deutschen unseren Vorfahren seit Beginn der Zeiten als die böse Macht der Hölle? Warum konnte sich im Geiste unserer gütigen Vorfahren ein solcher Haß gegen die Deutschen finden, daß sie sich weigerten, ihnen das Zeugnis des Menschentums zu gewähren?

Nichts findet sich in der Welt von selbst, ohne Ursache. Um so mehr bilden sich auch nicht ohne ernste äußere Ursache die traditionellen Bilder der Volkssage. Daß sich dieses oder ein anderes Bild der Volkssage formte und im Bewußtsein des Volkes sich lange Jahrhunderte hindurch erhielt, beweist, daß die Ursachen, die dieses Bild der Überlieferung schufen, große und mächtige waren, daß sie auf das ganze Volk Eindruck machten, daß sie das ganze Volk bis in die Tiefe der Seele erschütterten. Und wenn sich das teuflische Bild des Deutschen in unserer Volkssage schon im grauen Altertum bildete und bis heute gehalten hat, dann mußten Ursachen und überzeugende Grundlagen dafür vorhanden gewesen sein."

Der ganze erste Abschnitt ist dem Teufelsmotiv gewidmet.

Wer aus dem Glaubensgut der Naturkinder seines Volkes politische und historische Weisheit schöpft, begibt sich auf Irrwege. Der Abschnitt II des litauischen Pamphlets, der die Volksüberlieferung begründen soll, beginnt mit dem Satz: „Die Deutschen haben unsere Brüder, die Preußen, hingemordet."

Die alten Preußen stellten sich in Wirklichkeit den Teufel in der Tracht des Polen vor*) [48]). Daß die Behauptung des Litauers also ein Greuelmärchen ist, brauchen wir wohl nicht besonders zu beweisen.

Auch in der polnischen Literatur hat es nicht an verunglückten Versuchen gefehlt, politische Rückschlüsse aus der Volksmeinung zu ziehen. „Woher ist das Schlechte nach Polen gekommen?", fragt der Schriftsteller R. W. Berwiński „Powieści Wielko-Polskie" (1840, S. 191), um darauf zu antworten: „Schließlich weiß das Volk, was es schmerzt; nicht umsonst wollte Wanda eher ertrinken, als seine (Polens) Geschicke den Händen eines Deutschen anzuvertrauen; nicht umsonst

*) „Dawni Prusacy wyobrażali sobie diabła w polskim ubiorze" (Bystroń „Megalomania narod.").

hat sich unser Teufel, die Verkörperung der sittlichen Verderbnis, deutsche Kleidung angezogen." Daß Wanda die Erfindung eines Chronisten ist, wußte Berwiński anscheinend nicht. Noch erstaunlicher aber scheint es, wie er nun die Quelle des Schlechten, den Teufel, charakterisiert: „. . . das war immer ein drolliges Stück-Etwas, ein kleines Figürchen — kurzröckig, im Dreimaster — mit einem Haarzopf — ein richtiger Deutscher" (Niemczyk). Aber schon einige Zeilen weiter schreibt B. wieder: „Das Volk konnte sich den Teufel gar nicht anders vorstellen als auf deutsche Art". . . „das Volk erkannte von vornherein, woher das Böse kommt und trug das sogleich in das Buch seiner Geschichte ein, schrieb es unter eine Figur — es schuf den Teufel". Noch einige Zeilen weiter heißt es aber schon wieder, dieser Teufel sei ein „Luftikus" — fircyk (S. 201/2). Reimt sich das alles zusammen, oder hebt es sich nicht vielmehr gegenseitig auf? Łukasz Gołębiowski „Lud Polski" (Lwów 1884, S. 62) zieht folgende Schlußfolgerung: „So ist der Teufel die Ursache von allem, er überredet nämlich zum Bösen oder verführt... Er ist es, der den Menschen in der großen Krankheit ermordet. Aus Widerwillen gegen die Deutschen wurde er bei uns immer in kurzem Rock dargestellt." — Liest man einmal alle bekannten Sagen über den „kusy" und den „Niemczyk" aufmerksam durch, dann empfindet man ihn eher als eine Hanswurstgestalt und einen harmlosen Kinderschreck als die Verkörperung aller finsteren Mächte und Schlechtigkeiten. W. A. Maciejowski, der den Teufel in den Volkserzählungen Wójcickis, Siemieńskis, Balińskis usw. untersucht hat, kennzeichnet ihn: „. . . er war ein deutscher Einwanderer, dumm und unfähig, Menschen, mit denen er umging, richtig einzuschätzen, ein Heimatloser ohne Familie, der das Land nicht kennt, in das er gekommen ist, gewinnsüchtig und daher auf Anpassung an die örtlichen Verhältnisse eingestellt. Wie unsere einheimischen Geister mit den Menschen verkehrten und ihnen dienten, so nahm auch der deutsche Teufel Dienst bei Schlachtschitzen und Bauern an, war seinem Herrn treu und ließ sich durch nichts dazu bewegen, ihn vorzeitig aufzugeben, es sei denn, daß man ihn sehr beleidigte oder mit dem Geistlichen drohte, vor dem er immer ausrückte", ebenso wie vor einem ihm entgegengehaltenen Kreuze*). Zwar jagte er auf menschliche Seelen, aber er wurde oft von Bauern und alten Weibern über's Ohr gehauen. —

Sollte aber dennoch jemand glauben, er könne auf Grund der Volksüberlieferung weiterhin Urteile über die Verworfenheit des deutschen Wesens fällen, der überlege doch einmal, warum dann der polnische Volksmund für den Teufel die eine Geringschätzung ausdrückenden Spottworte „kusy" (kurzröckiger) und „Niemczyk" oder „Niemiaszek" (Deutschlein) gewählt hat, und warum dann dieser kurze Teufelsrock der Deutschen heute überall in Polen als Kleidung übernommen worden ist**) ?

*) W. A. Maciejowski „Piśmiennictwo polskie od czasów najdawniejszych aż do r. 1830". War. 1851. T. I, S. 219—223 (Abschnitt über den polnischen Teufel und seine Genossen).

**) Vergl. auch unser Kap. 6, Abschnitt „Die Kleidung des Deutschen". Alle Kleidungsstücke, die man dem Teufel angedichtet hat, waren Gegenstand des Spottes, wurden aber dann doch von den Polen übernommen. — Berwiński sagt S. 200 noch, selbst wenn es in Polen keine anderen Teufel als den deutschen gäbe, wäre dieser doch „rein national", eben deswegen, weil er ein Deutscher ist („ale chociażby ich nie było, jeszcze by ów diabeł-Niemczyk, na całą Polskę powszechny i znany jeszcze byłby czysto-narodowym, właśnie dla tego, że Niemiec!").

Im Nationalitätenkampf in der früheren Provinz Posen wurde noch vor dem Weltkriege die Teufelslegende wirksam ins Treffen geführt, z. B. in einem Gedicht der Anastazja Janowska „Die Muttersprache" („Dziennik Kujawski" vom 18. 11. 1906). Wir begnügen uns mit der Wiedergabe zweier Strophen:

1. Lobe Gott nicht in fremder Sprache,
   denn ich will dir eine alte Sache erzählen:
   daß nur der Teufel hinterm Ofen
   sein Gebet in deutscher Sprache spricht.
2. Unsere teure polnische Sprache
   dringt geradenwegs vor Gottes Thron.
   Der Teufel dagegen hinterm Ofen
   möge sein Gebet deutsch sprechen.

Noch in den letzten Jahren haben polnische Schriftsteller den Deutschen mit dem Teufel gleichgestellt. Im Roman „Wyrąbany chodnik" von Gustaw Morcinek (1930. I, 85) schwört ein schlesischer Pole, daß er seine Seele nicht dem deutschen Teufel verkaufe". Und eine alte Frau, die den Herrn Jesus für einen Polen hält, nennt die Deutschen „zatracone rokitki" (gottverdammte Teufel. II, 96) *). „Deutschland, das Land des Teufels" lesen wir in Jalu Kureks Roman „Grypa szaleje w Naprawie" (1935).

Die im folgenden Abschnitt behandelten modernen Auffassungen Żeromskis und Wańkowicz's, die eine ausgeklügelte Politisierung der Teufelslegende darstellen, decken sich in keiner Weise mit der Volksüberlieferung.

Das Smętek-Motiv in der neuesten polnischen Literatur

Die kaschubische Volksüberlieferung kennt einen bösen Geist Smętek, der jedoch nie mit dem Deutschen und seinem Wesen in Zusammenhang gebracht wurde. Hieronim Derdowski in „O panu Czorlińscim, co do Pucka po sece jachoł" (1880) hatte ihn zum erstenmal dichterisch verwertet. Stefan Żeromski erschien dieser Geist geeignet, um ihn in „Wiatr od morza" („Der Wind vom Meere" 1922) zum Verbündeten der Wikinger und Deutschen und zum Sinnbild des deutschen Wesens und Kultureinflusses schlechthin zu machen. Mit diesem Satan müssen alle Helden seines Buches kämpfen. Als Skalde begleitet er die wilden Nordmänner auf ihrer Eroberungsfahrt nach Pommerellen und peitscht sie durch seine Lieder zu wildem und grausamen Ungestüm an:

„Es brauste in diesem Lied die unerschrockene Tapferkeit des ganzen Heeres, und die Leidenschaft aller Wikinger, die die Gefahr des Überfalles und der Eroberung, den Sieg im tödlichen Ringen und sogar die Niederlage sucht. Es schäumte in seinem Lied die ungebändigte Kraft, wild schrie die Verzweiflung der Besiegten, und sinnlos raste die Freude. Es schwang sich in seinem Lied über alles empor die stolze Schönheit des Brechens aller Verbote, der Vernichtung aller Hindernisse, des unerschrockenen Erraffens alles dessen, was vorhanden ist. Alle hörten aus diesem Liede das Lob des.

*) Rokita ist eine in der polnischen Überlieferung lebende Teufelsgestalt.

Wolfes, der auf dem Felde des menschlichen Kampfes nach Nahrung ausgeht, und das Lob des Raben, der nach den Eroberern auf das Schlachtfeld fliegt, das mit ohnmächtigen, kraftlosen und lächerlich anmutenden Leichen bedeckt ist." (S. 5).

Während die Wikinger von den Kaschuben erschlagen und vertrieben werden, bleibt Smętek im Lande, das sich nach dem Vorbilde der Nordmänner umzugestalten beginnt. Unermüdlich durcheilt er das Land, versucht die Bewohner und verleitet sie zur Sünde, zur Mißachtung aller Gesetze und Gebote und verdirbt das in paradiesischer Unschuld lebende Volk. Er mischt sich unter die Jäger und macht aus der Jagd ein blutgieriges Morden:

„Die Menschen verwandeln sich in wilde Hunde und die Hunde nehmen sich die Wildheit der Menschen als Beispiel." Er „sät unter ihnen Zwietracht, Streit, Zank, Kampf bis auf's Messer, lehrt sie auf ihre Art das Recht brechen, das sie von Urzeiten an zu einer Gemeinschaft verband". Er hetzt die Jugend gegen das Alter auf, um das Volk zu spalten. „Es gibt keinen umstürzlerischen Gedanken, den er den Jünglingen nicht einredet." Er macht sie zu Wegelagerern und Räubern. „Wenn der Sturm auf die Felsen ihres Strandes die Nachen der vorbeifahrenden Barbaren wirft, nur die Gestrandeten nicht retten, und wenn dieses und jenes auf den Strand geworfen wird, die Leute erschlagen, berauben und mit einem Stein um den Hals in die unergründlichen Meerestiefen werfen!" In der Gestalt eines Bernsteinkaufmanns bringt er ihnen die Mordwaffen und das verderbliche Geld und weckt in ihnen die Sucht, sich nach seinem Vorbilde bessere Kleidung anzuziehen.

Dem Heiligen Adalbert, den er als Fährmann über einen Fluß setzt, versucht er, sein Geheimnis zu entreißen und Zweifel in seine Seele zu säen. Dem Hochmeister des Deutschen Ritterordens, Hermann Balk, der sich ihm beugt, rät er:

„So vertreibe denn von hier die Herde Menschen im Namen Jesu Christi, im Namen des Guten und der Tugend, im Namen der Verzeihung und der Liebe, im Namen der Vergebung der Sünde und der Verzeihung der Schuld, — verbrenne die Behausungen, die durch der Hände Mühe erbaut wurden, pflüge die Erde des Ortes um, auf der sie standen. Mag ein neuer Einwanderer auf der Asche sich niederlassen. Mag der Galgen zwischen Land und Meer stehen. Möge dein blankes Schwert nie in träger Ruhe trocken werden. Möge dein Strick immer gespannt sein" (S. 116). „Und wenn sie nicht freiwillig den Weg der Erlösung beschreiten wollen, so ist es Zeit, sie dazu zu zwingen. Du wirst große Schiffe bauen und damit den Drausen-See beherrschen. Du wirst jeden taufen, der sich dem Ufer nähert, und jeden, der zum Heldentum zurückkehren will, wirst du zur Flucht bis hinter den Pregel, bis hinter die Memel zwingen. Wehe den Abtrünnigen, die die Seelen der Gläubigen verführen wollen. Du wirst sie mit einem Hunde über die Grenzen der christlichen Lande treiben. Wehe den Widerspenstigen, die sich nicht taufen lassen wollen. Du wirst sie bis auf den letzten Mann mit Schwert und Strang ausrotten" (S. 112).

Die Begegnung zwischen Hermann Balk und Smętek ist noch aus einem anderen Grunde aufschlußreich. Żeromski schreibt, als sich die beiden gegenüberstehen und Balk seinem Partner in die Augen sieht:

„In diesem Blick war etwas mehr als nur Schwindelei und Fälschung von Urkunden, als die Fähigkeit zu Machenschaften und Betrügereien, zu Meineid und Tyrannei, zur Irreführung aller Juristen und Schacherer der Welt, als das Verständnis für das Verwischen der Wahrheit, für das Verdrehen des wahren Sachverhaltes und für das rechtzeitige Ernten der Früchte der Fälschungen." „In diesem Blick war sie ganz für sich, die eigentliche, die eigene, die ganze Seele von Hermann Balk. Da schaute ihm seine eigene Seele von außen her in die Augen" (S. 116).

Das Wesen des deutschen Ritters wird hier der Teufelsseele Smęteks gleichgesetzt.

Zur Zeit Ladislaus Ellenlangs taucht 1308 der böse Geist als Graffiacano, der Berater des Ordenskomturs Heinrich von Plotzke, auf und überredet ihn, die slavische Urbevölkerung Danzigs auszurotten. (Vergl. unsere S. 382 f.).

Coppernicus versucht er, Zweifel an dem Gelingen seines Werkes einzuhauchen. Und so treibt Smętek sein Unwesen weiter, bis er nach dem Weltkriege das Land für immer verlassen muß. Es geht aus dem ganzen Buch Żeromskis eindeutig hervor, daß der Teufel Smętek das deutsche Wesen und den deutschen Kultureinfluß versinnbildlichen soll. Ab und zu nennt Żeromski die Deutschen auch ohne Umschreibung „das Volk des Satans". Die Kreuzritter „haben infolge ihres Hochmutes und ihrer Gier jegliche Teufelei der menschlichen Natur in sich aufgenommen und sogar den Teufel an Verdorbenheit übertroffen". Oder er legt den beiden polnischen Offizieren während der Kämpfe mit dem deutschen Grenzschutz die Worte in den Mund: „Wir werden auf dem zitternden Leib des Satans Deine siegreiche Standarte aufpflanzen."

Żeromskis Werk regte Melchior Wańkowicz an, sein in Polen begeistert begrüßtes, in Deutschland dagegen sofort als Pamphlet abgelehntes und verbotenes Ostpreußenbuch „Na tropach Smętka" („Auf den Spuren Smęteks" 1937) zu verfassen. Er setzt ohne sinnbildliche Umschreibungen Smętek und Deutschtum einfach gleich:

„Entgegen der Behauptung Żeromskis, daß der böse Geist dieses Landes, Smętek, der den Geist des kriegerischen Deutschtums darstellt, nach dem Versailler Vertrag Ostpreußen für immer verlassen hat, behaupte ich, daß er zurückgekehrt, daß er tätig ist, daß Deutschland die Massen wieder in seine Hand bekommen hat, und daß ich die frischen Spuren Smęteks auf Schritt und Tritt angetroffen habe" (S. 8).

Wańkowicz zitiert die Broschüre eines Pastors, wonach Smętek direkt aus der Hölle in das Ordensland entsandt wurde:

„In der Teufelshauptstadt sah der Höllenfürst, der die „Abteilung Deutschland" leitete, dem Deutschen Orden, schon vom Augenblick des Entstehens an, mit wachsamen Augen zu. Denn er war sicher, daß das wahre, teuflische Leben sich in der an Gewalttaten so reichen Atmosphäre Ostpreußens am besten pflegen lassen würde" (S. 46). „Der Gesandte des Teufels, der zu diesem Zweck auf die Erde geschickt wird, paradiert in einem Kreuzrittermantel, legt einen Bierausschank an, der vom Orden besteuert wird, und gewöhnt das Land an das Saufen" (S. 46).

Auf Seite 157 finden wir sogar eine Zeichnung, die Smętek im Ordensmantel darstellt, wie er den an den Tischen wartenden Masuren volle Biergläser heranschleppt (Vergl. unsere S. 194).

Es wäre falsch, diese Geisteshaltung der polnischen Schriftsteller, die den mit der Natur und ihren Wundern besonders stark verwachsenen Völkern allenthalben in der Welt zu eigen ist, als Gerichtsurteil über unser Wesen auszulegen. Ähnlich sahen alle kulturell empfangenden Völker die Kulturgüter („Teufelsdinge") an, die die höher stehenden ihnen mitbrachten. Der Glaube an Smętek ist also nichts weiter als ein Maßstab für den Höhenunterschied des deutsch-polnischen Kulturgefälles und für den Minderwertigkeitskomplex der Schriftsteller, die diesen Glauben predigen[49]).

Der deutsche Schrat als nationaler polnischer Hausgeist

Hatten Żeromski und Wańkowicz den baltischen Waldgeist Smętek, den die Volksüberlieferung nie mit den Deutschen in Verbindung brachte, zum Sinnbild des bösen Deutschtums umgewertet, so hat Zofia Kossak in ihrem literarischen Märchen „Kłopoty Kacperka Góreckiego skrzata" (Warschau 1938) nach der sinnbildlichen Figur für das gute polnische Wesen in den bedrohten Westgebieten gesucht und auch gefunden, und zwar den Hausgeist „skrzat". Das Märchen schildert, wie vor Jahrhunderten in Schlesien ein Pole ein Haus baut und dem skrzat der Auftrag erteilt wird, in ihm mit zu wohnen und es zu hüten, bis es in Schutt und Asche zerfiele.

„Er seufzte schwer und schüttelte sein Schrathaupt, als sie (die Polen) eines Tages das alte Haus verließen und in Górki, ähnlich wie in ganz Schlesien, Deutsche zu wohnen begannen. Die Deutschen waren fremd, unlieb und Kacperek fiel es schwer, sich auf sie umzustellen. Er hatte jedoch kein Recht, das Haus zu verlassen, dessen Seele und Wächter er war. Er blieb also wie früher als eifriger Hüter, obwohl die großen Zimmer oben in einen Speicher verwandelt worden waren, voller Spinngewebe und Ratten, und unten ein dicker, schreierischer Deutscher wohnte, der über seine Kinder schimpfte, dauernd Bier trank und weder Hunde noch andere Haustiere liebte"*) ... „Er sehnte sich jedoch nach Menschen — nach anderen als die da unten — und nach der polnischen Sprache, die er in der Jugend hörte und lieben lernte" ... „Polen war wieder Polen, so wie einst, einst. Die Deutschen, die schrecklich böse waren, mußten zu sich zurückkehren. Kein Wunder, daß der alte polnische skrzat wieder jung wurde."

Wir beneiden die polnischen Leser manchmal fast darum, daß sie ohne jene unbequemen deutschen Nationalfehler, die man Gründlichkeit und Mangel an Gedankenfaulheit nennt, auf die Welt gekommen sind. Kaum hatten wir nämlich das Märchen der verehrlichen Schriftstellerin gelesen, da fielen uns sofort gewisse Forschungsergebnisse des polnischen Gelehrten A. Brückner ein, die nun unsere Lachmuskeln zu reizen begannen und uns den Genuß der Lektüre verdarben. Der bekannte Wissenschaftler hat nämlich mit Recht wiederholt nachgewiesen und betont, daß der polnische skrzat nichts weiter als unser deutscher Schrat

*)Wir werden in unseren weiteren Ausführungen noch klarstellen, daß die polnische Literatur Deutsche, die nicht dick sind und kein Bier trinken, so gut wie überhaupt nicht kennt.

(Schrätel) ist. „Der Name ist aus dem Deutschen gekommen" sagt er in seiner „Mitologia Polska" (S. 113). Und in „Mitologia Słowiańska" (S. 142) führt er aus, der skrzat sei später als das Christentum nach Polen gekommen, und zwar von Westen; nach Schlesien also, so wollen wir ergänzend bemerken, mit den frühesten deutschen Einwanderern. Im erstgenannten Werk erklärt der polnische Gelehrte: „heute Schrat, früher skrat, bedeutet jedoch Waldgeist und würde also eher unserem ‚wilden Mann' entsprechen".

Wańkowicz hätte sein Buch „Na tropach skrzata" und Zofia Kossak ihr Märchen „Kłopoty Smętka" nennen sollen[50]).

4. Kapitel.

Der „deutsche Glaube"

Gleichsetzung von Volk und Kirche seit der Reformation

Die breite Masse des polnischen Bauernvolkes hat sich niemals tiefgründigen Überlegungen über den Unterschied zwischen der katholischen, orthodoxen oder protestantischen Lehre hingegeben. Wie seit jeher, so kennt es auch heute nur den polnischen, russischen und deutschen Glauben. „Es gibt zwar auch deutsche Katholiken, und zwar in beträchtlicher Anzahl, aber die volkstümliche Meinung vereinfacht sich, wie gewöhnlich, dieses Problem und ist geneigt, sogar den deutschen Katholiken als etwas Schlechteres, als einen Untreuen anzusehen, der die religiösen Pflichten nicht erfüllt und Kirche und Feiertage nicht schätzt" (Bystroń). „Was ein Deutscher ist, ist ein Ketzer", sagt deshalb ein verbreitetes polnisches Sprichwort*). Hier glaubt das Volk, klare Fronten zu sehen[1]).

Daher hat die Religion eine alles andere überragende Rolle in der politischen und seelischen Differenzierung beider Völker gespielt. Wie schon im 13., so wurde auch im 19. Jahrhundert der nationale Abwehrkampf mit religiösen Klängen begleitet, die das Volk am ehesten packten. Der unerschütterliche Grundsatz, daß Nationalgefühl und Religion, Polentum und Katholizismus, ein und dasselbe sind, hat seit den Zeiten der Reformation und Gegenreformation unvermindert bis heute im Vordergrunde der nachbarlichen Einstellung des Polen gestanden. Der Philosoph Libelt konnte im 19. Jahrhundert mit Recht sagen: „Nimm diesem Volke die Religion, dann nimmst du ihm sein ganzes Volkstum"**)[2]).

Bei den griechisch-orthodoxen Serben gilt der römische Katholizismus als „der deutsche Glaube". Das christliche Kirchentum Osteuropas ist jedenfalls im wesentlichen national bestimmt. „Serbisch"-, „rumänisch"-, „bulgarisch"-, „russisch"-orthodox u. ä. nennen sich die einzelnen Kirchen. Da die erdrückende Hauptmasse unseres Deutschtums protestantischen Bekenntnisses ist, werden bei uns die Deutschkatholiken oft als „deutschsprechende Polen", die Polnisch-Evangelischen dagegen als „deutschkatholisch" angesehen, da sie zwar in die deutsche Kirche gingen, aber katholisch sprächen. Unter dem Einfluß der Reformation haben sich ganze Volkssplitter wie die Masuren, Schlonsaken oder die

*) Co Niemiec to heretyk (auch odmieniec).
**) „Polen ist katholisch", ein altes Sprichwort.

Stopnie doskonałości Lutherskiey.

Wczorá mnich / dziś młodzieniec / iutrzeyszego záśie.
Dnia / stanu Małżeńskiego wziął wizerunk na sie.
Po iutrze go Tatuśiem nazywaią dzieci /
piątym Ewanielistą nazwan iest w dzień trzeci.
Katrynka go na koniec zwodzicielem zowie /
Czart Ministrem. Tak w piekło idą Ministrowie.

Auf diesem Bilde sehen wir Luther über ein Buch gebeugt am Tische sitzen. Er ruft seine Frau „Kumteher Katrinken", die mit zwei Kindern auf den Armen hereinkommt. Unter dem Bilde steht ein polnischer Vers, den wir übersetzen:

Die Stufen der Vollkommenheit Luthers.

Gestern noch Mönch, heute junger Mann,
morgen tritt er den Ehestand an.
Übermorgen er Vater seiner Kinder ist.
Am Drittag heißt er der fünfte Evangelist.
Verführer nennt ihn zuletzt seine Kathrein,
der Teufel Minister. So ziehn Minister in die Hölle ein*)

*) Apendix abo Zawierzenie wyznania niektórych Arjanów bluźnierskiego zboru rakowskiego; Kolenda paniom saskim na rozpustę protestantów; Relacja oraz suplika zboru wileńskiego saskiego do Hern Martyna Lutra 1623; Witanie na pierwszy wjazd z Królewca do Kadłubka saskiego Ixa Hern Lutermachra 1642 usw.

Wenden des Prekmurje aus ihren ursprünglichen nationalen Gesamtgruppen abgesondert. Wehe, wenn heute jemand einem Masuren in Ostpreußen sagte, er sei ein Pole. Umgekehrt sind aus dem ähnlichen Grunde die Deutschkatholiken immer schneller verpolt worden als die Protestanten. Hans Koch hat in seiner Abhandlung „Konfession und Nation in Osteuropa", die im Jahrbuch „Auslanddeutschtum und evangelische Kirche" (1933) erschien, diese Zusammenhänge kirchengeschichtlich dargestellt. Die Gegenreformation in Polen, vor allem der Kampf gegen Luther, war nicht so sehr eine religiöse als vielmehr eine nationale Bewegung. —

Besonders in religiösen Angelegenheiten überwiegt beim Polen das Gefühl das Denken. Ihm scheint der verachtungsvoll sogenannte „deutsche Glaube" zu rationalistisch, zu kalt, zu weltlich. Er erfüllt überlieferungsgemäß alle kirchlichen Pflichten, manchmal sogar über das vorgeschriebene Maß hinaus, dagegen interessieren ihn verwickelte Glaubensprobleme überhaupt nicht. Polens Anteil an der theologischen Literatur, an der Bildung von Orden und Sekten, ist sehr gering. Überschaut man das polnische polemische Schrifttum zur Zeit der Reformation und Gegenreformation, dann hat man seine Freude daran, wie die tiefgründigsten geistlichen Streitfragen des deutschen Nachbarn mit derber Gegenständlichkeit abgetan werden, besonders in den zahlreichen Satiren des 17. Jahrhunderts*). In einem Scherzgedicht von Wacław Potocki (17. Jahrhundert) fragt ein Lutheraner einen Katholiken, warum er Holz anbete, wenn es in einem Kreuze ist und nicht in anderen Gegenständen. Worauf der andere erklärt, man küsse eine Frau doch auch auf den Mund und nicht auf das andere Ende, obwohl beides aus demselben Fleisch sei. (Vergl. S. 274). In einem der ältesten satirischen Gedichte gegen die Lutheraner ist ihre Lehre Teufelswerk, denn Luther ist vom Satan zur Anstiftung von Unfrieden in der Christenheit verführt worden. Dieser Narr hat sich sogar eine wahnsinnige Nonne zur Frau genommen**). Nicht nur Satiren und Pasquille, sondern auch Bilder zogen gegen Luther und seine Ehe zu Felde.

Den Höhepunkt der gesamten gegenreformatorischen Spott- und Schmähdichtungen bildet wohl das Pamphlet „Das Testament Luthers" (1623) von dem bekannten Bartłomiej Zimorowicz. Der Verfasser ergeht sich, wie schon das Titelblatt (mit Luther und Catharina) andeutet, in einer so drastischen Ausdrucksweise, daß wir nur einige von den milderen Ausdrücken wiedergeben wollen. Luther nennt er einen Säufer, Vielfraß, Wollüstling, Seelenverräter usw. Seine Lehre stellt er unter das Losungswort „Betrug und Sinnlichkeit"[3]).

Im 16. Jahrhundert nannte man den neuen aus Deutschland kommenden Glauben einfach „Augsburger Speck" (Szpek augsburski), seine Anhänger in den Spottgedichten vielfach „Sachsen" (Sasi).

„Man lachte über die Pastoren und Prediger der Dissidenten (świnister, minister. — Błaznodzieje, kaznodzieje) und beschrieb ihre Gewohnheiten und Glaubensstreitigkeiten untereinander oft in einem komischen

*) „Różnica sekty luterowej, przeciwna jedności Św. wiary chrześcijańskiej spokojnej" (s. Michał Wiszniewski: „Historia literatury polskiej". T. VII. 172—181).

**) Bild u. Text (S. 70) aus dem grundlegenden Werk von K. Badecki: „Literatura mieszczańska w Polsce XVII w." S. 283/4. Das Bild ist eine genaue Nachahmung eines deutschen Vorbildes. — Die polnische Geistlichkeit hat auch sonst manche Kampfmethode gegen die Protestanten dem deutschen Katholizismus abgesehen, was man noch einmal genauer untersuchen müßte.

Deutsch und sagte ihnen höllische Qualen voraus. Der verbreitetste Vorwurf war der, daß ihre Lehre vom Teufel stamme. Der Dominikaner Fabian Birkowski schreibt: „Eure verderbte Religion ist durch falsche Propheten entstanden, die der Teufel geschaffen hat, der Gott gleichen wollte ... Euer Haupt ist der Engel der Hölle, das ist der Teufel"[4]).

TESTAMENT
LVTERSKI,
Zártownie nápiſány.

Author ad Lectorem.

NEquam Lutherus ſciens ſuum mori,
In primis dedit oſculum Vxori.
Tandē ad Fratres dixit: Fundamētum.
Fidei meæ ſit mentha & mentum

Bartu: Zmrwcz. Leop:

Cracouiæ, Anno Domini, 1623.

Der „Wirydarz Poetycki" von J. T. Trembecki (17. Jahrhundert) enthält eine Reihe typischer Angriffe auf die Ketzer.

Den Ketzern.

Nichts baut ihr auf im Glauben,
alles schlagt ihr entzwei.
Der Welt den Frieden zu rauben,
seid ihr mit Eifer dabei.
Ihr meint, daß in euch wirke der
heilige Geist.
Ich glaube, daß er eher Abbadon heißt.

Evangelischer Geistlicher.

Du willst den Ehebruch mit Strang
bestrafen. Ganz schlau!
Denn du hast eine hübsche Frau.

Eine große Rolle bei der Abwehr des Protestantismus spielte das Volksschauspiel. Entweder traten Studenten auf, die die Ketzerei aus Deutschland mitgebracht und dem Fasten abgeschworen hatten und nun

von ihrem Vater oder vom Propst im Zwiegespräch mit primitiven Beweisen eines Besseren belehrt werden oder die man, wenn das nichts nützt, mit dem Stock bekehrt. In einem Fastnachtsschwank (16. Jahrh.) treten der Propst, der Protestant Hanus aus Königsberg, ein Student aus Wittenberg sowie einige Nebenpersonen auf. Es geht im ersten und zweiten Akt um die Fasten, den Karneval, die Ehelosigkeit der Geistlichen und deren Dienstmägde. Der erste schließt mit der Verprügelung des Königsbergers, der zweite mit der Niederlage des Studenten, der dritte mit allgemeiner Einigkeit und einem Tänzchen mit der Köchin. So derb wie die Scherze, so flach und kindlich sind die Beweisführungen der Sprecher[5]).

Briefe wurden veröffentlicht, die Luther aus der Hölle geschrieben hatte, und die Stellung des Reformators zum Zölibat war besonders Gegenstand heftiger Vorwürfe. „Der stinkende Unfläter hat gelehrt, daß sich ein Mann nicht ohne Frau begehen kann ... Selbst Schweine würden, wenn sie reden könnten, so etwas nicht auszusprechen wagen", predigte der Dominikaner Birkowski. „Katrynka" (Catharina), die Frau Luthers, wurde in der polnischen Satire oft aufs Korn genommen und ging in die Volksüberlieferung ein, wo wir sie heute noch oft antreffen. Zeichnete sich schon das polemische Schrifttum durch seine derbe Handfestigkeit aus, so traf das noch mehr auf die unzähligen Anekdoten, Spottverse und Lieder zu, die die Studenten, Dorfschulmeister und Spaßvögel dichteten, die ins Volk hinauswanderten und sich in dessen Überlieferung in einer geradezu unübersehbaren Zahl bis zum heutigen Tage behauptet haben.

Sprichwörter über den Ketzerglauben

Unter den Begriff Ketzer (Häretiker) fielen ursprünglich nicht die dissidentes in religione (Protestanten und Schismatiker), sondern die Hussiten und später die Arianer und Anabaptisten. Die breite polnische Volksmasse nannte aber seit dem 16. Jahrhundert alle Nichtkatholiken „kacery", „jaratyki" (Häretiker) oder „jancykrysty" (Antichristen), was durch das polemische Schrifttum (Ancuta u. a.) geschickt gegen die Protestanten ausgespielt wurde. Tatsächlich gelang es nach und nach, das Verbot öffentlicher Gottesdienste, des Neubaus und der Erneuerung von Kirchen usw. zu erreichen und bis weit ins 18. Jahrhundert hinein eine Unduldsamkeit der evangelischen Kirche gegenüber zu erzeugen, die im Zeitalter der europäischen Aufklärung als haarsträubend empfunden wurde. Zwar hat sich die Rechtslage seit 1768 geändert. In der bäuerlichen Schicht des polnischen Volkes bestehen jedoch die alten Vorurteile uneingeschränkt bis zum heutigen Tage weiter. Die folgenden Sprichwörter spiegeln das deutlich wider:

„Der Ketzer hat von seinem christlichen Namen so viel, wie der Kahlköpfige vom Kamm, der Blinde vom Spiegel und der Taube von der Musik"[6]).

„Er klammert sich an eine Sache (oder bemüht sich) wie ein Deutscher an (um) den Himmel" (d. h. vergebens) *).

„Er wankt hin und her wie der lutherische Glaube", wenn jemand haltlos ist[7]).

*) Oder auch: „Er klettert wie ein Deutscher zum Himmel".

„Er drängelt sich in die Kirche wie ein Luther", sagt man, wenn sich jemand irgendwohin mit Gewalt hereindrängen will. „Luther" ist hier als Spottname für die Deutschen oder Protestanten zu verstehen. (Bei Teschen) *).

„Das hält fest wie der lutherische Glauben bei Teschen."

„Er lebt wie ein Luther", sagt man von einem Taugenichts oder einem der nicht richtig fastet im Warthegau (Krotoschin, Pleschen), während die Deutschen immer behaupten: „Ein Pole würde eher am Sonntage ein Pferd stehlen als am Fastentage Milch oder Butter essen".

„Er treibt sich auf der Welt herum wie der lutherische Glaube" **).

(Bei Warschau)

Ein Bild Luthers in der Gesellschaft mit bösen Geistern aus dem „Testament luterski" von B. Zimorowicz (1623). Entnommen aus dem „Przewodnik Naukowy i Literacki" 1890. S. 897. Unter dem Bilde steht folgender Vers:

Witaj Lutrze pożądany
Z bracią twoją nam oddany.
Zaciągaj ich w skok do siebie,
Będziecie śpiewać jak w niebie.

Willkommen, Luther, erwünschter Genoß,
bist ja unser und auch dein Troß,
ruf alle herbei, stimmt an eur Singen,
das soll wie Himmelslieder klingen.

„Schlechter als ein Kalvinist oder Lutheraner", sagt man in ganz Polen von einem Menschen, dessen Schlechtigkeit schwer zu überbieten ist.

„Ein Kalvinist ist noch schlimmer als ein Lutheraner".

(Litzmannstädter Land)

Gibt man in Węgrów oder anderen Städten im einstigen Kongreßpolen polnischen Droschkenkutschern nicht soviel Fahrgeld, wie sie verlangt haben, dann sagen sie: „Solch Unrecht hätte mir nicht einmal ein Kalvin zugefügt".

*) „Hart wie ein Luther bei Teschen", sagt man in Ostschlesien und Westgalizien von den evangelischen Schlonsaken, die seit dem 16. Jahrh. der Reformation anhängen.

**) „Poniewiera się po świecie jak ta luterska wiara".

„Was ein Pole ist, ist ein Katholik. Was ein Deutscher ist, ist ein Lutheraner".
(Im ganzen Generalgouvernement)

„Patrz, takie heretyki".	„Sieh nur, solche Ketzer", sagen gelegentlich im Posenschen die Zuschauer bei einer wüsten Keilerei der Polen untereinander.
Co Niemiec to odmieniec.	Jeder Deutsche ist ein Abtrünniger [9]).
Pół Niemca, pół kozy, niedowiarek Boży.	Halb Deutscher, halb Ziege, ein Ungläubiger ohne Gott.
Niemiec wierzy w Boga jak diabeł w roga.	Der Deutsche glaubt an Gott, wie der Teufel an sein Horn. (Cholmerland)
Niemiecka wiara jak krowa stara.	Der deutsche Glauben ist wie eine alte Kuh. (Cholmerland)
Szwab tańcuje, Polak świętuje.	Es tanzt der Schwabe, wenn der Pole den Feiertag heiligt. (Generalgouvernement)
Niemiec choruje, diabeł tańcuje.	Ist der Deutsche krank, tanzt der Teufel.
Nimeć na duši ne ležyt.	Der Deutsche liegt nicht auf der Seele. D. h. er kümmert sich nicht um sein Seelenheil [10]). (Ostukraine)

„Er ging schlimmer zugrunde als ein Deutscher", sagen die Ukrainer in Ostgalizien, die ihn in ihren Überlieferungen meist als Antichrist bezeichnen*). Oder: „Er ist verschollen ärger als ein Deutscher".

„Der Sachse fürchtet weder Gott noch den Teufel", so kennzeichnen die Rumänen die Aufgeklärtheit unserer siebenbürgischen Volksgenossen.

Spottverse auf den deutschen Glauben

Es gibt keine Gegend in Polen, in der sie nicht haufenweise bekannt wären. Mit besonderer Freude neckt man damit die deutschen Kolonisten und Bauern. Wo deutsche und polnische Kinder sich auf dem Schulwege begegnen oder gemeinsamen Unterricht haben, lernen sie diese Spottverse eher kennen als das kleine Einmaleins, d. h. nicht in der Schule, sondern auf der Straße. Sie sind durchweg einige Jahrhunderte alt.

Sióndzie, (.)óndziye Luteraku w szpóndzie. Niech na ciebzie sam diabeł łusióndzie.	Er sitzt, dort wie ein Lutheraner im Spund. Möge sich auf dich der Teufel setzen. (Aus dem Ermlande)
Stała nam się w Polsce trwoga. Cy od ludzi, cy od Boga? Przez niescęsnych heretyków, I nie dosyć katolików.	In Polen herrschte große Not. Kam sie von Menschen oder durch Gott? Von den unsel'gen Ketzern sie stammt und zu wen'gen Katholiken im Land.[11]) (Bei Kielce) **)

*) Vergl. Dr. Ivan Franko: „Apokryfy i legendy z ukrajinskich rukopysiv" Lemberg 1906. Bd. IV, S. 300, 315, 333.

**) Es ist dies die erste Strophe eines früher weitverbreitet gewesenen Liedes über die Schwedenkriege. J. St. Bystroń: „Historia w pieśni ludu polskiego". War. 1925, S. 24.

Myślicie, wy Szwaby, że będziecie w niebie? Przyjdzie diabeł z workiem, weźmie was do siebie.	Glaubt ihr, ihr Schwaben, ihr werdet im Himmel sein? Es kommt der Teufel mit dem Sack und sperrt in die Hölle euch ein. (Bei Neu-Sandez)
A wy Mimcy, wy nie wiecie, wasza wiara siedzi w życie. Jak Polaki żyto zeżną waszą wiarę diabli wezmą.	Ach, ihr Deutschen, wißt ihr nicht, euer Glaube sitzt im Korn. Schneiden das die Polen weg, geht er an den Teufel verlor'n. (Bei Deutscheneck)
Szwab, drab kuternoga, co nie wierzy w Pana Boga. Niema ojca ani matki, ma na spodniach tysiąc łatki.	Schwabe, Kerl, Hinkepfot, der nicht glaubt an unsern Gott. Vaterlos, mutterlos, Tausend Flicken auf der Hos'.
Szwabka stara, Nieboska wiara.	Alte Deutsche, Dein Glaube ist nicht von Gott.
Niemiec stary! Niema wiary.	Oller Deutscher! Du hast keinen Glauben. (Generalgouvernement)
Niemcze, Lutrze, niedowiarku, twoja dusza na chojarku; chojarek się zgiął, twoją duszę diabeł wziął.	Deutscher, Luther, ungläubiger Mann, deine Seele ist auf einer Tann; die Tanne sich herunterbog, die Seele der Teufel an sich zog. (Juljopol, bei Lublin)
Szwab lknie i tańcuje, kiedy Polak się modli i świętuje.	Es lügen und tanzen die Schwaben, Indes die Polen beten und Feiertag haben.
Dla Boga, co się stało? Szwaba licho porwało.	Um Gottes willen, wie ist's gekommen, daß der Teufel den Schwaben mitgenommen?
A ty szwabie karaluchu, twoja wiara na łańcuchu.	Schwabe, du Schabe, dein Glaube liegt an der Kette *). (Kujavien)
Kaśka, Julka rum cum cum. Wszystkie Niemcy w piekle są.	Kaśka, Julka, rum, zum, zum, Die Deutschen sitzen in der Höll' herum. (Masovien)
Będzie Luter w niebie, gdzie kura grzebie.	Ein Lutheraner wird da im Himmel sein, wo eine Henne kratzt. (Im Mist oder Sand).
Lutrowi zadzwonią w kobyli łeb.	Dem Lutheraner werden sie am Pferdekopf läuten.

Dieses Sprichwort stammt wohl aus der Zeit, als die Ketzerfriedhöfe in Polen außerhalb der Stadt liegen mußten. Man dürfe, so glaubte das polnische Volk auch später noch, einen Lutheraner nicht wie einen gewöhnlichen Sterblichen, sondern nur an abwegigem Ort begraben, und zwar da, wo auch die Pferdegerippe liegen, an die der Bauer dann mit seinem Spaten stößt (läutet!).

*) Bedeutet „wie ein Hund" an der Kette.

Mit Spottversen und -liedern dieser Art ließe sich ein ganzer Band füllen. Die Deutschen werden oft Teufel, Heiden oder Ungläubige genannt. Die Behauptung, daß die Lutheraner sechs Zehen an den Füßen haben, hat viele Bekenner[12]). Wie mir alte Protestanten aus Weichsel in Ostoberschlesien erzählten, glaubten sogar noch im vorigen Jahrhundert die Katholiken mancher Gegenden Galiziens, daß alle Lutheraner Pferdefuß und Hörner hätten. Gab man sich dort als Protestant aus, wunderten sich die Leute über das normale Aussehen. Es kam aber auch vor, daß man mit Steinen beworfen wurde. Die Lutheraner, sagt man, sind dumme Geschöpfe. Sie glauben nicht an die heilige Jungfrau, und wie können sie da an ihren Sohn glauben. Aber wehe auch, wenn

Ein Bild Luthers in der „Chronik" Bielskis (1564). Ein Zeitgenosse hat einen Satan in Gestalt eines mehrköpfigen Vogels hinzugezeichnet, der dem Reformator aus dem Munde fliegt. (Exemplar aus der „JagellonischenBücherei". Nach A. Brückner „Encyklopedia Staropolska" s. „Luter").

man die Goralen in der Tatra davon überzeugen will, daß es in den Bergen keine bösen Geister, keine Hexerei usw. gibt. Sie werden einem den Rücken kehren und voller Verachtung sagen: „Das ist wohl ein Lutheraner oder sogar ein Kalvinist"[13]).

Das polnische Volk ist felsenfest davon überzeugt, daß die beiden niemals gute polnische Patrioten sein können. Die Barer Konföderierten sangen in einem damals sehr verbreiteten Liede:

Lutry, kalwiny,
bezbożne syny,
z ojczyzny matki
chcą szarpnąć płatki.

Der „Kalvin" und „Luther", *)
Söhne voller Tücken,
wollen die Heimat, die Mutter,
zerreißen zu Stücken[14]).

*) Hier als Schimpfname für die Andersgläubigen. — Daß die Lutheraner Hörner haben, glaubte man übrigens auch noch vor nicht allzulanger Zeit in manchen Gebirgsdörfern der Steiermark.

Für die protestantische Kirche gibt es in einzelnen Gegenden den Ausdruck „krypel", der Spott bedeutet. Vielleicht stammt er von der früher von den Kolonisten mitgebrachten Sitte des Krippenspiels (kryple).

Die Überschätzung des eigenen und die Geringachtung des fremden Bekenntnisses ist beiden Seiten eigen*). Die Kolonisten in einigen Kolonien Ostgaliziens fluchen: „Die verdammten Katholiken, der Teufel soll sie zwicken". Doch kommen auch Ausnahmen vor. In den deutschen Siedlungen des Generalgouvernements kennzeichnet man einen Pantoffelhelden: „Er hat's gut bei seiner Frau, wie der Teufel in Tschenstochau", wo der Böse bekanntlich nichts zu suchen hat. Da der Pole den Karfreitag nicht als Feiertag ansieht, spotten die Niederdeutschen im Ostwarthegau und im Generalgouvernement: „Ock de fulst Pollock abeet' ene Dag em Joahe: am Stellfriegdoag foaht he Meß" (Słońsk bei Hermannsbad). Die Polen dagegen rufen an diesem Tage hinter den deutschen Kirchgängern her: „Heh, ihr Deutschen, in den Klee".

In vielen Gegenden fuhren früher die Polen gerade immer am Karfreitag Mist auf ihr Feld, um die protestantischen Deutschen zu ärgern, und die Polinnen machten große Wäsche zu dem gleichen Zweck. In Westpreußen sagen daher die protestantischen Deutschen: „Jeder richtige Polack schwitzt am Karfreitag schon vor Sonnenaufgang".

(Bei Litzmannstadt)

Sage und Schwank

Das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation in Polen war so reich an stürmischen Ereignissen, daß es genug Stoff zur Bildung von Sagen bieten konnte. Leider sind sie nie planmäßig gesammelt worden. Unter den Arianern befanden sich bekanntlich auch eine Menge deutscher Lehrer und Prediger. Das polnische Volk bringt viele Ruinen mit ihnen in Verbindung. Wie die Freimaurer, so hält es auch die Arianer für Heiden, die in früheren Zeiten seine Feinde gewesen seien und schreibt ihnen in den Überlieferungen böse Taten zu. — In der Stadt Posen spielt folgende Sage:

Ein Lutheraner als Werwolf.

„Der Posener Kaufmann Riedt (16. Jahr.), der als Protestant dem Gesang der ihm benachbarten Benediktiner zuhörte, rief einmal im Zorn, daß er lieber umkäme, als den Gesang dieser Wölfe anhören zu müssen. Und in der Tat endete er als Werwolf. Die Legende berichtet, daß ihm nach seinem Tode ewige Verdammnis bestimmt war" [15]).

Ostschlesien steckt voll von Sagen dieser Art:

Woher die Lutheraner in Weichsel kamen.

„Der Teufel hatte alle Lutheraner in Wittenberg in einen großen Sack gepackt, um sie in die Hölle zu bringen. Wie er über das Dorf Weichsel hinwegflog, platzten an einer Stelle des Sackes die Nähte und es fielen einige herunter und vermehrten sich nachher schnell. Seit dieser Zeit wohnen so viele Lutheraner im Dorfe."

*) Vergl. Walter Kuhn: „Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien". (Münster 1930, S. 131).

Erhalten ist auch ein altes balladenartiges Volkslied, in dem die Ursachen des Thorner Blutgerichts geschildert werden. Zu O. Kolbergs Zeiten wurde es noch von Bettlern an den Kirchentüren gesungen. Die Ereignisse vor dem Blutgericht, das selbst von den polnischen Historikern als ein dunkler Fleck auf dem Ehrenschilde Polens bezeichnet wird, und das einen einzigen Schrei der Empörung in Europa auslöste, werden in dem Liede, das wir in deutscher Übersetzung bringen, natürlich parteiisch dargestelt.

Der Zusammenstoß in Thorn im Jahre 1724.

Gnädiger Jesus, heiliger Gott!
Denke an Polen in seiner Not.
Denn in den heiligen Gotteshäusern
Ist's öde wie in leeren Scheuern.
Viele heilige Kirchen haben sie uns genommen,
Seit die Ketzer 's Kloster in Thorn zu eigen bekommen.

Bei einem Fest der Jungfraun ist's gewesen,
Am Sonntag, die hl. Messe wurde gelesen,
Danach eine Prozession fand statt,
Das Sakrament man andächtig getragen hat,

Als grad' ein Ketzer an der Pforte stand,
Den Hut dabei nicht nahm in die Hand.
Sprang ein Student hinzu und riß ihn fort:
„Sieh hin, was vor sich geht an diesem Ort!"

Der Ketzer hat nicht lang gefragt
Und hat sich bei den Eltern beklagt.
Den Studenten haben sie gefangengenommen,
Ist trotz seiner Unschuld ins Gefängnis gekommen.

Aber die Jesuiten setzten sich für ihn ein
Und baten die Ketzer, ihn zu befrei'n.
Ihrer Bitte wurde nachgekommen,
Der Student auch nicht mehr festgenommen.

Indes haben Studenten zwei Ketzer gefaßt,
In ihren Schulen da standen sie Rast.
Dort waren sie so lange eingesperrt,
Bis dem Studenten die Freiheit gewährt.

Das hat die Ketzer sehr verletzt,
Sie haben alle aufgehetzt,
Den Jesuiten den Kampf anzusagen
Und ihre Klostermauern zu zerschlagen.

Rund um die Stadt haben sie die Tore geschlossen,
Und die Polen nicht mehr in die Stadt gelassen.
Das Kruzifix haben sie zerstört,
Mit dem Degen das heilige Bild versehrt.

Auf dem Marktplatz wurde ein Feuer gemacht,
Mit dem heiligen Bild der Maria angefacht.
Sie haben geschrien und gebrüllt,
Mit Füßen getreten das heilige Bild:
„Hilf Dir, Maria!"

Um zwölf, als erloschen kaum der Feuerschein,
Wollten sie noch schießen in des Altars heiligsten Schrein.
Auf Bitten ist es dann unterblieben,
Die Ketzer hat man auseinandergetrieben.

Die traurige Kunde wird schnell verbreitet.
Die Sorge um die Stadt sie weiterleitet.
Es wurden nach Warschau Briefe gesandt,
Gar bald bekamen sie die Senatoren in die Hand.

Als die polnischen Herren und Senatoren
Mit großem Troß erschienen vor Thorn,
Wurden Zehn in Fesseln gelegt
Und Vieren die Hände abgesägt.

Als ersten griff man den Präsident.
Um fünf Uhr im Rathaus fand sein Leben ein End'.
Fortgeführt die Einen — was hat sie ereilt?
Auf dem Schauplatz die Anderen — gevierteilt.

Die Hände wollten sie an die Türen schrauben,
Aber die Polen wollten es nicht erlauben,
Um Angst und Grauen zu vermeiden,
Viele der Stadt sah man darunter leiden.

Königin Polens, Maria, heilige Frau,
Du schöne Blume, du Lilie blau!
Die Ketzer, die bekrieg,
Verhilf den Katholiken zum Sieg.

Der heiligen Jungfrau sei Lob, Preis und Ehr,
Dein Ruhm niemals vergehe, immer sich vermehr.
Den Unseren wolltest du Eintracht verleihen,
Lubomirski von den Höllenqualen befreien! [16])

Einer größeren Verbreitung als die Sagen erfreuen sich die Schwänke über den deutschen Glauben und seine Hauptvertreter, die Pastoren. Der Volkskundler Malinowski berichtet 1877 aus Oberschlesien, der „Antagonismus" gegen die Deutschen habe sich nur darin gezeigt, daß man mehr oder weniger schmeichelhafte Anekdoten über die Geistlichen der Lutheraner erzählte. Es ist eine typische Erscheinung für das Zusammenwohnen beider Völker, daß auf beiden Seiten gerade die Geistlichen durch den Schwank besonders aufs Korn genommen werden. Man erzählt, wie der russische, polnische und deutsche Geistliche nach Rom um eine Frau und um die Feiertage gepilgert sind, und ähnliches. Meist sind die Schwänke so derb, daß man sie schwerlich dem Druck anvertrauen kann. Seit dem 17. Jahrhundert sind Pastorenpredigten im Schwange, die in einem verdrehten Polnisch allerhand derben Unsinn verzapfen und den protestantischen Geistlichen lächerlich machen sollen. Es kommt nicht selten vor, daß sich Polen und Deutsche gegenseitig Schwänke erzählen. Da will natürlich keiner unterliegen. Diese Schwankschlachten, auf die wir nachher nochmals zurückkommen, sind jedenfalls der ergötzlichste Abschnitt der Volkstumsfront. Die Deutschen haben diese Überlieferungen der Gegenseite oft übernommen und erzählen sie zum Spaß auch untereinander gern, mitunter zur Erhöhung der Wirkung in polnischer Sprache.

Ein Deutscher in der Beichte.

In den polnischen Volksinseln des Ermlandes wird erzählt: Eines Tages kam zu einem polnischen Propst ein Deutscher zur Beichte und erklärte: „Aber Euer Hochwürden, ich bin ein Deutscher." Da antwortete der Geistliche: „Das ist abscheulich, aber keine Sünde."

Der Wein beim Abendmahl.

In einer evangelischen Kirche Oberschlesiens wurde das Abendmahl verteilt. Ein galizischer Mausefallenhändler drängte sich auch in die Reihe der Abendmahlsgäste. Als er zum dritten Male aus dem gemeinsamen Kelche getrunken hatte, stellte ihn darob der Küster zur Rede. Der Galizier antwortete:

„Ach Herr, ich dachte, ihr habt die Kirche verkauft und gebt einen aus."

(Oberschlesien)

Wie die Deutschen den Feiertag heiligen lernten.

Früher haben die Deutschen nie den Feiertag geheiligt. Eines Sonntags harkte ein Deutscher Heu. Da kam ein Pole und fragte ihn: „Deutscher, was machst du hier? Heute ist doch Sonntag!" — „Ich mache, was mir paßt." — Klatsch, da hatte er einen Hieb am Kopf, daß er gleich hinfiel. Von dieser Zeit an ehren die Deutschen den Sonntag, weil der Pole es sie gelehrt hatte.

(Cholmerland)

Warum die Schwaben abends mit der Glocke läuten.

In der Nähe eines Pfälzerdorfes bei Neu-Sandez unterhielt sich ein polnischer Landmesser mit einem anderen Polen. Da ertönte in der deutschen Kolonie die Abendglocke. „Nanu", fragte der erste, „läuten die Deutschen denn auch zum Abend?" „Ja", antwortete der zweite, „um zu wissen, wann den Schweinen die Tröge zu füllen sind."

(Nowe Stadło bei Neu-Sandez)

Natürlich haben die Deutschen im Grenzlande und in den Siedlungsgruppen ebenfalls eine Menge typischer Volksinselschwänke über die Polen, die im Falle einer Anzapfung oder auch sonst gern erzählt werden:

Was die polnischen und deutschen Glocken läuten.

Die polnischen Glocken läuten: „Ksiądz gałgan, ksiądz gałgan, organista też, organista też" (Der Propst ist ein Lump, der Organist auch). Die deutschen Glocken läuten: „Der Küster, der Priester, sie wollen, wir sollen in Nöten beten." Der Erzähler ahmt, indem er abgehackt spricht, das Läuten der Glocken nach.

Warum darf der polnische Pfaffe nicht heiraten?

Als der liebe Gott noch viel Weiber zu vergeben hatte, da ist der deutsche Pfarrer zu ihm nach einem gekommen. Hat er gesagt: „Du kannst dir nehmen, soviel du willst." Dann ist der russische Pope gekommen. Weil der Herrgott nur noch eine gehabt hat, sagte er: „Du darfst dir nur eine Frau für dein ganzes Leben nehmen", und hat sie ihm gegeben. Als der polnische Pfaff kam, war keine mehr für ihn da. Daher darf er bis zum heutigen Tage nicht heiraten.

(Kol. Falkenstein, Ostgalizien)

Über die oft gedankenlos erscheinende Frömmigkeit der Polen erzählen die Deutschen in Oberschlesien, Ostpreußen — übrigens auch in Westfalen — zahlreiche Schwänke. Manch einer von ihnen mag auch aus dem Polnischen übernommen worden sein.

Der Heiland auf Schicht.

Stachu ist sehr fromm, aber auch sehr auf Geld erpicht. Er will nie einen ausgeben und hält jeden Groschen fest wie der Teufel die Judenseele. Nun wollte ihn ein deutscher Kumpel einmal anführen. Stachu ging immer, wenn er von der Schicht kam, an der Boschamenka *) vorbei und betete: „Jäsus! Ich danke, daß du mir chast behietet von Wetter und Klamotten." Einmal

*) Bożamęka — Marterhäuschen, Heiligenfigur usw.

versteckte sich nun der andere Kumpel hinter der Figur. Und wie Stachu gebetet hatte, rief er leise: „Stachu." — „Jäsus", sagt der, „was ies?" — „Stachu! Leg Geld auf den Stein." Da aber sagt Stachu: „Jäsus! Pierunie! Bist verrieckt! Geh doch allein auf Schicht!"

Warum den Polen der heilige Geist nicht erschien.

In einer polnischen Gemeinde waren die Leute gar zu schlecht. Da dachte der Pfaffe: „Wart, ich will euch schon kurieren und euch von dem Unglauben heilen." Er sagte den Leuten, daß am nächsten Sonntag der heilige Geist selber im Gottesdienst erscheinen werde. Am folgenden Sonntag war die Kirche vollgepfropft wie noch nie. Der Pfaffe hatte sich vorher mit dem Organisten besprochen. Wenn der Pfaffe nach der Predigt im Gebet ausrufen würde: „Boże, wypuść tego ducha" (Herr Gott, schicke uns diesen Geist), dann sollte der Organist eine Taube, die er unter der Jacke (za pazuchą) versteckthalten wird, herauslassen. Der Pfaffe predigte gewaltig, wie noch nie. Nach der Predigt sprach er das Gebet und rief laut in die Kirche hinein: „Boże, wypuść tego ducha!" Aber keine Taube erschien. Sie war nämlich im Gedränge, das in der Kirche herrschte, längst unter der Jacke erstickt. Der Pfaffe dachte: „Der Schelm von Organist hat wohl meine Worte nicht gehört." Und er rief aus allen Kräften von der Kanzel herab: „Boże, wypuść tego ducha!" Da antwortete ihm der Organist, der sich nicht zu helfen wußte, ebenso laut zurück: „Zdechł!" (Er ist verreckt).

(Ostwarthegau)

Groß ist die Zahl der deutschen Schwänke, die sich über die Ukrainer, ihren „russischen Glauben" und ihren Popen lustig machen:

Der Djak belehrt die Muschiken.

Der ukrainische Pope sagte einmal zu seinem Djak (Kirchendiener): „Die Bauern sind dumm und können sich nicht mal richtig beim Gottesdienst benehmen. Du mußt ihnen zeigen, wie man Gott dem Herrn am besten dient." Der Djak versprach's und sagte den ukrainischen Bauern, sie sollen beim Gottesdienst genau auf ihn sehen und alles so machen, wie er's macht. Als am nächsten Sonntag der Djak die Weihfackel schwenkte, fielen ein paar glühende Kohlen in seine weiten Stiefelschäfte, brannten ihm die Hosen durch, so daß er vor Schreck sich auf den Rücken warf und mit den Beinen in der Luft herumstieß, um die Kohlen aus seinen Stiefeln herauszuschütteln. Als der Pope sich derweil umdrehte, um das Volk zu segnen, da sah er voller Schrecken, daß alle auf dem Rücken lagen und mit ihren Pastollen (Bastschuhen) in der Luft herumstrampelten. Da packte ihn eine solche Angst, daß er ausrückte.

(Aus den deutschen Kolonien Wolhyniens)

Jesus und seine Jünger am Ölberge.

Damals, als Judas den Heiland verraten hat, da waren drei Jünger bei diesem, die helfen wollten. Und wie die Häscher den Heiland in Banden legten, da zog der eine, Petrus der Pole, sein Schwert und schlug damit einem der Häscher das Ohr ab. Der Heiland aber pickte es wieder an und sprach zum Polen: „Weil du mich so wacker verteidigt hast, so sollst du fortan tapfer sein und das Schwert soll dir locker in der Scheide sitzen!" Und so ist es bis heute geblieben. Der zweite Jünger aber, der hl. Johannes der Deutsche, stellte sich vor den Heiland, protestierte gegen dessen Ge-

fangennahme und sagte: „Ich werde dich herausprozessieren!" Da sagte der Herr: „Weil du gegen meine Gefangennahme protestiert hast und mich herausprozessieren willst, so sollst du es immer tun." Und seitdem ist der Deutsche so ein starker Prozessierer. Der dritte Jünger aber, Jakobus der Rusnacke, schlich sich zum Heiland hin und flüsterte ihm ins Ohr: „Hab keine Angst, ich werd dich schon heute nachts aus dem Gefängnis herausstehlen!" Da sprach der Herr: „Und du wirst von heute an immer alles stehlen müssen, was dir unter die Augen und zwischen die Finger kommt!" So ist es geblieben und noch heute tut der Pole sich am liebsten schlagen, der Deutsche prozessieren und der Rusnacke stehlen.

(Aufgez. von A. Karasek in Bandrow, Bez. Lisko)

Warum die Ukrainer die Feiertage später haben.

Einmal haben sich der deutsche, der polnische und der rusnackische Pfarrer aufgemacht, um zum Herrgott zu wandern und ihn um Feiertage zu bitten. Weil aber der Rusnacke nicht wie der Deutsche und der Pole Stiefel, sondern seine Chudalen (die ukrainischen Bastschuhe) anhatte, so kam es, daß er bei jeder Rast immer länger zum Anziehen brauchte, als die beiden andern. Darum blieb er Tag für Tag um ein Stück Weg immer mehr zurück und als er schließlich zum lieben Herrgott kam, da war es gerade dreizehn Tage später wie die beiden anderen. Darum hat er seine Feiertage dreizehn Tage später.

(Aufgez. von A. Karasek in Bandrow. Steinfels u. a.)

Im ganzen Osten, auch in Siebenbürgen, wo die Verschiedenheit der Kalender eine sichtbare Rolle spielt, gibt es ähnliche Überlieferungen.

Deutsche Volksinselschwänke dieser Art ließen sich aus dem Munde der deutschen Kolonisten in Polen schockweise aufzeichnen. Wir mußten uns hier auf einige Proben beschränken. Die Schwänke spielen im seelischen Zusammenleben unserer beiden Völker eine nicht zu unterschätzende Rolle als Abwehrwaffe in der kirchlich-religiösen Auseinandersetzung*). Hingewiesen sei hier auch auf die köstlichen religiösen Streitgespräche, die wir im 10. Kapitel bringen.

Die Person Martin Luthers **)

In der polnischen Volksüberlieferung gibt es sehr wenige Figuren, die sich einer so ungeheuren „Volkstümlichkeit" erfreuen wie Martin Luther. Selbst die allergrößten Gestalten der Geschichte des Landes haben im Vergleich zum Schöpfer des „deutschen Glaubens" nur ein bescheidenes Plätzchen in der Erinnerung des polnischen Bauernvolkes behaupten können. Diese Überlieferung hat mit der historischen Gestalt Luthers, des Schöpfers einer weltumwälzenden Bewegung, natürlich nichts gemein. Sie hat sich trotzdem schon einige Jahrhunderte mündlich fortgepflanzt und scheint auch heute ihren Weg in die Zukunft ungebrochen fortzusetzen.

---

*) Vergl. das Kapitel: „Vom polnischen und vom deutschen Verstande".

**) Vergl. Marian Zdziechowski: „Niemcy. Szkic psychologiczny". „Przegląd Filozoficzny." Jg. 38 (1935), H. 1—2, S. 105, Kapitel über Martin Luther. Es ist ein interessantes wissenschaftliches Kriterium zum volkstümlichen Mythos vom Reformator.

Die Kaschuben sagen sprichwörtlich: „Won mô pësk, jak Morcéna Lëtra rzëc" („Er hat eine Fresse wie das Arschloch von Martin Luther"). Und „Jak sę Pjoter do dworê dostôł, Lëter sę z njeho zrobjił" (Als Petrus herauskam, wurde Luther aus ihm). Bei Bielitz (Ostschlesien) quaken die Frösche in der dortigen deutschen Volksüberlieferung auf zweierlei Art: Die einen quaken „Paaapst, Paaapst", die anderen „Luther, Luther".

Einige Sagen über Luther als den Sohn des Teufels wurden bereits im zweiten Kapitel gebracht. Im Lubliner Lande konnten wir aus dem polnischen Volksmunde außer einigen Gedichten ein gereimtes Spottfragespiel über Luther aufzeichnen, das folgendermaßen beginnt:

„Wurde Martin Luther von einem Weibe geboren?
Nein! Eine Wölfin im Walde hat ihn aus'm Hintern verloren.
Wer hat ihn erzogen? — Luzifer, der Geselle!
Was ist das für einer? — Der Minister der Hölle!" (Und so weiter.)

Eine Spottdichtung auf Martin Luther und den Wilnaer Pastor Burchard (16. Jahrh.) in Form eines aus der Hölle geschriebenen Briefes *). (Vergl. auch Bild S. 100)

*) Das Titelbild entnommen aus K. Badecki: „Literatura mieszczańska..."

Oder ein anderes Gedicht:

Einen Gott, den haben die Deutschen nicht.
Glauben nur an Luther, den Wicht.
Aus Rom wurde dieser einst verbannt,
weil er eine neue Kirche erfand.
Verführt hat er die Frauen viel,
eine neue Ordnung, das war sein Ziel.
Drum mußt er nach Deutschland flieh'n aus Rom,
denn der Papst wollt ihn lassen kastrieren schon.
Würden die Deutschen nicht hören auf Luther,
hätten im Winter sie Kleidung und Futter.
Doch weil so dumm ist der Schwab,
gibt er dem Luther alles ab.
Und dieser sammelt das Geld sich ein,
vertrinkt es im Wirtshaus dann beim Wein.

In derselben Gegend erzählen die Polen den deutschen Kolonisten zwei Sagen, weshalb Luther sich mit dem Papst verzankt hat.

Wie Luther Papst werden wollte.

Luther hat so geglaubt wie alle Katholiken. Er hat studiert und wollte Geistlicher werden. Als während dieser Zeit der Papst starb und Gott einen anderen an des Verstorbenen Stelle einsetzen wollte, zog Luther sich schnell einen großen Talar an, den er irgendwo fand, und lief schnell nach Rom. Er wollte als Erster ankommen, weil er glaubte, daß der Herrgott ihn dann zum Papst weihen würde. Als er nun in Rom ankam, lief er zum Schloß des Papstes. In der Eile vergaß er aber, daß er den langen Talar anhatte, und als er die Marmorstufen heraufgehen wollte, trat er auf den Zipfel des Talars und stolperte. Da ist er mit der Stirn auf die Stiege gehauen und bewußtlos liegengeblieben. Bis er endlich wieder zu sich kam, ist ein anderer zum Papst gewählt worden, und so mußte er zurückbleiben. Luther ärgerte sich jedoch sehr, daß er nicht an den Thron gekommen ist. Um aber doch etwas zu gelten, schleuderte er böse Worte gegen den Papst und ließ nicht früher nach, bis es ihm gelang, ihm einen Teil seiner Anhänger zu entreißen und ihr Oberhaupt zu werden. Es ging ihm hauptsächlich um einen hohen Namen, der noch nach dem Tode gerühmt werden sollte. Und die Deutschen glauben nun an diesen Luther.

(Bei Juljopol, Lubliner Land, Warthegau)

Weshalb Luther eine neue Religion gründete.

Martin Luther, das war ein Kaplan, der am Hofe des Papstes diente. Seine Aufgabe war, jeden Morgen ganz früh aus dem Fenster zu sehen und dem Heiligen Vater zu berichten, was für Wetter draußen ist. Und jedes Mal, wenn ihm das Luther berichtete, antwortete er immer: „Ich weiß es und Gott auch". Das ärgerte zuletzt den Luther sehr. Eines Morgens war ein wunderschöner Tag. Die Sonne schien, die Blumen blühten und die Vögel sangen. Da sagte Luther zum Papst: „Draußen ist so ein schrecklicher Regen, daß man die Nase nicht rausstecken kann." — „Ich weiß es und Gott auch", sagte der Papst. — „Einen Dreck weißt du,", meinte Luther, „draußen ist ja schönes Wetter." Darüber war der Heilige Vater so erzürnt, daß er Luther von seinem Hofe vertrieb. Dieser begab sich darauf nach Deutschland, um eine neue Religion zu schaffen.

(Bei Kamień, Cholmerland)

Das polnische Volk, oft sogar seine Gebildetenschicht, bezeichnet den Protestantismus kaum anders als „eine neue oder andere Religion". Daß es sich nur um ein anderes Bekenntnis der Christenlehre handelt, leuchtet ihm nicht ein*).

Im kroatischen Bauernvolke glaubt man, daß Luther bei den Evangelischen dieselbe Rolle spielt wie Mohammed bei den Türken und Christus bei den Katholiken.

Luther in der Verdammnis.

Als Christus wieder einmal in die Hölle hinabstieg, um nach Ordnung zu sehen, sah er auch Luther an der Kette. Er fragte ihn: „Aus Berlin?" — Luther nickte traurig mit dem Kopf und sagte nur: „Ja, ja."

(1885 erzählt von einem Polen bei Wartbrücken)

Als früher die polnischen Landarbeiter von Oberschlesien nach Sachsen gingen, gab man ihnen folgende Belehrung mit auf den Weg:

„Martin Luther hatte am Fastentage eine Leberwurst gegessen und daran ist er, zur Strafe, erstickt. Zur ewigen Warnung haben die Katholiken in Wittenberg ein Denkmal gesetzt. In der Hand hält Luther noch heute die lange Leberwurst." Den Sachsengängern wurde noch besonders eingeschärft: „Schaut euch ja den Luther mit der Leberwurst an!"**)

Natürlich wird besonders der Reformator mit Spottversen bedacht, deren es bestimmt an die Tausend geben mag. Von einem Selbstmörder sagt man im Litzmannstädter Gebiet sprichwörtlich: „Er hat sich erhängt wie Martin Luther."

„Er hat einen Magen wie Luther. Er frißt alles bis morgen auf", schilt man einen Vielfraß[17]).

Moja ty Krystynka,
nie widziałaś ty Lutra Marcinka?
Widziałam go w stodole,
kiej wyglądał na pole.
Kanalia.

Ach meine liebe Christin',
Sahst du nicht Luther Martin?
Ich sah ihn in der Scheune stehn,
wie er grad aufs Feld tat sehn.
Die Canaille[18]).

(Lied aus dem Dobriner Land, Westpreußen)

Marcin Luter biedny,
nie modli się nigdy.
A na starość musi,
bo go kaszel dusi.

Martin Luther, der arme Mann,
fing niemals zu beten an.
Aber im Alter mußt er's tun,
da ließ ihn der Husten nicht ruh'n.

(Warthegau)

Marcin Luter kury pasł,
aż mu piorun w dupę trzasł.

Martin Luther paßt auf die Hühner auf,
da schlug ihm der Blitz auf den Hintern rauf.

(Bei Zempelburg, Westpreußen)

Marcin Luter krowy pasł,
nie nawrócił ani raz.

Martin Luther hütete das Vieh,
bekehren aber tat er nie.

(Bei Neu-Sandez, Westgalizien und Ostgalizien)

Uczył Luter Marcina,
a sam był głupi jak świnia

Martin Luther fiel das Lehren ein,
obwohl er selbst war dumm wie'n Schwein.

(Generalgouvernement)

*) Diese Denkweise finden wir aber auch im polnischen Schrifttum. Bei Łucjan Rydel: „Dzieje Polski dla wszystkich". War. lesen wir auf S. 115: „Martin Luther trat gegen das Papsttum auf, brach mit der kath. Kirche, verheiratete sich und begann der Welt eine neue Religion, Protestantismus genannt, zu verkündigen."

**) Es handelt sich um die Schriftrolle mit den 95 Thesen, die Luther in der Hand hält.

Von den Masoviern sagt man immer, daß sie sich eher totschlagen lassen, als die Fastenregeln zu übertreten. Um so mehr fanden dort Sprüche Anklang, die die Lutheraner wegen des Fastens verspotteten:

Marcin Luter
zjadł brot und buter,
wypił wino — wein,
tak jak szwein.

Martin Luther
aß Fleisch und Butter,
und trank Wein,
wie ein Schwein.

Dasselbe Motiv finden wir auch in einem von Professor Luzian Kamieński aufgezeichneten kaschubischen Volksliede. Der heilige Petrus hat im Himmel einen Verkaufsladen eingerichtet. Und es heißt nun weiter:

Wtim przichodzi Marcin Luter,
hulaj duszo, hulaj ha:
„Verkeept mir ein Stickche Butter,
hulaj duszo, ha,
oder nich ein Stick kéłbasi,
buo só u nas kepske czasi."
Hulaj duszo...

Swjąti Piotr uodpuowjada,
hulaj duszo, hulaj ha:
„W puosce mńąsa sa ńe jada,
hulaj duszo, hulaj ha,
buo kto w puosce jada mńąso,
teguo djabli za łeb trząsó."
Hulaj duszo... Usw.

Luther kommt in den Laden, um Butter und Wurst zu kaufen. Petrus belehrt ihn aber, daß der Teufel den holt, der die Fasten übertritt. Da kauft er Hering und säuft in Ermangelung von Bier Buttermilch. Das bekommt ihm aber so schlecht, daß er sich in die Hosen macht. Die himmlische Polizei verbietet daher, den Deutschen nochmal Buttermilch zu verkaufen.

Der polnische Volkskundler A. Steffen hat in den verstreuten Volksinseln des Ermlandes eine lange andere Fassung dieses sprachlichen Mischliedes aufgezeichnet. Auch hier bekommen die Deutschen im Himmel von der Buttermilch einen schrecklichen Durchfall. Die Schlußstrophe lautet:

A gdy wszyscy wyzdrowieli,
łuloj duszo, łuloj ha.
Polizei zameldowali,
łuloj duszo, łuloj ha,
by maślonka skasowali
a Lutrowi psiwo dali.
Łuloj duszo, łuloj ha.

Unsere Bauern werden mit solchen Versen von den Polen gern geneckt. Doch ist ja bei all diesen Sachen der Humor das versöhnende Moment, so daß ihnen das Hören und Weitererzählen dieser Späße keine unangenehme Angelegenheit ist. Sie stehen so hoch über dieser primitiven Art des Religionsstreites, daß sie dadurch nicht aus der Fassung geraten. Vielmehr machen sie sich darüber lustig. Doch sehen sie einen Unterschied zwischen dem einfachen und dem gebildeten Polen. Kommt der letztere mit solchen Späßen, dann antwortet der Deutsche mit besonderer Sorgfalt. Gewöhnlich kennt er die meisten Spottverse auf den Reformator schon, weil er sie oft hört, auswendig und hat überlieferte passende Antworten sofort bereit:

„Einmal war ein Kolonist beim polnischen Edelmann, bei dem auch grade der Propst zu Gast weilte. Der wollte den Lutheraner necken und fragte ihn: „Du, hör mal! Sitzt euer Luther eigentlich noch in der Hölle?" — „Natürlich! Sogar gleich, wenn man reinkommt, über der Tür." — „So?" fragte der Propst, „was macht er da?" — „Daß er so einem wie Ihnen, wenn er in die Hölle kommt, gleich auf den Kopf sch... kann."

(Kujavien)

„Ein Pole fragte einen Deutschen, ob der dicke Luther noch in der Hölle sitze. „Nein", sagte der, „der Herrgott hat ihn von dort in den Himmel geholt, damit drei von euren Pfaffen in der Hölle Platz hatten."

(Deutscheneck)

„Du hör mal", fragte ein polnischer Propst einen Evangelischen, „konnte euer Luther eigentlich auch die Teufel austreiben?" — „Ja", antwortete der Gefragte, „solche, mit denen ihr nicht fertig geworden seid."

„Weißt du", verspottete ein Pole einen Deutschen, „wie eure Religion entstanden ist?" — „Na wie?" — „Martin Luther hatte zu viel harte Erbsen gegessen. Da bekam er auf der Straße Bauchschmerzen. Und da gab's einen Haufen, und schon war eure Religion da." — „Ja, ja", sagt der Deutsche, „das hat euer Propst gehört. Der kam angelaufen und hat sich die Erbsen rausgesucht und euch den Rosenkranz von gemacht."

(Cholmerland)

Bild aus der Wilnaer Spottdichtung, deren Titelblatt wir ebenfalls brachten. Der Wilnaer Pastor Burchard (16. Jahrh.) will am Fastentage ein Huhn schlachten, fällt dabei von der Leiter gleich in die Hölle herunter, wo ihn Luther mit den Worten empfängt: „Ubi ego sum ibi minister meus erit" *).

*) Bild entnommen aus Karol Badecki: „Literatura mieszczańska w Polsce XVII wieku". Lwów 1925. S. 286, das gleiche Bild nochmals bei B. S. 283.

„Luther war ein Betrüger", neckte ein Pole einen Protestanten. „Er ging in einen Laden, hat viel gekauft und das Bezahlen vergessen." — „Ja, ja", antwortete der Protestant, „er mußte schnell weg, um dem Papst sein Kind zu taufen."

(Generalgouvernement)

Der deutsche Bauer im Osten hat jedenfalls den Ehrgeiz, bei solchen Wortgefechten nicht zu unterliegen und auf den Reformator und seine Lehre nichts kommen zu lassen. Wir haben auch diesmal nur das weniger derbe Material angeführt*).

Die Schwänke, in denen der Gegner durch eine schlagfertige Antwort mundtot gemacht wird, besitzen für die Erziehung zur selbstbewußten völkischen Haltung auf beiden Seiten eine nicht hoch genug einzuschätzende Bedeutung.

Im Posenschen erzählt man sich in den Dörfern ab und zu, daß Luther auf dem Sterbebette einen katholischen Geistlichen rufen ließ, Buße tat und zum „polnischen Glauben" zurückkehrte.

In ganz Polen ist seit dem 16. Jahrhundert „luter", „luterak", „luteriusz" und „lutrzysko" ein den Deutschen nachgerufenes Schimpfwort, das auch in die schöngeistige polnische Literatur eingedrungen ist**).

Vermutlich stammen aus den Spottdichtungen jener Zeit die vielen Neckverse vom Deutschen als Hühnerdieb, der nach dem Federvieh die Leiter hinauf auf's Dach steigt und dabei verbrennt oder herunterfällt.

Die deutschen Kolonisten aus dem ehemaligen Kongreßpolen und Wolhynien sprechen von den katholischen Polen verächtlich und spöttisch als von den „Römern".

Die „schwarze Messe"

Der Glaube, daß der evangelische Pastor „schwarze Messen" zum Schaden irgend eines Menschen lesen könne, ist nur in Ostschlesien verbreitet. Dort muß er allerdings sehr alt und seit der Reformation im Umlauf sein. Zugrunde liegt die alte Anschauung, die evangelische Geistlichkeit und Kirche habe ihren Auftrag vom Teufel erhalten, verfüge deshalb über zauberische Kräfte und könne diese durch eine schwarze Messe zur Anwendung bringen. So sind denn seit undenklichen Zeiten zu den evangelischen Pfarrämtern des Teschener Schlesiens meist arme polnisch-katholische Häusler und Waldarbeiter aus den Bergen, aus dem Saybuscher Becken, selten aus der Ebene, gekommen, um gegen irgend einen Gegner eine „schwarze Messe" lesen zu lassen. Bruno Krzywoń hat darüber schon einmal in der „Evangelischen Kirchenzeitung für Österreich" (Jg. 18, 1901, S. 100 f.) geschrieben.

Die „schwarze Messe" ist nach dem Sinne der Gesuchsteller eine Art Fürbitte mannigfachen Zweckes, harmlos, wenn sie die Errettung von Feinden oder die Behebung eines Unrechts verfolgt. Der eine bittet um Wiederbesorgung gestohlener Gegenstände oder um Vorzeigung eines

*) Ein in Westgalizien bekannter poln. Schwank von der Brennessel, als Blume Luthers, ist zu finden bei Schwenker „Beispielsammlungen für neue kirchliche Evangelien und Episteln".

**) J. M. Ossoliński: „Wieczory Badeńskie...". Krak. 1852. S. 77, „przeklęte lutrzysko" für einen Teufel.

unbekannten Feindes im Spiegel, der andere um die Zähmung seiner widerspenstigen Frau oder die Wiederzuwendung des Herzens seiner Liebsten, eines Verwandten usw. Meistens aber soll die Messe Vergeltung für erfahrenes Unrecht bewirken, für Grenzverschiebungen, Furcheneinackern, Flurschäden, Verschmähung seitens des Geliebten, Verheiratung mit einem anderen. Oft soll die Messe erreichen, daß Gott den Sinn des Übeltäters ändere, oft aber auch „żeby go pokręciło i pokrzywiło", d. h., daß den Betreffenden die Gicht packe und er das Gesicht statt nach vorn nach hinten gewandt trage.

Auf die Frage, warum sie nicht zu ihrem Propst gehen, antworten sie, daß sie dort ihr Recht nicht finden, daß dieser auch die Macht nicht habe. Sie sagen es zwar dem Pastor nicht ins Gesicht, daß sie ihn für einen Bundesgenossen des Teufels halten, haben überhaupt eine gewisse Scheu, das Ding beim rechten Namen zu nennen, und sprechen nur ganz allgemein, man möge ihnen „... das machen, daß ...". Ein Familienvater, der mit Schwester und Schwager im Streit um das väterliche Erbe lag und überzeugt war, daß er als der ärmere den Prozeß verlieren müsse, wollte gehört haben, daß vor Zeiten in der gleichen Not eine Frau zum evangelischen Geistlichen gegangen sei, dort ein ihr vorliegendes Schriftstück unterfertigen mußte und von nun an für's Leben Ruhe gehabt habe. Derselbe fügte sodann hinzu: „Wenn jemand von uns schon diese große Sünde begehen und zugrunde gehen soll, so will ich es tun und mich für Frau und Kinder opfern". Der Mann wollte offenbar durch die gefällige Vermittlung des Pastors seine Seele dem Teufel verschreiben. Dies ein Beweis für die den „schwarzen Messen" zugrunde liegende Anschauung. Die Leute kommen mit gutem Glauben, mit der Gewißheit, daß man ihnen helfen könne und werde. Sie fallen auf die Knie, bieten Geld an — je mehr, um so besser, denken sie — auch bis zu ihrem halben Vermögen. Belehren und aufklären lassen sie sich nicht. Sie bleiben doch dabei, man könne ihrem Wunsche willfahren, man wolle es nur nicht, man schäme sich seines dunklen Handwerkes.

In den Jahren 1887—1914 kamen ins lutherische Pfarramt in Weichsel jährlich ungefähr 50 Menschen, darunter viele Frauen, die trotz energischer Ablehnung es manchmal noch zum zweiten Male versuchten. Kam es dann zufällig vor, daß wirklich dem Feinde eines Bittstellers etwas zustieß, dann schrieb man das trotz des erfahrenen Herauswurfes dennoch dem lutherischen Pastor zu, und der Glaube erhielt mit Windeseile neue Nahrung. Meist erzählten die „Messebesucher" auch zu Hause nicht, daß ihre Bitte abgeschlagen worden war. Vor dem Kriege beschäftigte sich sogar eine „Zuführerin" hauptsächlich damit, die finsteren Leute auf die schwarze Messe in Weichsel hinzuweisen. Stark besucht waren vor dem Kriege auch die Pastorate in Bielitz, Biala, Nawsie und Friedeck. Nach dem Kriege hat der Zustrom nachgelassen. Heute kommen ins Bielitzer Pfarramt jährlich nur noch fünf bis sieben Leute, die die „schwarze Messe" beantragen"*).

Umgekehrt lassen aber in ihren Sagen auch die deutschen Bauern Kunzendorfs in Kenty eine schwarze Messe durch die katholische Geistlichkeit lesen und bekommen ein bestimmtes Kraut mit heim, mit dem sie

*) Mitteilung des Pastors Paul Karzel-Bielitz durch Prof. Walter Kuhn, der mich auf den Aufsatz von Bruno Krzywoń hingewiesen hat. — Karasek-Strzygowski „Sagen der Beskidendeutschen". Plauen 1930, S. 134, 152.

dann die Macht über die Milch in Nachbars Stall gewinnen. Alfred Karasek-Langer konnte im deutschen, vorwiegend evangelischen Dorfe Lobnitz folgende Sage aufzeichnen:

Die Kühe eines deutsch-evangelischen Bauern in Lobnitz wollten schon nichts mehr fressen und gaben nur Blut statt Milch. Da machte er sich auf und pilgerte auf den Rat eines Bekannten nach Kenty. Dort kaufte er ein Kräutig — im Laden fragten sie gar nicht, was für eines, das wußten sie schon. Er zahlte, ohne zu handeln, einen hohen Preis, damit der Zauber nicht ungültig werde, ließ die Kräuter bei den katholischen barmherzigen Brüdern weihen und gab sie dann dem Kirchendiener, damit er sie während der Messe als Weihrauch verbrenne. Nun ging der Mann noch zum Priester, bat ihn, eine schwarze Messe zu lesen, und zahlte ihm einen ziemlichen Batzen Geld, ohne daß der Priester welches verlangt hatte. Aber so mußte es gemacht werden, damit die Messe kräftig wirkte. Und das geschah auch. Schon auf dem Heimwege kamen dem Bauern die Leute entgegen und erzählten ihm, daß das Vieh wieder gesund sei und Milch gäbe und daß der Hexe gerade zur Stunde der schwarzen Messe sechzehn Ferkel krepiert seien — so viele Kühe hatte sie nämlich verhext, und die Ferkel hatten ihr wohl die entzogene Milch gegeben. Die Hexe selbst aber war und blieb von dem Tage an krank und niemand wußte, was ihr eigentlich fehlte.

Eine ähnliche Erscheinung konnte Prof. Heinrich Harmjanz bei den evangelischen Masuren in Ostpreußen feststellen. Nach deren Meinung können die ermländischen katholischen Geistlichen, die auch heute noch mitunter darum angegangen werden, schwarze Messen lesen. Die Masuren holen sich von ihnen sogar Hostien, ohne zu gestehen, wozu sie sie benutzen wollen. Sie binden sie nämlich dem Vieh an den Schwanz, in der Meinung, daß dadurch die Fortpflanzung gefördert werde.

Die Mischehe

Ein Glied des einen Volkes verbindet sich ehelich mit dem des anderen fast nie, solange eine das Fremdsein noch vertiefende sprachliche Verschiedenheit und die Unmöglichkeit der Verständigung vorliegt. Mischungen in den Grenzmarken und in den Volksinseln setzen deshalb von jeher die Zweisprachigkeit und eine gewisse Angleichung des einen Teiles an den anderen voraus. Diese Vorbedingungen waren vor allem an den Fürstenhöfen vorhanden. Die zahlreichen Eheschließungen polnischer und preußischer Fürsten mit Deutschen oder z. B. der Askanier mit tschechischen und polnischen Prinzessinnen beweisen, daß die ohnehin vom Chronisten erdichtete Ablehnung des deutschen Ritters Rüdiger durch Wanda nur eine die Regel bestätigende Ausnahme war.

In der breiten Masse des Volkes bestand aber schon immer ein weit verbreiteter Widerstand gegen die Eheschließung mit einem betont deutschen Partner, wenn auch nie gegen die mit einem verpolten Deutschstämmigen. Durch die im Volksglauben radikal durchgeführte konfessionelle Scheidung beider Völker erhielt die ursprünglich nur nationale Abneigung seit der Reformation eine starke Verschärfung. Schon vor und erst recht nach der Ehe eines ungleichen Paares beginnt der Kampf um die Seele des anderen und die Seelen der Kinder. Gerade

solchen Mischehen entstammen oft Menschen, die nachher in bezug auf Glaube und Volkstum einer überspitzten Einseitigkeit verfallen, manchmal auch solche, die haltlos zwischen beiden Fronten hin und her schwanken.

So gehört die Abneigung gegen die Mischehe zu den wichtigsten Merkmalen, an denen die seelische Auseinandersetzung der beiden Völker sichtbar wird*[19]). „Zwei Gewissen sollen nicht ruhn auf einem Kissen", rät ein deutsches Kolonistensprichwort aus Galizien und dem Generalgouvernement. In viel derberer Form warnt ein niederdeutsches Sprichwort aus Westpreußen und darüber hinaus vor der Mischehe: „Polsche Paonn un dietsche Worst broade nich got" (Eine deutsche Wurst bratet nicht gut auf einer polnischen Pfanne). Dem entspricht eine ebenso derbe polnische Volksweisheit, die ebenfalls warnt: „Polskie jajka na niemieckiej patelni się przypieką" (Polnische Eier brennen auf einer deutschen Pfanne an).

Es ist bekannt, daß die katholisch-polnische Geistlichkeit in dieser Frage einen unerbittlich einseitigen Standpunkt einnimmt, ganz gleich, ob es sich um den kirchlichen Übertritt des fremden Teiles oder um die Erziehung der Nachkommen handelt. Das geistliche und volkstümliche schöngeistige Schrifttum haben das Problem der Mischehe auch oft in diesem Sinne erörtert. Der polnische Geistliche T. Borowicz († 1857) fand für seinen Kampf gegen die deutsch-polnische Mischehe folgende Begründung: Da der Pole den Deutschen einen Hund und der Deutsche den Polen ein Schwein nenne, könnten aus solcher Mischehe nur Schweinehunde hervorgehen**).

Diese kompromißlose Ablehnung kennzeichnet auch die polnische Volksüberlieferung, die in Sprichwörtern, Liedern, Spottversen, Schwänken und Sagen zum Ausdruck kommt:

„Wenn ein Deutscher eine Polin heiratet, das ist, als wenn sich der Teufel mit dem Engel vereint", belehrt ein Sprichwort im Lubliner Lande.

„Heirate eine Deutsche und du wirst sehen, daß Frauen bewachsene Zungen haben", sagen die Ukrainer bei Kolomea.

Viele Volkslieder warnen vor der Mischehe.

Im Posenschen singt man:

Jak się będziesz żenił,	Wenn du heiratest,
doradzę ja tobie:	rat ich dir gut:
. . . . .	. . . . .
Ani nie bierz niemki,	Nimm dir ja keine Deutsche
bo ona szwargoce:	ein Kauderwelsch sie spricht:
mein Vater, mein Mutter,	mein Vater, mein Mutter,
tylko ci mamroce.	du verstehst sie nicht[20]).

(Bei Posen)

*) Ł. Malinowski berichtet 1877, daß in Oberschlesien nur innerhalb der Bekenntnisse geheiratet wird.

**) Ks. Weredyk „Wielka rana narodu polskiego, czyli małżeństwa mieszane." Wrocław (Breslau). M. Godlewski „Dobry katolik między protestantami". War. 1928. Im Roman Maciej Wierzbińskis: „Pękły okowy". 1920. Katowice S. 47. Ein evangelischer Pastor in Kongreßpolen Georg Lehmann hat sogar ein Drama in 5 Aufzügen geschrieben „Der Kampf um die Mischehe." (Lodsch 1934, Verlag Libertas). — „Polski Słownik Biograficzny" Krak. 1936 unter „Borowicz".

A ty dziewczyno z Czerwieńca,
nie wychodź ty za Niemca.
Bo ten Niemiec szwargoce,
pourywa ci warkocze.

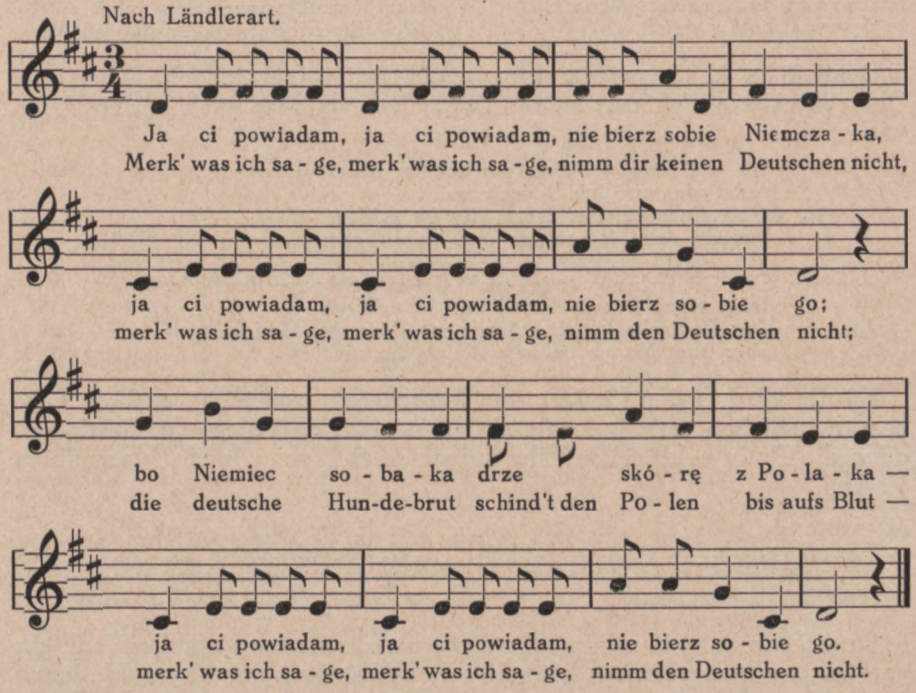
Oh du Mädchen aus Czerwieniec,
heirat keinen „Niemiec".
Denn er spricht ein Kauderwelsch
zieht dir deine Zöpfe höll'sch.
(Bei Pleschen, Jarotschin)

Gdy Polak z Niemką się brata,
tam wnet pastor do ślubu wyswata.
Diabeł w piekle się raduje,
bo heretyków tam potrzebuje.

Wenn ein Pole mit einer Deutschen geht,
der Pastor sie gleich zum Altar zieht.
Der Teufel in der Hölle lacht vor Freuden,
denn er braucht dort solche Heiden.
(Bei Jarotschin)

Gerade in den kurzen Versen der Tanzlieder (Kujawiak, Mazurek, Krakowiak) kehrt das Motiv der Mischehe häufig wieder. Wenigstens eins von ihnen sei mit Noten gebracht:

Nach Ländlerart.



(Aus Połajewo bei Nessau)

Bekannt und auch im Schrifttum öfters verwertet ist eine Strophe aus dem Liede (literarischer Herkunft) von der von einem Chronisten erdichteten Königin Wanda, die den deutschen Ritter Rüdiger nicht wollte und den freiwilligen Tod in den Wellen der Weichsel der Ehe mit dem mit Heeresmacht herbeigezogenen Fremden vorzog.

Wanda leży w naszej ziemi,
co nie chciała Niemca.
Lepiej zawsze mieć rodaka,
niżli cudzoziemca *).

Wanda in unsrer Erde liegt,
damit sie nicht der Deutsche kriegt.
Besser einen Landsmann zu haben,
als es mit einem Fremden zu wagen.

*) Nach Oskar Kolberg ein Krakowiak, der im Krakauer, Sandomirer und Kalischer Gebiete verbreitet war.

Für Volksüberlieferungen über die Mischehe ist vor allem das Gebiet der lutherischen Schlonsaken und der daran angrenzenden katholischen Polen eine Fundgrube.

Co się stało w naszym zamku ku ku,
Wziął katolik luteranku ku ku.
Teraz płacze i narzeka ka ka,
Ze si wziena katolika ka ka.

Was ist in unserm Schloß geschehen,
Tat ein Katholik 'ne Lutheranerin wähl'n.
Jetzt sie weint und klagt,
daß sie's mit 'nem Katholiken gewagt.

Dybyś była katoliczka ka ka,
miałabyś czerwone liczka ka ka.
Ale sy ty luteranka ka ka.
Nie będziesz ty moja żonka ka ka.

Tätst du Katholikin sein,
hätt'st du rote Wangen fein.
Aber da du luther'sch bist,
Niemals meine Frau du wirst.

Poczekejcie wy luterani,
Będzie jutro insza z wami.
Pożena was do Benatek (Wenecja),
że żerecie maso w patek.

Wartet Lutheraner ihr,
morgen verfahren anders wir.
Nach Venedig man euch laden läßt,
Weil ihr Fleisch am Freitag eßt [21]).

Bystroń hat bei Schwientochlowitz ein Lied aufgezeichnet, in dem eine Oberschlesierin nicht nur keinen Deutschen, sondern auch keinen Polen will:

Ich will keinen Polen, ein Schelm ist er,
redet viel und trinkt noch mehr.
Und ein studierter Herr, der ist schlau,
braucht 'ne Philosophin und keine Frau.

Den Deutschen will ich nicht, ist mit Schnaps beschmiert,
trägt einen kurzen Frack und ist frisiert.
Der Deutsche hopst, hat wie 'ne Rose das Gesicht,
aber zum Manne haben will ich ihn nicht [22]).

Häufig wird in den Liedern den Mädchen klargemacht, daß ein Pole besser zu lieben verstünde als ein Deutscher, daß dieser zu heftig sei, oder die Polin erklärt, daß ihr keiner so lieb sei wie ein Mann ihres Volkes.

Morawiec na ławie.
A Niemiec pod ławą.
A mój najmilejszy
w łóżeczku ze mną.

Der Mähre auf der Bank.
Der Deutsche unter ihr.
Und mein Allerliebster
im Bette mit mir [23]).

Paul Diels weist in seinen „Studien zum slavischen Volkslied" auf ein verwandtes tschechisches Lied hin. Der Mährer kommt zum Mädchen immerhin auf einem Wagen, bekommt Fleisch und schläft auf der Bank. Der Deutsche reitet auf einer Ziege, muß sich mit Suppe begnügen und unter der Bank schlafen, der Allerliebste dagegen kommt in einer goldenen Kutsche, ißt guten Braten und schläft im schönen Bett.

Mitunter klagen aber auch die Volkslieder, daß die Liebenden sich nicht nehmen können, da der eine Teil lutherisch ist. Ein Lied aus Michorzewo bei Neutomischel im Posenschen schildert eine auf einer Brücke gebaute Kirche, aus der drei Frauen herauskommen. Ein Vers lautet:

A ta trzecia cała bielsza,
ta mi była najmilejsza.
Żebyś była katoliczka,
całowałbym twoje liczka.
Ale żeś ty luteranka,
wyglądujesz jak cyganka.

Und die dritte ganz weiß,
die liebt' ich zu allermeist.
Würdest du katholisch sein,
küßt ich dir die Wangen fein.
Aber da du lutherisch bist,
du wie 'ne Zigeunerin aussiehst [24]).

Gdybyś była katoliczka,	Würdest du katholisch sein,
tobym ci całował liczka,	küßt ich dir die Wangen fein.
ale jesteś luteranka,	Aber du hast Luther im Sinn,
złodziejka i cyganka.	du Diebin und Zigeunerin *).

(Skotschau, Oberschlesien)

In verschiedenen Fassungen kommt in ganz Polen folgender Vers vor:

Nut, nut katarynka	Nut, nut Leierkasten
ojciec Polak, matka niemka.	Vater-Pole, Mutter-Deutsche.
Diabli ojca pokusili,	Den Vater haben die Teufel verflucht,
że się z Niemką ożenili.	daß er sich eine Deutsche gesucht.

Im Dorfe Żabno, Kreis Krasnystaw (Lubliner Land), konnte eine polnische Wissenschaftlerin einen Fall aufzeichnen, für den sich auch in anderen Gegenden Parallelen finden lassen: „Spottnamen kennt man hier nicht, mit Ausnahme eines Bauern namens Kosch, der seit 30 Jahren den Spottnamen „Niemiec" (Deutscher) trägt, da seinerzeit sein Großvater eine Deutsche geheiratet hatte"[25]). So lange kann die Erinnerung an eine Mischehe sich in der Überlieferung eines Dorfes halten.

Der polnische Volksglaube weiß aber auch zu berichten, daß die Kinder einer Mischehe die Sünde ihrer Eltern büßen müssen, daß sie krank, anormal sind, usw. (Bei Neu-Sandez)

Das blinde Kind aus der Mischehe.

Ein Deutscher hatte eine Polin geheiratet. Sie bekamen ein Kind, das war blind. Ist die Polin mal zur Kirche gegangen, hat gebeichtet bei dem Pfaffen und gesagt, daß sie ein krankes Kind hat. Hat er ihr gesagt, sie möchte nach Tschenstochau. Dort soll sie und ihr Mann beten, dann würde sie erhört werden. Sie hat es daheim ihrem Mann erzählt, aber der hat gemeint: „Ach, was wird die Tschenstochauer Muttergottes uns schon viel helfen." Derselbe Pfaffe hat es dann gehört und hat am Sonntag gepredigt: „Luther jak to Luther, w Matkę Boską nie wierzy!"**). Die sind aber doch hin nach Tschenstochau und haben dort gebetet. Auf dem Heimwege hat das Kind plötzlich losgeweint. Wie sie da nachschauten, war es wieder an den Augen gesund. Jetzt hat der „Luther" gesehen, was die Muttergottes bedeutet und ist katholisch geworden. (Bei Deutscheneck)

Aber auch der Humor hat sich des Themas der Mischehe bemächtigt. Es gibt Spottgedichte, in denen der tölpelhafte Deutsche in einem fürchterlichen Polnisch, oder in einer komischen Mischsprache die stolze Polin umwirbt und natürlich abgewiesen wird, ähnlich wie in einem französisch-flämischen Mischliede der wallonische Edelmann vom flämischen Mädchen. Es kommt vor, daß ein gemischtes Ehepaar zur Hochzeit von Unzufriedenen Spottgedichte zugeschickt erhält, die an Derbheit nichts zu wünschen übrig lassen. Die Kolonisten im Ostwarthegau necken ihre an einen Fremden verheiratete Volksgenossin: „Guten Tag, deutsches Mädchen, polscher Sack."

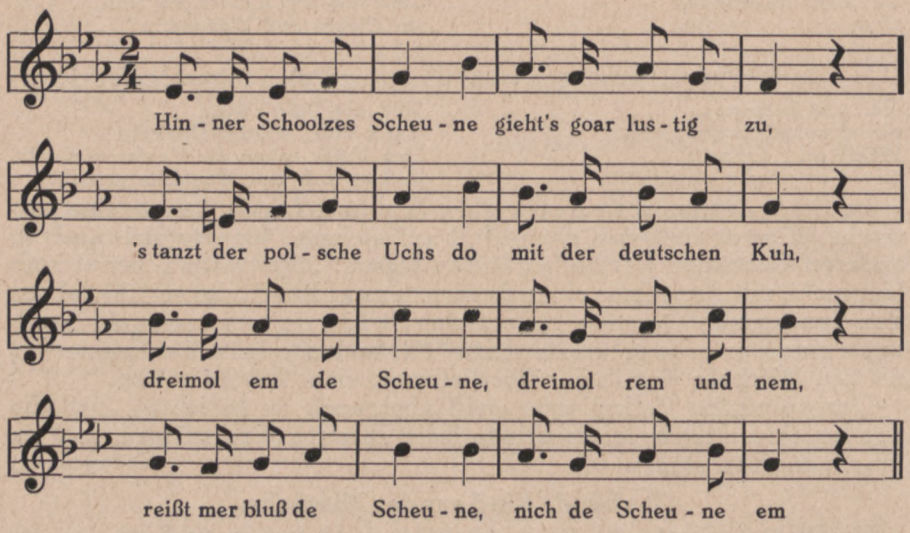
In ganz Ostdeutschland und in den deutschen Siedlungen in Polen gibt es ein Lied, das sich auf den Verkehr eines polnischen Jünglings mit einem deutschen Mädchen bezieht. Die folgende Fassung aus Geltendorf, Kr. Grottkau, befindet sich im Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg i. Br. (Sign. A 114 139). Bei Jarotschin konnte ich übrigens einen ähnlichen polnischen Text feststellen.

*) Eine etwas andere Fassung bringt J. Chałasiński: „Antagonizm polsko-niemiecki na Górnym Śląsku". (War. 1935, S. 57). Der Schluß lautet da: „Aleś ty jest lutryjanka, masz ty ślepie jak cyganka".

**) „Luther wie Luther, glaubt nicht an die Mutter Gottes."

Hinner Schoolzes Scheune.

Gemächliches Tempo.



Dieses Lied kommt, wie schon gesagt wurde, in verschiedenen Fassungen im ganzen deutschen Grenzlande und in den Volksinseln vor. Man singt es nicht nur, um vor der Mischehe mit einem polnischen Partner zu warnen, sondern auch um sie zu geißeln, wie das im folgenden, in der Pfälzerkolonie Reichau (Ostgalizien) aufgezeichneten Liede der Fall ist:

Hinner Schulzes Scheier
steht e langer Trog.
Frißt e bolischer Ewer
mit er deitschen Mog (Saul).

In den meisten Fällen wird im Liede dann der Name der deutschen Person angewandt, die die Mischehe einzugehen gedenkt oder eingegangen ist.

Mit großer Verachtung sprechen die Sudetendeutschen davon, wenn sich einer ihrer Volksgenossen „so eine böhmische Marianka" zur Frau genommen hat.

Ein originelles Rezept für die Mischehe enthält ein deutscher Schwank über den alten Fritz, der seinen Unteroffizieren Polinnen zu heiraten befiehlt. Doch sollen sie den Korporalstock gebrauchen, wenn die Frauen im Hause nicht deutsch sprechen*).

Ein ukrainischer Schwank.

Ein Deutscher heiratete und nahm sich ein ukrainisches Mädchen. Sie hieß Tetjana und nannte ihn auf ihre Art „Semen". Jeder ging in seine eigene Kirche, um Gott anzubeten, Einmal sagte die Tetjana: „Komm doch mal in unsere Kirche", und der Semen antwortete: „Ja, ich weiß aber doch nicht, was man dort macht." Tetjana sagte: „Schau zu, was die anderen

*) Blank „Preußische Anekdoten". I Nr. 22.

machen und tue es genau so." Semen ging darauf ein und sie machten sich auf nach der Kirche. Er stand mitten im Gotteshaus und sah zu, wie die Leute sich verhielten und tat genau so. Als ein Bauer sich bekreuzigte und ihn unabsichtlich von hinten mit der Hand berührte, dachte er, daß man es so machen muß. Vor ihm stand seine Gutsherrin. Er stieß sie von hinten an. Sie drehte sich um und gab ihm eins mit der Hand in die Fresse. Und er ballte die Faust und haute dem Bauern, der hinter ihm stand, eine herunter und so kräftig, daß der arme Bauer umfiel, wobei man das Hinfallen in der ganzen Kirche hörte. Jetzt faßte man den Semen an seinen Schopf und führte ihn aus der Kirche heraus. So endete die Geschichte.

(Ostgalizien)

Aber auch die Slaven untereinander lehnen die Mischehe ab, besonders, wenn religiöse Unterschiede und Gegensätze vorhanden sind. Schon im 12. Jahrh. erhob die polnische Geistlichkeit lauten Protest gegen die polnisch-reußischen Heiraten, da durch sie der Katholizismus Einbuße erlitt. Hniatuk in „Kołomyjky" (Lemberg 1905, S. 15) veröffentlicht einige Tanzverse, die die ukrainischen Burschen oder Mädchen vor der Mischehe warnen. Die gleichen Überlieferungen haben die Slovaken in ihrem Verhältnis zu den Madjaren (Vergl. F. Tomek — J. Horak „Slovenske pisně z Uherskobrodska").

Das Überläufertum

Die Volksüberlieferung beschäftigt sich auch mit dem Renegatentum. Der polnische Katholik nennt einen evangelischen Polen (meist deutschen Namens) „polski Niemiec", in der Nähe von Neu-Sandez einen katholisch-polnisch gewordenen „przyjęty" (Aufgenommener). Der deutsche Bauer und Kolonist bezeichnet einen ins fremde kirchliche oder völkische Lager umgeschwenkten Volksgenossen verächtlich als einen „umgedrehten Kartoffelsack", einen „umgedrehten Kuhmagen" oder „Zlotypatrioten". In Rußland werden im 16.—18. Jahrhundert die ihrem Volkstum und Glauben untreu gewordenen Deutschen „Mamelucken" geschimpft.

Der Glaubenswechsel ist meist gleichbedeutend mit Untreue am Volkstum. Am treffendsten kommt die Meinung des deutschen Kolonisten zur Frage des Überläufertums in seinen Schwänken zum Ausdruck:

Abgelehnte Neutaufe.

Ein polnischer Propst wollte einen protestantischen Deutschen bei Neu-Sandez überreden, sich katholisch taufen zu lassen. Der aber antwortete: „Danke, Herr Propst, mein Kopf ist schon getauft und am Hintern ist's nicht nötig."

(Nowe Stadło bei Neu-Sandez)

Ein schlechter Gewinn.

Ein polnischer Propst traf den evangelischen Pastor und prahlte: „Ich habe heute einen von euren Lutheranern in unsere Kirche herüberbekommen. Jetzt habt ihr einen weniger und wir einen mehr." „Ja", antwortete der deutsche Pastor, „wir haben einen Esel weniger und ihr ein Schwein mehr." Da zog der andere mit einer langen Nase davon.

(Bei Litzmannstadt, Schwetz)

An allen Volksgrenzen gibt es auch Volkstumszwitter. In Ungarn heißen die Renegaten deutscher Herkunft „Magyaronen", in Kärnten die halb eingedeutschten Windischen „Nemčury". Die Esten verspotteten früher die Deutschen, die sich als Esten ausgeben wollten, als „kadaka saksad" (Wachholderdeutsche), während die Deutschen die halb herübergewechselten Esten verächtlich „Kulle" nannten. Die Polen nennen die polnisch sprechenden, aber deutschgesinnten, halb eingedeutschten Protestanten (16000) im Südwesten des Warthegaues maśloki, d.h. Leute, die angeblich der Butter (Fettlebe) zuliebe herübergewechselt sind, aus einem ähnlichen Grunde die deutschkatholisch gewordenen Träger polnischer Namen in Bromberg „Hamster".

Die deutschen Kolonisten in Ostpolen verspotten den „Überläufer": „Wie Scheiße auf dem Mist — weder Jud noch Christ", und die Polen die zwischen den Volkstumsfronten Hinundherschwankenden: „ni pies ni wydra" (weder Hund noch Fischotter), in Oberschlesien „chachary". Auf beiden Seiten fühlt das Volk, daß der Überläufer sein Wesen nicht sofort ganz umkrempeln kann, daß er also heucheln und sein Inneres verleugnen muß und infolgedessen charakterlos handelt. Man mißtraut ihm. Diese Einstellung kommt an allen Volkstumsfronten der europäischen Völker in Sprichwörtern zum Ausdruck, z. B. in einem polnischen: „Wenn der Pole Italiener, der Masovier Weltmann und der Ruthene Pole wird, dann verfällt er dem Teufel", oder in deutschen: „Mem Kaschub es dat sülwije as mem Hund. Bejüttst em met Waute, do schuddet he sick un es wedder Kaschub". Oder „Hüte dich vor dem wälschen Deutschen", „ein wälscher Deutscher ist schlimmer als der Teufel". Es gibt daher auch deutsche Volksweisheiten, die zur würdevollen und ehrenhaften Haltung verpflichten:

„Wer seine Zunge verrät, ist ein Schaf, das anfängt zu bellen."
„Wer sein Deutschtum leugnen kann, ist ein falscher Judasmann."
„Nur wer sich bückt, wird unterdrückt."
„Lieber als Deutscher hungern, denn als Pole prassen".

Oder man beruft sich auf das Mutterland, auf dessen Größe und Kultur man stolz sein darf: „Dem deutschen Reich ist keines gleich." (Generalgouvernement.)

Die Frage der Umvolkung wartete lange auf eine gründliche wissenschaftliche Bearbeitung. Eine richtungweisende Skizze gibt Max Hildebert Boehm „Das eigenständige Volk". Göttingen 1932. S. 148—155 „Volkszugehörigkeitswechsel".

Von Boehm ausgehend, behandelt Chr. Vasterling die „Entdeutschungsgefahren im Reifealter". Zur Psychologie der Umvolkung Jugendlicher. (Berlin 1936). Eine für unser Forschungsgebiet bedeutsame Untersuchung ist von Robert Beck „Schwebendes Volkstum im Gesinnungswandel". Eine sozial-psychologische Untersuchung (1938). In letzter Zeit hat sich besonders die von Hans Beyer herausgegebene Zeitschrift „Auslandsdeutsche Volksforschung" dieser so lebenswichtigen Frage zugewandt. (Bd. I, H. 4, Hans Beyer „Zur Frage der Umvolkung", Oswald Kroh „Zur Psychologie der Umvolkung" und andere).

Aufschlußreich ist auch M. G. Boehm „Volkstumswechsel und Assimilationspolitik" (Jena 1938).

Man sollte einmal die Schwänke und Spottverse vom Überläufertum aus allen deutschen Grenzlanden und Volksinseln planmäßig zusammentragen.

Der polnische und der deutsche Gott

Es gibt kaum ein größeres Volk in Europa, das sich nicht als das von Gott bestimmte und mit einer besonderen Sendung betraute ansähe. Die Nationalisierung Gottes und der Heiligen oder die Vergottung der Nation hat in der europäischen Literatur und noch mehr in der Volksüberlieferung der unkritisch gläubig eingestellten Masse einen humorvollen Niederschlag gefunden. Natürlich mußten bei gegnerisch eingestellten Nachbarvölkern nun auch Gott und die Heiligen Partei ergreifen. Den Deutschen wies Gott die Mission zu, ihre Kultur nach Osten zu tragen, den Polen die Mission, der Germanisierung Einhalt zu gebieten: „Wie ein von Gott auf die Schanze geschleuderter Felsen!" Der polnische Messianismus, der im 19. Jahrh. Polen zum Erlöser der Welt machte, war ein ganzes philosophisches System. Jahrhunderte hindurch empfand es Polen als Mission, „die Vormauer des Christentums" im Osten zu bilden. Schon im frühen Mittelalter hat der Heilige-Stanislaus-Kult wesentlich dazu beigetragen, im Ringen mit dem deutschen Nachbarn das polnische Nationalgefühl zum Erwachen zu bringen. Und die vorzugsweise Unterstützung Polens durch Gott wird schon in der Chronik des Vinzenz Cadlubko (Kadłubek) deutlich sichtbar*).

Im Volksglauben des polnischen Bauern gibt es natürlich weder philosophische Systeme noch Vorstellungen von Missionen. Er ist einfach davon überzeugt, daß im Himmel und beim Papst keine andere Sprache als die polnische gilt.

Täglich kommen an der Volkstumsfront Auseinandersetzungen folgender Art vor. Ein alter Deutscher sagt zu einem polnischen Großmütterchen aus Gutowo bei Wreschen (Warthegau): „Ja, ja, bald werden wir beide da nach oben in den Himmel abwandern!" — „Was", protestiert da die Frau, „ihr Evangelischen denkt, ihr kommt in den Himmel? Der Himmel ist nur für die Katholiken. Die Deutschen und Juden sind Gauner. Euer Glaube ist erfunden. Nur die Katholiken hat der Herrgott geschaffen." —

In vielen Gegenden glaubt man auch, daß in der Hölle deutsch gesprochen wird. Die Mutter Gottes ist natürlich nur um die Polen besorgt, als „Gekrönte Königin Polens", als „unsere Mutter". Nie würde es dem Bauernvolke einfallen, anzunehmen, daß die heilige Maria auch einmal an die Deutschen denken könnte, oder gar deren Sprache verstünde. Im Gegenteil. Man fordert sie sogar mitunter in den Gebeten auf, den Feinden mit an den Kragen zu gehen. Ein solches Gebet zitiert Kazimierz Laskowski in seinem Roman „Kulturträger".

„Matko Boska Polska, ochraniaj Polaków.
Tych przybłędów szwabów powrzucaj do krzaków" **).

Durch ein Wunder des berühmten Bildes der Mutter Gottes von Tschenstochau werden im 17. Jahrh. die Angriffe der lutherischen Schweden auf die Stadt abgewehrt.

---

*) Eine aufschlußreiche Arbeit über diese Frage ist das schon genannte Werk von J. St. Bystroń: „Megalomania Narodowa". Warschau 1935.

**) „Polnische Mutter Gottes, beschütz uns Polen fein,
Wirf die hergelaufenen Schwaben in die Sträucher hinein."

Als nach 1863 die österreichischen Behörden die polnischen Aufständischen verfolgten, steckte einer von ihnen einer Christusfigur einen Zettel mit folgender Inschrift in die Hand: „O mein Vater! Ich weiß schon nicht mehr, was ich mit diesen Deutschen anfangen soll, mit denen ich mir schon keinen Rat mehr weiß."

An der Raba hat Jan Świętek folgenden Vers aufgezeichnet:

Na krakowskim zamku	Auf dem Krakauer Schloß
bili się tam bogi.	machten die Götter 'ne Keilerei.
Nasz Pan Jezus niemieckiemu	Unser Herr Jesus schlug
powybijał nogi.	dem deutschen die Beine entzwei [26]).

Kleinbürgerlichen Ursprungs scheint folgender Vers zu sein, der bei Siedlce festgestellt werden konnte und der aus dem Posenschen stammt:

Niemiecki Herrgott	Der deutsche Herrgott
wlazł na płot.	sitzt auf einem Zaun.
A Polski „laboga",	Doch der polnische, oh weh!
jak weźmie batoga,	der tut ihn haun.
jak zdzieli Herrgotta,	Und gibt dem Herrgott,
spadł biedak z płota.	daß der Arme fällt vom Zaun.

In der Umgebung von Posen ist ebenfalls ein Vers über den „Deutschen Herrn Jesus" im Schwange:

Niemiecki Pan Jezus,	Der deutsche Herr Jesus,
nie mały, nie duży,	nicht klein und nicht groß,
siedzi na kamieniu	sitzt auf einem Stein
i fajeczkę kurzy.	und raucht die Pfeife.

Natürlich geht der polnische Spötter von der selbstverständlichen Voraussetzung aus, daß „der polnische Herr Jesus" eine idealere Gestalt ist als der deutsche.

Im Kreise Birnbaum (Warthegau) spotten die Polen, wenn es donnert, der polnische Gott jage oben die Deutschen in ihren Holzpantoffeln aus dem Himmel.

Auch im Schwank werden beide Götter gegenübergestellt. Einer z. B. ist in Oberschlesien im Umlauf:

Unser hat eurem gegeben.

Es zog ein Gewitter herauf und der Blitz schlug in die evangelische Kirche ein. Auf dem Felde waren ein deutsch-evangelischer und ein polnisch-katholischer Hütejunge. Da sagte der polnische: „Aber unser hat eurem gegeben." (Nasz waszemu ale dał).

Hierher gehört auch ein ukrainischer Schwank, den wir der volkskundlichen Zeitschrift „Etnografičnyj Zbirnyk" (Bd. II, Lemberg 1896 Nr. 2, S. 14) entnehmen, wo noch ein zweiter Schwank „Unser und der Moskauer Gott" mitgeteilt wird:

Unser Herrgott und der deutsche Gott.

Einmal kam ein Deutscher mit einem Ukrainer in einer Stunde zusammen, als ein Gewitter war. Der Deutsche fragte den anderen: „Weißt du, warum es donnert?" — „Warum?" — „Weil unser Gott", sagte der Deutsche, „auf eurem sitzt und fährt! Darum donnert es auch." Da antwortete der Ukrainer: „Es geschieht unserm schon recht. Er soll sich mit einem Dummen nicht abgeben."

(Katarynodar, Ukraine)

Eine Legende über den polnischen und deutschen Christus.

Jeder, der früher ans Kreuz kam, wurde mit vier Nägeln angeschlagen. Als nun der evangelische Christus gekreuzigt werden sollte, stahl ein Jude einen Nagel und verschacherte ihn für teures Geld als Talisman. Darum wurde der evangelische Christus nur mit drei Nägeln befestigt. Die Polen haben besser aufgepaßt, so daß die Juden von ihrem Heiland nichts stehlen konnten und er richtig mit vier Nägeln angeschlagen wurde. Und so kann man heute daran noch genau den deutschen vom polnischen Christus unterscheiden. Stecken in der Figur nur drei Nägel drin, dann ist es der falsche, stecken aber vier drin, dann ist es der richtige. (Oberschlesien)

In der deutschen Volksüberlieferung konnte ich nur eine sprichwörtliche Wendung feststellen, die den „polnischen Gott" betrifft, und zwar in Słońsk an der Weichsel: „Dat is ee'e Diewel as dem Polock sien Harrgotts." Gemeint sind mit den polnischen Herrgöttern wohl die vielen Heiligen.

Volksüberlieferungen über den deutschen und polnischen Gott gibt es vermutlich nicht wenig. Man müßte sie planmäßig sammeln.

Emil Lehmann hat für die deutsch-tschechische Volksgrenze ähnliche Auseinandersetzungen durch einige Beispiele angedeutet. Bei der Wahl von Kirchenpatronen durch die Sudetendeutschen oder bei der Vorliebe von Heiligen spielen nationale Momente mit. Der Erzengel Michael als Schirmherr der Deutschen wurde zum Gegenbild gegen den tschechischen Landespatron Wenzel. Heilige Personen wünschen sich unsere sudetendeutschen Volksgenossen auf Wandbildern deutsch dargestellt u. ä. Dagegen stellen ihre Sagen sich mitunter Gespenster als tschechisch redend vor. In Jungbauers „Böhmerwaldsagen" (S. 24) taucht ein „böhmischer Mann" auf, der nicht angesprochen werden darf, sonst hockt er auf oder straft auf andere Art. Usw. — —

Bei den Madjaren hat sich im 16. Jahrhundert die kalvinische Lehre durchgesetzt. Sie stellen daher ihren „madjarischen Glauben" dem „deutschen Glauben" (Protestantismus) gegenüber und rühmen sich vor den Deutschen und anderen Völkern ihres „madjarischen Gottes". „Ich werde dich den madjarischen Gott lehren", „der „madjarische Gott lebt noch", „der Arm des madjarischen Gottes ist noch nicht kürzer geworden", drohen sie in sprichwörtlichen Redewendungen*).

Überschauen wir nun zum Schluß noch einmal den polnischen Mythos vom deutschen Glauben, dann versagen alle Kriterien der Religionsphilosophie, der Theologie und der Lehre vom Fortschritt.

Und doch hat dieser Mythos eine größere Rolle gespielt als Hunderte von dicken Büchern der Gelehrten. Er hat nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß Polen katholisch geblieben ist und in den kritischen Zeiten nach den Teilungen sein Volkstum mit Erfolg behaupten konnte. Ob allerdings heute im Zeitalter des Flugzeuges und Rundfunks Mythen dieser Art, die einen kulturellen Tiefstand als Voraussetzung verlangen, noch Sinn und Berechtigung haben, ist eine andere Frage. Sie widersprechen doch eigentlich den einfachsten Grundsätzen, auf denen die europäische Kultur beruht**).

*) Vergl. hierzu den Aufsatz von Loránt Hegedüs „A magyarok Istene" (Der Gott der Madjaren) „Pesti Hirlap" vom 8. 3. 1925.

**) Daß im wissenschaftlichen poln. Schrifttum die Reformation auch ihre Verteidiger und Anerkenner hat, braucht hier nicht besonders ausgeführt zu werden. Vergl.

Das überlieferte Erzählgut in den Dichtungen

Im schöngeistigen polnischen Schrifttum ist der Mythos vom deutschen Glauben oft verwertet worden. „Deutscher und Katzenglaube sind eins", erzählt eine polnische Bauernfrau im Epos der Maria Konopnicka „Herr Balzer in Brasilien" (1892). Und ein Bauer sagt: „Sogar der Herr Jesus hört am liebsten die Polen. Er betete das polnische Vaterunser, als er Tote auferweckte und Kranke heilte." In Reymonts großem Bauernroman fluchen die Polen hinter den deutschen Kolonisten her: „Die schwarze Pest soll euch holen, ihr Hundeketzer". Ihr Propst hält ihnen ihre Sünden vor: Ihr seid ja „schlimmere Heiden als die Deutschen". Die Bauern in H. Sienkiewiczs Novelle „Dwie drogi" nennen die eingewanderten Deutschen „Heiden". Und in B. Prus' „Placówka" behauptet der Pole Grzyb, daß die deutschen Kolonisten nicht zu Gott, sondern zum Teufel beten. In Mieczysław Romanowskis „Dziewczę z Sącza" (1861) steht Gott auf seiten der Polen, Luther auf seiten der Schweden. Daß ein Luther ehrlich sei, das gäbe es unter der Sonne nicht*) [27]).

Im Roman von Jan Zachariasiewicz „Jan Poraj". Krakau. 1867, S. 18, näht ein polnischer Feldscher einem Deutschkatholiken ein Ohr an, das ihm polnische Bauern im Streit abgeschlagen hatten. Es entspinnt sich folgende Unterhaltung:

„Das Ohr ist schon wieder fest, jetzt wird es euch nicht mal der Teufel abreißen. Aber das ist es ja nicht. Die Kunst der Ärzte ist nur dann eine wirkliche Kunst, wenn unser Herr Gott und die Heilige Jungfrau von Tschenstochau es zulassen. Es entsteht jetzt also die große Frage, ob ihr Katholik oder Lutheraner seid." — „Ich bin Katholik", erwiderte der Patient ruhig. — „Na, dann ist es ja gut", sagte darauf der Feldscher verwirrt. „Dann geschieht euch nichts, bis zu eurem Tode. Denn mit den Lutheranern und den Juden ist es etwas anderes. Einem habe ich Pillen gemacht — der ist gestorben. Dem zweiten habe ich eine Arznei gegeben — der ist auch gestorben. Den dritten habe ich in den heißen Ofen gesetzt — er starb. Dem vierten wollte ich eine Rippe rausnehmen — stirbt auch. Zum Henker, denke ich, bin ich ein Nichtkönner oder sind die Patienten keine Katholiken. Zufällig habe ich dann ein paar Tage nach dem Begräbnis erfahren, daß der eine ein Lutheraner, der zweite ein Kalvinist war, die anderen waren ja getauft. Die zwei hätten auch gar nicht sterben dürfen, aber man weiß ja, daß unser Herrgott das Pack nicht liebt."

In Wincenty Rapackis Drama „Mikołaj Kopernik" (1876) hat „Dantyszek", der in Wirklichkeit ein deutscher Danziger namens Flachsbinder war, einen Traum, Luther brate in der Hölle im Tiegel Luzifers kleine Plätzchen und verteile sie an die anderen (S. 27).

T. Grabowski: „Literatura Luterska w Polsce w wieku XVI (1530—1630)". Posen 1920, S. 194 ff. Er schildert die mächtigen Einflüsse des Lutheranertums auf die Entwicklung des poln. Geisteslebens. Aufschlußreich für diese wissenschaftliche Frage sind vor allem die Werke von Stanisław Kot. — Vergl. K. Lück: „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens." (Plauen, S. 229), „Die Einflüsse der Reformation." Die kulturelle Bedeutung des Protestantismus für Polen im 16. und 17. Jahrhundert behandelt A. Kossowski: „Protestantyzm jako czynnik cywilizacyjny" (Lublin 1937).

*) Bibl. Narodowa Nr. 39, Serie 1.

Die Deutschen seien keine Christen, denn sie haben eine „Kirche", was dasselbe wie ein Judentempel sein muß, und Gott schicke diese Heiden den Menschen, wenn er sie bestrafen will, predigt ein polnischer Bauer in A. Dygasińskis Novelle „Dwa diabły" (Zwei Teufel. 1899). (Vergl. unsere S. 465!)

Antoni Ossendowski schildert in seinem Geschichtsroman „Pod polską banderą". Lwów 1929, S. 134 den Aufenthalt des polnischen Königs Sigismund III. in Danzig u. a. folgendermaßen:

„Der König trug auf der Brust an einem goldenen Kettchen ein Lamm Gottes aus Elfenbein, das ihm der Papst aus Rom geschickt hatte. Der König hatte es angelegt, um sich gegen die Seuche zu schützen, mit der, wie er glaubte, die abtrünnigen Lutheraner und Kalvinisten, mit denen er in Danzig zusammenzusein gezwungen war, behaftet waren."

Die „dem christlichen Glauben abtrünnig gewordenen Arianer" treten ab und zu im polnischen historischen Roman auf, doch wollen wir uns eine ausführliche Darstellung ersparen.

Ein alter polnischer Schiffer erzählt in Artur Gruszeckis Roman „Tam gdzie Wisła się kończy" (II, 182), die im Meere umgekommenen Katholiken hätten auch ihren Bischof. Einmal sahen er und die anderen Seefahrer den Würdenträger, wie er in vollem Ornat aus den Wellen hervorkam. Als drei Protestanten unter ihnen über die Vision spotteten, erhielten sie Prügel. Außerdem traf sie eine noch härtere Strafe des Himmels. Kaum waren die Spötter an Land gegangen, da ereilte sie das gelbe Fieber, so daß sie den Tod fanden.

Ein schwacher Versuch, gegen die kompromißlose Frontenstellung „deutscher und polnischer Glaube" Einspruch zu erheben, ist „der" Roman des sogenannten evangelischen Polentums „Porucznik Regier" (Oberleutnant Regier) von Paweł Hulka Laskowski (Warschau 1927). Der protestantische polnische Oberleutnant Regier hat viel für sein Vaterland getan, ohne seinen Glauben besonders hervorzukehren. Im Innersten war er vielleicht sogar überzeugt, daß der Katholizismus für Polen die beste Religion ist, doch belehrt ihn ein zweiter Protestant, Sörgens, eines anderen. Regier bekommt seines Glaubens wegen eine Lehrerstelle nicht und seine Nichte muß in der Ehe mit einem Katholiken, die nachher geschieden wird, viel Unrecht erleiden. Der Roman schließt mit der Klage, daß man den protestantischen Polen nicht als gleichberechtigt anerkenne.

Eine erstaunliche Ausnahme in der Bewertung des Luthertums macht Juliusz Słowacki in seiner „Oda do wolności" (Ode an die Freiheit. 1830). Einst hätte ein Greis (der Papst!) mit zitternder Stimme ins Schicksal der Könige und Mächte eingegriffen und verhindert, daß durch die farbigen Scheiben ein Strahl der Aufklärung in die Kirche drang:

Da erschien ein Mönch auf der Schwelle,
er beugte nicht demütig sein Haupt.
Er kämpfte mit Worten aus Gottes Quelle,
verachtete, daß heilige Strafen es nicht erlaubt.
Durch seine Worte zerfiel das Gebäude zu nichts.
Es erglänzten die Strahlen des Lichts.
Der Freiheit erster Hauch
war die Erneuerung des Glaubens auch.

Eine so ausgesprochene Sympathie für Luther ist uns in keiner anderen polnischen Dichtung des letzten Jahrhunderts begegnet.

Die polnische Literatur hat jedoch noch öfter gegen Rom protestiert. Worte der Auflehnung fielen z. B. aus dem Munde eines Kościuszko, Towiański, Mickiewicz, Słowacki, Krasiński, Cieszkowski, Wyspiański, Żeromski und Piłsudski. Słowacki sagt in „Beniowski" (1841): „O Polsko . . . krzyż twym Papieżem . . . twa zguba w Rzymie". Maria Konopnicka dichtet ein stark romfeindliches Gedicht „Hus"*).

Schon zur Zeit der Reformation entsprach das Luthertum dem Temperament der Schlachta weniger als der radikale Kalvinismus oder das weltfremde Arianertum. Wie Hans Koch, so betrachten auch wir als eine der Ursachen des Erfolges der Gegenreformation bei den Polen die innere Verwandtschaft zwischen der an dramatischen Spannungen reichen katholischen Rechtfertigungslehre und dem Bunten, Wechselvollen, unruhig auf und ab Wogenden in dem polnischen Volkscharakter.

Bis zum heutigen Tage ist infolgedessen der Protestantismus in Polen der „deutsche Glaube" geblieben.

*) Vergl. auch Harald Laeuen „Der polnische Protest" in Zschr. „Kyrios" (Hrsg. Hans Koch) 1937, H. 3.

5. Kapitel.

Die Nachbarschaft der Volkssprachen

Die Sprache Hauptmerkmal der Fremdheit

Die Sprache ist das wichtigste Band, das ein Volk oder eine Nation zusammenhält und an dem ihnen die innere Einheit am deutlichsten zum Bewußtsein kommt. Sie bildet deswegen an der Volksgrenze den Maßstab, der bei der Unterscheidung des eigenen vom fremden Volke seit jeher die erste Rolle gespielt hat. Die Griechen nannten den, der ihre Rede nicht verstand, „barbaros". Später hat dann dieses Wort den uns heute geläufigen Sinn „Barbar" erhalten, obwohl es zunächst nur jemanden bedeutete, der nicht griechisch redete und verstand. An dem sprachlichen als dem sinnfälligsten Unterschied zweier Nachbarvölker, vor allem an ihrem Nichtverstehen, entwickelten sich früh ihr Bewußtsein der Eigentümlichkeit und die ersten Gegensätze. Daher nannte der Slave die Germanen, mit denen er zuerst vor Christi Geburt in Berührung kam, die Bastarnen (?) und dann die Goten: Niemcy, die „Stummen", die eine unverständliche Sprache haben, das Slavische nicht verstehen und daher stammeln. Dieser Spottausdruck, den z. B. die Polen lange Zeit auf alle westlichen, nichtslavischen Völker anwandten, blieb dann die Bezeichnung für den deutschen Nachbarn. Die untergegangenen mittelalterlichen deutschen Volksinseln im Vorkarpathenlande zwischen Tarnów, Pilsen (Pilzno), Rzeszów, Landshut (Łańcut), Przeworsk, Jaroslau, Premissel, Sanok, Dukla, Neu-Sandez sind seit Jahrhunderten „na głuchoniemcach" genannt worden. Da es im Ukrainischen ein Sprichwort „taub wie ein Deutscher" gibt, kann der Spottname „głuchoniemcy" soviel wie Taubstumme oder Taubdeutsche bedeutet haben, obwohl die Erklärung „Niemcy w głuszu" — Walddeutsche siedlungsgeschichtlich zutreffender ist*).

Im Litauischen bedeutet Deutscher — vociete, im Lettischen Deutschland — Wahzija, was mit die Stummen oder Unverständlichen zu übersetzen ist. Einen ähnlichen Sinn hat wohl auch im Finnischen das Wort ruotsi für die Schweden. Die makedonischen Türken nennen die slavischen Mohammedaner „dilszi", d. h. die Zungenlosen.

*) In „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens" (Plauen 1934, S. 40) erklärte ich „głuchoniemcy" mit „Niemcy w głuszu", „Deutsche im Walddickicht", entsprechend den „lasowiacy" und zahlreichen im Walde entstandenen Siedlungen Głuchów. Nach eingehender Beschäftigung mit der Volkskunde halte ich jedoch die oben angegebene Erklärung auch für möglich. Eine klare Entscheidung ist schwer zu fällen. Abt Ludolf von Sagan, ein Zeitgenosse Wenzels von Böhmen, wandte sich gegen die „tauben Polen", die unkundig der deutschen Sprache seien.

Die Germanen haben ihre östlichen Nachbarn in ähnlicher Weise „Slaven" (Słowianie) genannt, was mit „słowo" (Wort) oder „sława" (Ruhm) nichts zu tun hat, sondern „Schweiger" bedeutet, von gotisch slavan — schweigen*).

Beide Ausdrücke, „Niemiec" und „Slave", drücken also die Schwierigkeit der Verständigung aus. Wer als Fremder ins Nachbarvolk hineingeht, ohne dessen Zunge zu begreifen, fühlt sich unsicher, beklommen, hilflos, und lebt so lange im Zustande des Gedemütigtseins, bis er die Laute der anderen versteht und beherrscht. Bis dahin erscheint er selbst der primitiv denkenden Umgebung unheimlich, verdächtig, hinterlistig, dumm oder lächerlich. Er spricht zu seinesgleichen in der fremden Umgebung meist leiser als gewöhnlich, da die anderen lautes Sprechen oft als Anmaßung empfinden und dadurch gereizt werden. Der einfache Mensch eines Volkes, der selten mit Anderssprachigen zu tun hat, wundert sich, weshalb der Fremde nicht eine richtige, verständliche Sprache redet, sondern irgendwelche lächerlichen und unschönen Laute stammelt. Jahrhunderte hindurch lachte der polnische Bauer über den deutschen Einwanderer, da dieser „nicht auf menschliche Art schwatzt". „Wie ein Deutscher! Er versteht nicht vernünftiger Leute Wort" (poln.); „Rede mit ihm, wo er doch ein Deutscher ist", (ukr., tschech. u. lit.) heißt es sprichwörtlich von einem dummen Menschen, dem nicht zu raten ist**). „Nie wmawiaj we mnie, jak w Niemca" (rede nicht auf mich ein, wie auf einen Deutschen), also nicht nutzlos, sagt man bei Lentschütz (Łęczyca). — „Obwohl er ein Deutscher ist, versteht er doch die menschliche Zunge", lesen wir in der „Grażyna" von A. Mickiewicz (1821). — Die Tschechen halten den Deutschen für dumm, weil er ihre Sprache schwer versteht und erlernt, während der Deutsche die tschechische Sprache geringschätzig mit „böhmakeln", „powidalen" bezeichnet und den Tschechen als „den Nerosumi" (der nicht versteht) verspotten. — Ein russisches Sprichwort erklärt: „Stumm sind die Deutschen hinter den Bergen, stumm die Fische unter dem Wasser. Uns aber beschenkte Gott reichlich mit Brot und einer angemessenen Sprache."

Das Gefühl der sprachlichen Fremdheit verschärfte sich oft zur Abneigung und Feindschaft und bot Stoff für zahlreiche mißgünstige und höhnische Überlieferungen. Die deutschen Bauern an den Ostgrenzen der Provinz Pommern scherzen, wenn sie einmal polnisch sprechen hören: „Hüt schlabbe's poalsch. Morje waat dat rejene". Ähnlich sagt der Lette, wenn er deutsch sprechen hört: „lietus list" (es wird regnen). Der Pole sagt „szwargotać, mamrotać po niemiecku" (deutsch kauderwelschen), der Deutsche polnisch schabern (von żaba!), schnattern, schlabbern, quackern, quirren, braseln, bratschen und polschen (Posen), polatschkern (Schlesien), palätschen (Sachsen) für undeutliches Sprechen. Bei den schlesischen Siedlern im Südwesten des Warthegaues

*) Denselben Wortstamm haben wir heute noch im Englischen slow — langsam, oder im polnischen słowień — langsam wachsender Lein. Genauere Angaben bei A. Brückner: „Słownik Etymologiczny", S. 501. Słowak ist eine spätere Bildung.

**) Dies Sprichwort hat dem ukr. Dichter Rudansky den Stoff zu einer Humoreske geliefert. Vergl. A. Popovyč: „Deutsche Art im Spiegel ukrainischer Dichtung". Ostdeutsche Monatshefte VII, 12. — „Sprich mit ihm, wenn du deutsch kannst", sagen in ähnlichem Sinne die Madjaren.

hört man: „Ha putscht do su was har, daß man's nicht verstihn kann"*). Ähnlich hat das norwegische Zeitwort „tydska" (deutschen) die Nebenbedeutung „unverständlich reden".

Wenn kleine Kinder noch so undeutlich lallen, daß man sie nicht verstehen kann, sagen die Ukrainer bei Kolomea in Ostgalizien, „sie reden deutsch". Unser „kauderwelschen" geht auf ähnliche Zusammenhänge zurück.

Hinter deutsch Sprechenden ruft man her: „Śpiewaj ziomku — w twoim domku" (Sinn: rede zu Hause deutsch, aber mache dich nicht draußen damit breit) oder „Szwabie karaluchu — trzymaj język na łańcuchu" (Schwabe, Schabe — halte deine Zunge an der Kette). Den Ukrainern rät man: „Freie keine Deutsche, denn sie quakt wie ein Frosch" (Kolomea). Als 1312 nach der Einnahme Krakaus durch Ladislaus Ellenlang die Polen gegen die deutschen Bürger, die dessen Mitbewerber um den Thron unterstützt hatten, vorgingen, hieß man sie die Worte „soczewicę miele koło młyna" aussprechen. Wer das nicht richtig konnte, wurde totgeschlagen. Mag auch die oft als geschichtlich bezeichnete Nachricht möglicherweise eine Legende sein, so kann man sie doch als stilecht bezeichnen. Vielleicht handelt es sich hier auch nur um eine Nachahmung aus der Bibel, „Buch der Richter", 12. Kap., Abs. 6. Dort wird nämlich geschildert, daß die siegreichen Gileaditer jeden flüchtigen Ephraimiter, der nicht Schiboleth sagen konnte, niedermetzelten. Da die Ephraimiten das sch nicht aussprechen konnten und daher Siboleth stammelten, mußten ihrer angeblich 42000 in den Fluten des Jordans den Tod erleiden. Am 6. September des Jahres 1939 merkte die aufgehetzte polnische Volksmasse in Schwaningen einem in polnischer Uniform gehenden volksdeutschen Soldaten an, daß er kein Pole sei. Sie fiel über ihn her und zwang ihn, die für die deutsche Zunge schweren Worte: „Chrząszcz brzmi w trzcinie" auszusprechen. Als er das nicht richtig konnte, quälte man ihn zu Tode (vergl. S. 156).

Auf beiden Seiten herrscht in der einfach denkenden Volksschicht eine Abneigung gegen die fremde Sprache, die ein wirksamer Schutz gegen die Umvolkung ist. Die Erlernung wird daher meist als notwendiges, nützliches Übel empfunden. Wenn Ł. Malinowski 1877 aus Oberschlesien berichtete, daß „das oberschlesische Volk keinen Widerwillen gegen die deutsche Sprache empfinde", so bewies das den fortschreitenden Vorgang der Andeutschung. — In vielen Gebieten unserer völkischen Überschneidungszone herrscht bei Nichtkennern der Nachbarsprache der Glaube, man würde sich die Zunge zerbrechen, wenn man polnisch bzw. deutsch zu sprechen versuchte.

Es gibt im völkischen Überschneidungsraum auch ein Gegeneinandersprechen und -singen. Hörten die Polen früher Deutsche sich unterhalten, dann verstärkten sie oft den Ton ihrer eigenen Unterhaltung, um die Deutschen zu übertönen. Als in einer deutschkatholischen Pfälzerkolonie Ostgaliziens der Geistliche die polnische Sprache in der Kirche einführen wollte, sangen die Deutschen in ihrer, die Polen eben-

*) „Red mit der Kuh polsch, wenn sie nicht mal deutsch versteht", ist eine sprichwörtliche deutsche Redewendung aus dem Ostwarthegau.
„Das sind mir böhmische Dörfer", kam während des Dreißigjährigen Krieges auf, als den Deutschen viele tschechische Ortsnamen bekannt wurden, die sie nicht aussprechen konnten.

falls in ihrer Sprache. Jeder wollte den andern übertönen, bis es mit einem Krach endete. Ähnliche Sprachkämpfe haben sich in früheren Zeiten im Großen wie im Kleinen oft ereignet.

Kennzeichnend ist, daß in der fremden Sprache erklingende Wahrheiten leicht als Irrtum, Falschheit oder Anmaßung empfunden werden, obwohl man sie in der eigenen anerkannt hat. Trotzdem z. B. in der deutschen Literatur der Bürgerstand oft genug mit allen seinen Schwächen dargestellt worden ist, was wir dem Schriftsteller als Klugheit oder Witz zuguteschreiben, wurmt es uns, wenn wir deutsche Spießbürger in polnischen oder russischen Romanen wiederfinden. Unser „polnische Wirtschaft" empfinden die Polen als Boshaftigkeit, ihr eigenes sprichwörtliches „Polska nierządem stoi" als Weisheit*). Aber auch nur, wenn sie es selber sagen. Als in Jan Zachariasiewiczs Roman „Jan Poraj" (Krakau 1867, S. 12) ein Deutscher den Polen den Unterschied zwischen deutscher und polnischer Ordnung schulmeisterlich erklärt und sie auf dies polnische Sprichwort hinweist, geraten sie gerade deswegen in so großen Zorn, daß sie ihm ein Ohr abschlagen. Diese gefühlsmäßige Reaktion auf „polnische Urteile in deutschem Gewande" gilt also nicht nur für den gebildeten Leser, sondern für alle Erscheinungen des täglichen Lebens. Der Pole wird stets mit Befriedigung feststellen, daß ein Deutscher gut polnisch spricht und auf dessen Anordnungen oder Vorschläge eher eingehen, als wenn sie in der fremden Zunge vorgebracht werden. Solange im Laufe der Geschichte die deutschen Einwanderer die polnische Sprache nicht beherrschten, blieb der kulturelle und blutmäßige Austausch auf ein geringes Maß beschränkt. Erst die Angleichung der Zunge ermöglichte das Eindringen deutscher Einflüsse in breitem Umfange und die Beseitigung des dem Niemiec entgegengebrachten Mißtrauens und Fremdgefühls. Wo unsere Völker in einer Sphäre der Zweisprachigkeit oder des beiderseitigen sprachlichen Verstehens zusammenleben, fehlt der Entstehung abergläubischer oder sinnloser Vorstellungen der rechte Nährboden. Wo dagegen die Sprachkenntnis einseitig ist oder ganz fehlt, bilden sich eine Unmenge wirklichkeitsfremder Überlieferungen über den Nachbarn.

Mangel an sprachlicher Verständigung ist also eine beinahe unüberbrückbare Kluft. Obwohl aber die Abneigung, die daraus entspringt, uralt ist, stammen der sich auf einen einheitlichen Sprachboden stützende Begriff Nation, die Sprachverbote, -gesetze, -politik, also auch der organisierte Sprachenkampf, aus verhältnismäßig jüngerer Zeit. Nach den Teilungen steigerte sich die Abneigung gegen die deutsche Sprache zu glühendem Haß, da man in ihr das Hauptmittel der Eindeutschung erblickte[1]). Die polnische schöngeistige Literatur hat zu dieser Frage oft leidenschaftlich Stellung genommen (s. Teil II, Kap. 5).

Die deutsche Sprache in Polen

Die schon im 12. Jahrh. einsetzende Einwanderung verlieh der deutschen Sprache im mittelalterlichen Polen eine überragende Bedeutung. Sie war Amtssprache in allen vorwiegend mit deutschen Kolonisten besiedelten Städten und Dörfern und ertönte Jahrhunderte hindurch in

*) „Polen steht durch Unordnung"

den großen gotischen Kirchen des Landes. In einigen Quellenveröffentlichungen alter Stadt- und Dorfbücher ist sie uns zugänglich gemacht worden. Als Muster kann man das von Franz A. Doubek und Heinrich Felix Schmid herausgegebene „Schöffenbuch der Dorfgemeinde Krzemienica aus den Jahren 1451—1482", einer bei Landshut (Łańcut) gelegenen deutschen Kolonie, bezeichnen*). Das älteste Schöffenbuch von Thorn, der Vaterstadt unseres Astronomen Nikolaus Coppernicus, liegt in einer Ausgabe von K. Kaczmarczyk vor. Es ist von 1363 bis 1428 durchgängig deutsch geschrieben**). Von Lemberg haben wir das von A. Czołowski herausgegebene, deutsch geführte städtische Schöffenbuch aus den Jahren 1441—1448. Deutsche Texte jener Zeit liegen auch aus Krakau, Posen, Premissel und aus anderen Orten vor. Besondere Verdienste um die Erforschung deutscher Sprachdenkmäler in Polen erwarben sich Prof. A. Kleczkowski, der vor allem die Mundart der bis zum heutigen Tage deutsch gebliebenen mittelalterlichen Siedlung Wilmesau-Wilamowice untersuchte, sowie H. Anders, der Verfasser einer ausgezeichneten Arbeit über das Posener Deutsch im Mittelalter***).

Die deutsche Sprache der mittelalterlichen Kolonisation hat sich verschieden lange gehalten. In einzelnen Städten verpolten die Einwanderer schon im 15., in anderen wie Krakau, Lemberg, Bietsch, Krossen, Kosten usw. gegen Ende des 16. Jahrhunderts. In allen diesen Orten hatten die Deutschen damals noch ihren Prediger (praedicator Germanorum) oder kämpften erbittert um das Recht des Gottesdienstes in der Muttersprache. Im Jahre 1537 wurde die deutsche Predigt aus der Krakauer Marienkirche, wo sie über 300 Jahre geherrscht hatte, aus dem Hauptgottesdienst verdrängt. König Sigismund bestimmte, um dem Streit beider Nationen in der Hauptstadt ein Ende zu machen, daß beim Vormittagsgottesdienst nur polnisch und in der kleinen Barbarakirche nur deutsch gepredigt wurde. Nachmittags sollte es umgekehrt sein. Aus jener Zeit mag die heute in ganz Polen bekannte sprichwörtliche Wendung stammen: „Er sitzt wie bei einer deutschen Predigt", d. h. er versteht irgend etwas nicht[2]).

Gerichtssitzungen wurden sogar in kleineren Städten Polens noch im 16. und zum Teil noch zu Beginn des 17. Jahrh. deutsch eröffnet, wogegen schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. der Pole Bartłomiej Groicki, der Verfasser des „Porządek sądów i spraw miejskich" Sturm lief. Kromer berichtet, daß in jener Zeit in den Volksinseln des Vorkarpathenlandes allgemein die deutsche Sprache vorherrschte. Bei Landshut (Łańcut) hat sie sich bei einigen Dutzend Kolonistenfamilien im Dorfe Markowa und dessen Umgebung sogar bis über 1828 hinaus, in Wilmesau-Wilamowice und der Bielitzer Insel bis heute, in vielen Städten Posens und Westpreußens, sowie in der Koschneiderei bis 1772 und bis in unsere Zeit hinein erhalten.

*) Verlag Hirzel. Leipzig 1931. Darüber F. Doubek „Zum ältesten Schöffenbuch..." (DWZP, H. 23 u. 24).

**) „Liber scabinorum veteris civitatis Thoruniensis 1363—1428". Thorn 1936.

***) „Pomniki Dziejowe Lwowa z arch. miasta". Wyd. A. Czołowski. Bd. IV. Księga ławnicza miejska. 1441—1448. (Lemberg 1921). Vergl. A. Kleczkowski: „Die deutsch-polnischen Beziehungen in sprachlicher und literarischer Hinsicht" (Krakau 1936. Sonderdruck). H. Anders „Das Posener Deutsch im Mittelalter". I. Teil: Phonetik. Rozpr. i mat. wydz. I Tow. Przyj. Nauk w Wilnie t. VIII. Wilna 1938.

Die im 16. Jahrh. einsetzende zweite große Einwanderungswelle, von der zwar in den Städten wiederum Tausende verpolt worden oder ausgewandert sind, aber heute immer noch 900 000 in Polen leben, hat ebenfalls für die Geltung der Sprache eine Rolle gespielt*).

Auch bei den Polen war seit jeher die deutsche Sprache stark verbreitet, obwohl sie sich gegen deren übermächtigen Einfluß immer wieder gewehrt haben. Auf den Synoden von 1285 und 1287 bestimmte die höhere polnische Geistlichkeit einmütig, daß keinem Deutschen die Leitung einer Schule anvertraut werden dürfe, wenn er nicht die Landessprache gut beherrsche. Einen heftigen Angriff gegen das Deutsche in Polen machte Jan Ostroróg in seinem bekannten Memorandum von 1477:

Es ist für die Polen etwas Unwürdiges und Ekelhaftes, daß an vielen Orten in unseren Kirchen Predigten in deutscher Sprache stattfinden, und zwar an hervorragenden und prächtigen Plätzen, wo eine oder zwei alte Frauen zuhören, während zur gleichen Zeit eine größere Anzahl Polen in irgendeinem Winkel sich um ihren Geistlichen drängen. Da aber, wie in vielen anderen Beziehungen, die Natur auch den beiden Sprachen Haß und Unfrieden eingeimpft hat, rate ich: in dieser Sprache in Polen nicht zu predigen. Wer in Polen leben will, mag polnisch lernen. Sind wir denn so beschränkt und merken nicht, daß die Deutschen bei sich mit unserer Sprache ähnlich verfahren? Wenn solche Predigten für Neuankömmlinge schon notwendig sind, mögen sie an abgelegenen Orten stattfinden; das würde die Würde der Polen nicht verletzen."

Wie sehr man im 16. Jahrh. die deutsche Muttersprache ihren Anhängern verargte, beweist David Hilchens „Suspiria Livoniae" (1592), worin er für die Gleichberechtigung der Livländer in ganz Polen eintritt. Durch die zwei polnischen Interregnen sei ihre Verteidigung gegen Moskau von Polen aus vernachlässigt worden, aber in Treue hätten sich die Livländer lieber zu Wenden mit dem Turm in die Luft gesprengt, statt sich dem Feinde zu ergeben. Und nun hätten sie vom Freunde Schwereres als vom Feinde zu erdulden. Es heißt wörtlich:

„Sind die Livländer deswegen vielleicht, weil sie die deutsche Sprache sprechen, ausgestoßen und müssen als Feinde angesehen werden ... ? Es sprechen auch die Reußen, die Preußen, die Litauer und die Schamaiten ihre Muttersprache: und doch störte es sie nicht, mit den Polen zu einem Volke (lies: Staatsnation! Der Verf.) zusammenzuwachsen. Ist es nicht etwa für das polnische Volk ruhmreicher, daß zu ihm ein Teil der deutschen Nation gehört und Wohltaten empfängt, als daß gesagt wird, er habe Unrecht erduldet?"

Wenn sie sich auch keiner Beliebtheit erfreute und als grob und plump angesehen wurde, so galt doch schon im 15. Jahrh. „die Erlernung der deutschen Sprache durch einen Polen als unerläßliche Bedingung für eine höhere Bildung" (Morawski). Und Martin Kromer erzählt in seiner „Polonia" (1578), daß die Polen sich des großen Nutzens und des Handels mit den Deutschen wegen große Mühe geben, deren Sprache zu erlernen. Ein Brief des polnischen Edelmanns Christoph Gołuchowski vom 24. 1. 1617 an den Herborner Prof. Alsted mit der Bitte um Förderung der deutschen Sprachkenntnisse bei seinem dort studierenden

*) Vor dem 1. 9. 1939 lebten in Polen 1 200 000 Deutsche, von denen man 900 000 als altansässig ansehen kann.

Sohne beweist, daß sich die gefühlsmäßige Abneigung gegen unsere Sprache nicht auf die nüchtern denkenden und aufgeklärten Schichten des polnischen Volkes erstreckte. Gołuchowski betont, es wäre für seinen Sohn später eine Schande, wenn er das Deutsche nicht erlernt hätte. Er müsse es unbedingt sprechen, lesen und schreiben lernen, auch wenn er selber keine Lust dazu verspüre. Man hat immer zu Unrecht angenommen, daß im 18. Jahrh. die französische die deutsche Sprache an Einfluß in Polen überflügelte. Das traf nicht einmal auf die z. T. deutschfeindlichen Jesuiten, geschweige denn auf die breiten Schichten des Volkes zu. Es beherrschten Sprachen:

im J. 1740	in Polen	77,	in Litauen	148	Jesuiten	die deutsche,
„ „ 1740	„	„ 24,	„	„ 16	„	die französische,
„ „ 1770	„	„ 95,	„	„ 188	„	die deutsche,
„ „ 1770	„	„ 74,	„	„ 125	„	die französische.

Die Zahlen spiegeln die Tatsache wider, daß nach dem Tode August III. die deutsche Sprache merklich zugunsten der französischen an Verbreitung verloren hatte.

Ab 1800 setzte sich die deutsche wieder als herrschende Fremdsprache durch, — zum Teil durch den Einfluß der deutschen Romantik — und ist es bis heute geblieben. Nach dem Weltkriege erfreute sich eine Reihe von Jahren hindurch die französische größerer Beliebtheit, während die deutsche gemieden wurde. Da diese gefühlsmäßige Einstellung nur Nachteile brachte, ist man später wieder zum Grundsatz der Nützlichkeit zurückgekehrt und hat der deutschen Sprache ihre alte Geltung im Schulunterricht und Studium eingeräumt. Das deutsche bzw. deutschsprachige Buch beherrschte zuletzt zu 85 Prozent den polnischen Büchermarkt. Einer besonders sorgfältigen Pflege erfreut sich unsere Sprache bei den Ukrainern in Ostgalizien. In Litauen beherrschten 1935 an der 3600 Hörer zählenden Universität Kauen (Kowno) 2282 die deutsche, 1745 die russische, 826 die polnische, 581 die englische, 524 die französische, 456 die hebräische und 392 die Jargonsprache.

Das Deutsche wird jedenfalls heute im ganzen Osten immer noch als die Brücke anerkannt, die ins Reich der westlichen Kultur hinüberführt[3]).

Selbstverständlich gab es auch immer Deutsche in den Grenzlanden und Volksinseln, die das Polnische gut beherrschten, wenn auch in geringer Zahl. Das Hochdeutsch unserer Gebildeten zeichnet sich im Warthegau und im Baltikum infolge seiner bewußten Differenzierung von den fremden Sprachen durch ein Höchstmaß an Reinheit der Aussprache aus.

Die sprachlichen Entlehnungen und ihr psychologischer Hintergrund

Die tausendjährige enge Raumgemeinschaft der beiden Völker hat auf der einen Seite eine schwächere, auf der anderen eine stärkere Befruchtung der Sprache zur Folge gehabt. Der Pole Gabriel Korbut hat 1800, Alfred Lattermann 2500 deutsche Lehnwörter im Polnischen zusammengestellt, die zum Teil auf dem Umwege über das Tschechische

aus dem oberdeutschen Raum eingedrungen sind.*). Andere haben noch viel höhere Zahlen angegeben, die sicher stimmen, wenn man auch alle nur vorübergehend im Polnischen oder in einzelnen Mundarten heimisch gewesenen Eindringlinge zusammenzählt**). Korbut stellt in seiner Forschung klar, daß keine Sprache einen so großen Einfluß auf die polnische ausgeübt habe, wie die deutsche. Von 100 Worten der Umgangssprache seien 16 bis 17 deutscher Herkunft. Dagegen beschränkt sich der Einfluß des Polnischen auf die Sprache des Nachbarn auf eine verhältnismäßig geringe Zahl von Fällen. Nach der von Bruno Liebich aufgestellten Statistik entfallen auf 2680 Wortfamilien mit 47 531 Wörtern im Deutschen 750 fremde mit 7557 Wörtern. Darunter befinden sich aus dem Slavischen nur 36 Wortfamilien mit 103 Ausdrücken, von denen nur 2 Familien als polnischer Herkunft bezeichnet werden. Diese Angabe der Statistik stimmt aber nicht, da der polnische Anteil etwas höher ist, vor allem in den Mundarten der östlichen Grenzgebiete. Meine vorsichtigen Berechnungen ergaben folgende Annahme: Der Pole hat aus dem Deutschen 28 mal soviel Ausdrücke entlehnt wie der Deutsche aus dem Polnischen.

Uns interessiert hier vor allem die psychologische Grundlage der Entlehnung. Die Polen übernahmen besonders Bezeichnungen für ihnen unbekannte, neue Gegenstände, oder für solche, die aus Deutschland in einer mehr oder minder veränderten Form kamen. In diesem Falle bestanden der heimische und der fremde Ausdruck nebeneinander, bis oft der eine den anderen verdrängte. Man kann gewollte und ungewollte, unnötige und nötige Entlehnungen unterscheiden. Jahrhunderte hindurch war deshalb die Lehnwortbewegung begleitet vom Kampf um die Sprachreinheit, der einige Schock von den deutschen Eindringlingen wieder aus dem Gebrauch entfernte. Es gibt Doppel- und Rückentlehnungen: barwa und farba — Farbe, das erste Mal im 12. Jahrh., das zweite Mal im 15./16. Jahrh. übernommen. Andere Ausdrücke haben die Volkstumsfront mehrmals gewechselt: z. B. Gebäude(buda)Bude; Flößer, flisak, Flissak u. a. Viele polnische Worte haben ihre Bedeutung durch den Einfluß des Deutschen erhalten: miasto, früher nur Stelle — miejsce, dann in Angleichung an Statt — Stadt die heutige Bedeutung; ähnlich zamek — Schloß (früher nur Türschloß); kurek — Hahn, pokój — Zimmer, sklep — Laden usw. Andere wiederum sind nachweislich durch Übersetzung aus dem Deutschen entstanden: bębenek — Trommelreuse, dworzec kolejowy — Bahnhof, listonosz — Briefträger, wodospad — Wasserfall, parostatek — Dampfschiff, parowóz — Dampfwagen, duszstaraniec (Schlesien) — Seelsorger usw.

---

*) Brückner sagt in der „Encyklopedia polska". „Część I, Tom II. Nakł. Akad. Umiej. 1915. („Wpływy języków obcych na język polski" S. 111): „W słowniku Lindego przeszło 1500 germanizmów, gdzie nie ma wyrazów średniowiecznych ani gwarowych: liczbę tę więc co najmniej podwoić a raczej potroić należy."

**) Als Probe einen Satz aus Sebastian Klonowicz: „Żale nagrobowe Kochanowskiego": „Mistrze stamieckiego (Steinmetz!) rzemięsla po forszneidersku grabsztyklem forsznejduje". Man kann sich vorstellen, wie stark damals der sprachliche Mischmasch war, wenn sogar die Dichter solche Sätze bildeten. In einem polnischen Tischlereiinventar von 1573 hieß es: „szynwaga mosiądzowa, raszple, heble, ambusy, klubzagi, winkelmosy, streichmodły, listwy, sprengle, tablice sztukferkowe, srobcwingi, srobstoki, kiełbraty i inny cojg ślusarski". Im Handwerkerwortschatz ist bis heute ein Übergewicht der deutschen Bezeichnungen festzustellen.

Wie an allen anderen Abschnitten der Volkstumsfront, so ist auch auf dem Gebiet der Sprache die Welle der Einflüsse vom Westen gekommen. Einige Beispiele:

ksiądz = germ. kuning, pieniądz = germ. Pfennig, mosiądz = Messing, izba = Stube usw. (uralte Entlehnungen ins Slavische).

Mularz = Maurer, ludwisarz = Rotgießer, szkoda = Schaden, alkierz = Erker, rymarz = Riemer, bednarz = Böttner, Böttcher, Jadwiga = Hedwig, żołd = Sold, żołnierz = Söldner, rajca = Ratsherr, rachunek = Rechnung, dzięki = Dank, żegnać = segnen, śmigus = Schmeckostern, pielęgnować = pflegen usw.

Seit Jahrhunderten sind die deutschen Familiennamen im Bereich der polnischen Sprache polonisiert worden. Wer sieht es z. B. oberschlesischen Namen wie Strochąmek, Henoł, Goczoł, Koizar, Szuba heute an, daß sie früher einmal Strohhalm, Hähnel, Gottschalk, Kaiser, Schubert lauteten?

Es entstanden Scholtissek aus Scholtis, Osmańczyk aus Osman, Bartella aus Bartel, Czogalla aus Zagel und Hunderte anderer Namen, die einfach durch Übersetzung gänzlich polonisiert worden sind. Zur Verhinderung der Verpolung in den amtlichen Urkunden (Johann — Jan, Adalbert — Wojciech, Franz — Franciszek usw.), gab man in Polen in letzter Zeit den deutschen Kindern Vornamen, deren Übertragung in die andere Sprache unmöglich ist (Jörn, Walter, Reinhard, Dieter, Klaus, Irmgard usw.).

Demgegenüber haben die Deutschen trotz der überall erfolgten Angleichung nicht durchweg so radikal lautlich geändert wie die Polen*) [4]).

Das innere Verhältnis des Deutschen zu den spärlichen polnischen Lehn- und Fremdwörtern war ein ganz anderes. Er fühlte sich dem Polen immer kulturell überlegen, obgleich er es durchaus nicht in j e d e r Hinsicht war, so daß er mit den Entlehnungen aus dessen Sprache meist etwas Verächtliches, Minderwertiges oder Komisches ausdrückte. Folgende Gruppen sind zu unterscheiden:

1. Alte Lehnwörter (ohne Herabminderung): Grenze aus granica, 1251 zum ersten Male im „Kulmischen Recht"; Peitsche aus bicz; Graupe aus krupa-grupa (15. Jahrh.); Plötze, Karausche, Karpfen, Beißker aus płocica, karaś, karp, piskorz (wohl schon aus dem Westslav. entlehnt); Gurke aus ogórek**); Kolatsche aus kołacz (runder Kuchen), (16. Jahrh.); Quark aus tworóg, allerdings unsicher, da auch die Ableitung aus dem Germanischen möglich ist (Mittelalter). — Britschka, Droschke aus bryczka, drożka; Kantschuh (Lederpeitsche), Pekesche (früher auch „Pohlrock"), Litefka, Ukelei, Wildschur, Ulan aus kańczug, bekiesza, litewka, ukleja,

*) Wenn vor 1939 in „P.-Oberschlesien" und „Großpolen" in einem Aufruf zur „Rückpolonisierung" der von den Preußen „systematisch germanisierten" Personennamen aufgefordert wurde, von denen es Zehntausende geben soll, so ist das geradezu paradox. Im Vergleich zu den Polen waren die Deutschen in dieser Hinsicht wirklich rücksichtsvoll. Die Polen haben früher deutsche Personennamen rücksichtslos übersetzt: Krüger = Goszczyński, Weiß = Biały, Schwarz = Czarny, Gutteter = Dobrodziejski usw. — Man kann vor allem für Oberschlesien annehmen, daß eine Unmenge heute polnisch klingender Namen durch Umlautungen oder Übersetzungen aus dem Deutschen entstanden sind.

**) Wird gleichzeitig dazu verwandt, eine häßliche Nase zu bezeichnen.

wilczura, ułan (tatarischen Ursprungs). Dschimke (Danzig) für poln. Flößer aus ziomek (Anredeform ziomku) — Landsmann, Volksgenosse. Kämpen aus kępy (Inseln in der Weichsel). Schischke aus szyszka-Tannenzapfen (in Ost- und Westpreußen).

2. Lehn- und Fremdwörter mit herabgemindertem Sinn: Robott (Frohn) aus robota (Arbeit); Jauche (Mistjauche, Eiter von Wunden) aus jucha (Tierblut, Suppe); dudeln (schlechte Musik machen, heulen) aus dudlić (dudy = poln. Sackpfeife), Dudelsack = ein plärriges Kind; Plautze (Wanst, Gedärm) aus płuca (Lunge); Kose (Ziege) aus koza; pomadig, pemmelig aus pomału (pemmeln — langsam, oder ohne Ergebnis arbeiten); Stenzel (schles. früher — dummer Tölpel) aus poln. Stanislaus; schles. Nusche (schlechtes Messer) aus nóż; der ostdeutsche Pomuchelskopf aus pomuchla — Dorsch; Turba (Bettelsack, alte Tasche) aus torba. Weitere Beispiele habe ich im Schlußabschnitt des Kapitels über die polnische und deutsche Wirtschaft angegeben*). Mit dem Worte „Schlachute" (von poln. szlachta — Adel) benennt der Ostdeutsche mitunter spöttisch einen heruntergekommenen Edelmann. Pösern, Pöserchen machen, von poln. pożar — der Brand. Pitschen bedeutete in Schlesien und weiter im Westen soviel wie saufen, von poln. pić = trinken; mantschen soviel wie unordentlich, ungeschickt herumwirtschaften oder -mischen, von poln. mącić = trüben. Braschen, bratschen sagt man in Danzig für lebhaft, viel und laut sprechen, schreien, lärmen, durcheinanderbrüllen, zanken, prahlen, von der polnischen Anrede bracie = Bruder; auch das ostpreußische pengebratsch, panjebratsch mit jemand sein = sich mit ihm gemein machen, geht auf poln. panie bracie zurück; ostpr. Posemb geben (schelten, strafen) auf poln. po zębach dać = eins in die Zähne schlagen, deppen (ducken) auf deptać, dumme Kurr auf kura (das Huhn), gnatzig sein, gnatzen (maulen) auf poln. gnat (Knochen) usw.

3. Worte, die Unangenehmes bedeuten und deren Sinn durch die Entlehnung noch gesteigert wird: Blotte (Dreck) aus błoto (in den deutschen Siedlungen des Netzegaues bis nach Wolhynien hin im Gebrauch), Lusche (Pfütze) aus kałuża; Matsch (Dreck) aus mocz (Harn); glupsch (blöde, boshaft, auch ungelenk) aus głupi; anglupschen (jemanden blöde oder boshaft anglotzen); Kriewatsch (kümmerlicher, krummbeiniger, schiefgebauter Mensch) aus krzywacz (Krummholz u. a.); Kriewatschel (krumm geratenes Gebäck); Hottelukenvolk (Gesindel), in der Grenzmark Posen-Westpreußen und Danzig, aus hołota; u. a.

Wertminderungen kommen in einigen Fällen auch bei deutschen Lehnwörtern im Polnischen vor, allerdings in einem anderen Sinne. Aus unserer Hansa wurde poln. chąsa — Räuberbande; aus Kundschaft — konszachty — Ränke, geheimes Einverständnis; aus Vorteil — fortel —

*) In den deutschen Volksinseln in Polen sind Entlehnungen dieser Art besonders zahlreich, z. B. Kapellusch (kapelusz) bedeutet einen schäbigen Hut, Puch (puch) ein schäbiges Bett, Kruschke (gruszka) eine hölzerne, schlechte Birne, Kobbel (kobyła) eine schäbige Stute, usw. Vergl. die vortreffliche Arbeit von Julius Krämer „Das slavische Fremdwort in der Dornfelder Mundart". Deutsche Monatshefte in Polen. Jg. 1935, H. 7/8. — A. Kleczkowski: „Wpływ języka polskiego na dialekty prusko-niem." „Pamiętnik Zjazdów Pomorzoznawczych". H. 1.

Kunstgriff, Kniff, List; aus schaffen — szafować — schalten und walten; aus wagen — wahać — zaudern, zögern; aus Bund — bunt*) — Verschwörung, Aufruhr; aus Freimarkt — frymark — Schacher; aus Gebauer (Bauer) — gbur, ursprünglich in der Bedeutung reicher und stolzer Wirt, dann seit dem 16. Jahrh. Groberjan, Tölpel; aus germ. lihan — leihen (got. leihwan — leihen) — lichwa — Wucher.

Oft gebrauchen die Nachbarn Fremdworte, um eine größere sprachliche Wirkung zu erzielen. Der Deutsche fluchte gern polnisch, während der Pole eine ganze Reihe deutscher Schimpfnamen entlehnt hat: gałgan, huncwot, hycel, łotr, szelma, szalbierz, szubrawiec, parch usw.

Das aus der Nachbarsprache entlehnte oder ihr durch eine fremde Endsilbe angepaßte Schimpfwort klingt, gerade wenn es in den eigenen Reihen angewandt wird, wuchtiger und beleidigender. Im Danziger Schimpfwortschatz stößt man vielfach auf polnische oder litauische Bestandteile: 1. Damlak — dämlicher Mensch (deutsche Grundform mit poln. Endung -lak). 2. Schwintuch aus poln. świntuch — Schweinehund, Schweinigel. 3. Leżak — träger, nachlässiger Mensch (aus poln. leżak — Faulenzer). 4. Lorbas — manierloser Mensch, unartiges Kind (aus lit. lurbas — dummer, gedankenloser Mensch?). 5. Paslak — Mensch, der niedere Arbeit und diese noch unordentlich verrichtet (aus poln. paślak — Schweinehirt, laut Frischbier möglicherweise auch aus poln. posłannik — Bote). 6. Ruslak — abgerissener, heruntergekommener Mensch (Spottwort für den Russen, in Ostgalizien Rusnack). 7. Tullas — grober, manierloser Mensch (poln. tułacz — Landstreicher). Hier hat ein Bedeutungswandel stattgefunden. 8. Pracher — Bettler (von poln. prosić — bitten). 9. Mistbunk — schmutziger Kerl (poln. bąk — Gewürm, Bremse). 10. Schlumski — wohlwollende Bezeichnung für einen durchtriebenen Menschen (aus poln. śląski — schlesisch). 11. Kalusen (aus poln. kałuża — Pfütze) für elende Häuser; Kaluser für einen abgerissenen Bettler. 12. Pasurren — Finger, womöglich mit langen, schmutzigen Nägeln (poln. pazury — Klauen, Krallen). 13. Pösern, wenn Kinder auf dem Felde Feuer machen oder sonst leichtsinnig mit Feuer spielen (poln. pożar — Brand). — Auch die weiter unten beschriebene Anwendung der auf -ski endenden Worte im Deutschen gehört in diesen Zusammenhang hinein.

Im Polnischen heißt Eber — knór. Wahrscheinlich handelt es sich um eine ähnliche Entlehnung beim Spottwort „Knorr", das die deutschen Bauern im Ostwarthegau und noch weiter im Osten auf die Polen anwenden.

Den eigentlichen psychologischen Hintergrund dieser Entlehnungen in der Zeit, in der sie erfolgten, bildete die Mißachtung der Nachbarsprache und der Wunsch, durch die fremdklingenden Worte eine größere Spottwirkung auszuüben.

Während einerseits die Entlehnungen eine intime Vertrautheit mit dem anderen Volke und seiner Sprache und weder Schande noch Schaden bedeuten, wurde andererseits zwecks Erhaltung der Muttersprache oft leidenschaftlich darum gekämpft, daß sie nicht überflutet und erstickt wurde. Stańczyk klagte einmal dem Dichter Janicki gegenüber, die Polen seien wie eine Wachsplatte, auf der die Fremden ganz

*) St. .Przybyszewski steht auf dem Standpunkte, daß das poln. Wort „bunt" sich nicht ins Deutsche übersetzen lasse. Im 16. Jahrh. noch „zbuntowali się z królem" — sie verbündeten sich mit dem König. Später der Bedeutungswandel.

nach Belieben herummalten. Selbst die fremde Sprache ließen sie sich ins Maul legen. „Zarazić się Niemczyzną" (vom Deutschtum verpestet werden) ist eine alte, sprichwörtliche Redewendung*). Und M. Wańkowicz sagt in „Na tropach Smętka" (War. 1936, S. 47) von der masurischen Sprache in Ostpreußen: „Diese Sprache stinkt nach Deutschtum und verkommenem Unflat"**).

Die verschiedenartigen Triebkräfte der Entlehnung, ihre wechselvolle Beurteilung nach dem Grade ihres Umfanges und ihrer Stärke, zeigen, daß an der Volkstumsfront die Sprachen ständig miteinander gerungen haben. Je vertrauter vor 1939 den Deutschen in Polen die Landessprache wurde, um so achtsamer mußten sie ihre Muttersprache gegen zersetzende Einflüsse beschützen***) [5]).

Die bisherigen Ausführungen des Kapitels haben den Rahmen unserer Aufgabe nicht gesprengt. Alle hier berührten Zusammenhänge mußten in der polnischen Volksüberlieferung und schöngeistigen Literatur ihren Niederschlag finden. In unseren Volksinseln im Cholmerlande konnte ich z. B. zwei deutsche Sprichwörter aufzeichnen, die sich auf den Vorgang der Sprachentlehnung durch das Polnische beziehen sollen: „Polackssprache — Sammelsprache". Und:

Ein Wort aus jeder Sprach' der Welt
die ganze Polacksprach herstellt.

Sprachliche Mischerei und Mischdichtung

Die tausendjährige enge Raumgemeinschaft unserer Völker schuf zugleich ein altes sprachliches Mischgebiet. Ostdeutschland ist besät mit Ortsnamen slavischen Ursprungs, z. B. Dammnitz aus Dębnica, überhaupt die meisten Namen auf -in, -ow, itz, -ig, -ick. Sie sind teils weniger, teils mehr angedeutscht, wie Schweinebraten aus Świniebrody, Tabenschein aus Dąbczyn usw. Andererseits sind Hunderte slavischer Ortsnamen germanischer bzw. deutscher Herkunft, einzelne sogar in den Ostgebieten des alten Polenreiches, wohin sie durch die Einwanderung kamen: Śląsk, Ślęzanie aus germ. Silingi; Gdańsk (Danzig) aus Gudanisk (?); Grudziądz (Graudenz) aus Greuthungi (?); Bug aus germ. Baug (biegen). Vielen Orts- und Flurnamen in Polen sieht man den deutschen Kern kaum noch an: Zebrzydowice (Siegfried), Giernoszyce (Gernot), Goncarzewy (Gunter), Dzietrzychowice (Dietrich), Binarowa (Benirhau), Albigowa (Halwigshau), Łańcut (Landshut), Fulsztyn (Fullenstein), usw. Wer ahnt heute, daß der alte Krakauer Straßenname Kotłów in der im Mittelalter noch deutschen Stadt Kuttelhof und daß Blich und Szlak Bleiche und Schlag hießen? Andere wiederum haben seit Jahrhunderten Doppelnamen: Lemberg — Lwów, Birnbaum — Międzychód usw. oder noch erkennbar deutsche wie Lanckorona (Landeskrone), Szynwałd (Schönwald), Rozembark (Rosenberg), Wolsztyn (Fullstein) usw.

*) Karłowicz, „Słownik języka polskiego". 1915.
**) „Mowa ta cuchnie Niemczyzną i wyświechtanym plugastwem".
***) Vergl. Kurt Lück „Um die Reinheit unserer Muttersprache". Im „Heimatbuch der Deutschen Wolhyniens". Plauen 1931, S. 46. — Alfred Lattermann „Poln. Einflüsse auf die deutsche Sprache in Polen". „Dt. Schulztg. in Polen" vom 13. 2. 1931 und in „Deutscher Heimatbote für Polen" 1938.

Ähnlich ist es bei den Personennamen. Man schaue nur einmal J. Bystrońs „Nazwiska Polskie" (2. Aufl. War. 1936) durch, wie stark der Anteil deutscher und verpolter deutscher Namen im Polnischen ist. In Ostdeutschland verraten die Wrobel, Bigalke, Poguttke, Kasiske, Schmolke, Sawade, Galitschke usw. die fremde Herkunft.

Die Zweisprachigkeit in den Grenzlanden war seit jeher ein ernstes Problem, da sie eine Vorstufe der Umvolkung sein konnte, wenn die Muttersprache dabei zur Sekundärmundart herabgedrückt oder zwischen ihr und der anderen Sprache die Gefühlsgrenze verwischt wurde*). Die Zweisprachigkeit, auf wirtschaftlichem Gebiet und in Zeiten politischer oder kriegerischer Wirren ein großer Vorteil, ist andererseits kein Mutterboden für große Leistungen der Wissenschaft und Kunst gewesen. Diesem sprachlichen Zwitterdasein sind z. B. in der deutschen Volksgruppe in Polen meist diejenigen entflohen, die sich geistig entfalten wollten. Sie gingen nach Mittel- oder Westdeutschland oder ins Polentum hinein. Es hat auch Ausnahmen gegeben. Doch bestätigen sie nur die Regel. Ein zweisprachiges deutsches Schulkind besitzt einen viel kleineren Wortschatz als das im Mutterlande lebende, besonders, wenn es in der fremden Sprache unterrichtet wird. Der Pole A. Brückner sagt richtig: „Von den Deutschen in Polen ist es still in der Literatur. Trotz ihrer Zahl, ihres Reichtums und ihrer Ausbildung haben sie sich durch das Wort nicht ausgezeichnet." — Der Grund dafür liegt klar auf der Hand. Die Einwanderer mußten arbeiten und konnten nicht ans Dichten denken. Ihre Nachkommen aber erstickten geistig im Dunst der Zweisprachigkeit, im ausschließlich wirtschaftlichen Denken und in politischen Nöten. Georg Samuel Bandtke schrieb 1803: „Die Vernachlässigung der Muttersprache zieht Barbarei und Verwilderung nach sich. Die Grenzprovinzen mehrerer Staaten, wo gemischte Sprachen sind, sind meistenteils minder kultiviert als andere; u. a. gibt Oberschlesien den besten Beweis."

Unter dem Einfluß der Nachbarsprache wird die eigene verfälscht, durch Übersetzungen fremder Wendungen, durch Fremdwörter und lautliche Beeinflussung. Meist wird aber gleichzeitig die andere fehlerhaft gesprochen**). Es wimmelt im Grenzraum von Polonismen auf der einen und Germanismen auf der anderen Seite. Der Pole redet polnisch in deutscher Sprache, der Deutsche deutsch in polnischer Sprache, wenn sie in der Zunge des Nachbarn reden und behalten dabei ihren eigenen Tonfall bei. Selbst St. Przybyszewski, der das Deutsche meisterhaft beherrschte, bekannte, daß er beim Sprechen immer erst polnisch dachte und dann übersetzte.

In Galizien führt man oft folgendes Beispiel einer deutschen wörtlichen Übersetzung aus dem Polnischen an: „Gdym z Przemyśla do Sądowej Wiszni jechał przez Mościska, na rogu ulicy koń mój stanął dęba.

*) Herzenssprache und Erwerbssprache, so unterscheidet man gelegentlich.

**) Schon Statorius (Stojeński) sagt in seiner poln. Grammatik von 1568, daß die Deutschen „idzie prostą drogą" fälschlich „idzie prostam drogam" aussprächen. Nach Karłowicz: „Słownik języka polskiego" bedeutet szwabić (schwäbeln) die schlechte Aussprache des ł. — Man denke auch an das in „Obberschläsien" zu hörende „er lacht sich aus mir", wörtlich „on się ze mnie śmieje" oder „es hat nichts mehr" (nie ma już nic). — In Nordschleswig gibt es das sog. „Kartoffeldänisch", eine deutsch-dänische Mischsprache. Ähnliches gibt es an vielen Volksgrenzen.

Policjant chciał mnie nieboraka wsadzić do kozy, ale ja w nogi". Übersetzt: „Als ich aus Durchdenken nach Gerichtsweichsel durch Drückenbrücken fuhr, auf dem Horne stand mein Pferd die Eiche. Der Polizist wollte mich Himmelkrebs in die Ziege setzen, aber ich in die Füße". Zahlreiche sprachliche Verdrehungen dieser Art bringt J. St. Bystroń in „Komizm" (Lemb. 1939. S. 497, 503, 514—21).

Uralt sind volkstümliche Dichtungen und Schwänke, in denen in der Sprache des andern komisch und lächerlich geradebrecht wird. Durch gewisse in den Volksüberlieferungen häufig wiederkehrende Formeln soll die Nachbarsprache karikiert werden, z. B. 1. „świajder majder". 2. „szwander mander". 3. „Harum birum". 4. „Sznider kapelander, obsznajder, kolebander". 5. „Szwindel mindel". 6. „Wender, wender". 7. „Hołdy fołdy" usw. Ob das Wort „harmider" — Lärm nicht auch eine Nachahmung deutscher Sprachlaute ist? In einem ukrainischen „Intermedium" des 17. Jahrh. „Der Deutsche und der Bauer" sprechen beide ukrainisch, der erste allerdings ein fürchterliches Gemisch aus Polnisch, Ukrainisch, Deutsch. Ab und zu muß er auch seine eigene Sprache vorführen:

„Kym hir na szponder hanc, a na szwachter tuchter, far szwarc i to gy ten szelmy, dorabey zur duchter."

Bis zum heutigen Tage ist der schlecht polnisch sprechende Deutsche auf der Bühne und im Schwank ein Heiterkeitserfolg, genau so wie der französisch radebrechende Engländer in der Komödie der Franzosen. In einem scherzhaften Zwiegespräch „Potkanie Jannasa z Gregoriasem Klechą" von 1598 zankt sich der Deutsche mit dem Polen, wem ein gefundener Schatz gehören soll:

„Slisiś ty Polaku,
Ja go tobie twój prawa nie chciem pozyskać snaku.
Boby go ja tak bil mial, jak ty cali nogi,
Ich wollte auch wohl skocić, mein Polaku drogi.
Ich hab aber ein kurtzen unum, et caetera,
Kan nicht so schnell wie du sein, mein Polak..."

Im „Wirydarz Poetycki" von J. T. Trembecki (17. Jahrh.) ist ein Gedicht „Carmen laureati poetae Więzek" enthalten, das ebenfalls die Deutschen wegen ihres schlechten Polnisch verspottet.

Łukasz Górnicki berichtet in seinem „Dworzanin" (1566) von einem Edelmann Grabowiecki, der die Gesellschaft mit der Nachahmung eines polnisch sprechenden Deutschen belustigte. — Gewöhnlich wurde bei solchen Spöttereien natürlich auf beiden Seiten willkürlich konstruiert.

In jener Zeit ließ man vor allem deutsche Pastoren polnische Predigten halten, die zum Teil jetzt noch in der Überlieferung lebendig sind, z. B. folgende:

„Szanofni parafianie, pofiem fam przykładne kazanie! Oto sluchajcie i uszy nadstawiajcie: Ofiec przynosi lepszy pożytek jak szlowiek; jak ostrzyga ofiec i wyprzędo welna i zrobio sukman, czyż nie ciepla? Jak się zarżnie ofiec, zedro skóra i uszyjo kożuch, czyż nie fygoda? Też śluka mięsa od ofiec i upiecz na rożan, a czyż nie smaczno? Obedrzeć lój i zrobić świeca, zapaliwszy fieczorem, a czyż nie fidno? A teraz wziąć kiszki i firobić na struna, naciągnąć na skrzypce i zahrać, a czyż nie fesolo? Takie to pożytki ofiec przynosi, moje szanowne kreścijanie, a szlofiek jak umre, to co? — zakopio do ziemi i nic niema!" *).

*) Der Pastor beweist, daß das Schaf nützlicher sei als der Mensch.

Derartige sprachliche Spöttereien gibt es eine Unmenge, natürlich umgekehrt beim Deutschen genau so, z. B.: „ferrt sich nach Zug, warr sich Bahnchof schonn weggefahrren". Einen polnischen Propst läßt man folgende weit verbreitete Predigt halten: „Waas iß sich menschliches Läbben. Iß sich wie Nuß. Iß sich Kimmernus, Finsternus, am merrschten abber Kornus", usw. — Oder:

Der Schwinia chat sich Beene vierr
und chinten noch een Korkenzieh'rr.
Da braust sich Automoppel
und macht dem Schwinia kroppel.

In Oberschlesien gibt es Hunderte solcher Verse.

Sprachlich nicht nur verderbte, sondern auch gemischte Dichtungen sind ebenfalls alt und heute noch auf beiden Seiten der Volkstumsfront verbreitet. So heißt es schon in Korczewskis „Dialogi" (Krakau 1553, S. 2):

Niemcy też to wykładają
tak swym językiem sprachają:
der Adam hackt und Eva spann,
wer war da ein Edelmann?

Die Deutschen haben es vorgebracht
und in ihrer Sprache gesagt:
Der Adam hackt, und Eva spann,
wer war da ein Edelmann?

Das folgende, den schlecht polnisch sprechenden Deutschen verspottende Mischgedicht ist nicht nur im Krakauer Gebiet bekannt, wo es O. Kolberg aufgezeichnet hat, sondern auch in Westpreußen, dem früheren Kongreßpolen und Podlachien.

Schmeichelreden eines Deutschen.

Nenne luba Nenne mila,
jam się w sobie polubila.
Oh, oh, Nenne mila,
jam się w sobie polubila.

Mnie wysylol w cudza kraja,
uczyć mi modna zwyczaja.
Oh, oh . . .

Ich bin rodem von Austryja,
ja mieć grafa mego stryja.
Oh, oh, fon Austryja,
ja mieć grafa mego stryja.

Byl na Berlin i Madryta,
Sztokholm, Paris i Moskwita.
Oh, oh . . .

On jak jakal na fyzytę,
drej par koni mial karetę.
Oh, oh . . .

Wszędzie wizić grzeczna dama,
a nie wizić jak ty sama.
Oh, oh . . .

Furman, foryś, sa fermala,
cwej hajduka na nim stala.
Oh, oh . . .

Proszę, że mnie powiedz śmiele,
szy mnie kochasz malowiele.
Oh, oh . . .

I z aksamit suknia nofa,
paruk mit puter na glofa.
Oh, oh . . .

Jeśli nie dasz slowa sale (wcale),
mit pistolet w leb zapalę.
Oh, oh . . .

Ona sama szteif trzymala,
ona miefać halsztuk biala.
Oh, oh . . .

Albo przedam koń mit szory,
wender machen na klasztory.
Oh, oh . . .

Weit verbreitet sind Liebeswerbungen in der Mischsprache, bei denen der Deutsche lächerlich polnisch spricht und abgewiesen wird. Wie das vorige Gedicht, so behandelt auch das folgende dieses Thema.

Duma szlachcianki.

Jestem Polka zrodzona,
z krwi szlacheckiej spłodzona.
Odstąp Niemcze ode mnie,
nie wpatruj się tak we mnie.

Ach du liebe panna mein,
nie musisz tak böse sein.
Ja cię kocham in den Tod,
co widzisz, mein lieber Gott.

Co ty Niemcze szwargoczesz,
i pod nosem mamroczesz.
Mów po polsku do mnie, kpie
nie tak brzydko i głupie.

Ach, ich kann nicht po polsku,
bin geboren we Szląsku.
A mein Vater Niemiec bil,
po polsku nie szprachał viel.

Precz z tobą stąd brzydaku,
nie jesteś ty w moim smaku.
Kocham chłopców Polaków,
a nie Niemców, łajdaków.

O Herr Jesus, was ist das?
Pani mówi tylko szpas.
Proszę mnie rączki dać,
kontent, będę całować.

Byś diabła zjadł, natręcie,
w pysk dostaniesz w momencie.
Jak mi jeszcze co powiesz,
wnet, co Polka, się dowiesz.

Ich werd' gehen nach Szląska,
und werd' kriegen po Polska.
Będę z Bogiem rozmawiać,
bi ti chłopa nie dostać *).

(Bei Kulm)

Aus der Kaschubei stammt das folgende Lied, das schon Luzian Kamieński in seinen „Kaschubischen Volksliedern" (Nr. 163) veröffentlicht hat. Das Freiburger Volksliedarchiv besitzt eine ähnliche Fassung aus Oberschlesien.

Es ging ein Jäger jagen
zrana na zającé,
und er fand ein Mädchen
puod jałówc'em spjonci,
stehen bleibt er stehn,
e rozmyslał sobje:
was soll ich dir machen,
pjąkni osobje?

Mädchen aufgestanden
rozwiczaju swéguo.
sieht sie einen Jäger
nad ńó stuojącégo:
Ich hab hundert Taler,
dałbi jé ja tobie,
wenn du mir möchst lassen
jedna noc przi suobje.

— Geh, geh, geh,
geh, geh, geh, geh, geh,
du bist der Verführer
na całém swjatém (sic!). —
— Ich war in der Kneipe,
tam ti tancuowała,
da hab ich gesehen,
żeś wjonka ńemjała.

— War, war, war
wjonek na głowie,
das haben gesehen
kawalérowje.

J. Patock hat in der Tucheler Heide u. a. eine lange Mischdichtung gesammelt, in der er die Schlägerei eines Deutschen und Polen wegen des Teufels in deutscher Kleidung beschreibt. Zwei Strophen haben wir davon schon im 3. Kapitel (S. 54) in der von Bystroń und Kolberg gebrachten Fassung angeführt. Auch diese Dichtung ist also heute noch in der mündlichen Überlieferung anzutreffen. Der Länge wegen wollen wir auf die Wiedergabe verzichten **).

*) Das Gedicht hat J. Patock in Westpreußen, Fr. Kunitzer in Ostwarthegau aufgezeichnet. Veröffentlicht ist es in einer anderen Fassung bei E. Farnik: „O poezji ludowej na Śląsku Cieszyńskim". (Teschen 1903, S. 16). Der Verf. gibt an, daß eine alte Sitte es den Polinnen verbot, einen Deutschen zu heiraten. Das Gedicht ist jedenfalls weit verbreitet. — Auch in den poln. Volksinseln in Ermland. Vergl. A. Steffen „Zbiór polskich pieśni ludowych na Warmii" 1934, Bd. II, S. 119. Das Lied dient der Bekämpfung der Mischehe. Steffen bringt auch noch andere Mischlieder.

**) Einige Proben deutsch-poln. Mischlieder gibt der Däne Feilberg in seinem „Bidrag til en Ordbok over Jyske Almuesâl". (2. Kopenhagen 1894/1904, S. 857 ff.) unter „Polsk". Ferner Karasek-Lück, „Heimatbuch der Deutschen Wolhyniens" (Plauen 1931, S. 48). Eine Menge solcher Mischlieder aus Oberschlesien besitzt das Deutsche Volksliederarchiv in Freiburg i. Br.

Natürlich gibt es nun außer den längeren Dichtungen noch Hunderte von kurzen Mischversen, die oft recht derb sind und mit denen man den Deutschen gern neckt:

Wlazła koza na chałupę,
eins, zwei, drei,
Pokazała Niemcom dupę,
eins, zwei, drei.
A wy Niemcy nie żałujcie,
kozę w dupę pocałujcie.
Eins, zwei, drei.
(Lied aus d. Generalgouvernement u. Westpreußen)

Dort na górze auf dem Berge
żyli einst zwei szwaby.
Jak się masz, mein Bruder?
Oj, ja bardzo słaby.
(Ostgalizien)

Nasz parobek Oberknecht
chce na wojnę reiten.
Niema konia ani Pferd,
musi w domu bleiben.
(Kirchen-Popowo, Kr. Wongrowitz)

Wczoraj mróz, dzisiaj mróz,
powiesili Niemca na powróz.
Powróz trzasł,
Niemiec chlas:
„Meine Mutter, was ist das?"

Gestern Frost und Frost noch heute,
Den Deutschen hingen auf die Leute.
Der Strang zerriß,
Der Deutsche fiel ins Gras:
„Meine Mutter, was ist das?"
(Michelsdorf, Kr. Neutomischel, Warthegau)

In Generalgouvernement bekannt ist, übrigens in verschiedenen Fassungen:

Niemiec, Niemiec, Marcin Luter,
jadł w piątek flejsz i buter.

Deutscher, Deutscher, Martin Luther,
aß am Freitag Fleisch mit Butter*).

Niemiec gut,
durny jak but.

Deutscher gut,
dumm wie ein Stiefel.
(Wolhynien)

Morgens früh um sechse,
kogut kurę depce.
Kogut mówi: du bist mein!
Kura mówi: laß das sein.

Morgens früh um sechse,
kogut kurę depce.
Kura mówi: altes Schwein!
Kogut mówi: das muß sein.
(Radwonke im Westnetzegebiet)

In einem kaschubischen Volksliede über die Koschneider kommt in allen Strophen ein Kehrreim vor, der das Deutschsprechen verspottet:

Puoszed sznider dróżkó do lasa,
puoszed sznider.
Sznider, sznider, kapélander,
obsznajder, kolebander,
dróżko do lasa,
dróżko do lasa.
(Aufgez. von L. Kamieński)

Meine Mutter — matka
ging nach miasto — Stadtka,
kupić Messer — noża,
schlachten Ziege — koza.
(Generalgouvernement u. Warthegau)

Meine Schwester Maryna
steigt auf die drabina,
holt Futter — sina
für die krowina.
(Duliby bei Stryj)

Meine Mutter, moja matka,
sprzedawała Äpfel, jabłka,
przyszła do niej Ziege, koza,
i zażarła Äpfel z woza.
(Bei Kolomea)

Józiu, Józiu, gib mir drąga
schlag kobyła, besser ciąga.
(Bei Kolomea)

Bezeichnenderweise sind die meisten dieser polnisch-deutschen Mischverse, soweit sie gesungen werden, zu importierten deutschen Tanz- und Gassenhauermelodien am Ende des 19. Jhs. entstanden, als

*) Auch in der Fassung: „Niemiec buter, Marcin Luter" usw.

eine Art travestierender Ersatz für die den Polen unverständlichen Originaltexte, um danach die zugehörigen deutschen bezw. über Deutschland hereingekommenen Tänze wie Rheinländer, Walzer, Polka, Schottisch u. dgl. zu tanzen.

Auch die Ukrainer werden von den Pfälzern in Ostgalizien gern mit Mischversen geneckt.

Dunnerwidder,
did baby oči wyder.

Der Großvater hat der Großmutter die Augen ausgekratzt.
(Bei Kolomea)

Im österreichischen Heere veräppelte man die ukrainischen Soldaten in dem sog. „Armeeslavisch":

In den červoni kazarni
het worobec hnizdo gemacht.
Ja gekommen, patyk genommen,
hnizdo gesturken
worobec fortgefurken *).

Ein Dorado für den Mischmasch war schon immer Oberschlesien. Ein gewisser Dr. Haase und ein Lehrer A. Nachbar übersetzten vor dem Weltkriege sogar Werke deutscher Dichter in ein vollkommen verrücktes Kauderwelsch und gaben sie im Druck heraus: „Ten Kampf z tem drachem od Szillera zmyślony a od Nachbara überzecowany", „Ten Sänger od Goethego". In dem „überzecunek" von Uhlands „Der blinde König" finden wir z. B. folgenden Vers:

„Dej nazod corka mi, zbojniku,
Z varliessu twego, niesceśniku!
Cóz jo sie ciosół, ky śpiewała,
Na harfie nawet klimprowała.
A tyś zuchwalnie ją raubowoł,
Z zielonej łąki entführowoł,
Ten streich do ciebie sie nie świacy,
a mnie wspomoże chnet do glacy **).

Die Feder sträubt sich... Nichtsdestoweniger ist die Mischdichtung heute immer noch eine Quelle der Heiterkeit geblieben, obwohl auf beiden Seiten die Sprachreiniger gegen ihre Auswüchse zu Felde gezogen sind und mit Recht. Welche ungeahnte Verbreitung Mischdichtungen erlangen können, zeigen die polnisch-jiddischen Verse von Kazimierz Laskowski „Próbka antologii żargonowej" (1911). Das Buch erlebte noch vor dem Weltkriege eine Auflage von 120000. Für den Nordosten liegt eine gründliche Forschung von F. A. Redlich „Gemischtsprachige Dichtung im Baltikum" vor, die im „Jahrbuch der volkskundlichen Forschungsstelle" Bd. I (Riga 1937, S. 113 bis 143) erschienen ist. Auch für die deutsch-tschechische Grenzzone haben wir eine Menge Gedichte, Lieder und Spottverse, die die Sprachen mischen. Darüber berichtet der sudetendeutsche Gelehrte Jungbauer in seiner „Deutschen Volkskunde". Emil Lehmann weist aber mit Recht darauf hin, daß man sich in Böhmen nicht nur auf die Feststellung der Mischpoesie beschränken dürfe, sondern auch solche Volksgedichte sammeln müsse, in denen sich die Ablehnung und der Kampf der Sprachen äußert. Wie notwendig das ist, beweist ja nunmehr zur Genüge unsere Arbeit[6]).

*) červoni kazarni soll „rote Kaserne" heißen; worobec, hnizdo = Sperling, Nest; patyk = Stock.

**) Zwei oberschlesische Lieder, deren Text das vom Polen gesprochene Deutsch verspottet, enthält das Liederbuch „Der Kilometerstein", Potsdam 1934.

Der Schwank vom sprachlichen Mißverständnis

Das sprachliche Mißverständnis kann komisches und tragisches Gepräge haben. Es hat sogar oft genug zum Gerichtsstreit und zu unverdienter Bestrafung geführt. Der 1641 aus Hettstadt (bei Eisleben) eingewanderte Tischler Mathias Erfort hatte 1643/4 vor dem Krakauer Rat einen Streit mit der Tischlerinnung. Wegen seiner Unkenntnis bzw. schlechten Beherrschung der polnischen Sprache war er in der Innung dauernden Sticheleien ausgesetzt. Er bat den Rat um Befreiung von der Pflicht, an den Innungsversammlungen teilzunehmen. Die Beiträge wollte er weiter bezahlen. Der Rat gewährte ihm schließlich die Bitte. Dieser Fall sei als Beispiel aus den vergangenen Jahrhunderten angegeben. Im Jahre 1937 hatte eine deutsche Jugendorganisation in Polnisch-Oberschlesien Schwierigkeiten, weil das in Rundbriefen erwähnte Heimmaterial, d. h. Lesestoff für Heimabende, im behördlichen Protokoll mit „tajny materiał" (Geheimmaterial) übersetzt worden war. Ein deutscher Schriftleiter aus Putzig wurde 1938 vom polnischen Gericht verurteilt, weil er ein Urteil als „unverständlich" bezeichnet hatte und der Staatsanwalt darin den beleidigenden Vorwurf des „Unverstandes" erblickte. Ein 1937 erschienener polnischer Roman von Helena Boguszewska und Jerzy Kornacki, der über eine angebliche deutsche Geheimorganisation in Pommerellen handelt, trägt den Titel „Deutsches Heim". (Vergl. T. II. Kap. 8).

Die Volksüberlieferung macht die Tragik gern zur Komik, selbst, wenn der Irrtum an den Galgen bringt.

Thietmar von Merseburg erzählt, daß die Slaven das Kyrieleison als „ukrivolsa" gesungen hätten, auf deutsch: „Die Eller steht im Busch". Und in den tausend Jahren, die uns von jener Zeit trennen, war das sprachliche Mißverstehen eine immer wiederkehrende Erscheinung, wenn sie auch nur auf einen Teil der Nachbarn, die Sprachunkundigen, zutraf. Die Erzählung vom holländischen Herrn Kannitverstan (Kannnicht-verstehn) dürfte allgemein bekannt sein. Auf sprachliche Mißverständnisse gehen eine Menge Namen zurück, die die Europäer Tieren und Gegenständen in anderen Erdteilen beilegten. Als diese z. B. die Eingeborenen eines Landes nach dem Namen eines Tieres fragten, erhielten sie die Antwort: „Känguruh", d. h. „ich verstehe nicht". Darum heißt das Tier heute so. Wenn polnische und deutsche Kinder zusammen spielen, treten ähnliche Erscheinungen auf, wenn sie sich sprachlich nicht verständigen können.

Die Dichter haben sich dieses Stoffes gern bemächtigt, mitunter in urderber Weise:

Ein Deutscher unter Polen.

Unter Polen in fröhlich zechender Runde,
saß auch ein Deutscher mit stummem Munde.

Denn er wußte nicht, wie er ausdrücken sollte,
daß er noch etwas Bier haben wollte.

„Nalej bracie", hört er die Polen
vor'm Einschenken jedesmal wiederholen *).

*) „Nalej bracie" = „Gieß ein, Bruder".

Und weil ihre Gläser gefüllt zurückkamen,
hielt er „Gießein" für einen Namen.

Vom Durst geplagt, erhebt er sein Glas und spricht:
„Lieber Gießein, vergiß mich beim Einschenken nicht."

Denn vom Starren in des Glases Leere
fühlt er schon des Nackens Schwere.

(Mikołaj Rey. 1505—1569)

Ein deutscher Barbier und ein Pole.

Beim deutschen Feldscher stellt ein ältlicher Schlachtschitz sich ein
Und bittet freundlich: Rasiert mir, Herr, den Bart recht fein.
Ja, ja! stimmt der Deutsche, der nicht polnisch konnte, zu.
Doch der Schlachtschitz verschwindet hinter der Tür im Nu.
„Daß er doch schmachvoll verende", wütend er ruft,
„statt des Bartes rasiert er die „jaja", der Schuft"*)

(Aus Wacław Potocki „Ogród Fraszek" 1647—95)

Wenn schon ein repräsentativer Dichter des damaligen Polen Freude an solcher Derbheit empfand, so hatte sie der volkstümliche Schwank natürlich erst recht. Doch wollen wir uns mit dem einen derben Schwank begnügen und nun andersartige Beispiele anführen.

Von den drei deutschen Brüdern.

Im deutschen Lande waren drei Brüder, und sie waren sehr arm, und hier konnten sie keine Arbeit finden. Nun wollten sie also die polnische Sprache erlernen, damit sie nach Polen gehen könnten zur Arbeit. So nahm sich der Älteste ein Haferflockenbrot in sein Bündel, ging los und wanderte nach diesem Polen hin. Und wie er so ging und ging, sieht er einen großen, fetten Herrn im Walde sitzen; auf dem Bauch hatte dieser einen wunderschönen goldenen Gürtel und auf der Mütze Würfel, und dieser Herr fragte den Deutschen: „He, wohin gehst du?" — „Eh, ich gehe", antwortete dieser, „nach Polen, denn ich möchte polnisch sprechen lernen, damit ich dort etwas verdienen könnte, denn unser sind drei Brüder, und wir sind sehr arm." So sagte ihm der Herr: „Nun, so geh zurück, aber sprich nichts mehr als: Wir drei Brüder, wir drei Brüder, das wird schon ausreichen." Also kehrte der nach Hause zurück und wiederholte den ganzen Weg, und zu Hause und überall immer nur dasselbe: „Wir drei Brüder" usw. Den anderen beiden war es traurig zumute, daß sie's noch nicht konnten, also machte sich der jüngere auf den Weg. Nun, und im Walde traf er wieder den Herrn, und dieser fragte ihn, wohin und wonach er gehe, nun, und er sagte ihm auch alles, und der Herr sagte zu ihm: „Weißt du was, geh nirgends hin, es ist schade um den Weg, sag immer nur: „weder für dies, noch für jenes." Dieser hörte auch darauf, was der Herr sagte, und ging nach Hause. Als er nach Hause kam, wiederholte er immer wieder nur das, was der Herr ihm gesagt hatte. Nach kurzer Zeit ging auch der dritte in die Welt. Und wieder sah er diesen Herrn im Walde, wie er auf einem Baumstumpfe saß und eine Pfeife rauchte. Wie er an ihm vorüberging, fragte ihn der Adlige: „Wohin gehst du, he?" — „Ich geh nach Polen", antwortete der Deutsche, „aber ich würde gern erst sprechen lernen, denn ich kann nichts polnisch, und meine Brüder sprechen schon fließend." Da sagte ihm der so:

*) Polnisch „jaja" = die Eier.

„Nun, so geh zurück, geh nirgends hin zu lernen, red immer nur: „so ist's werter Herr, so ist's werter Herr." Nun, und dieser hörte auch auf ihn und ging nach Hause und wiederholte sich das die ganze Zeit. Als nun die Brüder glaubten, daß die Arbeiten schon anfingen, buken sie sich Haferflockenbrote, nahmen ein wenig Butter, und jeder ging mit seinem Bündel. Aber sie verirrten sich im Walde und fingen alle an zu weinen. Plötzlich sahen sie eine Fahrstraße, auf dieser fuhr ein Herr, furchtbar schön gekleidet. So bogen sie zur Straße ein, schauten, und sahen einen am Baume hängen. Der Herr blieb mit seinem Wagen stehen, sah den Hängenden und fragte sie: „Wer hat diesen Menschen aufgehängt?" denn er glaubte, sie hätten diesen Menschen erhängt. Und der Älteste antwortete: „Wir drei Brüder, wir drei Brüder." — „Eh, wofür denn", fragte ihn der Adlige, und der zweite antwortete: „Weder für dies, noch für jenes" (für nichts und wieder nichts). Der Herr wurde böse und sagte: „So hängt ihr einen Reisenden um nichts!?" Und der dritte Deutsche sagte: „So ist's werter Herr, so ist's, werter Herr." Mehr brauchte man dem Herrn nicht zu sagen, denn er wurde sehr böse, nahm sie mit, meldete sie bei der Regierung in der Stadt, und die Räte mit dem Ältesten an der Spitze beschlossen, sie alle drei dort zu erhängen, wo der Mann im Walde hing. Nun, und sie hängten sie auf, und der Erhängte hing so lange, bis alle oben baumelten, dann sprang er vom Baum, klatschte in die Hände, lachte auf und ging weg. Dieser Gehängte war der Teufel, der die Deutschen nicht leiden konnte.

(Aus der Tatra)

Dieser Schwank ist in ganz Polen in verschiedenen Fassungen bekannt und hat auch Eingang in die deutschen Siedlungen gefunden, z. B. in Wolhynien[7]).

K. Badecki bringt den Schwank von einer komischen Verwechslung des deutschen Eigennamens Hutman mit dem polnischen Wort hetman in Zamość (17. Jahrh.)*).

Ein Deutscher will Gott einkleiden.

Ein deutscher Schneidergeselle arbeitete bei einem polnischen Meister. Einmal mußte der Meister wegfahren. Er hinterließ seinem Lehrling Stoff und sagte: „Eile dich, daß du zu Allerheiligen fertig wirst." Der Deutsche konnte nicht gut polnisch und war außerdem noch ein wenig dumm. Er machte also Anzüge für alle Heiligen, die als Bilder an der Wand hingen. Als der Meister zurückkam, fragte er: „Nun, hat der Stoff gereicht?" Der Deutsche zeigte auf die Bilder und antwortete: „Es fehlt nur noch Stoff für den heiligen Petrus." Als der Meister nun die bekleideten Bilder sah, rief er: „Oh Gott" (O laboga). „Ach, ja", sagte der Deutsche, „für Gott fehlt auch noch Stoff".

(Bei Peisern, Warthegau)

Nach Hause, du Schwab!

Ein Deutscher kommt sehr früh aus der polnischen Kirche zurück. Da fragt ihn die Mutter: „Warum bist du so schnell nach Hause gekommen?" — „Der Pfaff hat mich weggejagt." — „Was hat er denn gesagt?" — „Do dom szwabisko" (dominus vobiscum).

(Kol. Falkenstein, Ostgalizien)

*) Karol Badecki: „Polska liryka mieszczańska". Pieśni, tańce. Lemberg, 1936. (Zabytki piśmiennictwa polskiego. Bd. VII) S. 147: „Omyłka śmieszna".

Gdzie dupa piernie.

Ein Deutscher fragte einen Polen: „Wo geht's nach der Papierfabrik" (do papierni), sprach das polnisch aber so aus, daß es sich anhörte wie: „Gdzie dupa piernie?" (Wo furzt der Hintern?). Der Pole lachte und zeigte ihm sein Hinterteil.

(Bei Posen)

Wie der Deutsche bei der Messe singt.

Viel erzählt wird die Anekdote von dem Deutschen, der in die polnische Kirche ging, um die Messe zu hören. Wenn die Gläubigen sangen: „Od powietrza, głodu, ognia wybaw nas Panie", sang er: „Ot pólfieprza, glofa, nogi i ogon, pif paf nas Panie" *).

Ein Deutscher ist Papst.

Ein Deutscher arbeitete in Polen als Dach- und Pappdecker (papiarz). Eines Tages mußte er an einer polnischen Gerichtsverhandlung teilnehmen, um Zeugenaussagen zu machen. Der Richter fragte ihn polnisch:

„Czem się świadek zajmuje?"
„Jestem papież."
„Co? — Papież jest w Rzymie!"
„W żymie (zimie!) jestem tylko blacharz" **).

Der Vater der polnischen Volkskunde, Oskar Kolberg, berichtet im Posener Teil seines Werkes „Lud", daß in Großpolen viele Witze über die Deutschen im Umlauf seien, in denen ihr verdrehtes Polnisch belacht wird. U. a. erzählt er folgenden Schwank:

Was?

Die Bewohner von Chojno bei Samter haben von einem Deutschen eine Katze geschenkt bekommen. Da sie nicht wußten, was das Tier frißt, erkundigten sie sich noch mal bei dem Deutschen. Sie fragten ihn in polnischer Sprache: „Coby kot żerał?" (Was frißt wohl die Katze?) Der Deutsche, der nicht polnisch konnte, sagte „Was?". Er hatte nicht verstanden, was sie von ihm wollten. „Was" heißt aber auf polnisch „Euch". Nun muß man sich den Schreck der Chojnoer vorstellen. Sie beschlossen, das Tier totzuschlagen. Es ließ sich aber nicht fangen und sprang auf den Zaun und vom Zaun auf den Schornstein. Nun berieten die Chojnoer im Rat der Alten, wie man dem Vieh zu Leibe rücken könnte. Sie kamen zu dem Entschluß, das Haus, auf dessen Schornstein die Katze saß, in Brand zu stecken. Und sahen zu, wie das Haus in Flammen aufging. Das ganze Dorf brannte nieder. Die Katze aber entkam in den Wald.

Es gibt eine ganze Serie dieser Was-Schwänke, vermutlich auch in den anderen slavischen Sprachen ***).

---

*) Das erste heißt: „Bewahre uns, Herr vor Pest, Hungersnot und Feuer." Der Deutsche verstümmelt das so, daß man heraushören kann: „Bewahre uns, Herr, vor einem halben Schwein, Kopf, Fuß und Schwanz."

**) Der Witz beruht auf der Verwechslung von papież (Papst) und papiarz (Pappdecker).

***) Ein ukrainischer Was-Schwank ist veröffentlicht im „Etnografičnyj Zbirnyk". T. VI. „Halyćko-ruśki anekdoty", zibrał Vołodymyr Hnatiuk. II. Widdił VI. Nimcy. S. 201/2: „Was". Ebenda die von uns übersetzten Schwänke „Kotyća". (Nr. 446) und „Ein Ratschlag" (Nr. 449).

Ein Pole in Deutschland.

Ein Pole fuhr nach Deutschland, um Arbeit zu suchen. Deutsch konnte er wenig. Wie er nun so in Berlin auf der Straße stand, fiel sein Blick auf ein großes Gebäude mit folgender Inschrift: „Königliche-Kaiserliche Post". — „Psiakrew", sagte er da, „jeżeli tutaj wszystko jest l i c h e, nawet König i Kaiser, i do tego jeszcze p o s t, to lepiej jechać do domu" *).

(Bei Jarotschin, Warthegau)

Vom Ukrainer, der nur Deutsch konnte.

Ein Ukrainer ging nach Deutschland auf Suche nach Arbeit. Als er nach Jahren heimkam, wollte er kein Ukrainisch mehr können, um mit seinem Deutsch zu protzen. Seine Mutter, eine arme Witwe, fragte ihn: „Soll ich dir eine Gans braten?" Er antwortete: „Nix Gägis." Darauf fragte sie: „Willst du vielleicht eine Ente essen?" Er antwortete: „Nix Kwakes." Zuletzt rief sie: „Oder ein Huhn?" Darauf sagte er: „Nix Kukuriku."

Die Frau meinte, ihr Sohn sei von den „lutry" behext worden und ging zum Popen, um Rat zu fragen. Der Pope ließ nun am kommenden Sonntag einen Apfel in den Gipfel eines Pappelbaumes binden und gab dann bekannt, daß er den reich belohnen wolle, der ihm den Apfel herunterholte. Keiner der Dorfjungen, die in den Plan des Popen eingeweiht waren, wollte es wagen. Da wollte der „Deutsche" prahlen, was er kann. Schnell stieg er auf die Leiter, und als diese nicht reichte, hielt er sich in den Ästen fest, kletterte hinauf und nahm den Apfel vom Zweig. Nun wollte er wieder herunter, doch da sah er zu seinem Schrecken, daß die Leiter nicht mehr da war. Er rief deutsch: „Gebt die Leiter her!" Doch die Leute taten, als verständen sie ihn nicht. Als ihm dann das Sitzen da oben zuviel wurde, rief er ukrainisch: „Dajte drabynu" (Gebt die Leiter). Die Leute lachten sehr. Die Frau aber dankte dem Popen, daß er ihrem Sohn wieder Ukrainisch beigebracht hatte.

Kotyća.

Es kam ein deutscher Arzt zu einem kranken Mann, untersuchte ihn und sagte zur Frau in verdreht ausgesprochenem Ukrainisch: „Hör mal, Baba, nimm Senf, verstehst du, Senf, zerstoße ihn und mache einen Umschlag um den Hals, dann wird es gut werden." Nun heißt Senf auf ukrainisch „hirčyča". Der Deutsche sprach es aber wie „kotyća" aus, was Katze heißt. Nach einer Woche war die Alte wieder beim Arzt. „Nun, Baba, geht's deinem Mann schon gut?" — „Aber wo, lieber Herr. Er kränkelt weiter." — „Na, und hast du gemacht, was ich dir gesagt habe?" — „Nun ja, ich habe. Nur weil eine Katze nicht zu haben war, habe ich den Kater genommen, im Mörser zerstampft und dem Mann damit den Umschlag gemacht. Aber davon ist ihm nicht besser geworden."

(Aufgez. von Ivan Franko in Nahujewice, bei Drohobycz)

Der Ratschlag.

Es kamen ukrainische Bauern zu einem deutschen Advokaten, er möge ihnen eine Klage gegen den Gutsherrn aufsetzen. Sie erzählten ihm, wie der Gutsherr sie benachteilige. Der Deutsche hörte zu und sagte zwischendurch immer „bitte, bitte". Die Ukrainer verstanden immer „byjte, byjte", das heißt „schlagt, schlagt". Wie sie das gehört hatten, gingen sie zurück

*) liche (poln.) = kümmerlich; post = Fasten.
(Verflucht, wenn hier alles kümmerlich ist, sogar der König und der Kaiser, und dann noch Fasten, dann fahre ich lieber nach Hause.)

ins Dorf und erzählten der ganzen Gemeinde, der Herr Advokat hätte ihnen befohlen zu schlagen. Sie warteten nicht lange auf eine Gelegenheit, erwischten irgendwo den Gutsherrn und verabreichten ihm eine tüchtige Tracht Prügel, so, daß der Herr kaum lebend davonkam. Der Gutsherr verklagte sie beim Gericht. Sie verteidigten sich folgendermaßen: „Wir haben nur das getan, was uns der Herr Advokat zu tun befohlen hat." Das Gericht verhörte den Advokaten, und da wurde der Fall aufgeklärt.

(Aufgezeichnet von Ivan Franko in Drohobycz)

Den folgenden Schwank aus der Ukraine hat Čubynskyj in den „Trudy etnogr.-statystyčeskoi ekspedycyi" Bd. II (Petersburg 1878, S. 587) veröffentlicht. Er wirkt allerdings in der Übersetzung nicht so wie im russischen Text.

Der Deutsche und der Beamte.

Ein Deutscher kam mit einer Klage zum Beamten, der, als er ihn bemerkte, fragte:

„Und du, was bist du für ein Mensch?" Der Deutsche antwortete:

„Ich bin kein Mensch, sondern ein Deutscher."

„Und wozu bist du gekommen?"

„Ich bin nicht gekommen, sondern gefahren."

Da schrie der Beamte wütend:

„Da mach, daß du weiterkommst."

Der Deutsche verneigte sich und ging fort.

Der Deutsche und ein polnischer Bauer.

Ein Deutscher wanderte und kehrte unterwegs in eine Schenke ein. Dort traf er einen ordentlich angezogenen polnischen Bauern, der gerade niesen mußte. Der Deutsche sagte ihm, wie es bei ihm Brauch ist, in deutscher Sprache: „Helf Gott". Der Bauer aber, der falsch verstand — kot bedeutet nämlich im Polnischen Kater — wurde wütend und sagte polnisch: „Wer ist ein Helfkater? Du bist selbst ein Helfkater, deine Alte eine Helfkatze und deine Kinder Helfkätzchen". („Tyś sam Helfkot, twoja baba Helfkocica a twoje dzieci Helfkocięta.")

(Polnisch, Maków in den Beskiden)

Du Wigez, du.

Ein ukrainischer Saisonarbeiter, so erzählen die Deutschen in Ostgalizien, kommt aus dem Posenschen zurück und will seinen Kameraden zeigen, was er dort gelernt hat. Also geht er vor der Kirche auf einen Freund zu und sagt ihm auf deutsch: „Servus, wie geht's?" Darauf wird der andere wild und droht auf ruthenisch: „Was, Wigez? Du bist selbst ein Wigez, dein Vater ist ein Wigez, deine Mutter ist eine Wigez, dein Bruder ist ein Wigez! Ich gebe dir ein Wigez, du Wigez, du!"

(Aufgez. von A. Karasek in Obersdorf, Bez. Dobromil)

Klöße beim deutschen Zahnarzt*).

Zwei Polen, die wenig deutsch konnten, sind in Deutschland durch eine Stadt gewandert. Auf dem Markte saß eine Frau, die Gebäck (gmołczyzna) zu verkaufen hatte. Weil sie großen Hunger hatten, sagte einer von ihnen zum Weibe:

*) A. Brückner: (Facecye Polskie 1624 wydał Alexander Brückner, Krak. Akad. Um. 1903. „Vom Deutschen, dem ein Zahn gezogen wurde" Nr. 10) erzählt das Erlebnis eines Deutschen in Italien, der etwas essen wollte, aber anstatt in einem Gasthaus, bei einem Barbier landete.

Szwander, mander po niemczyzna,
po czemu tu ta gmołczyzna?

Da das Marktweib ihn nicht verstand und glaubte, er wolle sie verspotten, antwortete sie grob: „Leck mi am Orsch". Da fragte der andere seinen Kameraden, was das Gebäck koste. Der hatte verstanden: „dwa za grosz". Das war ihnen zu teuer. Dann kamen sie an ein Haus. Da war ein großes Schild, aber sie konnten nicht lesen, was drauf stand. Als sie vor einem Feldscher vorbeikamen, hingen da drei Blechteller. Da sprachen sie: „Hier wird's was zu Essen geben." Sie traten ein, und der Feldscher kam ihnen entgegen und hatte eine weiße Schürze umgebunden, wie ein richtiger Koch. Er forderte sie auf, sich zu setzen. Dann brachte er einen Schlüssel und fing an, die Zähne der beiden zu untersuchen. Der Schlüssel war zu klein, er holte einen zweiten. Da sagte der eine zum andern: „O, biorą miarę na kluski, będą kluski!" Endlich hatte der Feldscher den passenden Schlüssel gefunden, legte an und riß dem einen den besten Zahn mit einem Nu aus, daß ihm die Tränen in den Augen standen. Er sprang auf vom Stuhl und — raus zur Tür! Der Feldscher rief ihm nach: „Bezahl, bezahl!" Da riefen sie beide zurück: „Tak, ty byś nie beczał" *).

(Psary bei Leslau)

Aber nicht nur Polen und Ukrainer erzählen Schwänke dieser Art. Auch in den deutschen Volksinseln macht man sich heute noch lustig über die ersten Steh- und Gehversuche der eingewanderten Vorfahren in der fremden Mundart und lacht über die zahlreichen überlieferten sprachlichen Mißverständnisse.

Tippe und dupę.

Als unsere Schwaben nach Galizien einwanderten, konnten sie nicht Polnisch. Eines Tages stand ein polnisches Weib vor seiner Tür und schimpfte und schrie. Da sagte ein Schwabe zu seiner Frau: „Schau mal nach, was unsere Nachbarin so schreit." Da ging die Frau raus und rief herüber, was da los sei. Die Polin aber glaubte, man wolle sie verspotten und antwortete „Pocałuj mnie w dupę". (Leck mir ....) Da klagte die Schwäbin ihrem Manne, die Polin schreie: „Bezahl mer mei Tippe, un ich huns doch net verbroch."

(Bei Lemberg, Ostgalizien)

Kühe und kije.

Es wird erzählt, daß ein Deutscher einen Ukrainer nach seinen beiden entlaufenen Kühen fragt: „Nie baczyl ty moje Kiehe?" „Jakie kije (Stöcke)?" fragt der Ukrainer. Der Deutsche, der ihm sagen will, er habe solche, wie der Ukrainer, antwortet: „Takie samy, jaki i ty!" (Eben solche wie du). Der Ukrainer, der aus den Worten des Deutschen nicht klug wird, geht kopfschüttelnd davon.

(Wolhynien)

Kupić na okno.

Ein Deutscher, der von einem Polen ein Schwein auf Augenmaß (na oko) kaufen will, das der Pole ihm nur auf Gewicht verkaufen will, sagt: „Ja

*) Der Schwank ist in vielen Fassungen überall in Polen anzutreffen. Die polnischen Wendungen bedeuten 1. Schwander, mander, auf deutsch, was kostet dieses Gebäck? — Zwei für einen Groschen. 2. Oh, sie nehmen Maß auf Klöße, es wird Klöße geben. 3. Ja, da soll einer nicht heulen!

tego szwinia na wagu nie kupi, tylko na okno (Fenster)!" Als der Verkäufer endgültig ablehnt, zeigt der Deutsche auf sein Geld: „Jak nie, to nie, to ja pieniądze, a ty szwinia!" (Wenn nicht, so nicht, dann ich Geld und Du ein Schwein).

(Wolhynien)

Vom russischen Ostergruß.

Der alte Christoph hat lange vor dem Kriege erzählt: „Wie wir einstmals eingewandert sind, sitz ich zu russisch Ostern vor meinem Haus und eß Brot und ein gekochtes Ei. Da kommt ein Ruß vorbei und sagt: „Chrystos woskres." Das ist der russische Ostergruß und heißt auf deutsch: „Christus ist auferstanden." Ich hab jensmal nicht russisch gekonnt und versteh: „Christoph, was freßt?" Sag ich ihm: „Bloß Ei und ein Brotrest". Da hat er schön gedankt und ist weitergegangen. Ein andermal treff ich eine Muschikenfrau, die sagt: „Pomahaj Boh". Das heißt: „Gott helf". Ich versteh: „Komm nach'n Heuboden" und denk mir: „Na, das ist ja hier ein schönes Volk!" Erst später haben wir immer alles richtig verstanden, aber wir mußten in der ersten Zeit viel lachen.

(Cholmerland)

Der Pole, der gut Deutsch versteht.

Ein Deutscher hat mit einem Polen zusammen im Walde gearbeitet und der Pole hat immer gesagt, er versteht gut Deutsch. Wollt das der Deutsche doch ausprobieren, schmeißt ihm heimlich ein Stück glühende Holzkohle auf den Pelz und sagt: „Du Bauer, dein Pelz brennt." „Versteh, versteh", sagt der Pole, guckt aber gar nicht nach dem Pelz. Ruft der Deutsche nochmal: „Du, Bauer, dein Pelz brennt." „Versteh, versteh", sagt der bloß wieder. Jetzt raucht's am Pelz schon feste, schreit der Deutsche: „Chłopie, twój kożuch się pali" *). Da rennt der Pole und schimpft: „Dlaczego odrazu tak nie powiedział" **). Da hat ihn der Deutsche ausgelacht.

(Cholmerland)

Feste trempel, trempel zrobiłem.

Die Kolonisten holten im Herbst gern das heruntergefallene Laub aus dem Walde als Streu für ihr Vieh. Als nun eines Tages zwei Wirte mit einem vollgeladenen Wagen aus dem Walde herauskamen, packte sie der polnische Förster und schrieb ein Strafprotokoll. Vor Gericht fragte der Richter nun den einen, der nicht polnisch konnte: „Habt ihr Blätter gefahren?" Sagt der „Ja, ja." Und zum zweiten, der auch nicht viel verstand: „Habt Ihr viel geladen?" — „Nie, tak troche, bo na tim lias jest taki dużo piach." „War der Wagen sehr voll geladen?" — „Och tak! Ja tak feste trempel, trempel zrobiłem." Wie ihn nun der polnische Richter ratlos ansieht, denn „feste trempel, trempel", sowas hat er noch nie in der polnischen Sprache gehört, da ist der Kolonist hochgesprungen und hat feste auf dem Fußboden rumgetrampelt. Aber auch das hat der Richter nicht verstanden. Er hat bloß den Kopf über die dummen Niemcy geschüttelt und hat sie mit einer ganz geringen Strafe laufen lassen ***).

*) Bauer, dein Pelz brennt.

**) Warum hast Du mirs nicht gleich so gesagt, d. h. polnisch.

***) Der Deutsche wollte sagen, er hätte feste getrampelt. Das Komische in dieser Mischsprache ist, daß der polnische Richter ein gutes Deutsch spricht, der Deutsche ein schlechtes Polnisch, wodurch das Letztere stark hervorgehoben wird.

An allen Volkstumsfronten in Europa gibt es eine Gattung von Schwänken, die die witzige Umschreibung eines gerade dem Gedächtnis entschwundenen Wortes der Nachbarsprache zum Gegenstand haben. Die folgenden beiden Beispiele stammen aus den deutschen Siedlungen Ostpolens:

Wie ein Niederunger Polnisch sprach.

In Marysin am Bug wohnte ein alter Tschense, der weder polnisch noch gut hochdeutsch verstand, sondern nur niederungsch. Eines Tages in der Heuernte ging er auf die Gnischower Gutswiese Gras mähen. Es mähten dort alle Jahre viel polnische Bauern, aber auch deutsche, um etwas zu verdienen. Sie mähten alle in einer Reihe. Als sich die Polen aufstellten, um die Sense zu schärfen, merkte Tschense, daß sein Streichbrett abhanden gekommen war. Nun wußte er nicht, wie es auf polnisch heißt, mußte aber seine Sense schärfen. Er schaute sich nach allen Seiten um, sah es aber nicht. Da fragte er einen Polen: „Ty Polak, nie widziałeś ty mój schtrikschtrak, fidri-fak, hakiem-takiem, schtrikiem-schtrakiem" und bewegte die Hand so, als ob er die Sense strich. Die Polen verstanden ihn und zeigten ihm, wo der Streich lag.

(Marysin, Cholmerland)

Wie ein Kolonist „Pferd" ins Russische übersetzte.

Ein Deutscher war aus Kongreßpolen nach Wolhynien weitergewandert. Russisch konnte er nicht viel sprechen. Als er nun an einem Markttage in die Schenke ging, war hinterher sein Pferd mit dem Wagen verschwunden. Da in der Nähe ein Polizist stand, wollte er ihn fragen, wo sein Pferd geblieben sei. Aber was heißt doch Pferd auf russisch? Es fiel ihm nicht ein. Da nahm er in die linke Hand etwas Heu, in die rechte einen Pferdeapfel, lief zum Polizisten und fragte ihn: „Dies hat's gefressen, dies hat's geschissen, wohin ist's ausgerissen?" (Eto kusał, eto srał, kuda bježał?).

(Deutscher Schwank aus Wolhynien)

Außer diesen Schwänken gibt es lange Zwiegespräche zwischen einem Deutschen und einem Polen, in denen z. B. psy statt wszy, kluski statt pluskwy, dumm statt dom gesagt wird, ferner allerlei Spottverse. Die Ukrainer bei Tarnopol spotten: „Du kannst über die Mutter eines Deutschen fluchen. Und er sagt: ja, ja."

Oder:

Szwab, drab, głupi człek,
jak nie rozumie, mówi: „tek".

Schwabe, Kerl, dummer Mensch,
wenn er nichts versteht, sagt er: „ja" *).

(Lubliner Land)

Alle von uns gebrachten Beispiele geben allerdings nur eine schwache Vorstellung von dem Reichtum an witzigen Einfällen, deren Stoff das sprachliche Mißverständnis bildet[8]).

Tiere und Teufel sprechen deutsch

Die unverständliche Sprache des Fremden klingt immer geheimnisvoll. Darum läßt der Pole in seinen Volksüberlieferungen die Tiere und andere Dinge oft deutsch sprechen, z. B. in einigen Rätseln:

*) Ein anderer Vers: Niemiec głupi, nichts verstehe,
Polak w mordę jego bije.

Stoi panna na przypiecku,
mówi pacierz po niemiecku.
(Kasza.)

Siedzi zając (diabeł) na przypiecku,
mówi pacierz po niemiecku.
(Kot.)

Šiłowyło — botowyło
po nimećki howoryło;
z peredu tilce,
z zadu wylce;
z werchu syneenke sukonce,
znyzu biłe połotence.

Šyło motowyło,
po pid nebesamy chodyło,
po nimećki howoryło,
po turećki zawodyło.
(Łastiwka.)

Auf dem Herd ein Fräulein steht,
deutsch sagt sie's Gebet*).
(Grütze.)

Ein Hase (Teufel) auf dem Ofen sitzt,
deutsch er's Vaterunser spricht.
(Kater.)

Hispel haspel — kraspel.
Es sprach auf deutsche Art.
Vorn ein Körperchen,
hinten eine Gabel.
Oben ein blaues Tuch,
unten weiße Leinwand.

Hispel, haspel — kraspel.
Es ging unter den Himmel,
sprach auf deutsche Art,
klagte auf türkische Art **).
(In beiden Fällen: die Schwalbe.)

Diese Rätselverse sind mit den verschiedensten Tieren, die immer deutsch sprechen, überall bei Polen und Ukrainern anzutreffen, wenn auch oft nicht mehr in der Gestalt des Rätsels.

Sedzy kotek na przypiecku,
wołô księdza po mniemiecku:
Fater kąm, fater kąm!
Czarne oczě mąm.

Ein Kater sitzt auf dem Ofen,
tut den Propst auf deutsch hinrufen:
Vater komm her! Vater komm her,
meine Augen sind schwarz so sehr ***).
(Piechowice, Kaschubei)

Cztery mile za Warsawom,
ożenił się wróbel z kawom.
Wszystkich ptaków zaprosili.
A o sowie zabaczyli.
Jak się sowa dowiedziała,
cztery konie zaprzondz dała,
na wesele pojechała,
siadła sobie na murecku,
kazała grać po niemiecku.

Vier Meilen hinter Warschau
nahm der Spatz die Dohle zur Frau.
Alle Vögel lud er in sein Haus.
Nur die Eule ließ er aus.
Kaum erfuhr sie dies,
vier Pferde sie anspannen hieß,
und zur Hochzeit fahren ließ,
Setzt sich auf 'ne Mauer nieder
und ließ spielen deutsche Lieder.
(Im ganzen ehem. Polen)

Die Kiebitze rufen hinter dem Deutschen her.

Der deutsche Johann wollte Polen verlassen. Als er na einem Kiebitzvolk vorbeikam, hörte er:

Idzie z Polski Johann
blank, blank, blank,
nie niesie niiic.

Johann verläßt Polen
blank, blank, blank,
nichts er mit sich führt.

„Oh", sagte er, „Donnerwetter, wie die polnischen Vögel wissen, daß ich nichts aus Polen rausnehme".
(Sławków bei Ilkenau — Olkusz)

Tiere und Teufel verstehen deutsch, nur Gott nicht. H. Sienkiewicz berichtet in seinem Roman „Mit Feuer und Schwert" folgende Anekdote:

*) Die Grütze blubbert, wenn sie kocht.

**) In der russischen Sprichwörtersammlung von V. Dal „Poslovicy russkago naroda" Moskwa 1862, S. 1080/1 sprechen in zwei ähnlichen russichen Versen die Schwalbe und der Kranich deutsch.

***) Derselbe Vers konnte auch bei Litzmannstadt aufgezeichnet werden. Bei Brzeziny-Łódzkie folgender Abzählreim: „Siedzi kotek na przypiecku, mówi pacierz po niemiecku. Raz dwa trzy, wychodź ty." — Im Lubliner Land: „Każda żaba woła szwaba". (Jeder Frosch ruft: „Schwab").

Als der Pole und der Deutsche zu Gott um ein Pferd kamen, sagte der zweite darauf „Pferd". Gott (der anscheinend nur polnisch kann) verstand „pfe". Das ist polnisch und bedeutet „pfui". Darum gab er das Tier dem Polen, der seitdem ein guter Reiter ist, während der Deutsche zu Fuß gehen muß.

Besonders charakteristisch ist das folgende Märchen, durch das unsere Ausführungen im 3. Kapitel wesentlich bereichert werden.

Wie der Teufel die Bauernfrau deutsch sprechen lehrte.

Vor vielen Jahren lebte in der Kaschubei ein vermögender Bauer. Dieser hatte ein junges Weib, welches sich in seinen jungen Knecht verliebte. Gern wollte sie ihren Mann für die Nacht los werden und sagte deshalb: „Unser Knecht spricht gut deutsch. Ich erlerne diese Sprache, dann werden mich Juden und Händler nicht betrügen." Der Mann mußte im Stall bei den Pferden schlafen. Der Knecht sollte in der Dachkammer einquartiert werden, um der Frau die Sprache beizubringen. Aber vom Lernen war keine Rede, Frau und Knecht aßen und tranken gut und gingen dann schlafen. Und so sündigten sie einige Monate. Und der Bauer meinte, die Frau lerne Deutsch, und der Knecht schliefe in der Dachkammer.

Dem Teufel bereitete dies Vergnügen. Er kam eines Tages zum Bauern und fragte: „Brauchen Sie einen Knecht? Ich würde sehr gern bei Ihnen dienen." Der Bauer antwortete: „Ich brauche gegenwärtig keinen Knecht, da ich einen sehr guten habe, der sogar meine Frau deutsch sprechen lernt." Da erwiderte der Böse: „So werde ich bei Ihnen ein Jahr lang umsonst arbeiten, auch ich kann deutsch sprechen." Damit war der Bauer einverstanden. Der Teufel war ein guter Arbeiter, denn er war stark, aber zum Sprachunterricht gebrauchte ihn die Frau nicht. Er mußte mit dem Bauern im Pferdestall schlafen.

In einer Nacht sagte der Teufel: „Ich höre auf dem Hofe jemanden gehen. Es können Diebe oder Zigeuner sein. Muß sie vertreiben." Und der Bauer schickte ihn fort.

Er klopfte aber an das Fenster der Schlafstube. Die Frau machte schließlich auf und fragte, was er denn in der Nacht wollte. Er sagte: „Der Bauer befahl mir, noch eine Arbeit in der Stube zu verrichten. Machen Sie mir auf!" Sie entgegnete: „Geh' schlafen! Die Arbeit kannst du morgen am Tage verrichten!" Aber der Teufel ließ sich nicht abweisen. Da versteckte die Frau den Knecht, der in ihrem Bette lag, in der anderen Stube unter das Erbsenstroh und ließ den Teufel ein. Dieser sprach: „Ich muß noch einmal die Erbsen in der anderen Stube ausklopfen, der Bauer hat noch einige Körner in den Schoten gefunden und mir zur Strafe diese Nachtarbeit aufgegeben." Die Frau entgegnete wütend: „Diese Arbeit hat bis morgen Zeit, geh' schlafen und mache hier keinen Krach!" — „Liebe Wirtin", sagte gelassen der Böse, „gern will ich schlafen gehen, aber zuerst muß ich den Befehl meines Herrn ausführen!" Und so nahm er den Flegel und begann das Stroh, unter dem der Knecht lag, zu bearbeiten. Sie suchte ihn daran zu hindern, aber er faßte sie an, trug sie auf die Ofenbank und band sie dort fest, so daß sie sich nicht rühren konnte, und drosch weiter. Der Knecht unter dem Stroh empfing alle Hiebe geduldig, denn schreien durfte er nicht, sonst wäre alles herausgekommen. Der Teufel hörte endlich mit der Arbeit auf, band die Frau los und sagte: „Die Körner sammle ich morgen auf", und ging in den Stall. Dem Bauer aber sagte er, daß er die Diebe vertrieben

und alle Türen verschlossen habe. „Gut tust du, mein Bursche", lobte der Bauer, „du gibst auf mein Gut acht, als ob es das Deinige wäre. Du bist ein besserer Knecht als jener Faulpelz, der in allen Ecken zu stehen und sich vor jeder Arbeit zu drücken weiß!"

Am nächsten Tage entfernte man das Erbsenstroh aus der Stube. Dann wurde Roggen gereinigt. Die Spreu tat man in ganz große Säcke und stellte diese in der Stube auf. Abends ging man schlafen.

In der Nacht stand der Teufel wieder auf und klopfte bei der Frau ans Fenster. Diese hatte wieder den Knecht bei sich und wollte nicht aufmachen. Sie schimpfte, fluchte und sagte: „Wieder bringt dich der Teufel hierher, ich weiß nicht, weshalb du hier nachts kommst, geh' schlafen, ich mache dir nicht auf." Der Teufel ließ sich aber nicht abfertigen, sondern sagte: „Ich frage nicht danach, ob Sie mir aufmachen wollen oder nicht, der Bauer schickt mich, und wenn man mich nicht hereinläßt, mache ich die Tür doch auf." Und machte sich an die Arbeit. Die Frau aber wickelte den Knecht in ein Bettlaken, steckt ihn in einen der großen Säcke mit Spreu und ließ den Teufel ein. Dieser sagte: „Der Bauer befahl mir, die Säcke mit Spreu auf den Boden zu tragen!" Sie entgegnete: „Ich lasse dich nicht arbeiten, es ist Nacht, ich will schlafen, geh' auch schlafen", und begann, ihn zur Tür hinauszuschieben. Aber er band sie wieder, legte sie auf die Ofenbank und trug einen Sack nach dem anderen auf den Boden. Zuletzt nahm er den Sack, in dem der Knecht steckte. Als er mit ihm schon oben war, ließ er ihn fallen, als ob er ihm zu schwer wäre, und sagte: „Man hat hier nicht einmal in der Nacht Ruhe. Wie habe ich mich mit diesen Säcken abgequält, und dieser letzte ist besonders schwer, und dabei faßt er sich so hart an, ich muß ihn noch weich klopfen!" „Du Nichtswürdiger!" schrie das Weib, „laß ihn in Ruh', geh' schlafen!" Aber er nahm die Keule, die zum Tabakmahlen diente, und bearbeitete den Sack. Als er sich müde gehauen hatte, nahm er ihn und trug ihn auf den Boden zu den anderen Säcken. Darauf befreite er die Bäuerin und sagte: „Werte Frau, bei euch muß man arbeiten wie ein Pferd, nicht einmal in der Nacht habe ich Ruhe. Ich muß kündigen und einen anderen Dienst suchen, wenn mir der Bauer weiter so zusetzen wird." Sie sagte darauf: „Hast vollständig recht, geh' meinetwegen zum Teufel!" Als er fort war, stieg sie auf den Boden und zog den Knecht aus dem Sacke heraus. Dieser sagte jammernd: „Ich komme nicht mehr des Nachts zu dir. Der neue Knecht weiß ganz gut, wie es hier zugeht. Er hat mich fürchterlich zerschlagen!" Sie aber bat und flehte, er möge sie nicht verlassen. „Ich werde dich schon auskurieren, sollst extra gutes Essen bekommen. Morgen, wenn der Bauer auf dem Feld ist, komme zu mir, dann bekommst du Eier und Speck!" — Und so einigten sich beide.

Am andern Tage fuhr der Bauer früh aufs Feld, den Teufel ließ er zu Hause, er sollte Holz zerkleinern. Dieser aber nahm die Gestalt des Liebhabers an und klopfte ans Fenster. Er bekam eine Schüssel voll Eierkuchen, schluckte alles herunter und ging an die Arbeit. Und da kam der Knecht ans Fenster und fragte, wie's mit dem versprochenen Frühstück sei. Sie entgegnete: „Erst vor einer Weile gab ich dir eine Schüssel voll Eier, und du willst wieder essen?" Er entgegnete darauf: „Ich bekam nichts. Du hast sie wohl selber aufgegessen! Zeige deine Zunge!" Aber da kam die Magd, und der Knecht trat zur Seite. Nach einiger Zeit, als die Frau wieder allein war, hörte sie Schritte, sie steckte den Kopf zum Fenster heraus und zeigte ihre Zunge. Es war aber der Teufel, der dort stand, er faßte ihre Zunge und riß sie heraus.

Es wurde Mittag, und der Bauer kam vom Felde. Der Teufel sagte zu ihm: „Was Ihrem Knecht nicht gelungen ist, das habe ich in kurzer Zeit erreicht. Ihre Frau hat heute fließend Deutsch sprechen gelernt. Nun kann ich meinen Dienst verlassen."

Der Bauer dankte und sagte: „Nun ist mein Weib klug, sie wird sich in der Stadt nicht betrügen lassen. Sogar mit den Juden wird sie handeln können. Bevor du aber gehst, sage mir doch, wie ich sie jetzt in der deutschen Sprache ansprechen soll." Der Teufel brachte mit vieler Mühe dem einfältigen Bauern folgende Frage bei: „Was macht der Knecht bei dir in der Nacht?" und ging fort zur Hölle.

Der Bauer trat nun in die Stube und stellte seine Frage. Die Bäuerin aber drehte mit dem Kopfe, wimmerte, zeigte mit den Händen und gab ein Stammeln und Blöken von sich. Der Bauer meinte anfangs, sie spräche deutsch, aber bald überzeugte er sich, daß ihr die Zunge fehlte. Da jammerte auch er und sagte: „Was fange ich mit einer stummen Frau an!" Und es stieg ihm ein sonderbarar Verdacht auf. Er rief den Knecht, den Liebhaber seiner Frau, und schrie ihn an: „Du Schelm! Du Nichtswürdiger! Warum hast du nicht den Mund gehalten? Du hast den Juden in der Stadt erzählt, daß meine Frau deutsch sprechen kann. Diese fürchteten, sie würde ihnen das Geschäft verderben, sind in meiner Abwesenheit gekommen und haben ihr die Zunge ausgerissen. Du nichtswürdiger Verräter." Und er faßte die Tabakskeule und bearbeitete den Knecht noch gründlicher, als dies der Teufel getan hatte. Und er trieb ihn hinaus aus dem Hause.

Die Frau aber blieb stumm. Sie kränkelte und nach einiger Zeit starb sie — und vielleicht kann sie sich in der Hölle mit dem Teufel auf deutsch unterhalten.

An den anderen deutschen Volksgrenzen lassen sich Parallelen feststellen. In den Sagen der Sudetendeutschen reden mitunter die bösen oder geheimnisvollen Geister tschechisch, z. B. in der Sage vom „kleinen Mannel" oder vom „böhmischen Mann"*), der, wenn man ihn anruft, aufhockt oder auf andere Art straft. Uns sind ungarische Sagen bekannt, in denen die Hexen entweder deutsch sprechen oder deutsche Namen tragen, die den madjarischen Erzählern sonst unbekannt sind. In einer von A. Loschdorfer in der Ortschaft Buják aufgezeichneten Sage heißen die drei Hexen Hansli, Lutzi, Poli. In einer anderen redet die Katze deutsch[9]).

„Polack" im Deutschen, „Niemiec" im Polnischen

„Polack" im deutschen, „Niemiec" oder „Szwab" im polnischen Munde gelten seit altersher als Beleidigung. Auch hier herrscht die Regel, daß man zur Steigerung der Derbheit gern den Ausdruck der Nachbarsprache anwendet. „Niemiec" war ja von vornherein ein Spottname (Stummer, Stammler) und man schimpfte gern „ty Niemcze", weil das Wort „Deutscher" schwer der polnischen Zunge anzupassen war. Der Dichter Mikołaj Rey (16. Jahrh.) braucht im „Zwierciadło" das Wort „dajczmanek" (Deutschmännchen), das man jedoch sonst nirgends wiederfindet. Im 18. Jahrh. benutzte man in Polen den Ausdruck „dajcz" für alles in der Literatur und Kunst, was besonders

*) E. Lehmann „Vom Kronwald und vom Krottenpfuhl" (Landskron. S. 47). — Jungbauer „Böhmerwaldsagen" (S. 24). — Zum Thema „deutschsprechender Teufel in der poln. Literatur" vergl. man unsere S. 65 f., 69 f.

schwerfällig oder trocken war. Seitdem in diesem Jahrhundert die Polen mit den einwandernden Schwaben in Berührung gekommen sind, hat unser „du Polack" ein sprachliches Gegenstück in „ty Szwabie" gefunden. Was für ein Ballast von Gefühlen mit dem Wort „Polack" verknüpft ist, beweisen die vielen Beleidigungsprozesse, die es seinetwegen vor dem Kriege besonders in Oberschlesien gegeben hat. Schon Karpiński, der 1770 in Wien war, hörte, „daß vor dem dortigen Magistrat ein Mann aus der Bürgerschaft mit einem anderen prozessierte und sein Vermögen verlor, weil ihn jener einen Polack genannt hatte, was dort die höchste Stufe des Schimpfes ist". Bystroń berichtet die merkwürdige Tatsache, daß selbst gebürtige Polen untereinander sich dieses Spottes halber wegen Beleidigung anzeigten. Doch soll es auch vorgekommen sein, daß sie sich ebenso wegen des Schimpfwortes „Niemiec" verklagt haben.

Wenn sich im deutschen Danzig Männer des Volkes streiten, dann geht's immer noch friedlich zu, solange sie sich „du Dussel", „du Esel", „du Schwein" usw. an den Kopf werfen. Sagt aber einer „du Polack", dann beginnt totsicher eine richtige Keilerei. Ähnlich ist es bei den evangelischen Masuren in Ostpreußen und sogar bei den evangelischen Schlonsaken in Weichsel (Ostschlesien), wo „zasrany Polok" („beschissener Polack") als eine schlimme Beleidigung gilt.

Wenn Deutsche der Volksinseln untereinander in Gegenwart von Polen oder Ukrainern von denselben sprachen, verwendeten sie getarnte Ausdrücke, und zwar „Römer" oder „Graue", damit die andern nichts merken.

Als mit dem 17. Jahrh. die Gründung deutscher Hauländereien (holendry) in großem Umfange durchgeführt wurde, mag der heute noch übliche Fluch „psiakrew holynder" (Hundeblut Holländer) entstanden sein, dessen Sinn dem Fluchenden jetzt allerdings nicht mehr klar ist. (Vgl. S. 270). Das sprachlich sinnlose „psiakrew cholera" ist eine sekundäre Bildung.

Der Ausdruck „Niemiec" oder „Polen" kommt auch in Rätseln oder als Sachbezeichnung vor:

Co Niemiec ma z przodu,
to Hiszpan ma z tyłu,
mężatka nie ma wcale,
a panna ma dwa w środku.

Was der Niemiec (Deutsche) vorne hat,
hat der Hiszpan (Spanier) hinten,
die mężatka (Frau) hats gar nicht,
die panna (Mädchen) zwei in der Mitte.
(Der Buchstabe „n".)
(Deutscheneck)

Deutsches Rätsel: Rate, rate, rate,
Es steckt in jedem Drahte,
Es steckt in jeder Bräutigamsbrust,
In Polen ist es unbewußt,
Berlin ist eine große Stadt,
Die das Ding nur einmal hat. (Der Buchstabe r.)

Przyjechała Niemka
w czerwonych sukienkach,
jak ją rozbierali,
to nad nią płakali.
(Cebula.)

Es kam eine Deutsche — in roten Kleidern,
als man sie auszog — da weinte man *).
(Zwiebel.)
(Krakauer Gegend)

*) Die obige Fassung bei Kolberg. Bei einer von mir im Warschauer und Litzmannstädter Gebiet festgestellten Variante heißt der Anfang: „Przywieźli ją Niemcy w czerwonej sukience", usw.

Siedzi Niemiec w ziemi,
łeb mu się czerwieni.

Ein Deutscher in der Erde sitzt,
der Kopf ganz rötlich blitzt. (Rübe.)
(Deutscheneck; Korczyna, Kleinpolen)

Drą, drą pod górą
kędzierzawi Niemcy.
(Prosięta ssające.)

Es zappeln hinterm Berge
kraushaarige Deutsche.
(Saugende Ferkel.)
(Ostschlesien)

Rätsel dieser Art sind auch bei anderen Völkern des Ostens bekannt, z. B. bei den Letten:

Ein kleines, kleines Höfchen,
rote Deutsche sind drin.
Der Schwarze geht hinein
und treibt alle hinaus.

(Backofen, Kohlen, Krücke.)

In einer anderen Fassung des Rätsels werden statt der Deutschen Polen genannt.

„Niemka" (die Deutsche) wird vielfach das Aufstellen von je drei Garben in zwei Reihen, im ganzen östlichen Warthegau ein giftiger Pilz mit großem weißen Hut genannt; „Niemka" ist auch mancherorts die Bezeichnung für die Kuh (stummes Wesen), bei den Ukrainern „nimyna"; „szwabka" eine veraltete Kopfbedeckung der Frauen, „Niemiec" allgemein eine Spielart beim Preferancespiel, ein Ballspiel, ein Tanz, ein Pfahl zum Festmachen von Schiffen; deutscher Knoten (węzeł niemiecki) beim Geschütz; prusaki (Preußen) — Ungeziefer (unsere Franzosen); usw. An der Narwa werden diese „prusaki" dem Feinde aus Rache heimlich ins Haus befördert. Die Zichorie wird ab und zu auch „kawa niemiecka" (deutscher Kaffee) genannt.

Der Tscheche bezeichnet mitunter Sachen unangenehmer Art mit dem Eigenschaftswort „německý", z. B. die Ratte: „německa myš" (deutsche Maus); die Pflanze parietaria glabra: „Němec potměšilec" (Deutscher Duckmäuser); die Distel: „německa růžička" (dt. Rose); den Frosch: „německy rak" (dt. Krebs, bei den Slovaken), ferner die Kartoffeln: němčata (die Deutschen) oder brambory (Brandenburger), weil die Deutschen sie als erste verbreiteten und die slavischen Nachbarn sie zunächst nicht essen wollten. Bei den Ungarn nennt man die Kröte „német rák" (dt. Krebs).

Für die Erklärung des deutsch-polnischen oder deutsch-slavischen Gegensatzes darf auch der Umstand als bedeutsam gelten, daß der Slave Jahrhunderte hindurch, teilweise bis in unsere Zeit hinein, den westlichen Ausländer allgemein als „Deutschen" bezeichnete (übrigens genau so wie der Franzose, Norweger und Este). Die Holländer, die unter Peter d. Gr. nach Rußland kamen, wurden vom Volke „njemcy" genannt, und den Altgläubigen erschien alles, was von ihnen herkam, als ein Greuel und ein Teufelswerk. Im Ukrainischen bedeutet „nimota" (Deutschtum) den Inbegriff aller falschen, aus dem Westen kommenden Kultursegnungen*). Der polnische Kleinadel nannte früher jeden Aus-

*) Henryk Rzewuski: „Pamiątki Soplicy". Krak. 1928 (Bibl. Nar. I, Nr. 112). S. 15 wird von einem Edelmann gesagt: „bei ihm galt jeder Ausländer als ein Deutscher". — Im Krakauer Gebiete sagt man von jedem Fremden, „er spreche irgend eine deutsche Sprache". — Daß in Bosnien und in der Herzegowina die südslavische Volksüberlieferung auch italienische Kaufleute als „deutsche Kaufherren" bezeichnete, berichtet F. S. Krauß „Slavische Volksforschungen" Leipzig 1908, S. 326. — Vergl. auch J. Peisker „Die älteren Beziehungen der Slaven zu Turkotataren und Germanen" Berlin 1905, S. 97 ff. — Jan Kochanowski, in

länder, ob er Franzose, Italiener oder sonst was war, „Niemiec z zamorza" („einen Deutschen von Übersee") oder einfach „Niemiec". In Rzewuskis „Listopad" (1845) spricht die Schlachta alten Datums noch von „Niemcy paryscy" (Pariser Deutschen) und von einem „niemczysko" und einer „niemka", von „niemieckie fatałaszki", obwohl es sich um einen französischen Frisör, eine Französin und um Pariser Schmuckstücke handelt. Und Sienkiewiczs „Bartek zwycięzca" schlägt 1870 die Franzosen, weil „sie auch Deutsche sind, nur noch schlimmere". Bystroń gibt an, daß auch heute noch im einfachen polnischen Volke der Ausdruck „Niemiec" mitunter auf nichtdeutsche Völker angewandt wird. Auch im Brauchtum der Ukrainer kommt diese Bedeutung jetzt noch vor. In Zdanivci bei Poltava beginnen die Brautwerber des jungen Mannes im Hause des Mädchens ihren Spruch folgendermaßen:

My ludy nimećki,	Wir sind deutsche Leute,
idemo z zemli turećkoi.	kommen aus türkischem Land.

Und im Premisseler Gebiete singen die Mädchen, wenn sie das große Brot (korovay) auf den Hochzeitshof bringen u. a.: „Kommt alle Deutschen, schmückt euch mit Kränzen". Diese Worte richten sich an alle Fremden, die nicht zur Hochzeitsgemeinde gehören[10]).

Umgekehrt kommen im deutschen Sprachgebiet die Ausdrücke „Polack" und polsch-polnisch in der verschiedensten Bedeutung vor:

Polack:

1. polnisches Pferd in anerkennendem Sinne. Kommt in den Dichtungen von Voß, Bürger, Schiller vor; im Volksmunde im entgegengesetzten Sinne: Wenn einem alteingesessenen Berliner Müllkutscher das Pferd nicht richtig gehorchte, dann konnte man ihn vor nicht allzu langer Zeit „du verfluchter Polack" schimpfen hören. Wallach — verschnittener Hengst wurde nicht etwa nur so genannt, weil die Verschneidung in der Walachei zuerst vorkam (16. Jahrh.), sondern weil die Lust der Verspottung bei der Verleihung des Volksnamens an den kastrierten Hengst den Ausschlag gab. Im polnischen bedeutet „szwab" ein Pferd mit langem Schwanze. Adalberg bringt in seiner Sammlung ein Sprichwort: „Cnota strzępiona, szwab bez ogona" (Fadenscheinige Tugend, ein Schwabe ohne Schwanz);
2. eine Kartoffelsorte;
3. Schläge auf den Hintern, besonders mit einer kurzen, dicken Lederpeitsche, angeblich, weil diese Art zu strafen in Polen gebräuchlich war. Man sagte: „Einem einen Polacken geben". In Ostpreußen die Redensart: „sonst kregst met dat polsche End" (Tauende);
4. Neige, Rest in der Tabakspfeife oder im Glase, am Rhein und in Franken gebräuchlich;
5. geschnittenes Huhn, vielleicht, weil die Kunst, Hühner zu schneiden, aus Polen gekommen ist;
6. scherzhaft mitunter für Polizeidiener. — Abgerissener, ungeschliffener Mensch; in Nordschleswig: „du dänischer Polack".

„Nowy charakter polski" (1594) rechnet das Englische, Schottische, Dänische und Schwedische zu den „deutschen Sprachen". — In Jan Jurkowskis Trauerspiel „O polskim Scylurusie" (1604) nennt der alte Schlachtschitz alles „Ausländische" — „deutsche Kunststücke". — In den „Erinnerungen" des Jan Chr. Pasek sprechen die Dänen, weil er sie nicht versteht, „deutsch". Und so weiter!

7. „er schlägt Polack", d. h. mit den Armen kreuzweise über die Brust, vor Kälte (in der Grenzmark Posen-Westpreußen); oder man sagt dafür: „polnische Handschuhe anziehen".
8. eine Fischart, „gadus polachius";
9. Kleidungsstück, Mönchskappe; weibliches Kleidungsstück, Leibchen.

Polackei: verächtlicher Ausdruck für das Land Polen.

Wasserpolacken:
nicht nur auf die polnisch sprechenden Oberschlesier, sondern oft auch auf die in Westpolen wohnenden Deutschen angewandt. Verächtlich auch „Wasserpolnisch". Doch hat man auch auf das schlechte schlesische „Wasserdeutsch" aufmerksam gemacht. In Böhmen entspricht dem Wasserpolnisch das sogenannte „Kuchelböhmisch".

Pulke, Polsche:
Aus Polka — Polin, in den Grenzgebieten, auch in Berlin, meist für eine schlampige, liederliche Frau. Umgekehrt nennt der Pole eine ungeschickte, häßliche Frau „Niemra" (Niemka — Deutsche).

Schlunze:
Aus Ślązaczka — poln. Schlesierin, für eine liederliche, schlampige Frau.

Quadratkaschube:
In der Grenzmark Posen-Westpreußen Spottwort auf die Kaschuben, desgleichen „Steinkaschube". In Danzig: „Kaschubiak", „kaschubscher Wasserpolack". In Mecklenburg gilt „Kaschube" (oll Kaschuw) als Schimpfwort, in den Ostgauen und bei den Umsiedlern aus Wolhynien als Spottwort für die Niederdeutschen, die aus Pommern stammen.

Steinmasur:
bedeutet einen kerngesunden Menschen (im Osten und Süden von Ostpreußen), aber auch den national hartgesottenen Masuren; „masursch Kunter" — kleiner, zäher Mensch (Fischhausen).

polsch, polnisch:
1. Grimm bringt Zitate: auf polnisch lachen; poln. Tänzer; poln. Braten; poln. Bock (Dudelsack);
2. in Bayern: „das kommt mir polisch vor", d. h. seltsam, sonderbar;
3. in der Naturbeschreibung haben mehrere Seetiere den Beinamen „polisch", der ursprünglich von den Holländern ausgeht und etwas Fremdes, Ungewöhnliches bezeichnen soll: polischer Hammer — eine Art Kammuschel oder Auster; polischer Sattel — Kreuzmuschel; polische Mütze — eine Korallenart, auf der unteren Seite hohlrund; polischer Säbel — eine Art Schneidemuschel;
4. „mit polnischem Abschied weggehen", „sich auf polnisch drücken". In Ostpreußen, wenn sich jemand auf merkwürdige Weise verdrückt; „einen Polnischen machen" bedeutet bei den Deutschen im Netzegau „sich mit der Hand schnäuzen".
5. poalsch — täppisch, tölpelhaft, ungeschickt (Frische Nehrung);
6. „polsch Botter" — Salz auf trockenem Brot (Zinten, Ostpreußen);

7. „polscher Hering" — verdünnter Essig mit Zwiebeln, aber ohne Hering (Danzig);
8. „polsch Grepp" oder „polnisch Grütze" nennt man in Ostpreußen das Hungerblümchen (Erophila verna); in den deutschen Kolonien Westgaliziens heißt die Ringelblume „Polackeblume", in Ostgalizien „Rusnackeblume";
9. „polnischer Wechsel" — ein geringer Monatswechsel armer Studenten in Königsberg;
10. wenn man einen Menschen in die Enge treiben will, sagt man: „den werden wir in den polschen Bock spannen", wobei man sich alte polnische Foltermethoden vorstellt (West- und Ostpreußen);
11. „pulsche Hacke" nennt der Mittelschlesier den wasserpolnisch sprechenden Oberschlesier[11]).
12. „Die polsche Brell (poln. Brille) aufsetzen", wenn jemand die Hand über die Augen hält, um ins blendende Licht zu sehen, aber auch, wenn man den Ochsen oder Bullen ein Brett vor dem Kopf anbringt (Westpreußen);
13. erzpolnisch, stockpolnisch, steinpolnisch;
14. „polnische Kehle". „Mir ist etwas in die poln. (also falsche) Kehle gekommen" (Netzegau);
15. „polnische Ehe". So nennt man in Mecklenburg und Pommern mitunter eine schlechte Ehe;
16. „polnischer Groschen" für etwas Wertloses. „Das ist keinen lausigen polnischen Groschen wert" (Im Osten des Warthegaues).

In der Überschneidungszone der beiden Volkstümer tritt jedenfalls der Volksname fiel häufiger auf als im weiter zurückliegenden Binnenlande. Im Innern der Volksgebiete sagt man „wir", an der Volkstumsfront „wir Polen" oder „wir Deutschen". In den eigenen Reihen ist „ein echter Deutscher", „rdzenny Polak" das höchste Lob, in der nachbarlichen Auseinandersetzung der „twardy, zabity Niemiec" (harter eingefleischter Deutscher), der „verbissene Pole", „Stockpole", „Steinpolack", „Erzpolack", Steinkaschube, Steinmasur („richtiger Windscher", „windscher Dickschädel" in der Lausitz) die klarste Bezeichnung des Gegners. Der Volksname des andern muß sich, wie Emil Lehmann auch für die tschechisch-deutsche Nachbarschaft feststellt, viele, eine Minderwertigkeit ausdrückende Nebenformen und Umgestaltungen gefallen lassen. Die vielen Nebenformen des Wortes Niemiec haben wir auf S. 263 zusammengestellt. Statt „Prusaki" sagen die Polen oft „prosioki", was „die Ferkel" bedeutet. In Nordböhmen klingt es verächtlich, wenn der Sudetendeutsche von den „Biehmschen", „Böhmaken", „Tschechuzen" oder bloß von „denen da drüben", „auf der anderen Seite" spricht. In Ostschlesien (Bielitz-Biala) ist „du Bemsche", in Westschlesien „du Biemscher", ein Schimpfwort auch der Deutschen untereinander, und bedeutet Lausebub oder etwas ähnliches. In Schlesien nennt man einen verlotterten Herumtreiber „einen richtigen Hanaken". Die Hanaken sind bekanntlich ein Volksstamm in Mähren. Genau so sieht es an allen Volksgrenzen Europas aus. Ungeheuer ist die

Verachtung, die die Madjaren ihren Mitvölkern gegenüber hegen. Beim Worte „Slovak" setzen sie z. B. gleich immer sprichwörtlich hinzu: „der kein Mensch ist". Oder sie sagen: „er ist zur Hälfte Deutscher und zur Hälfte Slovak", d. h. wertlos, erbärmlich oder gemein.

Die Nachbarn werden in der Volkssprache oft in der Form des Neutrums erwähnt: „te Niemce" (richtig: „ci Niemcy") oder z. B. „das läuft hier herum" statt „sie (die Deutschen) laufen hier herum". Beliebt ist daher auch der Spottausdruck „Niemczysko" (das Deutscherchen), während an manchen Abschnitten der deutschen Ostvolksgrenze der Deutsche „das Pack von drüben" mit dem Gefühl der Geringschätzung erwähnt. Auch Lehnworte, die noch deutlich den Stempel der deutschen Herkunft tragen, haben in der Mehrzahl meist zur Unterstreichung der Geringschätzung die Neutrumsendung z. B. hofraty, landraty, lejbkuczery, jegry, oberstery, „hery oficery" usw. statt hofraci, landraci, lejbkuczerzy usw.

Die polnische schöngeistige Literatur weist oft sprachliche Feinheiten auf, die für unsere Fragestellung von Bedeutung sind. In einer kleinen Novelle schreibt W. Reymont: „pod wieczór doszli (Pan Jezus z Św. Piotrem) do jakiegoś dworu i myśleli, że się tam ugrzeją i pożywią, ale dwór miały Niemcy, które ich wygnały za wrota na bory i lasy"*). Der Schriftsteller vermittelt hier durch die Anwendung der Neutrumsform für die Deutschen dem Leser sofort eine andere Gefühlseinstellung zu den handelnden Personen, eine Herabminderung. Ähnlich ist es ja auch in der Volkssprache, in der meist geringschätzig „te Niemce" und ähnlich gesagt wird. In polnischen Romanen und Erzählungen kommen solche Formulierungen oft vor, z. B. bei Jadwiga Łuszczewska „Panienka z Okienka" (1891, 3. Aufl. Posen 1927, S. 25) „te Niemcy"; S. 224. „byłyby Niemcy do rana spały". — B. Prus „Placówka" (1885) sagt z. B. „Hamerowie wyszli", aber kaum ist von „Deutschen" die Rede, dann formuliert er „Niemcy skusiły". — Z. Kossak-Szczucka „Legnickie Pole": „Te Niemce przechytre". — G. Morcinek „Serce za Tamą", S. 299, „nadęte mieszczany niemieckie". — L. Rydel „Bodenhain": „te Prusaki".

„Prusactwo" bedeutet im polnischen Schrifttum meist nicht wörtlich „das Preußentum", sondern „die Preußen" im verächtlichen Sinne.

In den polnischen Zeitungen und Erzählungen wurde früher oft das Wort Niemiec mit kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben, um die Geringschätzung zu unterstreichen.

Die Sprache Anlaß zum Spott

In Oberschlesien bezeichnet man die eine deutsche Mundart redenden Leute scherzweise als „ubadruba", in der Kaschubei die Angehörigen einer gewissen Dialektgruppe, besonders die kaschubischen Bewohner des Kreises Schlochau, als „gochy", angeblich weil sie in ihrer Sprache so oft das deutsche „doch", gebrauchen. Man unterscheidet auch die im Norden wohnenden, reiner sprechenden „Fajnkaszebi" und die im

*) Gegen Abend kamen der Herr Jesus und der Heilige Petrus zu irgend einem Hof und dachten, sie würden sich dort erwärmen und sattessen. Den Hof besaßen aber Deutsche, die sie aus dem Tor hinaustrieben, in die Wälder hinein." (Nowelki Reymonta: Wydanie Zbiorowe. N. VIII, 183). („Język Polski". „Z zagadnień gwarowych w „Chłopach" Reymonta.") Jg. 1936, S. 8.

Süden wohnenden und schon gemischter sprechenden „Grobkaszebi". Die Deutschen nannte man auch „fadry" und „mutry". (Väter, Mütter). Die Kaschuben bezeichnen die Deutschsprechenden als „jamroty" (Kauderwelscher). Wacław Potocki gebraucht in seiner „Wojna Chocimska" (1670) für die Deutschen auch einmal den Ausdruck „bruder". Die Deutschen wiederum schufen auf Grund des im Polnischen so oft vorkommenden „Panie" (Herr) die besonders im Weltkriege allgemein verbreiteten: Pomje, Panje, Panjewagen, -pferd, -haus, -bauer usw., während man in Litauen die häufig fluchenden Deutschen „farflukter" oder „fluk" schimpfte. Ein weit verbreiteter Spottname auf sie ist auch „derdydasy" (derdiedas) *). Niemcewicz erzählt in seinen Erinnerungen, daß, als Wybicki 1806 in Warschau der Regierung der preußischen Behörden ein Ende bereitete, er das mit der kurzen Aufforderung tat: „fort stąd, wy derdydasy". Der Ausdruck ist heute noch in Kujavien, im Kalischer Lande und in Galizien im Schwange. Dort scherzt man:

Żeby nie ten derdydas,
toby było Niemcy z nas.

Wenn das „derdiedas" nicht wär',
wär'n wir keine Polen mehr **).

Und die polnischen Schulkinder necken ihre deutschen Mitschüler:

Derdydas,
świnie pasł.

Der „derdiedas",
zum Schweinefraß ***).

Auf die Frage polnischer Kinder „Co to jest" (Was ist das) antworten die deutschen im Reim „Vogelnest" (östlich. Warthegau), die polnischen Kinder auf die deutsche Frage „was ist das?" „kapusta i kwas" (Sauerkraut und Sauerteig"; und auf unser „siehste": „Jakie to gówno czyste" (Wie ist die Scheiße sauber). Im Dorfe Treulande (Warthegau) unterscheiden die Deutschen: Die Frösche rufen „Herr, Herr", die Unken „Pun, Pun" (poln. Herr).

In Goleszów (Galizien) lautet ein anderer Spottvers:

Leci bocian, leci,
usiadł na chałupie.
Co szwaby gadają,
to ja noszę w dupie.

Es fliegt der Storch, er fliegt
und setzt sich auf das Haus.
Was die Schwaben schwatzen,
das sch... ich aus.

Die Pfälzer in Ostgalizien kennen folgenden weitverbreiteten Vers:

Kann net polisch, kann net deitsch,
kummt der Vater mit der Peitsch.
Un die Mutter hinderin,
schlaat mer alle Rippe in.

Sehr verbreitet ist bei den Polen die Verspottung der deutschen Vornamen:

Fritz, niema nic,
tylko kozę,
co srać nie może.

Fritz, hat nichts,
nur eine Ziege,
die nicht sch..... kann.

Eduard, co on wart?

Eduard, was ist er wert?

*) „Materiały Antropologiczno-Archeologiczne i Etnograficzne" Bd. 2, S. 146 u. 147. J. Swiętek „Zwyczaje i Pojęcia Prawne — lud nadrabski" berichtet aus Raba in Kleinpolen, daß das Benutzen deutscher Worte Anlaß dazu gegeben hat, dem Benutzer des Wortes dieses als Beinamen zuzulegen, z. B. Ferbaj aus „herbei", Ajzo aus „also" (S. 130), Gargara aus der Redensart „ganz und gar nichts" (gar a gar nic. S. 148) usw.

**) Wörtlich: „dann wären Deutsche aus uns".

***) Wörtlich: „hat die Schweine gehütet".

Marta, nic nie warta.	Marta, taugt nichts.
Hugo, jak sra, to mrugo.	Hugo, wenn er sch...., dann blinzelt er.
Emma, nic niema.	Emma, die hat nichts.
Auguste źre kapustę.	Auguste, die frißt Sauerkohl.
Otto, kluski wymioto.	Otto, der kotzt Klöße aus.
Ida — gnida. Und so weiter.	Ida — Lauseei.

Es gibt volkstümliche Mittel, um schnell die Sprache des Nachbarn zu erlernen:

Włożył język pod niecki, umie mówić po niemiecki.	Er legte die Zunge unter die Krippe, da gings ihm Deutsch von der Lippe.

Oder: wer Deutsch lernen will, der muß bei starkem Frost die Zunge an die Türklinke, ans Pumpenrohr oder an andere Eisenteile halten und dann abreißen. Dann kann er Deutsch sprechen. In Wirklichkeit ist das ein roher Spaß, bei dem die Zunge sofort anfriert, so daß man sie sich blutig reißt. Dasselbe Mittel empfehlen umgekehrt in Ostpreußen, bei Meseritz und wohl auch in den anderen Grenzlanden die Deutschen, wenn jemand Polnisch lernen soll. Oder man gibt ihm den Rat: „Lecke einer Katze (oder einem alten polnischen Weibe) am Arsch, dann kannst du Polnisch sprechen". Im Polnischen umgekehrt: „Nie umiesz po niemiecku, obliż dupę dziecku" („Wenn du nicht Deutsch verstehst, so lecke einem Kinde den Hintern ab"). Die Deutschen erzählten früher oft dem, der nach Polen einreisen wollte, folgendes: „Paß gut auf. An der Grenze kommst du über eine Brücke. Auf der sitzt eine alte polnische Baba. Der mußt du den Arsch lecken, dann kannst du sofort Polnisch sprechen".

Es gibt auch eine volkstümliche Sprachvergleichung. Ein Beispiel: Wer wird bei Regen nässer, der Deutsche oder der Pole? — Natürlich der Deutsche, denn er wird „durch und durch" naß, der Pole nur „do skóry" (bis auf die Haut).

Die Deutschen haben die Polen immer verspottet, sie hätten soviel Worte mit dem unanständigen Ausdruck -arsch (-arz) am Ende, z. B. leckarsch (lekarz), aptekarz, arendarz usw. Diesen Spott nahm sich ein Mitglied der polnischen „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften" so zu Herzen, daß er in einer wissenschaftlichen Abhandlung unter Hinweis auf die Ähnlichkeit mit dem bewußten deutschen Wort und die daraus entstehende Lächerlichkeit allen Ernstes eine Abänderung der Endung -arz in -ar vorschlug. (Krzysztof Wiesiołowski „Pismo o niektórych nieprzyzwoitych wyrazach". 1822).

Von einem Volksgenossen, der das Polnisch erlernen wollte, erzählen die Deutschen in den Volksinseln folgenden Spott: „Daß die Polen in ihrer Sprache einen Schreiber „Pißarsch" (pisarz!), einen Maler „Malarsch" (malarz!), einen Schornsteinfeger „Komm-in-arsch" (kominiarz!), eine Hebamme „Arschkuckerka" (akuszerka), einen Tierarzt „Wetter-in-Arsch" (weterynarz) nennen, das kann ich alles noch verstehen. Aber warum ein Tintenfaß „Kahl-am-Arsch" (kałamarz!) sein soll, das ist mir ein Rätsel."

Wichtig ist auch die Tatsache, daß beide Völker ab und zu dazu neigen, in Erzählungen und Überlieferungen Menschen mit lächerlichen oder schlechten Eigenschaften keinen heimischen, sondern einen fremdklingenden Namen zu geben. A. Kleczkowski stellt fest: „In der deutschen Literatur waren polnische Namen, besonders die mit der Endung -ski, eine Bezeichnung für den schlimmsten Menschen in einer ganzen Reihe von deutschen Erzählungen und Romanen (in der sog. Polenliteratur des 19. und 20. Jahrh.), die gewöhnlich von Polenhaß überflossen."

In deutschen Kriminalromanen tragen die Verbrecher oft polnische Namen, was umgekehrt im polnischen Schrifttum genau so mit deutschen Namen vorkommt.

Denken wir auch an Christian Reuters „Schelmuffsky. Ein lügenhafter Reiseroman" (1696), an die Schnabelewopski, Schubiakski, Eselinski, Krapülinski und Waschlapski des jüdischen Dichters Heinrich Heine, an den Zwerg „Bucklinski" in einem Posener deutschen Märchen, an den sprichwörtlichen Radikalinski usw. In Berlin sagt man „ach, das war irgend so'n XY-ski oder Ixowski". Ein Verschwender und Borger wird von den Deutschen in Polen „Potrzebowski" genannt, ein Schlaumeier und Schummler „Szumlerski". Diesen Namen hat sogar der Pole Stanisław Przybyszewski in einem satirischen Zwiegespräch verwandt, wobei der Zusammenhang mit dem deutschen Ausdruck klar hervorgeht. In Ostpreußen nennt man einen Dummkopf oft „Dwatschkowski". In einer sächsischen Schmähschrift gegen die Polen im 18. Jahrh. heißt es: „Es sagte einer nicht unrecht, als Er so viel Polnische Namen auff ein Ky, sich endende gewahr wurde als Radzieyiows Ky, Posnas Ky, Schirads Ky, Lenzis Ky, Polz Ky, usw. Weilen es so große Küh (nach der hochdeutschen Pronunciation, Lateinisch vaccae) in Polen gäbe, so würden die Ochsen nothwendig noch größer seyn." Schon auf dem Titel beginnen die Schmähungen gegen die Angegriffenen, die Limmelowsky, Schlingelowsky und pralichte Polacken gescholten werden. Auch äußert der Schreiber den Wunsch, die vermaledeite Zunge des Gegners diesem aus der „Branntwein-Gurgel" gerissen zu sehen.

Eine gewisse Bedeutung im deutschen Spott hat auch der Name „Kaczmarek". In der Grenzmark nennt man so einen alten Kanonenofen, und die „Kaczmarek-Regimenter" aus der Zeit vor dem Weltkriege sind wohl noch in Erinnerung, desgleichen der Katschmarek unserer Flieger im heutigen großdeutschen Freiheitskampf.

Die Polen lassen mit Vorliebe einen Deutschen die Worte „chrząszcz brzmi w trzcinie" (der Käfer summt im Rohr) aussprechen und lachen, wenn es ihm nicht gelingt, und dann ein anderer komischer Sinn herauskommt[12]).

Im Abschnitt der deutsch-tschechischen Volkstumsfront sieht die Nachbarschaft der Volkssprachen ähnlich aus. Nach Redewendungen trägt der Tscheche beim Sudetendeutschen den Spitznamen „Copak" (Was denn?) oder „Protschpak" (Warum denn?). Es gibt auch noch andere herabsetzende Worte für das Tschechische, z. B. „das Gepowidale". Man spricht von „powidati", „böhmakeln" für Tschechisch reden, hebt in Proben den harten Klang und die Zischlaute und in kleinen Sätzchen ohne Selbstlaute das Zungenbrecherische der tschechischen Sprache hervor (nach Emil Lehmann), ruft hinter den Tschechen her: „Ale taki povi take brak brak brak", usw.

Nachahmung und Verspottung der Lieder und Gebete des Nachbarn

Mit besonderer Vorliebe spottet man über die Nationalhymne des Nachbarn. Im Posenschen sangen im vergangenen Jahrhundert die Polen, wenn sie unter sich waren oder gezwungen mitmachen mußten:

Deutschland, Deutschland über alles,
włoży kozie w dupę palec *). Usw.

Oder statt „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben":

Ich bin ein prosiok (prusak!),
wpędźcie mnie do chlewa.
Gdy ja nie idę,
weźcie na mnie kij.

Ich bin ein Ferkel,
treibt mich in den Stall.
Wenn ich nicht geh,
dann holt 'nen Knüppel für mich.

Man sang vor dem Weltkriege in polnischen Kreisen der Provinz Posen „Heil dir im Siegerkranz, Pellkartoffeln mit Heringsschwanz". Es ist wohl anzunehmen, daß diesen Reim gar nicht einmal die Polen erfunden haben. Doch haben sie überall da, wo sie mit Deutschen zusammenwohnten, diese Fassung angewandt, während die letzteren es unterließen.

Dafür spotteten die Deutschen als Anspielung auf „Jeszcze Polska nie zginęła" (Noch ist Polen nicht verloren), indem sie mitunter auch drollige polnische Texte nach der Melodie sangen:

Jeszcze Polska nüscht Genaues.

Nach den Aufständen von 1831 und 1863 wurde ein mit den Worten „Jetzt ist Polen ganz verloren" beginnendes und nach der Melodie „Jeszcze Polska nie zginęła" zu singendes deutsches Spottlied in den Grenzlanden und Volksinseln verbreitet. In einer Fassung enden alle Strophen: „Weg mit den Schlachtschitzen — weg mit den Unnützen". Eine Strophe lautet:

Jeder wollte König sein,
jeder wollt' regieren.
Und die Pfaffen obendrein
taten's Volk verführen.

Schafft sie nach Sibirien!
Laßt sie Zobel fangen!
Denn sie haben manchen
Deutschen aufgehangen.

Während der Grenzschutz- und Aufstandskämpfe im Jahre 1919 sangen die Polen spottweise den Kehrreim ihres Nationalliedes:

Marsch, marsch, Hindenburg,
w Holzpantoflach nach Brandenburg. Usw.

Die Deutschen antworteten nach der gleichen Melodie:

Marsch, marsch, Hindenburg,
hau den Polen den Hintern durch.

Die verflixten Polen
soll der Deiwel holen.

Im Ermland machen sich die polnischen Bauern, die dort in einer kleinen Zahl wohnen, über das Lied „O, wie wohl ist mir am Abend, wenn zur Ruh die Glocken läuten" lustig, indem sie nach der gleichen Weise singen:

O wy woły mota rogi,
nie spychojta ludzi z drogi **).

O ihr Ochsen habt Hörner,
drängt die Menschen nicht vom Wege ab.

*) Steck' der Ziege den Finger in den Hintern.

**) Augustyn Steffen „Zbiór polskich pieśni ludowych z Warmii", 1934, Bd. II, S. XXV ff. Steffen nimmt an, daß die Polen ab und zu deutsche Melodien übernahmen, um die Lieder des Nachbarn zu verspotten. Vergl. auch Hans R. Wiese „Uns rief Polen" (1937) S. 11.

Um das deutsche Gebet lächerlich zu machen, necken die Polen die Deutschen:

Vater unser, der du bist,
trzymaj portki, bo zgubisz.

Die Neigung, dem Gegner eins auszuwischen, läßt die Spötter ganz vergessen, wie wenig respektvoll die an den Herrgott gerichtete Aufforderung „halt die Hosen fest, du verlierst sie" ist. — Aber schließlich ist es ja nur der deutsche Gott.

Selbstverständlich bleibt der Deutsche nichts schuldig, und nimmt das polnische „Vaterunser" (Ojczenasz) auch her:

Ojczenasz.

Ojczenasz,
chleb en ne Tasch,
Klitzke em Biedel,
d' Polack frett as e Diewel.

(Bei Hermannsbad)

Nach Ansicht der deutschen Pfälzer in Ostgalizien läuten die ukrainischen Glocken „Bit laidak, ja żebrak" (Ich bin ein Lump, ein Bettler).

Von dieser kämpferischen Auseinandersetzung bleiben auch Grußformeln und Ausrufe nicht verschont. Auf „Guten Tag" brummelt der Pole als Antwort „dobry flak" (guter Darm), oder unser „ach Gott" ergänzt er gleich wenig gottesfürchtig im Reim: „kluski zjodł, kapusty niechciał, tylko dupą wierciał" (er fraß Klöße, Kraut wollte er nicht, drehte mit dem Hintern). Die hübsche polnische Dankformel „Bóg zapłać" (Gott vergelts) erklären die Volksinseldeutschen mancherorts: dem „Bock ist der Sack geplatzt". In allen Fällen kommt es darauf an, alles lächerlich zu machen, was dem Nachbarn heilig ist, damit ihm zugleich die Macht des Einflusses auf das eigene Volk genommen wird.

Deutsche und polnische Beredsamkeit

Der Deutsche, besonders im Raum der Nachbarschaft, spricht weniger und langsamer als der Pole. Da der Pole ein lebhafteres Temperament besitzt als der Deutsche, sind in seiner Sprache die Unterschiede in der Tonhöhe der im Satze hauptbetonten Silbe gegenüber den andern größer als im Deutschen und reichen, besonders bei Frauen, bis über eine Oktave hinaus. Umgekehrt geht der Deutsche gewöhnlich beim Satzabschluß in der Tonhöhe um eine Quinte herunter, der Pole oft nur um eine Terz. Über seine westlichen Nachbarn urteilt der Deutsche: „Die Franzosen sprechen so schnell wie Kaffeemühlen." Der Italiener kennzeichnet unsere Beredsamkeit mit dem Sprichwort: „Die Deutschen wissen mehr als sie sagen." „Veel weeten un wenig seggen", das ist die Art des Niederdeutschen, weshalb ihn der Pole für nüchtern, langweilig und grämlich hält. Dieser hat nämlich die Fähigkeit, auch über Dinge ausführlich zu reden, die er nicht gründlich kennt. Der eigentümlichen Verbindung zwischen deutscher Tiefe des Denkens und dem Mangel an Ausdrucksfähigkeit und Werbekraft des Wortes steht eine gegenteilige Begabung auf der polnischen Seite gegenüber, nämlich für gedankliche Oberflächlichkeiten und Legenden mit unübertrefflicher Werbe- und Überzeugungskraft rednerisch eintreten zu können. Der Pole ist der geborene Propagandist.

An der Volkstumsfront gibt es über diese Unterschiede Vergleiche. Der Pole redete seit jeher sprichwörtlich vom „barani język" (Hammelsprache) seines Nachbarn, der, wie ein Hammel, nicht oft, aber wenn, dann laut „blökt". Dieser Ausdruck kommt auch im Sprichwort: „Gdzie żaba skrzeczy, tam Niemiec beczy" (Wo der Frosch quakt, da blökt der Deutsche) vor. Die andere Seite pariert mit „polnischem Geschnatter" und erzählt, vor allem in den deutschen Siedlungen in Polen, die Ente sei ein polnisches Tier, denn sie schnattre immer tak, tak, tak*).

Einen mit seiner Redseligkeit auf die Nerven fallenden Menschen nennen die Deutschen in der Grenzzone und in den Volksinseln einen „richtigen Quatschkowski" oder „Quasselkowski", in West- und Ostpreußen einen „Blubberinski".

Der Unterschied zwischen deutscher und polnischer Beredsamkeit wurde in Volksweisheiten und gelehrten Urteilen immer wieder hervorgehen:

Die Sprachen heißen: Die spanische majestatica, königlich; die französische suavis, zierlich; die italienische corrupta, verderbt; die polnische blanda, schmeichlerisch; die griechische compendiosa, zusammengefaßt; die deutsche terribilis, furchterregend.

Der maurische Spanier Petrus Roysius äußerte zu dem von Kaiser Ferdinand I. (1503—1564) nach Polen gesandten Johannes Lang:

„Die Deutschen sprechen nicht, sondern blitzen, und ich glaube, mein lieber Lang, daß Gott in seinem Zorne sich des Blitzes dieser Sprache bedient habe, als er das erste Elternpaar aus dem Paradiese verjagte."

Diesen Gedanken finden wir auch in einem polnischen Sprichwort, einer slowenischen Legende und in einem ukrainischen Volksliede wieder:

Der Teufel hat Eva wälsch verführt —
die Eva den Adam böhmisch überführt —
der Herr Gott schalt sie deutsch — dann stieß
der Engel sie ungrisch aus dem Paradies.

(Polnisch)

„Nach dem ersten Sündenfall sollte ein Engel Adam und Eva aus dem Paradies vertreiben. Er kam, Adam und Eva bewirteten ihn reichlich, er wurde gerührt, tat ihnen nichts. Er war gut, er war ein Slowene. Beim zweiten Engel ebenso, er war ein Rumäne. Der dritte Engel war Michael, ein Deutscher. Er nahm nichts, aß nichts, vertrieb sie. So grausam und hartherzig ist also der Deutsche, und er ist also schuld, daß wir nicht mehr im Paradiese sind."

(Slowenisch)

Der ukrainische Volkskundler F. Kolesa hat im Gebiet der Lemken im Vorkarpathenlande ein Lied aufgezeichnet, dessen eine Strophe das Deutsche als Sprache des Schimpfens kennzeichnet:

Ej ne pidu ja domiv,	Ach ich gehe nicht nach Haus,
aż jak bude svitat'.	vor dem hellen Morgen.
Bude mja moja mat'	Wird die Mutter mir auf deutsch
po nimećky vitat'.	den Empfang besorgen.

*) Der Berliner Astronom Johann Bernoulli „Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen, Curland, Rußland und Polen in den J. 1777 und 1778, VI (1779 f.) schildert eine polnische Reichstagssitzung: „fürchterliches und lächerliches Geschnatter". — Die „deutsche Hammelsprache" ist literarisch verwertet bei Jan Lam: „Wielki świat Capowic" (1869). Ausgabe „Biblioteka Powszechna" S. 25. — Vergl. unsere S. 148.

In der Türkei hießen die Deutschen im 18. Jahrh. „Schimpfer". Und wirft man in Polen bettelnde Zigeuner energisch aus dem Hause, dann sagen sie: „Das muß ein Deutscher sein, denn er schreit so". Als Schreier finden wir uns auch im französischen Sprichwort wieder.

Etwas „auf deutsch sagen" bedeutet in unserer Sprache, daß man jemandem grob und deutlich die Wahrheit ins Gesicht sagt, so daß oft die Ehrlichkeit der deutschen Zunge gerühmt worden ist. Darum ist dem Deutschen die sprichwörtliche „polnische Höflichkeit" wenig überzeugend. Er vermutet immer Unehrlichkeit dahinter. Besonders dem Niederdeutschen ist die Vielrederei und die sprichwörtliche „Prahlerei" des Polen immer verdächtig gewesen. „Falsch wie ein Pole", so lautet eine Volksweisheit in der ehem. Grenzmark Posen-Westpreußen, d. h. man darf seiner Höflichkeit nicht trauen. Bystroń schreibt, daß in einer Reihe von Wendungen die Sprache der Deutschen, deren Unbeholfenheit, Feigheit und mangelnde Schlagfertigkeit verlacht würden, schränkt aber ein: „Anscheinend übertrafen die polnischen Bauern die Kolonisten einzig und allein an Schlagfertigkeit des Wortes" *).

Ausländische Beobachter haben nicht selten, und nicht ohne Grund, die polnische Unterhaltung und Gesellschaftskultur der deutschen vorgezogen. Der Franzose Bodin schreibt 1576: „Die Polen sprechen sanfter als die Deutschen, sind auch vornehmer und zivilisierter als diese." Doch ist aufmerksamen Kritikern nicht entgangen, daß die Polen gern prahlten. Gabriel, der Bischof von Agrien, schalt sie 1474, daß sie zu Eigenlob, Aufgeblasenheit und Gedankenlosigkeit neigten **). „Pralichter Polacke" war im 17./18. Jahrh. bei den Deutschen ein geflügeltes Wort, ebenso wie bis heute die Volksweisheit: „Der Pole hat einen großen Mund, aber es steckt nichts dahinter", oder: „er tritt auf wie ein polnischer Graf", d. h. es ist nur Getue ohne gediegenen Untergrund und echtes Wissen, — im Schwange ist.

Die Sudetendeutschen setzen die eigene Ehrlichkeit, ihr „ein Mann, ein Wort" dem „powidati" (reden) des Nachbarn gegenüber, womit sich bei ihnen der Begriff des wortreichen Herumredens verbindet. Dem „deutschen Michel" liegen mehr die Gradheit, Derbheit, ehrliche Grobheit als die falsche, unehrliche, aber süßliche Art der Gegenseite. Darüber hat sich ja auch schon vor Jahrzehnten Masaryk seine Gedanken gemacht und schließlich die tschechische Art als eine besondere Nebenart von Offenheit, als „Nichtdirektheit" zu erläutern versucht (nach Emil Lehmann). — —

Pflege und Meisterschaft der Sprache galten bei den Polen früher mehr als in Deutschland. Der Engländer Carew schreibt in seinem Gesandtschaftsbericht über den polnischen Staat (1598), daß an den Universitäten fremde Sprachen und Rhetorik ziemlich vornan stünden. „Diese letzte ist besonders von Nutzen, da die Polen bei allen Zusammenkünften und Überlegungen ihre Auffassungen in langen Reden vorbringen, wobei sie alle möglichen Kniffe zur Anwendung bringen . . ." Nach der „Cosmographia . . ." von Johann Rauw, Frankfurt a. M. 1597, lernten die Polen damals außer Latein noch das Ungarische, Deutsche,

*) Jan St. Bystroń: „Pieśni ludu polskiego". (Krak. 1924, S. 124) „A dalej szereg zwrotek, wyśmiewających mowę niemiecką, ich nieporadność, tchórzliwość, ciężki dowcip (zdaje się, że jedynie dowcipem słownym włościanie polscy górowali nad kolonistami)".

**) Vgl. unser Ölbild s. „Braller" — Prahler. S. 30/31.

Italienische und Spanische, da sie eine angeborene Fähigkeit hätten, fremde Sprachen leicht zu erlernen. Rysiński betont in der ersten Ausgabe seiner „Proverbiorum polonicorum" (1618), die Polen seien die geborenen Redner und erlernten eine fremde Sprache in drei Jahren, während umgekehrt die Fremden noch nicht einmal nach dreißig Jahren richtig polnisch sprächen*). Dies bestätigt im 17. Jahrh. ein Professor in Helmstedt: Die Polen hätten ein unvergleichliches Talent, sich fremde Sprachen und Gewohnheiten anzueignen. — Sie wußten immer viel klarer als die Deutschen, daß man durch die Erlernung der Sprache des Gegners diesem geistig besser gewachsen sei.

Die deutsche Zunge dagegen wird mit den polnischen Lauten schwerer fertig. Drum sagt eins von unseren Sprichwörtern:

Gott verläßt den Deutschen nicht,
wenn er bißchen polnisch spricht**).

Und ein polnisches:

„Der Deutsche kann nur vor,
aber nicht in der Stadt polnisch."

Kein Wunder, daß die polnische Sprachenbegabung den Deutschen auch oft echte Bewunderung abgerungen hat. Jenisch sagt in seiner preisgekrönten Vergleichung von 14 Sprachen Europas (1796): „Die polnische Beredsamkeit, besonders die von der bürgerlichen Gattung, würde uns Deutsche, bei mehr Bekanntschaft mit der sarmatischen Literatur, erröthen machen."

Der Beobachtung des Volkes sind diese Unterschiede natürlich auch nicht entgangen. In einem nationalen Mazurek vom Jahre 1798 lautet eine Strophe:

Ni rozmowy ni skary,
bo cóż z Niemcami za mowa.
Ni z nim żadnej zabawy,
bo sam siedzi jak sowa***).

Kein Unterhalten, kein Klagen,
was ist mit dem Deutschen für'n Vertragen.
Man hat mit ihm keine Kurzweile,
denn er sitzt da wie 'ne Eule.

Der bekannte Prof. Wilh. Creizenach, 1883—1913 Germanist in Krakau, äußerte einmal, die Polen seien lebhafte Unterhalter, geistvoll, der Faden reiße nie ab. Die Deutschen seien daneben schwächere Plauderer, oft langweilig und steif. Ginge man aber dann in eine Bibliothek, dann entfielen auf fünf gediegene deutsche Werke drei polnische „rozprawki" (Abhandlungen).

Seit dem 16. Jahrh. haben die meisten Darsteller des polnischen Volkscharakters getadelt, daß vor allem die Schlachta viel verspreche und wenig halte. Der Erzbischof Honoracius Visconti schrieb in seinem Nuntiaturbericht aus Polen im Jahre 1636: „Denn nicht nur der König

*) Vergl. den lateinischen Vers S. 28: „germanus historicus, ita Polonus orator est" und das Ölbild S. 30/31.

**) Auch: Gott verläßt kein'n deutschen Mann,
wenn er bißchen polnisch kann.
Im Generalgouvernement kennen dieses Sprichwort auch ab und zu die Polen. Es ist vermutlich in Anlehnung an das ältere „Gott verläßt keinen Deutschen, wenn er nur ein bißchen Latein versteht" — entstanden. Vergl. auch den Schwank „Dziur" auf S. 202 und S. 238.

***) Eine typische Unterhaltung zwischen sich und einem Deutschen beschreibt J. I. Kraszewski: „Kłosy". 1877. Bd. 24, S. 44 „Eine Unterhaltung mit einem Deutschen". — Umgekehrt hat z. B. Goethe polnische Unterhaltung, die ritterliche Liebenswürdigkeit sehr geschätzt.

allein, sondern ganz allgemein sind sämtliche Polen mehr freigebig im Versprechen als zuverlässig im Halten ... so daß jemand mit Recht scherzhaft sagte, Polen sei das gelobte Land der Versprechungen." Gwagnin (16. Jahrh.) spricht den Sarmaten einen sehr flinken Witz und ein großes Sprachentalent zu: „Sie neigen zur Verzückung; eine vernünftige Überzeugung wirkt weniger auf ihren Willen als Begeisterung, die schnell verfliegt. In der Verstandesarbeit sind sie nicht ausdauernd. Gegen langes Nachdenken, kühle rechnerische Vernunft haben sie einen Abscheu." Sie vergessen daher auch schnell, was sie einmal im Drange der Gefühle versprochen haben. Vom Deutschen hat schon der Dichter Morsztyn (17. Jahrh.) in einer Karikatur des wie eine Uhr aufgezogenen Deutschen gesagt, er lege „seine Worte auf die Waage". Der polnische Volksmund kennzeichnet diesen Unterschied kurz aber vortrefflich:

Polak mowny,	Der Pole redet immerfort,
Niemiec słowny.	der Deutsche ist ein Mann von Wort.

(Aufgezeichnet bei Rogasen)

Der deutsche Bauer im östlichen Warthegau betont, wenn er etwas erklärt oder verspricht: „Zehn Polen machen meine Worte nicht zu Wasser."

Die Dehnbarkeit der polnischen „murowane obiecanki" (gemauerten Versprechungen) kennzeichnet drastisch ein Engländer, dessen Ausführungen der „Ilustrowany Kurier Codzienny" Nr. 22 vom 22. 1. 1938 wohlwollend wiederholt. Wenn ein Deutscher so etwas gesagt hätte, wäre das sicher übel vermerkt worden, da ja Kritiken im Munde des Nachbarn immer grausamer klingen als im Munde eines entfernter wohnenden Volkes.

Der Nuntius Julius Ruggieri bemerkte 1568 richtig, daß „die Polen, obwohl sie die Fremden nachzuahmen lieben, dennoch nur das schätzen, was national ist, und sich zum größten Teil durch Eigenliebe auszeichnen, woraus sich ergibt, daß sie liebenswürdig zu denen sind, die sie loben und ihnen offen schmeicheln, und die verachten, von denen sie getadelt werden". Diese Feststellung ist später oft in anderer Form wiederholt worden. Seit jeher ist es den Polen unangenehm gewesen, daß der Deutsche die Zustände in ihrem Lande ohne Umschweife kritisierte. Jedenfalls unterscheiden sich auch in diesem Punkt deutsche und polnische Beredsamkeit wesentlich: auf der einen Seite ist die Neigung vorhanden, Komplimente zu sagen und zu hören, auf der anderen Seite, Komplimente nicht zu sagen und ihnen auch keine Bedeutung beizumessen. Brückner („Dzieje kult.", II., S. 471) gibt das Urteil Ulrich Werdums über Polen wieder, der „die auf der Welt unerhörte Manie des Komplimentemachens" geißelte*).

Dem Deutschen eignet eine schulmeisterliche, aufdringliche Lehrhaftigkeit, deren Sprache mehr begrifflich ist, dem Polen eine glänzende advokatorische Rednergabe, deren Sprache gegenständlich zu sein

*) „manię komplementów niesłychaną na świecie". Daß hier die Meinung des Auslandes keineswegs ungerecht und beleidigend ist, wolle man in J. Ciemniewski „Poznanie i kształcenie charakteru" Teil I. Poznań 1926, S. 168 nachlesen. Dort heißt es in einer wissenschaftlichen Zusammenstellung der poln. Nationalfehler: „Vielrederei, Phrasendrescherei, in den Wind reden. Es gibt kein Land, in dem soviel in den Wind geredet wird wie bei uns. Versprechungen und Zusagen, ohne daran zu denken, sie auszuführen, Wortbrüchigkeit und Prahlerei" ... „die sprichwörtliche Wortbrüchigkeit und Unpünktlichkeit." — Im Polnischen heißt es immer „niesłowność".

versteht. Der erste wendet sich an die Geister, der zweite an die Gemüter. Der erste ist tüchtiger auf dem Gebiete des Dramas, der zweite auf dem Gebiete der Epik. Vor allem der Ostdeutsche hat, weil er nicht dazu erzogen worden ist, nie den Wert der Sprache als Waffe in der Auseinandersetzung der Volkstümer und ihrer Kulturen richtig einzuschätzen und anzuwenden gewußt. Seine Bücher erschienen dem Polen Jahrhunderte hindurch langweilig und zu tiefgründig, seine Sprache pedantisch. Im Vergleich zu ihr wirkte die polnische immer schwärmerisch und blumenreich. Und so gewann in der großen politischen und kulturellen Propaganda die Menschen oft nicht der deutsche Schulmeister, sondern der polnische Redner. Hier haben wir es mit einem Abschnitt der Volkstumsfront zu tun, auf dem der Pole seinem Nachbarn offensichtlich überlegen ist. Das zeigt sich nicht nur im Umgang von Mensch zu Mensch, sondern auch in der kulturpolitischen Propaganda beider Völker. Dem polnischen Volk ist von eigenen und ausländischen Kritikern oft vorgeworfen worden, daß es in seiner Art zu sprechen meist haarscharfe, nüchterne, eindeutige Formulierungen vermeidet und die Relativität bevorzugt. Daher übertrifft es das deutsche Volk bei weitem in der Kunst, Legenden zu schaffen und an sie zu glauben. Wenn wir alle die polnischen Forschungen verfolgen, die immer wieder — einstweilen erfolglos — gegen die Legendenbildung ankämpfen, dann scheint jetzt doch eine energische Aktion notwendig zu sein, um vor allem die Geschichtswissenschaft Polens von ihrem Ballast an Legenden zu säubern, deren Wurzeln in die von uns gekennzeichneten seelischen Zusammenhänge vordringen, und um das polnische Schrifttum von dem Vorwurf zu befreien, daß es „das gelobte Land der Legende" sei*) [13]).

*) Die Erforscher der Psychologie der Sprachennachbarschaft dürfen sich nicht auf e i n e Grenzlandschaft beschränken, um möglichst klare Ergebnisse erarbeiten zu können. Daher haben wir zahlreiche Parallelen aus anderen Überschneidungszonen gebracht, die wir noch durch zwei Beispiele ergänzen wollen. Ein deutscher Schwank aus „Böhmerwäldler Bauernschwänke" von Rudolf Kubitschek (Wien 1920. S. 78) lautet: „Einmal reisten eine Gans, eine Ente und ein Truthahn über das Feld und kehrten in einem Wirtshäusel ein. Die Gans rief: „Biba, biba, biba", bestellte also ein Bier. Die Ente wollte auch ein Bier haben, sagte zum Wirt: „Tak, tak, tak". Und als der Truthahn das Bier kostete, lobte er das Bier: „Dobsche, dobsche, dobsche". Also soll die böhmische Sprache entstanden sein." — Die Deutschen um Budapest werden wegen ihrer Aussprache des Ungarischen verspottet. Man macht vor, wie sie ung. Lieder falsch singen, Worte falsch aussprechen, so daß daraus ein drastischer Sinn entsteht. — Oft erzählt wird auch der Schwank vom sprachlichen Mißverständnis an der deutsch-französischen Volksgrenze, in dem das französiche „fromage" vom Deutschen als „vor'm Arsch" verstanden wird. Kurzum, es ergibt sich wohl überall ein ähnliches Bild wie im deutsch-poln. Grenzraum.

6. Kapitel

Die äussere Erscheinung des Deutschen und des Polen

Die körperlichen Eigenschaften

Der Pole hat sich seit Jahrhunderten ein ohne große Veränderungen überliefertes Bild vom Äußeren seines Nachbarn geschaffen: „Die Satire in Wort und Plastik gibt uns eine gewissermaßen herkömmliche Vorstellung eines typischen Deutschen: dick, oft fett, mit langsamen, wie auf Befehl ausgeführten vorgeschriebenen Bewegungen" (Bystroń). Die Ostdeutschen, die im harten Kampf mit Sumpf und Wildnis in sich regelmäßig vorwärtsarbeitenden Wellen Neuland schufen, waren tatsächlich derbe und wuchtige Menschen. Sie besaßen keine äußere Glätte, sondern rohe Arbeitsfäuste als Sinnbild der Leidenschaft, mit der sie rodeten und entwässerten. Mikołaj Rey (1505—69) nannte sie: „unflätige Bauern, die nach Speck stinken; große Säufer von Geburt an". Und Andrzej Morsztyn (1613—93) dichtete in seinem „Do Imci pana Jana Szumowskiego":

> Es wird auch sicher Freude machen,
> einmal über die Deutschen zu lachen,
> ihre steifen Bärte, die Würde die werte,
> die Augen auf Schrauben gezogen,
> die Worte abgewogen.
> Den Kreislauf lieben sie nur
> und haben Freude an der Uhr *).

Die stark unter italienischem Kultureinfluß stehenden Polen des goldenen Zeitalters reizte die Ungeschliffenheit, die sprichwörtliche Grobheit der Deutschen („grubość niemiecka", „nieokrzesaność niemiecka").

Der deutsche Einwanderer ist fast durchweg schlank gewesen. Nur manch ein Bürger in den Städten mag, nachdem er reich geworden war, ausnahmsweise Fett angesetzt haben, was bei den Polen genau so vorkam. Diese Ausnahme machte man zur Regel und zum Sinnbild des Einwanderers. Es heißt sprichwörtlich: „gemästet wie ein Magdeburger Bürgermeister", wohl seit der mittelalterlichen Kolonisation zu deut-

*) In Leo Tolstojs „Anna Karenina" ist ein russischer Witz, daß der Deutsche „selbst fürs ganze Leben aufgezogen sei, um Uhren aufzuziehen". Ein ähnliches Urteil bei Gogol.

schem oder Magdeburger Recht, „fett wie ein deutscher Bierbrauer", „stark wie ein Deutscher" (bei Saybusch). Zahlreiche Spottverse machen sich über seinen dicken Bauch lustig:

Niemiec, karaluch,
opasły ma brzuch.

Der Deutsche, die Schabe,
hat einen gemästeten Bauch.
(Lubliner Land)

U Niemczaka wielki brzuch,
marna siła, marny duch.

Der Deutsche hat 'nen dicken Bauch,
keine Kraft und Courage auch.
(Kulczyn Bez. Lublin)

Niemcze, karaluchu,
kartofle masz w brzuchu,
sieczkę masz w głowie,
a w nogach ołowie.

Deutscher, du Schabe,
Kartoffeln hast du im Bauch,
Häcksel hast du im Kopfe
und Blei in den Füßen.
(Lubliner Land)

In Wirklichkeit sind die Kolonisten des Lubliner Landes rank gewachsen und im Durchschnitt größer als die Polen. Ein dicker Bauch gehört bei ihnen zur Seltenheit. So ist die Vorstellung der Polen als Spott aufzufassen, vielleicht auch als Neid, weil der fleißige Deutsche seinen Bauch immer gut versorgen konnte. In einer volkskundlichen Arbeit über Mnichów, Kr. Jędrzejów (Kielce) werden die im Dorf üblichen Spottnamen aufgezählt. Einen der polnischen Bauern, der sich durch besonderes Phlegma, großen Wuchs und Mangel an Beredsamkeit auszeichnete, nannte man „Niemiec". Sein Äußeres entsprach ganz der Vorstellung, die sich das Volk von dem Deutschen macht, den es wegen seiner Temperamentlosigkeit mit dem Beiwort „hölzern" beehrt.

Die Neigung, den Deutschen fast ausnahmslos einen dicken Bauch oder andere häßliche Äußerlichkeiten anzudichten, ist auch in der schöngeistigen polnischen Literatur auf Schritt und Tritt festzustellen. In Żeromskis „Wiatr od morza" haben die im frühen Mittelalter über die Elbe wandernden Sachsen fette Leiber, die sich langsam bewegen. „Płaczliwe Niemczyska brzuchate" (weinerliche, dickbäuchige Deutsche) erwähnt Gustaw Morcinek in „Serce za tamą" (1929). Es würde wenig Mühe machen, einige Hunderte solcher Beispiele zusammenzustellen, von denen die letzten der Roman von Jerzy Kornacki und Halina Boguszewska „Deutsches Heim" (poln. 1937) enthält. Der deutsche Kaufmann Ganzmann ist dick (S. 81), der alte Wenzel dick und taub. Von nahe sieht er „wie ein großer Ochse aus" (S. 177). Der Arzt Dr. Wiese ist „dick und schwer" (S. 402), Frieda Wenzel besitzt „ein blasses sommersprossiges Gesicht" und „schluckt laut ihre Spucke herunter" (S. 163/5). Hier steht die schöngeistige polnische Literatur vollkommen unter dem Einfluß des Spotts der Volksüberlieferung und des Wunschbildes, das sie sich selber vom Deutschen macht.

Im Ostwarthegau und Generalgouvernement werden die Kolonisten niederdeutscher Herkunft wegen ihrer blonden Haare „kasztany" (Füchse, Kastanienbraune) genannt, was dem französischen „roux comme un Allemand" entspricht. Im Posenschen war dieser Ausdruck vor einigen Jahrzehnten in der Gegend von Neutomischel üblich.

Im Cholmerland kennzeichnet ein Vers den Deutschen folgendermaßen:

Niemiec kartoflarz,	Deutscher, Kartoffelfresser,
ma rozum jak wąż,	hat Verstand wie eine Schlange,
a oczy jak orzeł,	und Augen wie ein Adler,
a ręce jak bądź,	und Hände irgendwie,
brzuch kartoflany,	einen kartoffligen Bauch,
a nogi jak lew,	und Füße wie ein Löwe,
robi jak wół,	arbeitet wie ein Ochse,
a skąd on ma krew?	woher hat er sein Blut?

Unangenehme körperliche Eigenschaften eines Menschen werden gern mit dem deutschen Wesen verglichen: „sie ist weinerlich (plärrig) wie eine alte Deutsche" (bei Lentschütz); „er schnarcht wie eine alte Deutsche" (Kikół bei Lipno); „er keucht wie ein preußischer Soldat"; „er hat abgenutzte Zähne wie ein Deutscher von der Pfeife" (Kopydłów, Kr. Konin). „Die preußische Miene" (mina pruska) trifft man ab und zu in alten Versen an. Umgekehrt sagt der niederdeutsche Kolonist im Ostwarthegau: „He stöhnt, os wo e Polock jungt", wenn jemand bei der Arbeit seufzt (Słońsk bei Hermannsbad).

Die Zahl der Spottverse über das Aussehen des Deutschen ist so groß, daß wir nur mit einigen Beispielen die vorhandene Fülle andeuten können:

Idź ty Szwabie, ty garnkarzu, z twoją brzydką, świńską twarzą. Bo szwabska twarz taki wygląd ma, jakby Szwab codzień żaby jadł.	Schwabe — Topfgucker, geh' du raus mit deinem häßlichen Schweinsgesicht. Ein schwäb'sches Gesicht sieht immer so aus, als äß der Schwab täglich ein Froschgericht. (Tomaszówka bei Lublin)
Polak bez wąsów: bez dachu chałupa. Niemiec bez fajki: wygląda jak dupa.	Ein Pole ohne Schnurrbart: ohne Dach ein Haus. Ein Deutscher ohne Pfeife: Wie ein Hintern sieht er aus. (Bei Warschau)
Niemka młoda, to nowa moda, a jak starta, to nic nie warta.	Eine junge Deutsche, ein modernes Gesicht, doch ist es verbraucht, dann taugt sie nichts. (Kulczyn Bez. Lublin)

Im Deutschen der früheren Grenzprovinzen gebraucht man „Pulke" (Polka — Polin) für eine schlampige, im Polnischen „Niemra" (Deutsche) für eine häßliche, ungeschickte Frau.

Der Deutsche der Grenzlande und der Volksinseln setzt diesem lächerlichen Zerrbild, das die Gegenseite in der Überlieferung und Literatur von ihm entwirft, das eigene Ideal der rassischen Gestalt des „echten (oder „richtigen") Deutschen" entgegen: schlank und groß, sehnig, blondhaarig und blauäugig. Im Sudetendeutschtum wünscht man sich auch die Heiligen im Volke deutsch dargestellt, d. h. möglichst nach dem Erscheinungsbild der nordischen Rasse. Die Engel und das Christkind müssen blond und blauäugig sein. Eine ausgesprochen tschechische Muttergottes würde man ablehnen. Die sogenannte „schwarze Muttergottes" wird zwar nicht durchweg verneint, doch herrscht ein Begleiteindruck vor, daß sie slavisch sei (nach Emil Lehmann) [1]. Die Madjaren sagen „kahl wie der deutsche Mund", sicher eine Anspielung auf die Bartlosigkeit der Deutschen.

Selbstverständlich hat im deutsch-polnischen Überschneidungsraum auch der Deutsche überlieferte Vorstellungen von der „Häßlichkeit" des Polen. Von einem schwarzhaarigen Mann mit Schnurrbart heißt es: „er sieht aus wie ein polnischer Graf" (ehem. Grenzmark Posen-Westpreußen). Als Beispiel sei auch noch ein deutscher Schwank angeführt:

Die deutsche und die polnische Nase.

Als Gott damit fertig war, die Menschen aus Lehm zu erschaffen, brachte er sie alle zum Trocknen an die Sonne. Den Polen und den Deutschen stellte er nebeneinander. Da sagte der erste spöttisch zum zweiten: „Schau mal, du hast so eine Nase, und er drückte die Nasenspitze in die Höhe." Da antwortete der Deutsche sofort: „Und du Polack hast so eine" und zog seine Nasenspitze nach unten. Da aber die Nasen noch feucht waren, trockneten sie so, wie sie verzogen waren. Daher hat der Pole heute noch eine breite Stupsnase, der Deutsche eine lange und etwas gebogene.

(Deutscher Schwank aus Ostgalizien)

Die Danziger sagen von einem komisch und unansehnlich wirkenden Menschen: „He sieht v'lleicht ut wie'n Kaschub", „he jeit wie'n Kaschub". (Vergl. auch S. 89: Hörner und „sechs Zehen bei den Lutheranern"; S. 132: „brzydak"; S. 150: Polack — unansehnlicher Mensch; poalsch — täppisch). In Sachsen gilt eine häßliche Stupsnase als „bemsche (böhmische) Nas".

Im Mittelalter, als die Blutmischung an den Volksgrenzen noch nicht so stark war wie in der Neuzeit, stand auf beiden Seiten der Vorstellung vom unsympathischen und häßlichen Volksfeinde zweifellos ein viel ausgeprägteres eigenes Schönheitsideal gegenüber als heute[1]).

Der Grenzlandschwank über die schimpfliche Herkunft des Nachbarvolkes

In den vorigen Kapiteln mußten wir schon auf einige Glaubensvorstellungen hinweisen, die den Deutschen eine unedle Geburt zuschreiben. Sie seien, wie die Polen und Tschechen im Mittelalter scherzten, aus dem Hintern des Pilatus, Martin Luther aus dem Hintern eines Wolfes geboren usw. In Michalowo (Generalgouvernement) konnten wir ein Sprichwort aufzeichnen: „Gott hat den Menschen, der Teufel den Deutschen erfunden." Und im ganzen polnischen Sprachgebiet gilt der Deutsche als der „Hundeblütige" („psiakrew Niemiec" oder „psiakrew holynder". Vergl. S. 148).

Über dieses Thema gibt es in fast allen Überschneidungs- und Grenzzonen der Völker Europas derbe Schwänke, von denen wir einige Beispiele anführen wollen.

Litauischer Schwank über den Ursprung der Deutschen.

Einige russische Litauer erzählen sich vom Ursprung der Deutschen folgendes (wundershalber will ich erzählen, welchen Unsinn sie schwatzen): Als Noahs Arche sich auf dem Berge niederließ und alle Tiere aus ihr hinausgingen, kam ein Hündlein an seine Füße gelaufen, schmeichelte sich an, legte den Kopf auf seine Knie, leckte die Hand. Noah verstand anfangs nicht, was das wollte. Als er aber merkte, daß jenes an starker Verstopfung leide, holte er sich einen Lattenbohrer und bohrte ihm das zusammenge-

wachsene Hinterteil auf. Aus diesen Spänen entstanden die Deutschen. Die Ältesten wissen sich zu besinnen, daß sie es noch mit ihren eigenen Augen gesehen haben*).

Der Ukrainer hat drei Eltern.

Alle Nationen stammen von zwei Eltern ab, nur der Muschik von dreien. Einmal hat ein Schwein ein Loch gegraben, eine Krähe hat ein Ei hereingelegt und ein Wolf es ausgebrütet. Da flog eine Wildtaube vorbei, die rief „Muschik, Muschik" und den Namen hat das Geschöpf auch erhalten. So entstand der Muschik. (Aus den deutschen Kolonien in Wolhynien)

Wie der Ruthene (Ukrainer) erschaffen wurde.

Der Rusnacke ist aus einem Misthaufen gemacht worden und das kam so: Einmal sind Jesus und Petrus auf der Erde gewandert, auf einer Straße. Weil sie hungrig waren, sagte Petrus zu Christus, er möge Brot machen. Der Heiland hob einen Stein von der Straße auf, segnete ihn und brach ihn in die Hälfte, für sich ein halbes Brot und für Petrus ein halbes Brot. Wie sie so am Wege weiter gingen, da sagte Petrus zu Jesus: „Wenn du schon aus Steinen Brot zu machen verstehst, kannst du auch einen Menschen schaffen!" „Aus was?" Petrus sah sich um und weil gerade ein Pferd vor ihnen seinen Mist hatte fallen lassen, so nahm er den und gab ihn dem Herrn. „Aber aus dem wird nichts Gutes!" „Das schadet nichts!" sagte Petrus und so wurde ein Mensch gemacht. Wie der fertig war und aufgestanden ist, da hat er auf rusnackisch zu Jesus gesagt: „Was willst du da?" — So ist der Rusnacke entstanden**). Deutscher Schwank aus Jalowe, Ostgalizien)

Wie der Russe entstanden ist.

Als schon alle Völker fertig waren, kam Petrus zum lieben Gott und hat ihn sehr gebeten, er soll den Russen noch erschaffen. Das hat der Herrgott nicht wollen. Aber Petrus hat solange gebeten, daß der Herr voll Ärger mit dem Fuß einen Haufen getrockneten Kuhmist weggestoßen hat. Da wurde ein Russe draus. Er setzte sich gleich eine Mütze auf und brüllte: „Guten Tag, ihr Herren. Den Ausweis vorzeigen!" Da sagte der Herrgott zu Petrus „Siehst du, das haben wir nun davon."

(Deutscher Schwank aus Kol. Kamień bei Cholm)

Zwar haben wir ähnliche Schwänke in der Zone der deutsch-polnischen Nachbarschaft nicht aufgezeichnet, doch darf man wohl bedenkenlos annehmen, daß es sie früher gegeben hat und wahrscheinlich auch heute noch gibt, um so mehr, als das Motiv dem heutigen polnischen Volksliede nicht fremd ist. Ein Beispiel, für das es mehrere Abarten in ganz Polen gibt, sei hier angeführt.

Porodziła koza Niemca (Ein Volkslied).

Porodziła koza Niemca, a świnia Rusina,
a Polaka nieboraka prześliczna dziewczyna.

In deutscher Übertragung lautet dieser bei Litzmannstadt aufgezeichnete Text: „Den Deutschen hat geboren eine Ziege, den Ukrainer ein Schwein, und den Polen, den armen Jungen, ein hübsches Mägdelein." In der im Posenschen bekannten Fassung steht statt „Polaka nieboraka" — „Polaka Poznaniaka".

*) Wörtlich entnommen aus „Litauische Märchen und Erzählungen". Mitgeteilt von C. Jurkschat. Gedruckt im Auftrage der litauisch-literarischen Gesellschaft zu Tilsit. Heidelberg 1898, S. 16.

**) Einen anderen Schwank, in dem der Teufel den Ukrainer aus Dreck erschafft, bringen wir auf Seite 176: „Warum tragen die Ukrainer einen Strick um den Bauch."

Einige deutsche Parallelen aus der deutsch-tschechischen Grenzzone erfahren wir aus Rudolf Kubitscheks Buch „Böhmerwälder Bauernschwänke" (Wien 1920). Petrus erschafft in Gesellschaft des Herrgotts aus einem Baumstock einen „Böhm" und wird zum Dank gleich von ihm bestohlen (S. 45). In einem andern Schwank macht der Herrgott auf Petrus' Rat hin aus Gänsedreck einen Kroaten: „Stehet auf ihr Krumpen und ihr Geraden, ihr heißt fürder Krowaten" . . . „Man meint auch, daß die Krowaten das Maul alleweil offen haben, weil sie von den Gänsen herstammen" (S. 79).

In Europa gibt es eine ganze Reihe von Völkern und Stämmen, die sich gegenseitig verspotten, sie würden blind geboren und könnten erst nach neun Tagen sehen. Die Polen bezeichnen den Masovier als „blindgeboren". In Deutschland gibt es „blinde Hessen", „blinde Schwaben" und „blinde Westfalen". An unserer östlichen Volkstumsfront konnten wir einstweilen nur feststellen, daß die Formel „blinder Deutscher" bei den Litauern bekannt ist.

Die volkstümlichen Vorstellungen von der unedlen Herkunft und dem üblen Geruch des Nachbarvolkes gehören mit zu den ältesten politischen, wenn auch primitiven Erziehungsmitteln im Kampfe des Grenzlandmenschen gegen die vom Nachbarn drohende Umvolkung. Wer in ihnen lediglich den Spott sieht, unterschätzt die Abwehrbedeutung, die sie tatsächlich Jahrhunderte hindurch besessen haben.

Vom üblen Geruch des Nachbarvolkes

Um sich vor der Verbindung mit den andersvölkischen Nachbarn zu schützen, schreibt man ihnen an manchen Volkstumsfronten Europas einen üblen Geruch zu. Selbstverständlich besitzen verschiedene Rassen eine arteigene Schweißabsonderung, deren Duft den anderen widerlich erscheint. Den Weißen ist der Körpergeruch der Schwarzen, den Japanern der der Europäer unerträglich. Schon Bystroń hat darauf hingewiesen, daß es auch noch fiktive, den Fremden angedichtete Gerüche gibt, die sie zu verabscheuungswerten Wesen stempeln sollen. In ganz Deutschland galt seit jeher der Semit als Stinker, Judenstinker, Stinkjude. Sobald er Christ wurde, hörte er natürlich auf zu stinken. In ähnlicher Weise herrschte im Mittelalter der Glaube, die Sarazenen verlören ihren körperlichen Gestank durch die Taufe.

Eine der interessantesten Teilfragen dieses Zusammenhanges bildet der Name „Smerden", den schon in vorgeschichtlichen Zeiten bei den alten Slaven die zu den niedrigsten Arbeiten verpflichtete Volksschicht trug. Peisker hatte angenommen, daß die fremden (östlichen) Eroberer diesen „Stinker" bedeutenden Ausdruck für die ihnen botmäßig gewordenen Slaven geprägt hätten. Die Bedenken seiner Kritiker, dieses Wort könne nicht turkotatarischen Ursprunges sein, sind jedoch bedeutungslos, da gerade Schimpfworte oft aus der Nachbarsprache entlehnt worden sind. Aus diesem und aus anderen Gründen halten wir es auch für möglich, daß die germanischen Eroberer ihren Anteil an der Entstehung oder Festwerdung der in allen slavischen Gebieten bekannten Bezeichnung haben konnten. Namhafte Slavisten wie Miklosich, Niederle, Vondrâk, Trautmann, Brückner sehen jedenfalls im Worte „smerd" den Sinn „stinkender Mensch", wozu die Klanggleichheit mit dem altkirchenslavischen smrděti, tschech. smrděti, poln. śmierdzieć, russ. smerd'et'

(stinken) ja auch am ehesten verleitet. Nun hat der Russe Ilinskij kürzlich eine neue Erklärung versucht. Im Worte smerd stecke der Sinn des altnordischen smërzan — jemandem Schmerzen machen, also auch unseres heutigen „Schmerz". Er begründet das mit der Parallelerscheinung des Standes der „stradniki", der „Leidenden". Andrerseits veranlaßt ihn aber der lautliche Zusammenfall von „smerd" mit dem litauischen „smirdas" (schmutziger, stinkender Mensch) und dem polnischen smard zur Annahme, daß der Stamm smerd- mit seiner ursprünglichen Bedeutung „schneiden, beißen" sich nachher zu „übel riechen" entwickelt haben könne. Ilinskijs Erwägungen haben einige schwache Punkte. Er lehnt die Ansichten der anderen u. a. damit ab, daß „smerd" kein Wort östlicher Herkunft sei, daß eine in frischer Luft arbeitende Volksschicht doch wohl nicht die Benennung „Stinker" erhalten haben könne.

Wir würden uns mit dieser Frage nicht weiter beschäftigen, wenn nicht in den deutschen sozialgeschichtlichen Quellen des frühen Mittelalters für die westslavischen Gebiete die sich später wieder verlierende Standesbezeichnung Smurden (zmurdones) und Smarden (smardones in Schlesien) für dürftig lebende Inhaber kleiner Anwesen eine gewichtige Rolle spielte. War nun damals die Nennung der slavischen „Smurden", wenn sie im deutschen Munde erfolgte, zugleich verknüpft mit einer Vorstellung vom stinkenden Geruch? Ohne ganz einwandfreie Beweise dafür gefunden zu haben, nehmen wir an, daß das ursprünglich der Fall gewesen sein konnte. Eine verächtliche Nennung der Smurden läßt sich aus den deutschen mittelalterlichen Quellen deutlich herauslesen. Eigil, der deutsche Abt von Fulda, berichtet im 9. Jahrhundert in der Vita Sturmii, daß dieser in dem Flusse badende Slaven angetroffen habe, deren Geruch er auf das äußerste verabscheute. (Wahrscheinlich „stanken" sie ihm, weil sie noch Heiden waren!). Wir konnten noch 1937 in Kretków bei Żerków (Warthegau), in einer geschlossen polnischen Gegend, ein unserer Ansicht nach sehr altes Sprichwort aufzeichnen: „Gdzie Polak śmierdzi, tam Niemiec sie sierdzi" (Wo der Pole stinkt, da plustert sich der Deutsche auf). Auch in der deutschen Überlieferung unserer Volksinseln im Osten nehmen Spottverse und Schwänke auf den „Geruch" der slavischen Nachbarn Bezug. Ein Spottvers auf die Ukrainer lautet:

Ivan stink,
Schnaps trink,
Scheißdreck freß,
smerdyt jak pes (D. h. „stinkt wie ein Hund").

(Bei Kolomea)

Kennzeichnend ist auch der folgende fast an der gesamten östlichen Volkstumsfront in ähnlichen Fassungen vorhandene deutsche Schwank:

Wer hält Gestank am längsten aus?

Ein Deutscher, ein Pole und ein Ukrainer kamen eines Tages an einem Ziegenbockstall vorbei, dem ein fürchterlicher Gestank entströmte. Da kamen sie auf den Gedanken, eine Wette abzuschließen, wer von ihnen es am längsten im verschlossenen Stall aushalten würde. Als erster ging der Deutsche hinein. Aber schon nach wenigen Augenblicken kam er wieder heraus. Der Pole dagegen blieb eine viertel Stunde drin. Der Ukrainer aber übertraf beide. Sie warteten schon eine halbe Stunde, aber er kam immer

noch nicht. Plötzlich flog die Stalltür auf und — — der Ziegenbock stürzte mit wilden Sprüngen heraus. Er konnte es nicht mehr aushalten.

In den Schwänken der deutschen Volksinseln Siebenbürgens und der Slovakei sind es ebenfalls die Deutschen, die es am wenigsten lange im Stalle aushalten, indes der „Gestank" des Rumänen und des Slovaken den Ziegenbock vertreibt. Während der Abstimmungen in Oberschlesien nach dem Weltkriege kursierte eine Abwandlung dieses Schwankes als Wette zwischen einem Franzosen, Italiener (Vertreter der Besatzungstruppen) und einem Polen, wobei natürlich der Bock ausriß, als der letztgenannte sich im Stalle befand. Bei den Polen ist derselbe Schwank mit der Steigerung: Deutscher, Pole, Jude verbreitet, der Deutsche gilt also als der Sauberste, der Jude als der Schmutzigste.

Slavische Volksüberlieferungen über den „Gestank" der Deutschen konnten wir nicht feststellen. Dagegen nennen die Franzosen uns „sale Boche", die Ungarn in Siebenbürgen „bakszász" (Bocksachse) und im Banat „stinkiger Schwabe", wobei sich in allen Fällen mit dem Schimpfwort die Vorstellung vom üblen Bockgestanke verbindet.

In diesem Zusammenhange sei auch gleich noch auf die Vorstellung vom Schwarzsein des fremden Volkes kurz hingewiesen. Die Polen nennen den Ukrainer „den Schwarzen", weil er angeblich einen schwarzen Gaumen habe. Oder sie sagen sprichwörtlich „schwarz wie ein Schwede", „schwarz wie ein Schamaite", während die Litauer spotten: „U Mazura czarna rura" (Der Masur hat ein schwarzes Rohr). Die Kaschuben nannten alle fremden Händler „Schwarze". An den deutschen Volkstumsfronten des Ostens konnten wir nur in Siebenbürgen ein entsprechendes sächsisches Sprichwort feststellen: „Die Ungarn sind schwarz und die Rumänen sind rußig", d. h. sie taugen beide nichts. Mit der Vorstellung vom Schwarzsein der Fremden (Teufel!) hängt wohl auch der Glaube an die schwarze Messe zusammen, über die im vierten Kapitel eingehend geschrieben worden ist.

Die Kleidung der Deutschen und seiner Nachbarn

Der Deutsche unterschied sich früher vom Polen in der Kleidung. Der erste ging in kurzem, der zweite in langem Gewande, das er von den Tataren übernommen hatte. „Kusy jak Niemiec", (kurzröckig wie ein Deutscher), „er hat sich wie ein Deutscher ausgeputzt" hieß es im geflügelten Worte. Der fremde Einwanderer war also, bevor dessen Tracht übernommen wurde, sofort zu erkennen und bildete deshalb immer eine Zielscheibe des Spottes, genau so wie der Pole, der die fremde Kleidung übernahm. „Istny Niemiec" (ein richtiger Deutscher) wurde auch er genannt*). Die Abneigung gegen die „deutsche", d. h. westliche Tracht, war auch den Ostslaven gemeinsam und kommt nicht nur im Volksmunde, sondern auch in den Romanen Dostojevskijs und anderer zum Vorschein.

„Kusy Niemczyk" war Jahrhunderte hindurch ein Spottwort, und da sich die Polen seit dem 16. Jahrh. den Teufel deutschgekleidet vor-

*) Ein deutsches Volkslied aus Seiffersdorf bei Ottmachau, Kreis Grottkau (Deutsches Volksliedarchiv in Freiburg i. Br., Sign. A 134 273, oberschl. Arch.) singt: „Durchs Polenland marschieren wir, die langen Kleider die hassen wir ..." Den polnischen Edelleuten, die die lange Tracht ihrer Väter zugunsten des kurzen deutschen Rockes ablegten, gab das Volk den Beinamen „kusy" (kusy Rogalski, kusy Ostrowski usw.).

stellten, gingen die Spottnamen „kusy" und „Niemczyk" (beides bedeutete soviel wie Deutscher) auf den Teufel über, worüber im 3. Kapitel ausführlich berichtet worden ist.

Als im Mittelalter die Deutschen ihre kurzen Gewänder von den Welschen übernahmen, ging es natürlich auch nicht ohne Reaktion ab. Doch operierte sie nicht mit dem Teufel wie die polnische. Zwar haben die Polen den kurzen deutschen Rock nachher auch übernommen. Den Teufel stellen sie trotzdem weiter in deutscher Tracht vor.

Ein polnischer Gelehrter hat einmal festgestellt, seine Volksgenossen müßten nackt herumgehen, wenn sie alle von fremden Völkern übernommenen Kleidungsstücke wieder zurückzugeben hätten. Aber die beharrungstreuen Schichten haben die fremde Mode immer erst leidenschaftlich bekämpft, ehe sie sie selber übernahmen. Es blieb nicht nur bei Spötteleien und Vorwürfen, sondern in manchen Prügeleien wegen der fremden Tracht floß auch Blut. Kitowicz schreibt darüber: „Besonders die aus dem Auslande zurückkehrende Jugend erblickte in der fremdländischen Tracht das Zeichen einer besonderen Vornehmheit und obwohl in manch einer Gesellschaft, nämlich auf den Kreistagen (sejmiki), diesen polnischen Deutschen nur auf Grund ihrer Tracht, auf die die Sektatoren der polnischen Kleidung lange schief blickten, der Rock verdroschen wurde, verdarben diese handgreiflichen Vorfälle den jungen Herren nicht den Geschmack an der deutschen Mode, denn als Belohnung erhielten sie vom schönen Geschlecht den Vorzug."

Longinus (Długosz) hebt in seinem Geschichtswerk hervor, daß Leschek der Schwarze (13. Jahrh.) aus Zuneigung zu der ihm treu gebliebenen Stadt Krakau „der deutschen Bürger Merkmale, Kleidung und Sitten annahm".

Dem König Sigismund III. verargte man es sehr, daß er nur in deutscher oder spanischer Tracht ging und begegnete ihm mit Mißtrauen. Am Ende des 16. Jahrh. begann schon die große Auseinandersetzung zwischen deutscher und altpolnischer Kleidung, die in der zeitgenössischen Literatur und auch in der Volksüberlieferung ihren Niederschlag fand. Der Spott richtete sich damals vor allem gegen die deutschen (ursprünglich niederländischen) Pluderhosen. Wacław Potocki schließt in seinen „Moralia" (Bd. I, 78) ein Scherzgedicht über die Deutschen: „Nie życzył bym sie, Niemcze, tak bardzo wielmożyć. Jeszcze niedługo możesz w pludry nachędożyć"*). Der Schimpfname „pluder Niemiec" oder „pludrak" kehrt seit dem 16. Jahrh. bis heute in der schöngeistigen Literatur (Rydel, Reymont) immer wieder und hält sich auch im polnischen Volksmunde.

Eine solche Reaktion richtete sich nun, wie schon gesagt wurde, beinahe gegen jedes Kleidungsstück, das die Deutschen trugen, und das sich trotz des Spottes meist doch durchsetzte.

Die letzte Siedlungswelle brachte im 18. Jahrh. die Holzpantoffeln mit. Sie waren billiger als Lederschuhe und unverwüstlich. Darum neckt man vor allem im Gebiet des Generalgouvernements die deutschen Siedler mit „pantoflarz", „trepiarz" **) und allerlei Versen und Sprich-

*) „Ich rate dir, Deutscher, dich nicht allzu breit zu machen, du könntest dir sonst bald mal in die Hosen machen."

**) trepy — Holzpantoffeln.

Eine Skizze von Aleksander Orłowski

Ein dicker Schlachtschitze in polnischer Tracht drückt einem deutsch gekleideten Gecken die Hand so kräftig, daß dieser vor Schmerz hochfährt. Vergl. H. Piątkowski „Album Sztuki Polskiej" (War. 1910, S. 99): „gruby szlachcic ściska za rękę w niemieckie szaty przebranego fircyka z taką siłą, że ten aż skacze z bólu."

Ikon (16. Jahrh.) aus der griechisch-katholischen Kirche in Kamionka Strumiłowa (Galizien). Unter den langgekleideten Völkern fallen die „kurzgekleideten" Deutschen in der unteren Reihe auf. Diese Kleidung trug ihnen den Spottnamen „kusy" (kurzröckiger) ein, der sich dann auch auf den Teufel übertrug.

Das Lichtbild hat mir liebenswürdigerweise das „Ukrainische Nationalmuseum in Lemberg" zur Verfügung gestellt.

wörtern: „Die Deutschen kommen mit Holzpantoffeln in den Himmel", oder „sie werden mit Holzpantoffeln geboren" (Warschau); „einen Deutschen kann man an den Fersen erkennen" (bei Lublin), d. h. sie sind ihm rotgefroren, weil er in Pantoffeln herumläuft; „der Deutsche kann ohne Holzpantoffeln nicht leben"; „womit der Hund nicht geht, läuft der Deutsche rum".

Niemcy zawsze na pokutach,
bo im nie wolno chodzić w butach.
tylko w drewniane kajdany,
choćby też największe Pany.

Die Deutschen müssen immer büßen,
keine Schuhe tragen sie auf den Füßen.
Die feinsten Herren kannst du sehn,
wie sie in Holzpantoffeln gehn.
(Generalgouvernement)

Niemca poznać można po kapelusie,
bo go prosto na głowie nosi.
A Niemczanka, gdy się urodziła,
zaraz w pantoflach chodziła.

Den Deutschen kann man erkennen
am Hut,
weil er ihn grade tragen tut.
Die Deutsche, als sie kam zur Welt,
ging sogleich in Pantoffeln auf's Feld.
(Ludwinów, Cholmerland)

Niemca z daleka się poznaje,
bo on jest odmienny w kraju.
Zazwyczaj buty ma drewniane,
a brzuch kartoflami wypchany.

Von weitem erkennt man den Deutschen
schon,
als eines anderen Landes Sohn.
Gewöhnlich hat er hölzerne Schuh
und einen Kartoffelbauch dazu *).
(Generalgouvernement)

Jak się Luter urodził,
to zaraz w pantoflach chodził.

Als Luther auf die Welt gekommen,
hat er sich gleich Pantoffeln genommen.

Przyjechały dwa Szwaby,
miały na łbach harcaby,
i na nogach pantofle,
zjadły świniom kartofle.

Es kamen zwei Deutsche gefahren,
die hatten Zöpfe auf den Haaren,
und auf den Füßen Pantoffeln,
fraßen weg den Schweinen Kartoffeln.
(Lubliner Land)

Tańcowali dwa Szwaby,
mieli na głowach harcaby,
a w brzuchach kartofle,
a na nogach pantofle.

Es tanzen zwei Schwaben,
die auf dem Kopf Haarzöpfe haben,
und im Bauch Kartoffeln,
und auf den Füßen Pantoffeln.
(Löwenstadt bei Litzmannstadt)

Niemcy do Polski
w pantoflach przybyli.
Teraz chodzą w butach,
bo się dorobili.

Die Deutschen kamen ins Polenland
in Pantoffeln angerannt.
Jetzt geh'n sie rum im Schuh,
denn sie erwarben viel dazu.
(Bei Aleksandrow, Ostwarthegau)

Diese Neckerei hat die Spötter aber doch nicht davon abgehalten, die deutschen Holzpantoffeln in vielen Gegenden zu übernehmen und auch zu tragen.

Seltsam erschien den Polen anfänglich auch immer die deutsche Kopfbedeckung und Haartracht, was ja zum Teil schon in einigen Spottversen angedeutet erscheint. Als der deutschfreundliche Fürst Ziemomysł von Kujavien nach den Unruhen von 1277/78 den Thron verlor, trug man diesen Leschek dem Schwarzen an, der — „obwohl er der deutschen Mode folgend die Haare herunterhängen ließ" — doch vom deutschfeindlichen heimischen Adel als geeignet anerkannt wurde.

*) In einem Liede über die Masovier heißt es vom „wujaszek" (Onkelchen): „w niemcowatych butach chodził" (in den deutschen Stiefeln ging er). Vergleiche Bystroń „Megalomania narodowa" S. 218.

In der Sachsenzeit lachte man über die deutschen Hüte, die auch im Winter getragen wurden, wenn der Pole eine dicke Pelzmütze über die Ohren zog. Oft hielt am kalten Wintertag der Deutsche den Hut in der Hand, um die sorgsam zurechtgestutzte Frisur nicht zu zerdrücken. Kitowicz schildert in seinem bekannten Buche, wie sehr sich die Polen über diesen Anblick amüsierten. Die „harcapy" (Haarzöpfe) und „harbejtle" (Haarbeutel), obwohl sie auch Eingang in die polnischen Kreise fanden, kehren in unzähligen, auch heute noch lebendigen, Spottversen auf die Deutschen wieder.

1806 sangen zum Beispiel die Warschauer:

Kusy fraczek, kusy,	Kurzes, kurzes Fräckchen,
harcapek po uszy,	Haarzopf bis aufs Bäckchen,
Polak szablą ruszy,	der Pole mit dem Säbel rührt,
już Niemiec bez duszy.	der Deutsche gleich das Herz verliert.

Zur deutschen Tracht mußten die Haare auf die Schulter herunterhängen oder man trug eine Perücke.

Über diese spottete man weidlich z. B. in einem Scherzgedicht im „Ogród fraszek" des Wacław Potocki (um 1670):

Der Tatar und der Deutsche.

Verfolgend ergriff ein Tatar den Deutschen bei der Perücke,
doch bald sah er ein und verstand des Deutschen große Tücke:
denn schnell nutzt dieser die Zeit aus und flieht zum Ärger des Feindes.
Der Betrogene schickt tags darauf den Dolmetscher dann:
„Ob er unter den Menschen als skalplose Leiche gehen kann?"
Gegen kleines Lösegeld kann er wieder ihn kriegen.
Der Deutsche: „Unglück hatte ich gestern und konnte nicht siegen.
Mag er behalten die Haare, da ganz doch blieb die Haut."

In der Folgezeit richtete sich der Spott und die Abneigung nacheinander gegen jede Kopfbedeckung, die die Deutschen mitbrachten. Im Cholmerland liefen Polen und Ukrainer meist in der Pudelmütze herum. Als die deutschen Kolonisten mit Hüten kamen, hieß es:

Widzisz człeka w kapeluszu,	Triffst im Hut du einen Mann,
poznać możesz luteriusza.	siehst ihm gleich den „Luther" an.

Oskar Kolberg berichtet, daß man über Ukrainer, die eine deutsche Mütze mit Dach zu tragen begannen, scherzte: „vin ide jak Nimeć" (er geht wie ein Deutscher). Und die Kolonisten behaupten heute, wenn sie nicht in die Buggegend gekommen wären, liefen die Ukrainer immer noch mit Pudelmützen und Bastschuhen herum. „Niemiec kapeluśnik" (Deutscher Hutträger) hört man heute immer noch als Spottwort, obwohl seit vielen Jahrzehnten auch die Polen schon Hüte tragen. Frack und Zylinder haben längst Heimatrecht in der polnischen Gesellschaft erlangt, doch hat der Warschauer Kleinbürger immer noch nicht den Vers vergessen:

Cylinder i Frak,	Frack und Zylinder,
niemieckiej kultury znak.	der deutschen Kultur Künder.

Nach 1772 wurde der „deutsche Frack" in den nationalen Tanzsalons zugunsten des „żupan" und „kontusz" mit allerlei Spottversen abgelehnt. In bewußter Opposition gegen das Deutschtum vermieden es die Polen im Posenschen noch bis in die letzte Zeit hinein grundsätzlich, öffentlich in Zylinderhüten zu erscheinen; an den Zylindern konnte man auf den ersten Blick die deutschen, an den „Melonen" die polnischen Begräbnisse erkennen.

Die Schlafmütze darf nicht vergessen werden, da sie dem deutschen Spießbürger gutgeschrieben wurde. „Er war ein so hartgesottener Schwab, daß er noch einmal aus dem Sarge kroch, um seine Schlafmütze zu holen, die man ihm aufzusetzen vergessen hatte", sagt Prus vom Bruder des alten Minzel in der „Lalka".

Unsere Kolonisten im Gouvernement bezeichnen ihren polnischen Nachbarn als den „Vee'ehöng" (Vierhörnigen) wegen der sog. konfederatka, der polnischen viereckigen Mütze.

Aufsehen erregten auch die Strümpfe, die sog. „Bundschuhe", die in der polnischen Sprache zu „pończochy" geworden sind. In Polen gab es in früheren Jahrhunderten immer viel deutsche Ärzte, die das Volk „doktor pończoszka" (Doktor Strümpfchen) nannte. Und so gab es also kaum ein deutsches Kleidungsstück, gegen das man nicht in ähnlicher Weise zu Felde gezogen wäre, z. B. die Frauenröcke oder die kurzen Hosen:

U Niemców kobiety
w workach chodzą,
a chłopi w spodniach
jak bociany brodzą.

Bei den Deutschen die Frauen
in Säcken spazier'n,
und die Männer in Hosen
wie Störche stolzier'n. (Cholmerland)

Ähnlich verspotteten die Ukrainer die kurzen, kniefreien Hosen der Deutschen, obwohl ihre Jugend heute auch schon so herumläuft:

Nimeć,
pokolineć,
hołokolineć.

Deutscher,
Kurzhosenträger,
Nacktknieiger.

Bei Posen machte man sich über die Deutschen, die den wärmenden Pelz nicht kannten, lustig:

Szkeber, Niemiec, klucha,
idzie bez kożucha.

Schkeber, Deutscher Kloß,
geht ohne Pelz los.

Wenig nützlich erschien den Ukrainern die Krawatte. Sie urteilten daher: „Das wärmt wie die Krawatte den Deutschen" (Ostgalizien).

Den Polen fielen natürlich auch andere Lebensgewohnheiten des Nachbarvolkes auf. Stanisław Serafin Jagodyński (17. Jahrh.) scherzte:

Das Grab des Deutschen.

Am härtesten ist wohl das Grab eines Deutschen,
und das wohl darum,
weil der Deutsche auf der Schlafbank
nie ohne Daunen will ruh'n.

Mit den Federbetten wurden die Deutschen auch im Volksschauspiel des 16./17. Jahrh. oft geneckt, weil den Polen diese angenehme Möglichkeit des Schlafens, von der sie nachher auch Gebrauch machten, noch unbekannt und lange Zeit unsympathisch war. Auch heute noch sagt der polnische Bauer: „Niemiec lubi w betach (bebechach) spać" (der Deutsche schläft gern in Betten oder Eingeweiden).

Dagegen haben die Polen und Litauer immer die deutsche Rüstung und Bewaffnung anerkannt. In einem litauischen Volksliede vom Pferde Keistuts lautet die erste Strophe:

Es gibt nichts Besseres auf dieser Erde
als deutsche Waffen und tatarische Pferde.

Rey, Janicki (1542), Modrzewski (1551), Potocki und andere haben gegen die „deutsche Kleidung" Stellung genommen. Ein Lied des Sensenaufstandes der polnischen Bauern im vorigen Jahrhundert wendet sich gegen die Schlachta: „Ich im weißen Bauernkleid — bin mehr wert als du im deutschen Rock."

Die Entwicklung der Kleidermode wurde von der Reaktion doch immer nur vorübergehend gehemmt. Zahlreiche deutsche Lehnwörter in der polnischen Sprache quittieren die Übernahme deutscher Kleidungsstücke: futro — Futter, szuba — Schaube, szlafrok — Schlafrock, klamra — Klammer, fartuch — Vortuch (Schürze), kitel — Leinenrock, Kittel, frędzla — kleine Franse, fałda — Falte, inderak — Unterrock, pludry — Pluderhosen, jupka — Joppe, rańtuszek — Randtuch (Kopftuch), wachlarz — Fächer, kocbaja — Kutzbaie, pończocha — Bundschuh (Strumpf), rynsztunek — Rüstung, bei den Goralen und in Ost- und Oberschlesien: fuzekle — Socken (Fußsäckel), broslak — Brustlatz, und viele andere *).

Der Einfluß auf die Kleidung des Polen kam aber nicht nur durch die deutsche Einwanderung und die europäischen Reisen der Schlachta, der Studenten usw., sondern auch durch den polnischen Auslandsarbeiter: den „Sachsengänger" und den Rückwanderer aus Westfalen und Amerika. Er kleidet sich ordentlicher als die Einheimischen, trägt auf Maß gemachte Anzüge, Kragen, Krawatte, kurzum, er hat ein höheres Niveau der Kleidung und wirkt auf dem grauen, elenden Hintergrunde des Heimatdorfes wie ein „Herr". Er gilt als Westfolok, Westfalczyk. Bystroń hat über diese Frage in seinem Buch „Die Volkskultur in Polen" (S. 343 f.) ausführlich geschrieben.

Selbstverständlich war die vorher gekennzeichnete Abneigung gegen die fremde Kleidung nicht einseitig. Die deutsche Volksüberlieferung enthält zahlreiche Spottausdrücke, Lieder und Schwänke über die Tracht des Polen und Ukrainers. In einem deutschen Liede aus Ostgalizien singt man: „Was haben die Polen, was haben sie? Einen Riemen um den Leib, daß der Dreck zusammenbleibt" usw. (Ugartsthal). Die scherzweise von den Pfälzern in jener Gegend „Weißkiddel" („Graue", „Hechte") genannten Ukrainer trugen früher, zum Teil auch jetzt noch, rote Schnüre oder Gürtel um den Leib. Darauf bezieht sich folgender deutscher Schwank aus Wolhynien:

Warum tragen die Ukrainer einen Strick um den Bauch?

Als Gott alle Völker geschaffen hatte, wurde der Teufel neidisch und beschloß, auch ein Volk zu schaffen, das stärker als alle anderen sein sollte. Er bedrängte Gott so lange, bis er von ihm die Erlaubnis bekam. Nun nahm er Blotte (Dreck) von der Straße, klebte einen starken Mann zusammen und wollte ihm möglichst viel Odem einblasen. Plötzlich platzte dem neuen Geschöpf der Bauch. Der Teufel nahm daher schnell einen Strick und band alles zu, und da war der Ukrainer fertig. Seit dieser Zeit schon muß der Ukrainer immer einen Strick um den Bauch tragen.

Sehr viele deutsche Spottausdrücke und -erzählungen beziehen sich auf die angeblich liederliche und unsaubere Kleidung der Slaven. „So 'n richtiger Antek", hört man in den Grenzgebieten auf den Polen, aber auch auf jeden anderen unordentlich gekleideten Menschen sagen[2]). Trägt jemand einen zerfransten Pelz, dann sagt man: „Der sieht aus wie der alte Kościuszko"; oder auf Träger typisch polnischer Kleidung:

*) In polnischen Romanen, die das 16. und 17. Jahrhundert behandeln, liest man ab und zu von Personen, die „z niemiecka ubrany" (deutsch gekleidet) sind.

„Die Hechte mit den Gewitterjacken." Die polnischen Soldaten trugen 1919 während des Aufstandes und auch später die viereckige Mütze (konfederatka), so daß die deutsche Bevölkerung spottete: „Vierkantig sind sie reingekommen, achtkantig werden sie wieder rausfliegen."

Am stärksten richtet sich die deutsche Reaktion gegen die bunten Farben der slavischen Trachten. „E poolsches Mosta" nennt man in Ostpreußen (Rössel) ein Stoffmuster mit schreienden Farben. Und wenn in Danzig und ganz Westpreußen jemand grellfarben angezogen ist, „sieht er polnisch (oder kaschubisch) aus". Auch bei den Sudetendeutschen gelten bunte Farben am Haus, Hausrat und an der Volkstracht als tschechisch. „Wie eine Böhmsche", kritisiert man dort ein bunt aufgeputztes Mädel, während man selbst am liebsten immer nur in grauen oder sandfarbenen Kleidern einhergeht (nach E. Lehmann). Diesem Gesamtunterscheidungsmerkmal sind nur vereinzelte Gegenden nicht unterzuordnen, wo sich noch eine alte deutsche Tracht erhalten hat.

An den übrigen Abschnitten unserer östlichen Volkstumsfront sieht es ähnlich aus. Geht ein Rumäne oder ein Ungar in städtischer Kleidung (u. a. in langen Hosen), dann urteilen seine Volksgenossen in Siebenbürgen, „er gehe deutsch gekleidet". Die Sachsen wiederum verspotten den Rumänen als „Werbes" — Bundschuh. Einige Sprichwörter der Ungarn lauten: 1. „Es fehlt ihm wie dem Deutschen die Unterhose", d. h. die gatya, eine breite Unterhose, die die Madjaren in ihrer Nationaltracht zu tragen pflegen. 2. „Habe Ruhe wie der deutsche Hut", d. h. keine Ruhe, denn er wird beim Grüßen immer gezogen. 3. „Lang wie das deutsche Hemd". 4. „Ein Deutscher und ein Mönch geben nur einen Madjaren", d. h. der Deutsche hat nur ein Hemd an, der Mönch nur eine Hose, der Madjare aber je zwei.

Deutsches und polnisches Temperament

Der Pole hat ein viel lebhafteres Temperament als sein Nachbar, den er deshalb, ebenso wie der Franzose und Russe, als schwerfällig, fischblütig und langweilig bezeichnet*). (Le lourd Allemand!). Alles wuchtige, pedantische in der Kunst und Literatur ist „niemieckie", „niemcowate" oder „szwabskie". Das Nervensystem der Polen besitzt eine ständige Spannung, während die Erregbarkeit des Deutschen, der im Lande der Warthe und Weichsel als Vertreter seines Volkes erschien, verhältnismäßig gering ist. Der Pole wird leicht von Begeisterung durchglüht, kühlt aber dann schnell ab. Im Deutschen brennt die Begeisterung ruhiger, aber länger.

Überall offenbart sich der Unterschied der beiden Temperamente. In Malerei und Volkstracht der Polen herrscht die Freude an der Glut der Farben. Chopins Musik enthält als Grundton den „żal": Schmerz, Sehnsucht, Trauer, Erinnerung. Beethovens Musik könnte man mit einer kraftgeballten Faust, Bachs Tonschöpfungen mit Klarheit und Wucht vergleichen. Und wie weltverschieden ist die olympische Ruhe eines Goethe, der „keine Wunder sieht", von einem Mickiewicz, der Gefühl und Glaube über die Weisheit stellte! Auf der einen Seite das Willens-

*) Starre Wendungen: „deutsche Schwere", „polnische Leichtigkeit". — Brückner „Dzieje kultury Polskiej", II, 471: „Zu Hause und im Ausland gewann der Pole die Menschen durch seine Höflichkeit und Lebhaftigkeit, die von der deutschen Schwere abstachen."

volk, mit dem großen Anteil an der Dramenliteratur der Welt, auf der anderen das Gefühlsvolk mit einer reichen Lyrik und dem „Pan Tadeusz", dem „einzig gelungenen epischen Gedicht des 19. Jahrh." Den Temperamentunterschied offenbart uns heute am greifbarsten die Presse beider Nachbarn.

Die Volksüberlieferung hat diese Andersartigkeit natürlich auch festgehalten. Wenn in Breslau eine empfindliche Person um eine Kleinigkeit Lärm schlägt, beschwört man sie: „Jetzt ist Polen offen!" — „Nu öß Polen apen on Warschau brennt", sagen nach Frischbier die Ostpreußen, wenn jemand über einen kleinen Unfall ein großes Lamento erhebt. Auch Arnold gibt an, daß der Nord- und Ostdeutsche für Aufregung und Verwirrung die Formel angenommen hat: „Alleweil ist Polen offen". Und dieser Satz ist heute noch im gesamten Grenzlande im Schwange*). „Der braust auf wie polnisch Bier", sagen die deutschen Bauern bei Hermannsbad. Oder sie sprechen vom „unruhigen polnischen Blut".

„Die unruhigen Köpfe der Polen" liest man mitunter in der älteren deutschen Literatur[3]). Weil der Pole sich leicht erregt, nennen ihn die niederdeutschen Kolonisten zahlreicher Kolonien in Polen den „Knebbe", d. h. Krakeeler oder den Messerstecher ähnlich wie die Siebenbürger vom Ungarn wegen seines Jähzorns als vom „Módjorbitschko" — Madjarendolch (Messerstecher) sprechen.

Der deutsche Bauer singe, lache und tanze weniger als der ihm benachbarte polnische, haben die Volkskundler festgestellt, z. B. Kolberg für Kujavien. Der Ukrainer Sava Sŀyvyč spricht den Schwaben in Galizien heiteren Sinn und Freude ab. Bei ihnen sei abends nie ein fröhliches Lied zu hören, während die Ukrainer viel und gern sängen. Dieser Vergleich liegt wohl dem Text einer Kolomejka aus Hryhoriv zugrunde, die Volodymyr Hnatiuk im E. Zb. Bd. XVII, Lemberg 1905 Nr. 204 mitteilt:

O, ich laufe zu den Schwaben,
wie's den Schwaben geht.
Doch die Schwaben, nach dem Abendbrot,
geh'n ja gleich ins Bett.

Und ein anderer ukrainischer Tanzvers aus der Gegend von Kolomea:

Der Schwabe hat Heu und Brot,
und da klagt er noch.
Der arme „Bauer" hat große Not,
aber tanzt drei Meter hoch.

Leider besitzen wir nur für Deutsch-Oberschlesien eine lehrreiche Beobachtung über den Wesensunterschied, wie er im Volksliede zum Ausdruck kommt, und zwar von Alfons Perlick. Einige rein erhaltene Volksliedbezirke boten ihm den Stoff zum Vergleich. Im polnischen Liede ist der lyrische Charakter vorherrschend. Reiche Symbolik, viel Naturalismus, naiver Humor in allen Spielarten machen die Texte poesiereicher, leichter und freundlicher. Dem deutschen Liede liegt im allgemeinen mehr die erzählende breite Sprache. Die Lage oder der Tatbestand sind stärker, härter und schicksalsschwerer gezeichnet. Balladen trifft man im slavischen Kulturkreis in geringer Zahl an. Ihre Stoffe gehen zumeist auf beiden Völkern gemeinsame Motive zurück. Im Vordergrunde steht da wie dort das Liebeslied, dessen Weise im slavischen Liede weicher, leidender, sentimentaler, im deutschen lebenskräftiger, herzhafter, realer, frischer, aber auch mitunter schon abgegriffener ist.

*) In Tarnowke und Krojanke sagt man für Trubel, Aufregung und Schlägerei: „Nu is Polen offen, da gibts kein Halten mehr." — „Polen ist offen und Warschau ist voll Feuer." — Auf eine müßige Frage nach Neuigkeiten erhält man die Antwort: „Polen ist über und Warschau brennt", wohl eine Erinnerung an das Jahr 1655/56.

Über Perlicks Feststellungen hinaus lassen sich die Unterschiede des Volksliedes der beiden Nachbarn in den anderen Abschnitten der Grenzzone noch genauer darstellen. Die Grenzlandmenschen hören die Andersartigkeit sofort heraus und sagen vom Gesange „derer von drüben", meist mit einem deutlichen Unterton der Ablehnung und Geringschätzung: „das klingt deutsch" oder „das klingt polnisch", d. h. soviel wie fremd, eintönig, nicht anheimelnd.

Das deutsche Liebeslied ist nach Ansicht von Prof. Luzian Kamieński weicher als das polnische, in dem trotz seines ausgeprägten lyrischen Grundgehaltes viel mehr Neckerei, Fopperei und Satire vorkommen.

In dem Rhythmus des polnischen Volksliedes herrscht die Neigung zum Jambus, im deutschen zum Trochäus, z. B. in den Walzerweisen. Da, wo im Polnischen der Trochäus auftritt, kann man bis zu einem gewissen Grade deutsche Einflüsse vermuten. In der polnischen Volksweise bricht gern die übermütige Laune des Gegenakzentes hervor. Auf dem Tanzboden kann man das oft bemerken. Da knallt der polnische Bursche mitunter ganz gegen den Takt mit dem Absatz auf den Fußboden. Przybyszewski hat das alles einmal geistreich als den „bunt" (Aufruhr) in der polnischen Seele gekennzeichnet. Der Deutsche der Grenzlande und Volksinseln verträgt dagegen kein Satzwerk launenhafter Akzente. Bei ihm muß alles klar klingen und seine Ordnung haben. Sein Akzentsystem liegt fest, während es beim Polen irrlichtert. Der Deutsche hat das „Tempo rubato" des Polen so gut wie überhaupt nicht.

Auch im Melodischen treten ganz bestimmte Unterschiede in Erscheinung. Im Liede des Grenzland- und Volksinseldeutschen gibt es heute kaum noch die sogenannten Kirchentöne, die das polnische noch hat (Pentatonik). Die Weisen der Polen sind monodisch, die der Deutschen meist harmonisch ausgeführt. Daher standen sie im Polnischen freier da und konnten rhythmisch wie melodisch einen großen Umfang bewahren, während sie im Deutschen durch die Harmonisierung abgeschliffen wurden. Nicht ohne Einfluß auf die Unterschiede der Volksmusik blieb die Arteigenheit der Musikinstrumente auf beiden Seiten. Was auf diese Weise der Volkskundler und Musiker an Gegensätzlichkeiten und Eigentümlichkeiten genauer zu erklären vermag, empfindet das Ohr des Grenzland- und Volksinselmenschen instinktiv*). —

Die Tanzkunst der Polen ist in Europa immer bekannt und berühmt gewesen und hat auch einen Einfluß auf den Westen ausgeübt. Als „sclavus saltans" (springender Slave) erscheinen die Slaven schon in den ältesten deutschen Quellen. Im Vergleich zu den Polen seien wir Deutsche doch nur eine Art Holländer, meinte jemand 1795 auf einem Balle in Karlsbad, worauf Goethe versetzte: „Kein Wunder, die Grazie ist ihnen angeboren." Überall galten die sarmatischen Kavaliere als die besten Tänzer. Die Polonaise und der Mazur traten einen förmlichen Siegeszug durch ganz Europa an. In ihnen offenbarte sich das lebhafte Temperament der Polen. Ein deutscher Verfasser schrieb 1759, daß das Polonaisetanzen der Deutschen und Polen sich so verhalte, wie das Buchstabieren eines ABC-Schützen zu dem vollendeten Vortrag

*) Perlicks Ansicht, auf der polnischen Seite sei die Ballade in geringerer Zahl anzutreffen, trifft an anderen Abschnitten der Grenzzone nicht zu. Auch für Oberschlesien müßte diese Frage wohl noch genauer geklärt werden.

eines Künstlers. Der Livländer Schulz schildert in seiner bekannten Reisebeschreibung voller Begeisterung die reizvolle Art, in der die Polen ihren Nationaltanz tanzen. Kein anderes Volk käme ihnen hierbei an Grazie gleich. In Polen und anderen Ländern gelten dagegen die Deutschen als „Volk ohne Tanz". Die deutschen Volkstänze sind im Gegensatz zu den russischen, ungarischen, spanischen und polnischen so gut wie unbekannt. Selbst die bayrischen und österreichischen Tänze erscheinen den Ausländern ungeschliffen und ohne Anmut. In Deutschland gehörte, so stellt ein Pole fest, der Tanz nie so organisch zum kulturellen Leben der Nation wie in Polen oder in Rußland.

Als „deutscher Tanz" galt auch in Polen der Walzer, der im 18. Jahrh. Eingang fand und die französischen Menuette, Gavotten, Galearden, Kapreolen der Renaissancezeit verdrängte. Nach den Teilungen lehnten viele Kreise den Walzer aus nationalen Gründen ab. Man dichtete sangbare Spottverse auf ihn, um vor allem den Mädchen die Freude am „deutschen Tanze" zu rauben.

Polnisches Tanzlied.

Tanz ich frisch und munter
Krakowiak herunter,
dröhnt's wie ein Gewitter,
fliegen Spän' und Splitter.

Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei,
alles auf den Zehen.
Was doch die Deutschen
im Walzer nur sehen!

Es gibt eine Menge volkstümlicher Tanzlieder dieser Art.

Als einer der kosakischen Anführer, Jarema Vyšnevećkyj, 1649 vor Zbaraż mit einer Beinverwundung herumhumpelte, sagten seine Kosaken zu ihm:

Pane Vyšnevećkyj,
a numyś vyvedy
tančyk po nimećkyj.

Herr Vyšnevećkyj,
nun führ uns auf
einen Tanz auf deutsche Art.

Diese Wendung ist ins ukrainische Erzählgut übergegangen. Sie enthält eine deutliche Kritik an der deutschen Tanzkunst[4]). „Niemcowaty" nennt mitunter der Pole jemanden, der sich schwerfällig bewegt.

Über ernste Musik urteilt das polnische Volk in Kongreßpolen: „Da wird gespielt wie bei einem deutschen Begräbnis", und über den deutschen Gesang: „Niemca po śpiewaniu, charta po szczekaniu, zaraz poznać można", (leicht erkennt man einen Deutschen am Singen und den Hund am Bellen). Die Deutschen dort sagen: „polnische Hochzeit machen", wenn Kinder sich bei Tisch wild benehmen, Krach machen, mit Löffeln und Tassen klappern, usw. Im älteren deutschen Schrifttum lesen wir die volkstümliche Meinung: „In Polen macht ein Dudelsack (eine Geige) ein ganzes Dorf aufrührerisch."

Georg Philipp Telemann, der die polnische Volksmusik kennen lernte, dichtete voller Anerkennung:

„Es lobt ein jedes sonst das, was ihn kann erfreu'n.
Nun bringt ein polnisch Lied die ganze Welt zum Springen;
So brauch ich keine Müh', den Schluß herauszubringen:
Die Polnische Musik muß nicht von Holtze seyn" *).

*) Vergl. Alicja Simon „Polnische Elemente in der deutschen Musik bis zur Zeit der Wiener Klassiker" (Zürich 1916). — A. Simon „Polskie Instrumenty zagranicą". In „Instrumenty muzyczne. Monografia zbiorowa", pod red. M. Glińskiego, Warschau 1929. Die Sackpfeife (dudy) galt früher als Charakteristikum der Polen.

Manch deutsches Mädel und mancher deutsche Junge haben ihr Herz auf dem slavischen Tanzboden verloren und sind uns dann durch die Mischehe meist verloren gegangen. Die Leidenschaftlichkeit der anderen riß sie mit, gefiel ihnen besser als der ernste wirtschaftliche und völkische Kampf auf der deutschen Scholle. Gegen diesen Einfluß der Gegenseite und die damit verbundene Umvolkungsgefahr hat sich die deutsche Volkstumsfront immer gewehrt, indem sie die slavische Tanzerei lächerlich zu machen versuchte. Einige Beispiele aus Ostgalizien, wo Deutsche und Ukrainer zusammenwohnen:

Ukrainer hält sich an den eigenen Haaren fest.

Der Rusnacke kann nicht richtig tanzen, denn er braucht nur soviel Platz dazu, wie eine Jungfrau zum Lochzustopfen. Wenn ihm schwindlig wird beim Tanzen, faßt er sich an die eigenen Haare und reißt daran.

Warum die Rusnacken in ihrer Kirche weder Bänke noch Orgel haben.

Daß die Rusnacken in ihrer Kirche keine Bänke haben, das kommt davon, weil sie sonst nur schlafen und nicht der Predigt zuhören möchten. Und weil sie keine Bänke haben, so haben sie auch keine Orgel. Warum? Ja, das ist so gewesen: Einmal hat ein rusnackischer Pfarrer bei den Polnischen eine Orgel gesehen und die hat ihm so gefallen, daß er sich eine angeschafft hat. Wie die Gemeinde die Orgel bekommen hat, hat der Organist am Sonntag in der Kirche aufgespielt, und wie die Bauern das gehört haben, da konnten sie sich nicht mehr halten. Denn wenn der Rusnacke Musik hört, da muß er tanzen. Und so haben sie auch in der Kirche getanzt, bis der Pfarrer dem Organisten zugebrüllt hat: „Aufhören, aufhören!" Hätten sie Bänke in der Kirche gehabt, so hätten sie nicht tanzen können. So aber haben Pfarrer und Organist die Orgel aus der Kirche getragen und auf einer Weide aufgehängt. Da ist der Deutsche gekommen (hier in Galizien) und hat die Orgel in seine Kirche getragen. Seither haben die Rusnacken keine Orgel mehr in der Kirche.

(Aufgezeichnet von A. Karasek in Jalowa)

Wie die Rusnacken tanzen gelernt haben.

Wenn die Rusnacken tanzen, dann springen sie immer auf einer Stelle, schlenkern mit den Füßen, als wenn sie etwas abschütteln wollten und kratzen sich am Hals oder hinten am Kopf. Und das kommt davon: Einmal hat ein Deutscher bei den Rusnacken übernachten müssen, hat in einer Chaluppe am Ofen mit den Leuten geschlafen. In der Nacht sind die Wanzen, die Flöhe und die Läuse so arg über ihn hergefallen, daß er sich keinen Rat mehr gewußt hat. Er ist im Hemd vom Ofen heruntergesprungen, mitten in die Stube und hat dort mit den Füßen herumgeschlenkert, um die Viecher abzuschütteln, hat sich am Hinterkopf gekratzt, und was man sonst noch tut, wenn es einen beißt. Die Rusnacken haben dem zugesehen, und weil es ihnen so gefallen hat, haben sie es auch gelernt. Und so tanzen sie noch heute.

(Aufgez. von A. Karasek in Steinfels bei Dobromil)

Selbstverständlich richtet sich hier der Mythos gegen die Wirklichkeit, denn die Ukrainer haben eine bewundernswerte Volkstanzkultur, der die Deutschen etwas Ebenbürtiges nicht entgegenzuhalten haben.

Deutsche und polnische Gesellschaftskultur

Der nach Polen einwandernde Deutsche empfand, obwohl er selten ganz frei von politischem und seelischem Druck gewesen ist, doch die gänzlich veränderte Luft, die er nun atmete. Jene in seiner Heimat immer nur ironisch erwähnte „polnische Freiheit" offenbarte sich ihm in allen Dingen des täglichen Lebens und schien alle Bande zu lockern, die ihn bisher zusammengehalten hatten. Pünktlichkeit, Sorgfalt, Sparsamkeit, strenge Gesellschaftsformen, Raum- und Arbeitsteilung usw., das alles nahm man hier nicht so genau. „Streng feste Preise!" Daß es die nicht gab, dafür hatte schon der jüdische Händler gesorgt. Die Menschen selbst zeichnete ein gewisser Hang zur Bequemlichkeit, zum Sichgehenlassen in der Ausführung von Arbeiten, ein rhapsodisches Wesen, eine gewisse Weichheit und Schmiegsamkeit des Charakters aus, die einer strengen Selbstzucht und einer klaren bindenden Entscheidung gern aus dem Wege ging. Kein Zweifel, die Atmosphäre diesseits und jenseits der Volkstumsfront war seit jeher grundverschieden, wenn auch auf beiden Seiten der Grenze im Laufe der Jahrhunderte die Umvolkung dem Gegensatz einen Teil seiner Schärfe genommen hat.

Der Pole der gebildeten Kreise fühlte sich dem Deutschen immer in bezug auf seine Gesellschaftskultur überlegen. Der deutsche Einwanderer mußte immer wieder roden und entwässern, oder Industriezentren aus Dörfern wie Kattowitz, Lodsch, Bialystok entwickeln helfen. Neben diesem „Heldentum der Arbeit" konnte sich eine der polnischen gleichwertige Gesellschaftskultur nicht entfalten. Das in dieser Richtung zum Ausdruck kommende Überlegenheitsgefühl der Polen hat also eine gewisse Berechtigung, die Unterlegenheit der Deutschen eine Begründung. Voller Verachtung sprach man schon früher von dem Benehmen und dem lächerlichen Äußeren des Pluderhosenträgers. Mikołaj Rey (1505—69) charakterisiert ihn auf folgende Art:

Der Deutsche.

Der Deutsche ist ein hochmütiger Kerl, doch paßt das für ihn nicht:
Wer etwas auf sich hält, legt auf Reinlichkeit Gewicht.
Dieser prächt'ge Gedanke einen jeden ziert,
der edlen Verstandes, den Aufgeblasenen aber geniert.
Die Nase hoch, so schreitet unser deutscher Mann,
Klugheit und Umsicht stehen ihm nicht an.
Zudem ist er noch schmierig, nach Fett er übel stinkt.
Zieht er seine Hosen hoch, läßt er schon einen fahren.
Mag er aus den Erbsen ein Stück Speck nicht essen,
Verwahrt's unser Deutschmann in der Tasche unterdessen.
Er spürt es nicht und stänke es noch so gemein,
hinterm Ofen liegend schmiert er seine Hosen ein.
Schon von Kindheit an sie große Säufer sind,
wirklich wenig Gutes man bei ihnen find't.
Sollten die Kerle kämpfen, was immer geschieht,
wie sollt man sich mit ihnen schlagen, wenn es Pferde bei ihnen nicht gibt.
Wenn der Kerl flüchtet, man ihn ereilt und stellt,
weil er sich in die Pluderhosen verwickelt und fällt.

Das ist ein typisches Urteil der Schlachta, die sogar sprichwörtlich sagte: „Ein polnischer Schlachtschitz ist älter als ein deutscher Baron".

Oder:

Nie tak majętni wielcy Frajherowie,
nie tak bogaci, sławni Fukierowie,
jako tu szlachcic o Świętym Marcinie
w naszej krainie.

Kein Freiherr kann so mächtig sein,
Kein Fugger wird so reich erschein',
Wie am Martinstag in unserem Land,
ein Edelmann.

Wie überlegen fühlte sich im 17. Jahrh. einer der Ossolinski bei seiner Berührung mit der Gesellschaftskultur in Deutschland! Er klagt darüber, daß die Gesellschaftsformen dort wenig entwickelt seien[5]).

Das deutsche Wort Gebauer — Bauer — gbur bedeutet heute im Polnischen Tölpel und Grobian. Offenbar hafteten im Urteil des Polen die Eigenschaften dem deutschen Kolonisten an, wenn er sie durch das deutsche Lehnwort ausdrückte. „Steif wie ein Deutscher" (bei Lentschütz), „steif wie ein Preuße, der einen Stock verschluckt hat" (Generalgouvernement), „geh nicht so steif wie ein Deutscher" (Posen), das sind beliebte Redensarten. Besuchern wie Kausch, Feyerabend und anderen ist das Überlegenheitsgetue der Deutschen und ihre Grobheit aufgefallen, die vom geschmeidigen und höflichen Wesen der Polen ungünstig abstachen. „Es ist eine alte Sache, daß der Deutsche hochmütig ist", (już to sęk twardy, że Niemiec hardy), hört man oft sagen. Es entspricht dies dem südfranzösischen „Auturious (= autain) coumo un Allemand".

Wenn sich beim Ostdeutschen jemand sehr schnell anbiedern will, was die Polen untereinander gewöhnlich machen, dann zeigt er erst recht die kalte Schulter. Der Danziger sagt in solchem Falle ablehnend: „Der ist mir zu panjebratsch" (nach poln. „panie bracie" — Herr Bruder), worin die Kritik an der leichteren polnischen Umgangsform zu spüren ist.

So gern der Deutsche den Polen kritisierte, eins hat ihm immer an ihm imponiert: die große Gastfreundschaft. Seit den Cosmographien des 16. Jahrh. bis heute hat unser Schrifttum sie stets ehrlich anerkannt und bewundert. „Nach alter Polensitte herrscht Gastfreundschaft in jeder Hütte", „Polensitt verschließt die Türe nit", sagt auch das deutsche Sprichwort*). Unser „viel zehren und gasten, leert Beutel und Kasten" aus den Kolonien in Kongreßpolen hat kein Gegenstück im Polnischen.

Dem „edlen Polen" — so sagte man sprichwörtlich in Deutschland, vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. — fiel der Mangel an Gastfreundschaft bei seinem westlichen Nachbarn auf, seine Knausrigkeit, Gezwungenheit, ein auf Regeln und Geboten und scheinbar nicht auf Herzlichkeit beruhendes Benehmen, der Mangel an Höflichkeit, Lustigkeit und Unterhaltsamkeit. Doch stellte er andererseits das Zusammenhalten und die Organisation der Deutschen fest:

Ein Deutscher — ein Bier.
Zwei Deutsche — eine Organisation.
Drei Deutsche — Krieg.

(Bei Kalisch)

*) Vielleicht in Anlehnung an: „Staropolska jest to cnota, nie zamknąć nikomu wrota". „Czem chata bogata tem rada". — Vergl. dazu das polnische: „dostał abszyd niemiecki" (er bekam einen deutschen Abschied), d. h. er wurde herausgeworfen. Diese Formel ist übrigens bei vielen Völkern im Gebrauch. Der Engländer sagt: „er bekam einen französischen Abschied", usw.

Gdzie dwóch Polaków, tam dwie partie, a gdzie dwóch Niemców, tam trzy organizacje.	Wo zwei Polen, da zwei Parteien, doch wo zwei Deutsche, da drei Organisationen.
Gdzie dwóch Polaków, tam trzy zdania, a gdzie trzech Niemców, tam jedna myśl (wola).	Wo zwei Polen, da drei Meinungen, wo drei Deutsche, da ein Gedanke (Wille).

(Bei Löwenstadt)

Weitverbreitet und sehr alt ist: „Der Deutsche ließ sich für den Genossen (oder zur Gesellschaft) hängen", bzw.: „Ein Deutscher würde sich für den Genossen hängen lassen"*). Die Sitten und Gebräuche der anderen werden gern verspottet: „De wiest dem Hoase, wo de Polocke Ostre fiere" („Der zeigt dem Hasen, wie die Polen Ostern feiern"), necken die Deutschen im Ostwarthegau einen Jäger, der vorbeischießt. Es handelt sich dabei um eine Anspielung auf die polnische Sitte des Osterschießens.

Galante Ritterlichkeit ist eine der hervorstechendsten Eigenschaften der Sarmaten, und die Art, in der sie den Frauen gegenübertreten, bestätigt das. Schon Konrad Celtis (16. Jahrh.) fiel dies in Krakau auf. Das Weib herrsche dort, schrieb er nachher. Tatsächlich nimmt die Frau im polnischen Gesellschaftsleben einen hervorragenden Platz ein. Sie hat sich nach den Teilungen auch national und politisch in vorbildlicher Weise bewährt, so daß das 19. Jahrh. oft „das Jahrhundert der polnischen Frau" genannt worden ist. Daher erklären sich leicht die Urteile: „Der Deutsche achtet seine Frau nicht besser als eine Magd" (ostpolnisch) und: „Die deutsche Frau paßt in den Stall, die tschechische in die Küche" (tschech.)**). Im gesamten Gebiet der engeren Nachbarschaft stellt man auch deutscherseits fest, daß der Pole der Frau mehr Aufmerksamkeit und Höflichkeit (grzeczność) zuwendet als der Deutsche. Kein Wunder, daß Mischehen nachweislich viel seltener zwischen einem Deutschen und einer Polin als zwischen einem Polen und einer Deutschen geschlossen werden. Den geharnischten Willen der Frauen kennzeichnen die Polen selber mit folgendem Vergleich:

U Niemki pyłek miękki. U Polki same kolki.	Bei der Deutschen ist der Blütenstaub weich, Bei der Polin nichts als Dorngesträuch.

(Generalgouvernement)

So besitzt der Pole alle gesellschaftlichen Vorzüge: die Gabe der Unterhaltung, Gastfreundschaft, Höflichkeit, Temperament. Mag auch der Grenzlanddeutsche die sprichwörtliche „polnische Höflichkeit" und Anmut als Verstellung, als unecht, sein Plaudern als flach und schwülstig, seine gesellschaftliche Begabung als Vergnügungssucht, seine Ritterlichkeit als Servilismus, seine Gastfreundschaft als Verschwendungs-

*) Schon in Rysińskis Sammlung, bei Bystroń, Korab Brzozowski, Reinsberg, Küffner; mündlich konnte ich es selbst noch hören bei Żyrardów, Sompolno, Konin, Grójec. Dichterisch ist es verwertet bei Wacław Potocki „Moralia", I, 172 (B.P.P.).

**) St. Szpotański „Bez miejsca na świecie". War. 1933, S. 256, kennzeichnet den Unterschied zwischen der russischen und polnischen Frau. Die erste suchte einen Mann, der sie beherrsche, die zweite einen mit einer Wachsseele, den sie formen kann.

sucht deuten, so ändert das nichts an der Tatsache, daß er dennoch dem Polen gesellschaftlich unterlegen ist. Es handelt sich bei alledem auch oft um unübersetzbare ethische und ästhetische Werteinheiten, um unübersteigbare Grenzen des sprachlichen Verstehens.

An der Volkstumsfront hat früher das gewinnende polnische Wesen Tausende von Söhnen unseres Volkes in seinen Bann gezogen und sie uns entfremdet. Was der Pole durch den Mangel an Organisationstalent, an Beharrlichkeit und Wirtschaftlichkeit einbüßte, hat die werbende Kraft seiner „Menschlichkeit" oft wieder wettgemacht. Bismarck sprach deshalb geradezu von einer Gefahr des polnischen „Romantismus" für die deutsche Seele. Der Pole ist sich der großen Assimilationskraft seines Wesens sehr wohl bewußt gewesen.

An anderen Abschnitten der südöstlichen deutschen Volkstumsfront lassen sich vermutlich ähnliche Beobachtungen machen. Der Tiroler macht einen scharfen Trennungsstrich zwischen seinem Wesen und der glatten Art des italienischen „Katzelmachers". Der Ungar kennzeichnet jemanden, der sich unbeholfen oder schwerfällig bewegt: „er ist wie ein Schwabe". Und so weiter!

Das teils unbeholfene, teils hochmütige oder schlechte Benehmen des Deutschen wird auch in der polnischen Literatur mit ersichtlichem Behagen ausgemalt. Prus läßt in der „Lalka" (1890) in einem von Skierniewice nach Warschau fahrenden Zuge, Abteil 2. Klasse, einen rotblonden Deutschen sich die Schuhe ausziehen, die in schmutzigen Strümpfen steckenden Füße auf die gegenüberliegende Bank ausstrecken und schlafen. J. Weyssenhoff bezeichnet in „Meine literarischen Erinnerungen" (poln. 1925) das Preußentum als „langweilig und heuchlerisch in seinen sogenannten Tugenden", als „dressiert und pedantisch", als hochmütig (buta, pycha pruska!). Versailler, d. h. französische Manieren passen zum Gesicht des preußischen Junkers wie die Manschetten zu einem Kater. Herr Strum macht in Wacław Berents „Fachowiec" (1933) S. 182 eine „arteigene deutsche, übertriebene Verbeugung". Charakteristiken dieser Art sind nicht selten. Eine ungeheuerliche Verzerrung der deutschen Gesellschaftsformen leistet sich Wacław Sieroszewski in seinem 1923 neu herausgegebenen „Z fali na fale" (1910). Ein deutscher Konsul, in Gesellschaft zweier Huren, benimmt sich auf einem japanischen Dampfer in so schmählicher Weise, daß die Vertreter anderer Völker voller Verachtung davon Kenntnis nehmen. In der deutschen Niederlassung der Stadt Hankou, wo häßliche von anderen Nationen gemiedene Häuser stehen, wiehern die Deutschen vor Lachen wie die Pferde, stoßen mit ihren Ellbogen die Passanten auseinander, usw. Bei Sieroszewski, der die deutsche Sprache nicht kennt, darf man sich über solche Szenen nicht wundern. In seinen Werken ist immer das besonders wertvoll, was er anderen Schriftstellern entlehnt hat. Die Charakteristiken des deutschen Wesens hat er leider — ausnahmsweise — selber erdichtet. Jedenfalls ist der polnischen Volksüberlieferung und der Literatur die Tendenz gemeinsam, am deutschen Nachbarn ein schlechtes Auftreten zu geißeln.

Austausch des Gemeinschaftsgutes

Trotz alledem haben die Polen von den Deutschen eine Menge Dinge übernommen, die heute zum eisernen Bestand ihrer Gemeinschaftskultur gehören. Groß ist die Zahl der Lieder, die durch die deutsche Ein-

wanderung nach Polen gebracht wurden. Die Verschiedenheit der Sprachen schloß die Übernahme ganzer Texte aus, so daß die Motive sprachlich stark gewandelt wurden. Bei Landshut (Łańcut) in den untergegangenen mittelalterlichen deutschen Siedlungen sowie im ganzen ehemaligen Polen wird das Lied vom „młynarz Marcin" gesungen. Zweifellos ist es unser: „Es wohnt ein Müller an dem See". Übernommen wurde auch die Vogelhochzeit in zahlreichen Fassungen, viele Balladen, eine Menge einwandfrei deutscher Schwänke, z. B. von den Schildbürgern. Der polnische Schalk Sowizdrzał ist nichts anderes als unser Eulenspiegel. Seine Streiche wurden fast durchweg seinem westlichen Urbild entlehnt *).

Bystroń hat festgestellt, daß die Sitte des Weihnachtsbaumes unter dem Einfluß der deutschen Einwanderung in Polen verbreitet worden ist. 1720 wird von ihr zum ersten Male in Pommerellen berichtet **). Einzelne Fastnachtssitten sind ebenfalls deutschen Ursprungs. Der „comber" (zampern, Zimbertag) am Gründonnerstag wurde von den Frauen in Krakau auf dem Markt getanzt, wobei allerlei Scherze getrieben wurden. Die Sitte hält sich heute noch in den Dörfern im Südposenschen, in Schlesien, bei Tschenstochau und Radom. Der polnische „śmigus" (im 17. Jahrh. noch śmigust, śmigurst, mundartlich szmaguster) ist nichts weiter als unser „Schmeckostern" am Ostersonntag mit dem Stiepern. Westlicher Herkunft sind zweifellos auch die Ostersitte „dyngus", das Wassergießen, vom deutschen „Dingnus" oder „Dingnis" (dingen, loskaufen), „kiermasz" von Kirchmesse, Kirmes. Der beim polnischen Adel im 15. und 16. Jahrh. übliche Schwur auf die Sonne (przysięga na słońce) wurde nach Brückner von den Deutschen übernommen.

Trotzdem die Tanzkunst der Deutschen plump erschien, haben früher doch einige ihrer Tänze Eingang gefunden, zum Teil durch die mittelalterliche deutsche Kolonisation, der „firlej" (Vierlei), „rej" (Reigen), „cenar" (Zäunertanz), „linder" (Ländler), „rucier" (Rutscher), „obertas", „oberek" (Oberländer), „niemiec" (Deutscher, allemanda), wahrscheinlich auch der sog. „Mikuś", von dem Chybiński annimmt, daß er entweder deutscher oder ungarischer Herkunft sei, aber nicht der Galardentanz, der in der polnischen Poesie des 17. Jahrh. gewöhnlich als „niemieckie galardy" erwähnt wird. Die Polen im Generalgouvernement tanzen heute noch u. a. den „sztajer", „sztajerek" (Steier), den sie von den Deutschen übernommen haben.

Im Bericht über seine Reise nach Krakau und Wieliczka im J. 1583 schildert der Württemberger Hans Ulrich Krafft, daß nach der Hochzeitsfeier der Griselda Batorówna mit Zamojski in der polnischen Hauptstadt deutsche Tänze getanzt wurden.

Von den Deutschen übernahmen die Polen auch das Kartenspiel (karty), das Damespiel (warcaby aus Worfzabel), den „drużbart" (Drosselbart), verschiedene Kinderspiele, usw. Bis in die Sachsenzeit hinein erhielt sich am Warschauer Hofe ein aus Deutschland eingeführtes Gesellschaftsspiel „wirchaus" (auch wirtszaft), eine Maskerade.

*) Es ist für uns hier nebensächlich, ob die eine oder andere Volksüberlieferung ursprünglich aus dem weiteren Westen stammte. Wir betonen nur die Tatsache, daß die Polen sie von den Deutschen übernahmen oder daß sie durch die Verpolung der Einwanderer automatisch ins polnische Volksgut übernommen wurden.

**) „Mamy tu chyba pierwszy ślad choinki wigilijnej pod wpływem niemieckiego sąsiedztwa zjawiającej się także wśród ludności polskiej."

So sieht die polnische Kunst die deutsche Bauerneinwanderung.

Die im „Czasopismo Ilustrowane Tygodniowe" (1866, Nr. 63, Bd. III, S. 121) veröffentlichte Wiedergabe des Gemäldes von Franciszek Kostrzewski „Koloniści" (Die Kolonisten), das damals in Warschau ausgestellt war. Nochmals veröffentlicht im „Tygodnik Ilustrowany" (1915, 2. Halbjahr, S. 762). Man beachte, daß die Deutschen vor der „Bożamęka" den Hut nicht abnehmen. (Vergl. unsere S. 187, 199, 500).

Leider gibt es bisher keine gründliche Untersuchung über den Austausch von Sitten und Gebräuchen zwischen den beiden Völkern. Wahrscheinlich würde sie ergeben, daß der Pole vom Deutschen, obwohl er ihn für langweilig und steif hält, trotzdem nicht wenige Volksüberlieferungen und Gebräuche übernommen hat, die z. T. heute noch zur Erhöhung seiner Lebensfreude beitragen[6]). Seit ungef. 1400 nachweisbar und nur in den tschechischen und polnischen Randgebieten verbreitet ist z. B. noch die deutsche Sitte des Todforttragens aus dem Dorfe am Fastensonntag (Lätare) mit dem Ertränken einer Strohpuppe.

Nach dem erfolgten Eintausch einzelner Sitten wurden diese natürlich in der Erinnerung des Volkes nicht mehr als deutschen Ursprunges verbucht, sondern zu neuer nationaler Erfülltheit umgebogen. Im allgemeinen veranlaßte der Kampfzustand, der in der Grenzzone herrschte und in der breiten Masse eine Angelegenheit des Gefühls war, beide Partner, sich immer wieder auf die Grundlagen des Volksbestandes zu besinnen, sie hervorzuheben und vor einer Umgestaltung durch die Einflüsse des Nachbarvolkes zu verteidigen. So war es auf dem Gebiete der Volkskunst, des Volksliedes, der Sitten und Gebräuche, der Umgangsformen usw. Für die völkische Wehrhaftmachung des Grenzbewohners besitzen mitunter klein erscheinende Einzelheiten in den Grundlagen des Volksbestandes eine große politische Bedeutung, z. B. die Nadelarbeit der tschechischen Frauen. Sie hat einen gewissen Formenkreis entwickelt, der immer mehr als nationaltschechisch und slavisch hingestellt und empfunden wird und tatsächlich ein bedeutsames Erziehungsmittel zu völkischem Bewußtsein und zur Festigung des tschechischen Wesens in gemischtvölkischen Familien und bei tschechischen Vorposten in deutscher Umgebung darstellt (nach Emil Lehmann). Dasselbe gilt für die polnischen Stickmuster in Oberschlesien und die kaschubischen in Westpreußen.

Auch im Bereich des Brauchtums beider Völker tritt das Gegensätzliche nicht selten zu Tage, wenn auch andererseits durch den Austausch manches gleich oder ähnlich geworden ist. Nehmen z. B. Polen beim Anblick eines vorüberziehenden Begräbnisses den Hut ab, dann fällt es unangenehm auf, wenn die gerade dabei seienden Deutschen es nicht tun*). Die protestantischen Grenzland- und Volksinseldeutschen huldigen dieser Sitte nämlich nicht, obwohl sie sicher schön ist. Aber es gibt doch solche, die sich ihr fallweise aus Taktgefühl anpassen. Wenn im Grenzland, z. B. im Netzegau deutsche protestantische Kinder an einer Bożamęka (Maria- oder Christusdenkmal) vorbeikommen, führen sie sich gegenseitig an: „Du hast ein Loch (ein Fleck) am Hut". Oder „Mensch, kuck mal, dir hat ja ein Vogel auf den Hut geschissen". Nimmt ihn dann einer ab, dann spotten die andern: „Bä, du hast vor der Boschemenke den Hut abgenommen". Usw.

Ganz allgemein ist es so, daß die auf Umgangsform und Zeremoniell großen Wert legenden Polen und Tschechen ihr Brauchtum nach dieser Richtung hin besser bewahren und ausgestalten als die Deutschen**).

Ohne eine klare Kenntnis aller dieser Zusammenhänge und die sich daraus ergebenden Pflichten der Belehrung und Neugestaltung bliebe der Kulturpolitiker in den Grenzzonen ein Baumeister von Wolkenkuckucksheimen.

*) Bei Prozessionen achteten die Polen seit jeher sehr darauf, so daß vorübergehende Deutsche, die den Hut aufbehielten oder nicht knieten, oft Keile bezogen.

**) Vergl. Gustav Jungbauer „Deutsche Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung der Sudetendeutschen", Brünn 1936, S. 201/2.

7. Kapitel.

Die deutsche und die polnische Küche

Geschichtliche Beziehungen

Aus den beiden vorigen Kapiteln müßte man schließen können, daß die deutsche Küche, d. h. die deutsche Ernährung, schlechter ist als die polnische. Dies trifft zweifelsohne zu, wenn die „herrschaftliche" Kochkunst der hohen Schlachta als Maßstab gewählt wird. Im Vergleich zu ihr oder gar zur russischen Küche schaut der Speisezettel des Ostdeutschen spartanisch und wenig erfinderisch aus*). Diese „polnische Küche" hat allgemein auch in deutschen Kreisen einen guten Klang. Das Bild ändert sich jedoch, wenn die Ernährung der breiten Volksmasse in Betracht gezogen wird.

Die alten Slaven nährten sich hauptsächlich von Pflanzen, Früchten und Milchprodukten, die Deutschen mehr von Fleischspeisen. Wenn jene Völkerpsychologen recht haben, die den viel Fleisch verbrauchenden Ländern eine größere Aktivität und Angriffslust zuschreiben, dann würde das der polnischen These von der Aktivität und Passivität diesseits und jenseits unserer Volksgrenze entsprechen.

Im Gegensatz zu den Slaven sollen die Deutschen sehr spät mit dem Essen von Pilzen begonnen haben. Bekanntlich nutzen nicht alle Völker Eurasiens deren Nahrhaftigkeit aus. Einige sibirische Völkerschaften verachten sie. Auch die Deutschen sollen sich noch lange Zeit vor den Pilzen geekelt haben, als diese bei den Slaven schon allgemein als Volksnahrungsmittel galten. Nach M. Heyne ernähren sich die deutschen Landbewohner nur in den Landstrichen von Pilzen, die an „pilzessende Völker", wie er sie nennt, grenzen. Er denkt dabei an die Slaven und Romanen. Diese Ansicht wurde 1921 von Prof. L. Klein, Botaniker am Polytechnikum in Karlsruhe, bestätigt, der sagt, daß die „deutschen Bewohner fast nirgends etwas von der Verwendung von Pilzen wissen wollen". Aber auch in der von Prof. H. Brockmann-Jerosch aus Zürich geschriebenen Abhandlung „Suramphele und Surchrut" (1921), in der im 11. Kapitel ein Vergleich des Pilzesammelns bei der romanischen und deutschen Bevölkerung der Schweiz angestellt wird, lesen wir, daß die romanische Bevölkerung sehr eifrig Pilze sammelt, während die Ostschweizer sie bis vor kurzem mieden und für giftig und unappetitlich hielten.

*) Das Urteil der russischen Literatur über die deutsche Küche s. bei Emmy Haertel „Der Deutsche in der klassischen Literatur Rußlands", „Deutsche Monatshefte in Polen" 1937, Heft 10, S. 531/32.

Im 10. Jahrh. schreibt Witukind über die Slaven: „Sie sind ein hartes Volk, fleißig und an die minderwertigste Speise gewöhnt." Die Slaven wiederum lachten immer über das, was die andern verzehrten. „Wat de Bu'e ne kennt, dat frett he ne", das galt auch für die Nachbarvölker. Sie betrachteten zwar immer neugierig, was auf der anderen Seite gegessen wurde, aber es dauerte sehr lange, bis ein Austausch eintrat und das Mißtrauen oder die Verachtung überwunden war. In Westpreußen nennt der deutsche Bauer jedes schlechte Essen „polnisches Fressen".

Im Jahre 1910 klagte der Pole Wawrzyniecki: „Unser Volk kocht entsetzlich. Die besten Speisen sind meist so unsorgfältig zubereitet, nicht genügend gekocht (Kohl, Kartoffeln) ... Alle Gefühle sind hier beiseite zu lassen, um es klipp und klar herauszusagen, daß die Hunde der Herren schmackhafter essen als das Volk." Verdorbene Nahrungsmittel schrecken es nicht vom Gebrauch ab. Daher vergleicht man in den deutschen Dörfern des Ostwarthegaues: „Er ißt alles wie ein Polack" (bei Hermannsbad).

Einen großen Einfluß auf die Küche der Polen übte die deutsche Kolonisation aus, vor allem in den Städten, worüber noch genauer berichtet wird.

Deutscher Speck und deutsche Wurst

Weidlichen Spott mußten die Deutschen als Speckesser erdulden, als „słonina" — Speck, wie man sie auch einfach nannte. Schon Mikołaj Rey warf ihnen vor, sie stänken nach ihm und trügen ihn in den Taschen mit sich herum. Den lutherischen Glauben bezeichneten die Polen im 16. Jahrh. als „szpek augsburgski" (Augsburger Speck). Heute schmeckt den slavischen Völkern des Ostens der Speck ausgezeichnet, aber der alte Spott hat sich bis in die Gegenwart hinein erhalten. —

„Ein wenig vornehmes aber ganz charakteristisches Konzept" in Form eines Zwiegespräches zitiert Bystroń aus dem „Albertus z wojny" (1596):

Der Pfarrer:

So tragen bei den Deutschen — worauf die nicht verfallen! —
Die Pferde ihre Schwänze geschützt in Futteralen.
Du hast davon vielleicht in Krakau schon vernommen,
wenn Deutsche als Gesandte zu uns nach Polen kommen.

Albertus:

Und meint Ihr, Pater, daß sie nur der Pferde wegen
die Schwänze so zu schützen pflegen?
In Krakau hört ich etwas andres sagen:
daß unterm Schwanz die Pferde S p e c k noch tragen.

Der Pfarrer:

Was denn für Speck?

Albertus:

— wohl eine deutsche Speise,
die ihnen fehlen darf auf keiner Reise.
Der Speck wird so an einem „Rauchloch" gleich getragen
und schön warm, — die Deutschen haben einen schwachen Magen.

Der Pfarrer:

Wie unnatürlich! Würd' uns nicht behagen!

Albertus:

Ganz recht! Wir Polen bleiben bei dem alten Brauch
und räuchern nach Vätersitte das Fleisch im Rauch.

Noch bei Kraszewski finden wir eine Gegenüberstellung des Deutschen und Litauers mit ihren Speisen: „Denkst du, daß nach dem Speck dieses Deutschen mein Rübensalat (boćwina) dir nicht schmecken wird?"

Die Russen ärgerten noch vor dem Weltkriege die in ihrem Lande ansässigen Deutschen:

Štuki, špeki,	Stücke, Specke,
njemjeckije čelovjeki.	deutsche Menschen.

Im Posenschen riefen früher polnische Kinder hinter den Deutschen her:

Kraut nicht schmäck,
abberr Späck, Späck.

Mit dem Speck wurden noch bis zuletzt die deutschen Kolonisten im Generalgouvernement und Wolhynien ab und zu geneckt. Da wiederum der Pole viel Öl in seine Speisen tut, heißt es niederdeutsch: „Olj es dem Polock sie'e Speck" (Słońsk bei Hermannsbad), und „Wenn der Pole kein Oel hätte, würde er sterben" (Cholmerland).

Auch das Pökelfleisch und die Wurst bildeten die Ursache zu vielen Spötteleien und Witzen. In einer Dichtung des 18. Jahrh., „Betrachtungen über den sicheren Tod", werden die Völker aufgefordert, ihren Lieblingsneigungen zu entsagen. Dem Deutschen rät man:

A ty tłusty	Und du feister
Niemcze pusty!	deutscher Hohlkopf!
Rzuć pekelfleisz i kapusty!	Trenne dich von Pökelfleisch und Kraut!

Bolesław Prus läßt in der „Lalka" vier Deutsche Pökelfleisch und Erbsen verzehren.

„Als eine typisch deutsche Speise galt auch die Wurst" (kiełbasa), deren Herstellung die Polen von den deutschen Einwanderern lernten. Ehe man selber an ihr Geschmack fand, verlachte man sie:

Wędrowali Niemcy przez lasy,	Die Deutschen wanderten durch den Wald,
napotkali sukę, wzięli na kiełbasę.	trafen eine Hündin, nahmen sie zu Wurst.
Oj juchy Niemcy.	O die verdammten Deutschen ...

In einem polnischen Volksschauspiel des 17. Jahrh. will man einem kranken deutschen Soldaten aus Spott eine Wurst auf das Herz legen, um ihn zu kurieren.

Auch bei den Russen heißen die Deutschen Wurstesser (kołbasniki) und müssen oft den Vers hören: „Njemjec, perec, kołbasa, kupił konia bez chvosta" (Deutscher, Pfeffer, Wurst, hat ein Pferd ohne Schwanz gekauft). Ein russisches Sprichwort lautet: „Hat der Russe erst Wurst gehackt, so wird sie schon einen deutschen Esser finden." Auch in der ukrainischen Volksüberlieferung kommt die Wurst als schmückendes Beiwort für die Deutschen vor. In einem ukrainischen Märchen aus Wolhynien passiert folgende kleine Szene: „... und da sah ich ein Wunder,

da hat unser Herr dem Deutschen die Wurst gestohlen, der Deutsche hat das bemerkt, hat sie ihm abgenommen und hat dem Herrn mit der Wurst ins Gesicht gelangt wie noch nie." Und bei Litzmannstadt wird folgender polnischer Schwank erzählt:

Ein Pole ladet einen Deutschen zum Abendbrot ein. Er stellt eine große Schüssel mit Buttermilchsuppe hin und auf einem Teller ein Stück Wurst. Der Deutsche greift sofort zur Wurst. Als der Pole ihn fragt, warum er denn nicht Suppe ißt, antwortet er: „kiełbasa też dobra" (Die Wurst ist auch gut).

Die Wurst wird auch in polnischen Schwänken und Spottliedern oft als Nachweis dafür angegeben, daß der Deutsche die Fastenregeln nicht achte:

Pamiętasz ty Niemcze,
jakeś stał na moście,
i żarłeś kiełbasę,
a to było w poście?

Denkst du Deutscher daran,
wie du auf der Brücke gesessen,
es war Fastenzeit
und du hast Wurst gefressen?

(Volkslied bei Jarotschin)

Die Kolonisten antworten auf solche Spöttereien mit derben Versen, z. B.

Polack, Strolack, Dudelsack,
Strumpf gesch..., Wurst gemacht.

Wie man den Deutschen aus den schon geklärten Gründen „słonina" und in Rußland „kiełbasa" nannte, so verspottete man ihn auch als śledź (Hering), weil er dieses Volksnahrungsmittel ebenfalls nach Polen gebracht hat. In der polnischen Literatur des 16. Jahrhunderts wird der Hering immer im Zusammenhang mit Danzig und seinen Bewohnern genannt. Wahrscheinlich hießen schon damals die Deutschen in Pommerellen „śledzie pomorskie", ein Ausdruck, der heute noch im Gebiet der mittleren Weichsel im Schwange ist. In Westpreußen wenden die Polen diesen Spitznamen auf ihre deutschen Nachbarn an. Wacław Potocki dichtete in seinen „Moralia" (1688): „Und so sagt man noch heute bei uns von den Preußen und Schlesiern, daß sie wie Fischottern nach Fischen stinken." — Obwohl die Polen heute gern und viel Hering essen, hat der schon vor Jahrhunderten übliche, den Deutschen angehängte Spottname seine Lebenskraft behalten und ist heute sogar in Wolhynien anzutreffen[1]). „Ty pruski śledziu" (du preußischer Hering) konnte man noch in allerjüngster Zeit im Osten den Polen schimpfen oder spotten hören.

Auf ähnliche Zusammenhänge geht zweifellos auch die Entstehung des Spottnamens „szołdra" (Schweinsschinken) zurück. (Vergl. S. 267). Die Deutschen brachten das Verfahren des Schinkenräucherns nach Polen.

Der deutsche „Kartoffelfresser"

Der polnische Bauer hatte einen Widerwillen gegen jedes neue Nahrungsmittel und fürchtete es, wenn es nicht schon seine Vorfahren ausprobiert hatten. Ein klassisches Beispiel dafür ist die Kartoffel. Sie wurde um die Mitte des 18. Jahrh. von deutschen Kolonisten zum ersten Male angebaut, die dann im 19. Jahrh. auch ihre Verbreitung im Cholmerlande, in Wolhynien und Galizien bewirkten. Durch sie lernten erst die polnischen Bauern, und dann die Schlachta, die Frucht schätzen und

essen. Es ist wert, wörtlich zu zitieren, was Kitowicz in seinem Werk über die Sachsenzeit darüber schreibt: „Die Kartoffeln erschienen erstmalig zur Zeit Augusts III. in den königlichen Besitzungen, die mit lauter Deutschen oder sächsischen Ökonomen besetzt waren, und diese brachten die Frucht aus Sachsen zu ihrer Bequemlichkeit mit und verbreiteten sie in Polen. Lange ekelten sich die Polen vor den Kartoffeln, hielten sie für gesundheitsschädlich. Und sogar einige Geistliche redeten dem Volke eine solche Meinung ein, nicht, weil sie selber daran glaubten, sondern damit die mit deutschem Geschmack an die Kartoffeln gewöhnten Leute nicht Mehl daraus machten wie jene und als weizenes verkauften." Sie würden, wenn sie solches statt echten Weizenmehles als Altaropfer abgäben, sich einer ruchlosen Täuschung schuldig machen.

In Ostgalizien waren vor der josefinischen Einwanderung die Kartoffeln unbekannt. Sie bekamen daher den Namen „szwabky" und „szwaby". Sie haben überhaupt in ganz Polen charakteristische Namen: niemka, berlina, berlinka, pantuwka, kaschubisch: tywki (nd. Tüffken), kompery, krompele (Grundbirne, Krummbeere), knole und knule (Knollen), hardyburki (Erdbirnen), dobery (Dabersche Kartoffeln), sasy, sasaki (Sachsen), purchawka (Apern), brandeburki und mandeburki, brambory (Brandenburg), bambry (Bamberger), frejki, sztajfarki usw.

Zwar hat sich heute die Kartoffel als eins der wichtigsten Volksnahrungsmittel im Osten durchgesetzt. Der Spott aber ist geblieben. „Kartoflarz" in Polen, „kartoflannik" (Kartoffelfresser) in Litauen bezeichnet heute noch den Deutschen, Ausdrücke, die nicht nur in unzähligen Spottversen, sondern auch in der schöngeistigen Literatur wiederkehren. „O przeklęty kartofel" (o verfluchte Kartoffel), verdammt ein Pole einen Deutschen in Józef Korzeniowskis Drama „Fabrykant" (1846). M. Czajkowski in „Dziwne życia Polaków i Polek" (1865) schreibt „Wie ein Deutscher eß' ich aus Hunger Kartoffeln, und die Schuhe zerrissen wie Pantoffeln", und anderswo wünscht er den Deutschen, daß „die pludry szwaby sich dahin verduften, wo man kein Bier braut und keine Kartoffeln pflanzt". B. Bolesławita (Kraszewski) läßt im Roman „Na Wschodzie" (Warschau 1866, S. 116) einen Deutschen „ty kartoflany Niemcze" (du kartoffliger Deutscher) beschimpft werden. Rowiński schildert in seiner Novelle „Julka" die Lodscher „Kartoffelfresser". Jn Reymonts „Das gelobte Land" (1899) stellt der Pole Borowiecki im Lodscher Theater, wo auch Deutsche und Juden sind, fest, daß es „nach Kartoffeln und Zwiebeln duftet". Und Jacek Gajkoś erzählt in St. Żeromskis Roman „Popioły" (1904) vom Preußenkönig, daß er nach der Niederlage von 1806 in die Wälder von Pultusk geflüchtet sei: „Dort hat sich der brandenburgische Verräter richtig eingenistet, Kartoffeln gepflanzt, die Pfeife angeraucht . . ." Der ukrainische Dichterfürst Taras Schewtschenko betrauert in einer Dichtung des „Kobzar" die Zerstörung der Zaporoger Sitsch, auf der deutsche Kolonisten gleichmütig ihre Kartoffeln bauen. In Dostojevskis „Brüder Karamasov" ist der „kartofflige Schärfsinn" der Deutschen Zielscheibe des Spottes, wie im russischen Volksmunde überhaupt*). Als „Kartoffelschlucker" treten

*) In der Novelle von Aleksander Świętochowski „Karl Krug" treten die Deutschen als „kartoflarze" auf. (Pisma. 1908). Usw.

wir übrigens auch in der französischen und italienischen Überlieferung auf, in der brasilianisch-portugiesischen als „Kartoffeldeutscher" (allemao batata).

Zur Probe seien auch ein Spottlied und einige Spottverse angegeben:

Pamiętajcie Niemcy, coście wy robili,
gdyście pod Berlinem kartofle sadzili?
O juchy Niemcy,
juchy, juchy, juchy,
Niemcy, psy, cybuchy.

Deutsche, denkt daran, was ihr getan,
als ihr bei Berlin Kartoffeln bautet an?
O ihr verdammten Deutschen,
verdammte, verdammte, verdammte,
Deutsche, Hunde, Pfeifenköpfe.

Niema jak u Niemca służyć,
feloków pojeść i fajeczkę kurzyć.

Nichts Bess'res, als beim Deutschen dienen,
Pellkartoffeln und Pfeife gibts bei ihnen.
(Stadło bei Neu-Sandez)

U Niemca najlepsza jest potrawa:
zupkartofle i czarna kawa.

Für den Deutschen das beste Essen:
Suppkartoffeln und schwarzen Kaffee nicht vergessen.
(Juljopol Distr. Lublin)

Szwaby, Luterany,
mają kartoflami
brzuchy rozepchane.

Die Schwaben, Lutheraner,
haben sich vom Kartoffelessen
dicke Bäuche angefressen.
(Juljopol Distr. Lublin)

Szwabie karaluchu!
Kartofle masz na brzuchu.

Schwabe, du Schabe!
Du hast Kartoffeln auf dem Bauch.
(Bei Litzmannstadt)

Rzodkie tyfki i kwaśne mliko,
będzie Niemiec wiśny
jak sosnowa witka.

Von Kartoffelsuppe und saurer Milch
wird der Deutsche so stark
wie eine Kiefernrute.
(Deutscheneck)

Das ist natürlich spöttisch gemeint, denn die Kiefernrute bricht leicht.

Jakób Wojciechowski berichtet in seinem „Życiorys własny robotnika" (Posen 1930, S. 32) von der deutschstämmigen Frau eines polnischen Bauern, daß man sie im Dorfe spottweise „brandenburska pera" (Brandenburger Kartoffel) nannte.

Es gibt in manchen Gegenden lange polnische Gedichte über die „Kartoffelfresser", die drastisch das Schicksal der Kartoffel bei der Verdauung und „Erleichterung" schildern*). Der Deutsche antwortet schlagfertig auf alle Spöttereien (polnisch): „Könntet ihr heut' nicht Kartoffeln essen, müßtet ihr weiter Blotte fressen"**).

Und wie sieht es heute in Wirklichkeit aus? Der Pole ißt durchschnittlich achtmal so viel Kartoffeln als ein Deutscher. In Amerika, dem Herkunftslande der Kartoffel, wurde pro Kopf ein Jahresverbrauch von 60 kg, in Polen pro Kopf 765 kg festgestellt[2]).

Wer hat wen das Trinken gelehrt?

Seit dem 16. Jahrh. wiederholen sich im polnischen Schrifttum Urteile, der Deutsche sei „ein Säufer von Geburt an" (Rey), er habe nach Polen die Sitte gebracht, „viermal am Tage zu essen und sich dauernd zu be-

*) „Od kartofli i melzupy, to wam wiatr wieje z dupy" Und ähnliches.
**) Blotte (błoto) = Dreck

trinken" (Sebastian Petricius, 17. Jahrh.). Säufer nannte man in den Schriften der Moralprediger auch mitunter „bierbrudrowie" (Bierbrüder). I. Krasicki schob einen Teil der Schuld an der Trunksucht in Polen August dem Starken in die Schuhe, obwohl der doch sicher kaum besser zu trinken verstand als die Schlachta:

Każdy w pijaństwie dziwne rzeczy broił,
August Sas Polskę do reszty rozpoił *).

An einer anderen Stelle sagt Krasicki, man könne die Nationalfehler der Völker nicht unbedingt jedem einzelnen ihrer Angehörigen zuschreiben. Es gäbe „auch nüchterne Deutsche". Noch im 19. Jahrh. wurden ähnliche Legenden von polnischen Historikern und Schriftstellern verbreitet und in dem 1936 erschienenen, fast nur aus Naivitäten und Legenden bestehenden Ostpreußenbuch von Melchior Wańkowicz „Na tropach Smętka", S. 157, erscheint auf einem Bilde der Teufel im Kreuzrittermantel, wie er den Masuren das Bier herbeischleppt, d. h. sie mit Alkohol verseucht.

„Der Gesandte des Teufels", (so sagt Wańkowicz, S. 46), „der zu diesem Zweck auf die Erde geschickt wird, paradiert in einem Kreuzrittermantel, legt einen Bierausschank an, der vom Orden besteuert wird, und gewöhnt das Land an das Saufen."

In Reymont „Die Bauern" wird auch auf die verführerische Rolle der Deutschen angespielt: „Ambrosius hatte so viel mit den Deutschen, die oft nach der Schenke kamen, getrunken, daß keiner da war, der zum Ave läuten oder die Kirchentür hätte öffnen können. Man versammelte sich also, um den Abendgottesdienst auf dem Friedhof abzuhalten."

Doch steht die moderne polnische Wissenschaft auf einem anderen Standpunkt. „Wenn das eine deutsche Lehre war, wie Szajnocha und Kaczkowski behaupten, dann muß man auf alle Fälle anerkennen, daß der Schüler gelehrig war. Ich bin jedoch nicht der Meinung, daß man sie ausschließlich den Deutschen zur Last legen kann, schon deswegen nicht, weil die Trunksucht doch wohl in Rußland einen noch größeren Umfang angenommen hat als in Polen", urteilte J. Ochorowicz (1907). Und heute ist es gar so, daß voller Stolz darauf hingewiesen wird, die Polen hätten das Bierbrauen viel eher verstanden als die Deutschen. A. Brückner stellt fest, daß das Brauen von Getränken aus Korn zuerst bei den Kelten üblich war, dann von den Germanen übernommen wurde. Ist also die erste Erfindung des Bieres ein Verdienst der Kelten, so ist die zweite, nämlich das Abhopfen (Säuern), ein Verdienst der Slaven.

*) Jedem im Suff komisches Gerede entfährt,
August der Sachse hat Polen erst richtig trinken gelehrt.

die es wiederum von den östlichen Nachbarn übernommen haben*). Durch die mittelalterliche deutsche Einwanderung wurde die Bierbrauerei in Polen also nicht eingeführt, sondern nur technisch verbessert. Daher die Lehnwörter: browar (mhd.-brouw-), ozdownia (dt. ost, oust), mielcuch (Malzhaus), aber auch puhar (Becher), trunek (Trunk). Im 16. Jahrh. sorgten abermals zwei deutsche Einwanderer, Ulrich und Negelin, für technische Vervollkommnungen des Brauereibetriebes.

Der Deutsche hat natürlich ebenfalls gern getrunken, wenn auch bestimmt nie soviel wie der Pole und Russe. Wir besitzen eine Menge Trinklieder, -sprüche und Sprichwörter, die das edle Naß besingen, z. B. „Sachs', Bayer, Schwab und Frank, lieben allesamt den Trank." Und das europäische Schrifttum hat uns den Suff immer wieder vorgeworfen. Der Pole aber hat gerade umgekehrt mehr unsere mangelhafte Trinkfestigkeit als den Suff selbst verspottet.

Einige Beispiele aus der polnischen Literatur:

Ein Deutscher traktiert den Polen.

Ein Deutscher lud den Polen zu sich ins Haus mal ein.
Er weiß, daß dieser trinkfest — und hebt manch Gläselein
vorher zur Übung. Doch kaum hat's zwölf geschlagen,
nach einem Kruge Wein die Beine ihn nicht mehr tragen.
Da kommt der Gast: „Wo ist der Wirt?" — „Er ist des Weines voll."
— „Friß du den Teufel, Deutscher, Hurensohn", ruft er toll.
„Mit gebratenen Kotletts muß ich mich heut begnügen,
wo ich doch Rebhühner zu jeder Zeit kann kriegen."

(Wacław Potocki „Ogród Fraszek" I. 1907 S. 62)

Der Deutsche trinkt für den Hund.

Ein deutscher Kapitän kommt zu des Schlachtschitzen Sitz;
— seinen Namen weiß ich nicht mehr, doch sein Hund hieß Schütz —.
Der Herr trinkt, der Hund liegt unterm Tisch so lange still,
bis der Herr sich, wie auch sonst immer, erbrechen will.
Dann bellt er, wenn er's merkt, einmal und das zweite;
der Herr deckt's Maul zu und sucht hinter der Tür das Weite.
Dort gibt er alles zurück und füttert den Hund satt.
Dann geht das Trinken mit dem Wirt von Neuem recht glatt.
Kaum trinkt der Deutsche den Wein und kaum er ihn erbricht —
schon streckt sich Schütz unterm Tisch und schon erhebt er sich.
Und was der Herr ausspeit, das schluckt der Hund hinunter.

*) Im „Kurier Literacko-Naukowy" Nr. 12 von 1937 (Beilage des Ilustrowany Kurier Codzienny, S. XIV (182) lesen wir in einem wissenschaftlichen Artikel von Witold Powel „Europejskie tradycje gastronomiczne a Polska": „Więc piwa polskie, te piwa, do których wzdychał trawiony gorączką Klemens VIII, dawniejszy Legat w Polsce — te piwa słynne poczęły ustępować powoli winom. Przy sposobności można dodać, że niesłusznie przywłaszczają sobie Niemcy chwałę pierwszeństwa w zaprowadzeniu piwa w Europie środkowej; badania uczonych dowiodły, że Polacy o wiele wcześniej znali uprawę chmielu." Vergl. auch Nałęcz Ostrowska-Szymańska „Z dziejów obyczaju w Polsce" Polskie Tow. Walki z alkoholizmem. War. 1937, S. 12. „Es ist also unbegründet, den Deutschen zur Last zu legen, sie hätten Polen das Trinken gelehrt, denn es hat den Bacchuskult seit Anbeginn seiner Geschichte gepflegt."

Doch bellt der Hund zu früh, so ruft der Herr ihm munter:
„S' gibt gleich was, Hundchen!" Und schnell läuft er hinter die Tür. —
Anfangs lachte der Wirt wohl, doch bald dämpft er die Lust.
Es schmerzte ihn des Weines allzu großer Verlust.
Und mit dem Stock verjagte er den Herrn und das Hundetier.

(W. Potocki. Ebenda. S. 48)

Wo bleibt, was ein Säufer sich einverleibt?

Eine polnische Anekdote aus dem 17. Jahrh.

Preiszoff, ein Deutscher, aus Kurzętnik, war dem Wein und den Schenken verfallen. Er trank Humpen auf Humpen, bis er umfiel. Er hatte lange gelegen und den Rausch ausgeschlafen, und als er beim Wirt die Rechnung begleichen wollte, fragte er, wieviel er getrunken habe? Der Wirt antwortete: soundsoviel Maß. „Was, das ist doch unmöglich, daß ich mir eine so große Menge in den kleinen Bauch gießen konnte?" Darauf der Wirt: „Es ist nur ein Teil im Bauch geblieben. Der Rest ist ja in die Beine und in den Kopf gegangen. Deshalb wäre er so unsicher auf den Füßen und könne den Kopf kaum noch heben." Das sah der Deutsche ein, zahlte und war geschwätzig wie ein Cyklop.

Der deutsche Eiffelturm.

Ein modernes Scherzgedicht (um 1900).

Einst bauten zwei Deutsche, vom Bier schon beschwert,
einen Eiffelturm aus Seideln, die sie geleert.
„Jo!" sagte Gottlieb, „beschämen wir das französische Tier,
und bauen einen gläsernen Turm gleich in der Kneipe hier."
Doch als sie das hundertste Seidel zu den anderen legten,
steif wie die Klötze sie sich unter den Tisch bewegten.

(Aus J. Tuwim „Cztery wieki fraszki polskiej". War. 1937)

Die Volksüberlieferung hat sich dieses Stoffes natürlich oft und gern bemächtigt.

Szwaby tylko piją,
Polacy się tylko biją.

Die Deutschen trinken nur,
die Polen prügeln sich nur.
(Generalgouvernement)

Tańcowali cwaj szwaby
i grali sobie w warcaby;
jak się obaj popili,
w czerepku się utopili.

Es tanzten zwei Schwaben
und spielten auch Dame.
Als sich beide betranken,
im Glase sie ertranken.
(Szczerzec bei Lemberg)

Die europäische Meinung hat in bezug auf den Trinkerruhm auch die Polen ausgezeichnet. Ein französisches Sprichwort behauptet: „Les meilleurs buveurs en Angleterre". Fr. Krček hat in der volkskundlichen Zeitschrift „Lud" (IV 441; V 270) einen Aufsatz „Pijany jak Polak" (betrunken wie ein Pole) geschrieben. Diese Redewendung ist sprichwörtlich in mehreren Ländern Europas. Der Franzose sagt: „Saoul comme un Polonais"; der Vlame: „Drinken gelijk een Polak"; der Deutsche: „Voll wie ein Pole". Nur in Spanien und Südfrankreich sagt man auch „trinken wie ein Deutscher". Der Grenzlanddeutsche gebraucht für „Saufen" gern den Ausdruck „pitschen" (poln. pić), (in ganz Brandenburg bekannt; ebenfalls in der Studentensprache), wie schon an anderer Stelle erwähnt.

Die heutigen Statistiken über den Alkoholverbrauch können auch als Maßstab dienen. Polen benutzte von seiner Spiritusproduktion im Jahre 1927/28 nur 14,7% zu gewerblichen, technischen Zwecken, Deutschland dagegen 63,3%.

Nicht selten haben die Schriftsteller das Trinken in ihren Vergleichen zwischen deutschem und polnischem Volkscharakter mit berücksichtigt, z. B. Henryk Sienkiewicz in „Rodzina Połanieckich" (1893): „Was für sonderbare Naturen? — So kneipen z. B. die deutschen Studenten — und was ist? — Das hindert sie weder zu arbeiten noch sich zu praktischen Menschen zu entwickeln. Aber soll sich nur einmal ein Slave der Mode des Kneipens zuwenden, dann ist er verloren, dann säuft er sich tot. Und so ist es mit allem." Ignacy Kraszewski hat 1837 geurteilt: „Goethes Werther ist ein berühmter Typ, der ebenso national ist wie die Werke Richters. Der deutsche Werther hat sich erschossen, der französische würde sich in irgend einem Kloster vergraben, mit dem Miniaturbild seines Lottchens und einem Haarlöckchen von ihr, der englische würde, falls er nicht den deutschen genau nachahmt, mindestens in die Schweiz reisen und sich von einem Felsen in die Tiefe stürzen . . . unser Werther würde aus Verzweiflung sich dem Suff ergeben oder Soldat werden"[3]). Zygmunt Kaczkowski im geschichtlichen Roman „Albrechtowi rycerze" (1889) macht das Bier bei den Deutschen „zu einer Arznei gegen alles" (I, 222). Der deutsche Bedienstete Hans in Gabryela Zapolskas Drama „Małaszka" lehnt ein ihm vom Juden angebotenes Glas Schnaps mit dem Bemerken ab, er trinke nur Bier. Und sein deutscher Freund Franz prahlt, er habe schon mit acht Jahren täglich einen Kübel Bier gebraucht.

Man erfährt jedenfalls in der polnischen Dichtung oft, daß der Deutsche und das Bier zwei unzertrennliche Dinge sind.

Das Rauchen

Im 17. Jahrh. erregten in Polen die Tabakraucher großes Aufsehen. Es waren die Schotten, die damals als Kaufleute und Handwerker ins Land kamen und die im polnischen Heere dienenden deutschen Söldner. Es hagelte Spottverse und Broschüren gegen das „stinkende Gift". Die einen (z. B. Trembecki) wetterten gegen die Schotten, andere gegen die Deutschen oder Holländer. Der Schlußvers einer solchen Broschüre heißt: „Der holländische Mars-Bruder faßte in die Pluder, nahm aus der Tasche Tabak und gab ihn dem Polack." Man beschwor die Leute, das Rauchen sei ein Vorgeschmack des höllischen Feuers, es zerfresse die Zähne und mache den Gaumen schwarz.

Da zu einem Teil die Sitte des Rauchens aus Deutschland nach Polen gekommen ist, hat die Volksüberlieferung diese Tatsache auch aufbewahrt. Man schimpfte unsere Kolonisten in Westpreußen „pipsztoby" (Pfeifenstopfer), im ehem. Kongreßpolen „cybuchy" (Pfeifenköpfe). Hat jemand verwitterte Zähne, dann heißt es: „Er hat Zähne wie ein Deutscher von der Pfeife." Oder: „Der Deutsche ist nur klug, wenn er Tabak in der Pfeife hat" (Generalgouvernement). Von einem Polen mit der Pfeife im Munde sagte man früher bei Pleschen im Warthegau: „Er geht wie ein deutscher Kolonist". Die polnischen Bauern erzählen im Cholmerlande einen Schwank, wie sie einem Deutschen Pferdemist statt Tabak in die Pfeife stopften und der dumme Kerl gar nichts merkte.

Zahlreiche Spottverse erinnern an den deutschen Tabakraucher. Ein Beispiel aus der Gegend von Posen:

Nie pamiętasz Niemcze,	Denkst du daran, Deutscher,
jak szedłeś z Berlina.	wie du kamst aus Berlin?
Śmierdziała ci z pyska	Da stank's dir aus der Schnauze
tabaka i pryma.	nach Tabak und Priem.

Über die Entstehung der Zigaretten wissen die Ukrainer Ostgaliziens folgendes zu erzählen:

Die schwäbischen Raucher.

Es gingen einmal die Schwaben auf's Feld zum Mähen. Sie nahmen Tabak, und vergaßen aber ihre Pfeifen. Es war aber zu weit nach Haus, um nach den Pfeifen zu gehen. Der Tabak war in dickem Papier eingewickelt. Sie wollten rauchen und rollten deshalb etwas Tabak in ein Stückchen Papier ein und rauchten. Das schmeckte ihnen besser als aus den Pfeifen. Jemand erfuhr davon, wohl eine Papierfabrik, und ließ solches Papier anfertigen, in das man Tabak richtig einwickeln und rauchen konnte. Bevor es solches Papier gab, rauchte man schon vorher Zigarren, die aber in Tabakblätter eingewickelt waren, wie es jetzt der Fall ist. Und die Schwaben hatten keine Tabakblätter, nur zerkleinerten Tabak für die Pfeifen. Darum erfanden sie die Zigaretten [4]).

(Pużniki bei Buczacz)

Von der deutschen Rauchermesse.

Ein deutscher Schwank.

In einer armen deutschen Kolonie beschäftigten sich die Landleute mit Klötzefahren. Sie taten die Arbeit gemeinsam, so daß oft ein Dutzend Fuhren zusammen nach der Stadt zogen. Diese Prozession fiel den Polen auf, um so mehr, als sämtliche Deutschen eine Pfeife rauchten. Eines Tages saßen sie in Mszczonów, tranken, aßen und rauchten. Da trat ein polnischer Witzbold hinzu und erzählte, während seine Genossen lachten: „In Karolew ist eine große Pfeife erschienen. Jeden Sonntag kommen die Niemcy in ihrer Kirche zusammen, wo in der Mitte diese Pfeife steht. Jeden Sonntag legt ihr Kantor zehn Pack Machorka hinein, wozu die Glocken läuten. Dann stecken die Deutschen ihre Pfeifenrohre in die große Kirchenpfeife hinein, die viele Löcher hat, und verrauchen alles, was drin ist, der Kantor am meisten. Und dann gehen sie wieder nach Hause."

Darauf antwortete ein deutscher Kolonist: „Ganz recht. Wir rauchen Pfeife in der Kirche. Den Saft, der sich in den Pfeifen unten ansammelt, gießen wir zusammen und liefern ihn eurem Bischof, der euch damit firmt." Nun lachten die Deutschen über die gelungene Antwort, und der Pole schwieg still.

(Bei Deutscheneck)

Der Erfinder dieser Geschichte ahnte wohl nicht, daß es bei den Góralen um Zakopane tatsächlich noch vor wenigen Jahrzehnten Sitte war, in der Kirche während der Messe ungeniert seine Pfeife zu rauchen und sie an den Altarkerzen anzuzünden.

Ein Linderungsspruch der Liven lautet:

„Des Schafes Schwanz, des Schweines Dreckstück, der Katze Kotstück — das ist des Herrn (Deutschen) Zigarre."

So wird in Livland ein Kind besprochen, wenn es sich in den Finger geschnitten hat. Es muß darüber lachen und hört auf zu weinen.

Die Ukrainer in Ostgalizien drückten sich über unser Temperament aus: „Den Deutschen bringt nichts auf, wenn er nur Kartoffeln hat und

Tabak rauchen kann." In der schöngeistigen Literatur der Polen hat der Deutsche oft eine „porcelanową fajkę w gębie" (eine Porzellanpfeife im Maul). J. Słowacki im „Beniowski" (pieśń VIII. 1840—46) sagt: „Bei den Deutschen ist die Lanze eine Pfeife." Im Epos „Pan Balcer w Brazylii" von Maria Konopnicka behalten die deutschen Kolonisten bei einer polnischen Beerdigung die Pfeife zwischen den Zähnen und den Hut auf dem Kopfe, so daß sie Prügel beziehen.

Der Austausch von Speisen

Er spiegelt sich in Sprichwörtern und sprachlichen Beziehungen wider. „Was versteht ein Deutscher von der Gurke", sagt der Pole, weil jener sie erst durch ihn kennengelernt hat (Gurke aus ogórek). Konrad Celtis fiel es in Krakau auf, daß dort die Leute die Speisen heiß geschmort herunterschlingen. „Ungarn und Polen essen und trinken Feuer", „Posener Brot und bayrisch Bier, das behaget schier", sagen unsere Sprichwörter. Zu nennen sind auch folgende Wortbezeichnungen im Polnischen:

Niemiec — ein Gericht Stangenbohnen mit Öl. Groch niemiecki — deutsche Stangenerbse. Groch pruski — Preußische Erbse, Linse. Wiśnie szwabskie — schwäbische (schwarze) Sauerkirschen. Salceson szwabski — Blutsuppe und Speck. Kawa niemiecka — Zichorie. Gdańskie mleko (Danziger Milch) — gekochte Sahne mit Mandeln. Besonders Obstsorten haben oft deutsche Bezeichnungen.

Zahlreiche Lehnwörter zeugen vom Einfluß der deutschen auf die polnische Küche:

Kuchnia — Küche, tygiel — Tiegel, moździerz — Mörser, talerz — Teller, panew-ahd. Pfanna — Pfanne, smak-ować — schmecken, smak — Geschmack, forszmak — Vorschmeck, spiż-arnia — Speisekammer, bigos — Beiguß, żur — Sauer (mhd. sur), flaki — Fleck, szynka — Schinken, zupa — Suppe, kluska — Kloß, knedle — Knödel, smalec — Schmalz, sznycel — Schnitzel, pekielflejsz — Pökelfleisch, wafel — Waffel, chleb — gotisch hlaifs (Laib)-Brot, szpik — Speck usw.

Erstaunlich ist, daß sogar die Nationalspeisen żur, bigos und flaki sprachlich deutschen Ursprungs sind ebenso wie die litauische „boćwina", aus niederdeutsch „beete".

Im deutschen Grenzgebiet wiederum gibt es: Warme Polnische — Brühwurst. Rohe Polnische — Wurst aus geräucherten Fleischstücken. Krakauer Würstchen. Polnische Klöße — schwarze Klöße aus rohen Kartoffeln. Karpfen auf polnisch — K. mit Biertunke. Polnische Gurken — G. in Scheiben geschnitten und in Essig gelegt, usw.

Sprachentlehnungen: Jause (Frühstück, — jużyna) aus dem Slovenischen, Graupe aus grupa, Gurke aus ogórek, Quark, ostpr. Twarg, Zwerg aus twaróg, Talken (Speise aus geröstetem und grob gemahlenem Hafer in Kärnten) aus dem slavischen tłókno[5]).

Wie der Pole den Quark erfunden hat.

Die Quarkherstellung sollen die Deutschen von den Polen gelernt haben. Sie erzählen dazu folgenden Schwank: Einmal sollte ein Pole die Milch in den Keller tragen. Aber er war zu faul, sich zu bücken, und schob den Milchtopf auf den warmen Ofen. Am nächsten Morgen sah er, daß daraus weißer Käse geworden war. Das ist die einzige große Erfindung, die die Polen gemacht haben.

(Ostwarthegau)

Daß die Nachbarschaft der deutschen und polnischen Küche auch Gegenstand politischer Erörterungen werden kann, beweist der Artikel „Krakowska kiełbasa" (Krakauer Wurst) im „Ilustrowany Kurier Codzienny" vom 16. 5. 1937, S. 5. Da die „Krakauer Wurst" in Deutschland und Österreich so einen guten Klang hat, schreibt das Blatt, betrachtet sie der deutsche Nachbar als unerwünschte politische Propaganda und verbietet im Oppelner Schlesien die Herstellung und den Namen der Wurst. In Wirklichkeit ist die Nachricht eine Zeitungsente.

Neckereien

Es gibt viele, doch wollen wir uns auf eine winzige Auswahl beschränken. Daß man die Völker nach ihren tatsächlichen oder angeblichen Lieblingsspeisen nennt, ist überall üblich. Der Franzose ist im Munde des Engländers „Frogeater" (Froschfresser). Er antwortet mit dem Spottnamen „beafeater" oder „roastbeaf". Der italienische Makkaronimann ist weltbekannt. Zwetschgenknödel, Zwetschgenschädel, Powidlköppe, Powidlhengste (povidl = Zwetschgenmus), „böhmische Dalken" nennen die Ostmärker und Sudetendeutschen die Tschechen, als Ölfresser gilt der Pole bei unseren Ostkolonisten, usw. Potocki verspottet in der „Wojna Chocimska" (1670) die deutschen Söldner, weil sie vom Genuß rohen Gemüses erkrankten, wie die Schatten herumliefen und daher im Gefecht schnell ausrückten. Gern wird in Versform erzählt, wie der Deutsche sich an den ihm unbekannten „Pirogen" oder anderen Speisen so vollfraß, daß es ihm nachher schlecht ging, usw.

Mim'ec
potymp'in'ec
kluski važyn
ryi uopažyn.

Deutscher,
verdammter.
Klöße kocht' er,
die Schnauze verbrannt er.
(Łopienno, ehem. Galizien) *)

Nimeć vorołka,
zjił konia i vołka,
simdesiat' porosiat',
mišok volny,
i Nimeć šče ne polny.

Der Deutsche, der Dieb
fraß auf Pferd und Wolf,
daß nichts übrig blieb,
siebzig Ferkel, 'n Sack Woll',
und der Deutsche ist noch nicht voll.
(Ukrainisch. Bei Korzec, Wolhynien)

In ganz Polen war ein Spottvers bekannt, der sich jetzt noch in vielen Gegenden aus der mündlichen Überlieferung aufzeichnen ließ:

A te Niemce za górami
zjedli sukę z pazurami **).

Ach diese Deutschen hinter den Bergen,
aßen die Hündin mitsamt den Krallen.

Er hat sogar Aufnahme gefunden im Schullesebuch von J. Balicki — St. Maykowski „Będziem Polakami". Zweites Jahr polnischer Sprachunterricht in Mittelschulen. Lemberg 1928, im Lesestück der Schriftstellerin Z. Kossak-Szczucka „Mazury".

A te Niemce chciwe ludzie,
bo pożarli sukę w budzie.

Ach diese Deutschen sind gierige Leute,
denn sie fraßen die Hündin in ihrer Bude.
(Masovien)

Da die Deutschen häufig zur Entwässerung von Niederungen herbeigeholt wurden, dichteten ihnen ihre Nachbarn an, sie nährten sich von Fröschen:

*) Ähnlich im Ostwarthegau und Generalgouvernement.
**) Hierzu zahlreiche Varianten.

Gdy Niemcy do nas przyjechali,
to na obiad żaby łapali.

Als die Deutschen kamen hergegangen,
haben sie zum Mittag Frösche gefangen.
(An Weichsel, Warthe, Wipper (Wieprz) und Bug) *)

Niemiec fluk,
na kamieniu żabę tłukł,
żaba się zerwała,
Niemcowi w mordę dała.

Der Deutsche „fluk" **)
auf dem Steine Frösche schlug.
Ein Frosch nicht faul,
schlug ihm aufs Maul.
(Generalgouvernement)

Natürlich handelt es sich bei alledem um eine willkürliche Spötterei, mit der das Andersartige der deutschen Küche getroffen werden soll. An der tschechisch-deutschen und madjarisch-deutschen Volkstumsfront konnten wir ähnliche Neckverse feststellen. Wir bringen zwei ungarische Proben:

Svàb, svàb, kalaràb,
köll-e veszett kutyalàb?
Főzze meg az anygàd!
Egye meg az apàd!

Schwab, Schwab, Kohlrabi,
Brauchst du das Bein des tollen Hundes?
Deine Mutter soll es kochen!
Dein Vater soll es essen.

Oder

Svàb, svàb, keleràb,
kigyot, bèkàt összeràg.

Schwabe, Schwabe, Kohlrabi,
kaut zusammen Schlange und Frosch.

In der Gegend von Jarotschin und Pleschen (Posen) kennzeichnet man ein wählerisches und beim Essen mäkelndes Kind: „Er sucht herum, wie der Deutsche in den Pflaumen" ***). In vielen Spottversen muß das Gesäß mit seinen Aufgaben herhalten. Auf Beispiele sei verzichtet.

Die deutschen Kolonisten in Wolhynien, im Cholmerland und Galizien neckten die Ukrainer (ähnlich auch die Polen) mit verschiedenen Spottversen:

Muschik, Duschik, Dudelsack,
schwarze Kliesel mit Pasternak.
(Wolhynien)

Kraut kapusta burake
Hopsa wie ein Rusnacke.
(Kol. Landestreu, Ostgalizien)

Polak, strolak, Dudelsack,
czarne kluski kwak, kwak, kwak.
(Cholmerland)

Kapusta i groch ****)
tapt (stopft) dam Polack dat Loch.
(Weichselniederung)

Polack kjek, kjek, kjek.
Unser Dreck ist euer Speck.
(Netzegau)

Polak, Hawersack,
for e Kreizer Schnupptabak,
for e Kreizer Paprika,
macht der Pole kwa, kwa, kwa.
(Goleszów, Galizien)

In dem weitverbreiteten deutschen Spottliede „Wo wohnen denn die Polen?" kommt folgender Vers vor: „Was fressen denn die Polen, was fressen sie? Kraut und Öle fressen sie, wie der Deiwel scheißen sie. Rasuma, rasumi, po polski".

Ähnliche Spöttereien lassen sich an den anderen Abschnitten der östlichen deutschen Volkstumsfront feststellen. „Käsblooch" (Käsevalache) nennen die Sachsen ihre rumänischen Nachbarn in Siebenbürgen.

*) Eine Menge verschiedener Fassungen!
**) Fluk — Spottname auf den Deutschen (Fluch!).
***) „Przebiera jak Niemiec w śliwkach". — „Grzebie jak Niemiec w śliwkach", auch wenn jemand im Laden lange herumsucht.
****) Kraut und Erbsen.

Bei den Rumänen gelten die sächsischen Speisen als üppig. Die Bauern in Polen pflegten von uns zu sagen „Niemcy dobrze żrą" (die Deutschen fressen gut). Bei Kolomea sagen die Ukrainer von einem Pferd, das nur Hafer fressen will, es sei „ein Deutscher".

Heute ist der Ausgleich in der Ernährungsweise, deren Verschiedenheit an der Volkstumsfront früher wesentlich ins Gewicht fiel, weit vorgeschritten. Die Reaktion aber gegen die deutsche Küche ist aus der Volksüberlieferung noch nicht verschwunden[6]).

Die polnischen Żur-Schwänke

Sie müssen sehr alt sein, da sie in ganz Polen in den verschiedensten Fassungen anzutreffen und auch in den deutschen Siedlungen bekannt sind. Das Motiv des Verlierens und Wiederfindens kommt genau so in den deutschen Schwänken vor, so daß es möglicherweise die mittelalterliche Kolonisation nach Polen gebracht hat. Drei schon in polnischen Zeitschriften veröffentlichte Fassungen seien wiedergegeben. Die erste stammt aus dem Dorfe Targowisko an der Raba (Bez. Krakau), wo es noch mehr Anekdoten über die Deutschen geben soll.

„Dziur"*)

Die Deutschen — das ist schon solch ein Volk — sind so, daß sie trotz größter Bemühungen unsere Sprache nicht gut erlernen können. Der Deutsche kann nur plappern wie der Jude, irgendwie mit der Zunge drehen, daß du ihn weder verstehen noch dir denken kannst, was er haben will. Und wenn er auch unter den Unseren viele Jahre gelebt hat, so wird er doch nach seiner Art reden, und es wäre ein großes Wunder, wenn er auch wenigstens etwas geläufig unsere Sprache erlernte. So auch ein Deutscher, der von irgendwo weither in unser Land kam und, weil er hungrig war, zu einem Bauern eintrat und die Bäuerin um etwas Nahrung bat. Die Frau hatte gerade eine Sauermehlsuppe gekocht und gab dem Deutschen davon. Diesem schmeckte sie sehr, denn sie war recht fett, und er fragte die Wirtin, wie diese Suppe heiße, denn er möchte gerne, wenn er in sein Land nach Hause zu seiner Frau kommt, daß sie ihm auch solche Suppe kocht. Die Wirtin lachte und sagte ihm, wie es auch stimmte, daß die Suppe „żur" genannt wird. Aber der Deutsche, wie er nun mal ist, er konnte das Wort nicht aussprechen und wiederholte immer nur: „dziur, dziur". Die Wirtin lachte und versuchte, den Deutschen das Wort zu lehren. Er aber hielt sich, als hätte er sich darauf versteift, immer nur an sein „dziur", so wie ein Betrunkener am Zaun. Und so fuhr der Deutsche weiter und murmelte unterwegs immer nur: „dziur, dziur, dziur!" Vielleicht hätte er es auch behalten, aber ihn traf ein Unglück. — Denn wie der Deutsche so fährt und sein „dziur" wiederholt, lief ein Hase aus einem Kornfelde und ihm über den Weg. Das Pferd erschrak, aber er noch mehr, denn er verlor sein „dziur". Also mußte er sich ans Suchen machen. Wie sollte er doch ohne das weiterfahren. Er fing nun das Verlorene an, dort zu suchen, wo er es verloren hatte. Und er suchte so gut, daß er an dieser Stelle auf dem Wege eine Pampe machte, denn es war nach einem Regen und viel aufgeweichte Erde. Aber trotzdem konnte er sein „dziur" nicht finden. Doch die Deutschen

*) Über das Gericht żur genaue Angaben bei V. Kauder (Hrsg.) „Das Deutschtum in Polnisch-Schlesien". Plauen 1932, S. 89. — Vergl. auch unsere S. 199.

haben scheint's Glück, denn wie er so mit seinem Pferde in dem Schmutz herumtanzte, kam ein Bauer und wie er die ganze Lage übersah, sagte er lachend: „Ihr habt die Erde so hergerichtet wie einen „żur" (Sauermehlsuppe). „So, so dziur, dziur", rief der Deutsche erfreut, fuhr weiter und murmelte wieder sein „dziur, dziur". Aber ob er den „dziur" seinen Deutschen hingebracht hat, oder ob er ihn nicht doch noch verloren hat, weiß ich nicht. Doch glaube ich, daß es ihm nicht wird gelungen sein, denn so viel ich weiß, verstehen die Deutschen solche Suppen immer noch nicht zu kochen.

Vom Polen, vom Deutschen und vom Masovier.

Ein Deutscher kam einmal zu einem Polen, und weil er Hunger hatte, bat er ihn, ihm etwas Essen zu geben. Der Pole gab ihm eine Schüssel żur mit Pferdebohnen. Der Deutsche machte sich an die Schüssel ran, und da es ihm sehr gut schmeckte, fragte er den Polen beim Fortgehen nach dem Namen des Gerichts. Der Pole sagte ihm „żur" *). Und um es nicht wieder zu vergessen, sprach er den ganzen Weg immer vor sich hin: „żur — żur, — żur". Er kam auch an einen Bach, und als er ans andere Ufer gesprungen war, hatte er den Namen des Gerichts vergessen. Er hoffte bald wieder auf das Wort zu kommen, da er es doch immerzu wiederholt hatte, und ganz in Gedanken fing er an, mit einem dünnen Zweig im Wasser zu graben. Da kam ein Masovier, der nach dem Kalvarienberg ging. Der fragte den Deutschen, was er denn verloren habe. Er dachte, es wäre Geld, und wenn er es fände, würde er es sich behalten. Es war eben ein ganz gewöhnlicher Masovier, die sind ja so auf's Geld. Und beide schaufelten vorsichtig im Wasser weiter. „Such nur, such nur, ich kann nichts finden." Ärgerlich schmiß der Masovier das Hölzchen ins Wasser und sagte: „Suchen, ich werde dir suchen! Das ganze Wasser habe ich wie „żur" durchsiebt. Ich kann nichts finden, hier ist nichts." „Jo, jo, żur, — żur, — żur", rief der Deutsche erfreut. Warf dem Masovier ein paar Groschen hin, weil er den żur wiedergefunden hatte und ging weiter. Der Masovier freute sich sehr über das Geld, wenn es auch von einem Deutschen kam, und lachte über den dummen Kerl.

Wie der Deutsche in Polen Żur suchte.

Ein Deutscher hatte von dem berühmten polnischen Żur gehört, und da er ihn gern probieren wollte, kam er nach Polen. Beim Gehen trat er in eine Schmutzlache. Es kam ein Bauer des Weges und fragte ihn: „Was suchst du denn da, Deutscher?" „Żur", lautete die Antwort, „man sieht ihn so viel, aber essen kann man ihn nicht" [7]).

Das Witzigste an den Żur-Schwänken ist, daß die Polen diese Speise in Wirklichkeit von den Deutschen übernommen haben (mhd. sur — Sauer).

In einem polnischen Speisebuch des 16. Jahrhunderts „Postny obiad" finden wir einen Spottvers auf den deutschen żur, nach dessen Genuß man gähnen müsse:

Żuru chcecie parobcy na zwykłe śniadanie?
A czy dzisiaj na robotę będzie nakazanie?
Przecię ty, gospodarzu, każ żuru nalewać,
Bowiem i to robota, po śniadaniu ziewać.

*) Alfred Karasek hat in Königsbach (Ostgalizien) den gleichen Schwank aufgezeichnet, mit dem Unterschied nur, daß es sich dort um den „borszcz" („Głupi Niemiec zmącił wodę jak borszcz") handelt.

Der Herausgeber des Speisebuches setzt als Erklärung hinzu: „Zur. deutscher Herkunft, aus Hafermehl, so langweiligen Geschmackes, daß man hinterher zum Gähnen neigt."

Und ähnlich war es auch mit anderen deutschstämmigen polnischen Nationalspeisen. Solange sie noch als fremd galten, spottete man über sie. Kaum aber hatte man sie übernommen, da wurden sie nationalisiert und den deutschen Nachbarn stolz als eigenes Volksgut präsentiert. Bei den Trachten können wir Parallelen nachweisen. Als die ersten Bamberger mit ihrer heimischen Kleidung nach Posen kamen, schüttelten sich die Polen vor Lachen. Später aber ist die Bamberka-Tracht geradezu ein Volksheiligtum geworden, auf das man Fremden gegenüber stolz hinwies und das in den Prozessionen als urpolnisch empfunden wurde.

Hier gilt also kein kulturgeschichtlicher Maßstab, sondern nur das psychologische Gesetz der Volkstumsfront.

8. Kapitel.

Deutsche und polnische Wirtschaft

Die Volkscharaktere als Massstab

Bei der Charakterisierung der Nationen und ihrer Kulturen legt man gewöhnlich das Hauptgewicht auf die Fixigkeit und Klarheit des Franzosen, auf die Nüchternheit und Folgerichtigkeit des Engländers, auf die Gründlichkeit und Planmäßigkeit des Deutschen, auf die Unklarheit und das Phantastische des Slaven[1]).

Im Leben des Polen überwiegen Gefühl, Glück und Genuß, in dem des Deutschen Wille, Nützlichkeit und Arbeit; beim ersten Freiheitsliebe, Mangel an Disziplin und Ausdauer, Oberflächlichkeit, Neigung zum Parlamentarismus, beim zweiten Unterordnung des Einzelnen zum Wohle des Ganzen, Zucht und Beharrlichkeit, Gründlichkeit, sowie Bekenntnis zum Führergrundsatz*). Der Deutsche geht langsam, aber wohlüberlegend und mit ordnendem Sinn an die Durchführung seiner Pläne. Der Pole wiederum durchdenkt einen Plan spielend leicht, stürzt sich mit großer Begeisterung auf seine Durchführung, scheitert aber dann oft aus Mangel an Zähigkeit und Ausdauer. Etwas „auf polnisch beenden" heißt soviel wie nie fertig werden**). Für den Polen ist das Leben meist Poesie, für den Deutschen Prosa und die Poesie nur eine Ausschmückung. Bei dem einen geht alles erst über das Gefühl zum Verstande, beim andern über den Verstand zum Gefühl. Unser östlicher Nachbar ist mutig und fähig zu großen Heldentaten, versagt aber oft, wenn's auf das Durchhalten ankommt. Er läßt sich leicht zu einem großen Opfer hinreißen, trägt aber mit Unlust regelmäßige Lasten. Ihm fehlt das genaue Zeit- und Raumgefühl, das dem Deutschen in so hohem Maße eignet. Die Volkswirtschaftler stellen einstimmig fest, daß die Ergiebigkeit der Arbeit eines Polen zwei- oder dreimal geringer ist als die eines Engländers, Franzosen oder Deutschen in derselben Zeit. Es sei jedoch einem alten Vorurteil entgegengetreten, daß der Pole von Natur zur Trägheit neige. Kam der polnische Arbeiter nach Westfalen, Frankreich oder Amerika, dann stand er ausgezeichnet seinen Mann. In seinem Vaterlande, das ehemals preußische Teilgebiet ausgenommen, fehlte ihm die soziale Organisation und der Arbeitsrhythmus, der seine Anlagen voll zur Entfaltung zu bringen vermochten.

*) „Die Stärke des Deutschen und Engländers beruht auf dem Verstande, die Stärke des Polen auf dem Herzen und dem Gefühl" (J. Ciemniewski).

**) Nach Ryszard Berwiński. — Vergl. Karl C. von Loesch „Der polnische Volkscharakter" Berlin 1941.

Es stehen jedenfalls einer Reihe positiver Züge des polnischen Volkscharakters, z. B. der fanatischen Liebe zu Volk, Glaube und Heimaterde, einer hohen Intelligenz, eine Anzahl negativer gegenüber, die im wirtschaftlichen Konkurrenzkampf mit dem westlichen Nachbarn einen bedeutsamen Nachteil darstellten. Der polnische Wirtschaftsgeschichtler Fr. Bujak sagt, seine Landsleute seien gern und zahlreich in die ganze Welt ausgewandert, aber sie hätten im Grunde genommen schlecht kolonisiert. Der polnische Volksboden habe im Laufe einer tausendjährigen Geschichte keinen nennenswerten Zuwachs, dagegen bedeutende Verluste erfahren.

Der (nordisch bestimmte) Deutsche gibt seine Kraft um der Leistung, der Sache willen her, den (osteuropid bestimmten) Polen treiben der Ansporn von außen, die Phantasie und der Ehrgeiz an. Der polnische Gelehrte Bykowski faßt seine Beobachtungen folgendermaßen zusammen: „Der Deutsche, ein kalter Rechner, fühlt sich (bei einem programmgemäßen Wettstreit!) ein wenig befangen, die Unsicherheit wirkt entmutigend auf ihn und läßt in ihm ein unangenehmes Gefühl entstehen. Der Pole, der Abenteuer und Wagnis liebt, findet darin im Gegenteil lebhafte Befriedigung und Ermutigung. Er wagt mit Vergnügen — und gewinnt." — Der Pole ist tatsächlich manchmal groß im Augenblickserfolg, während der Deutsche sein Handeln auf den Dauererfolg einstellt. Das Wettrennen um schnell verwelkende Lorbeeren liegt ihm nicht[2]).

Ohne Kenntnis dieser seelischen Zusammenhänge blieben uns die großen deutschen Siedlungswellen im Osten und die soziologischen Faktoren in der Volkstumsfront ein Buch mit sieben Siegeln. Sie lehren uns aber auch verstehen, weshalb das Nachbarvolk unsere „Methode" oft als kalte Nüchternheit, unsere Arbeit als Schufterei, unsere Sparsamkeit als Geiz, unsere Gründlichkeit als Pedanterie und Verbohrtheit, unseren Ordnungs- und Sauberkeitssinn als Fimmel, unsere Betonung der Leistung und die Ablehnung schöner Phrasen als Überheblichkeit empfunden hat. Wir begreifen nun auch, weshalb die Verfechter der These von der ewigen Nachbarfeindschaft das polnische Volk immer wieder nicht durch Statistiken und schulmeisterliche Belehrung zum Konkurrenzkampf mit dem Deutschen anfeuerten, sondern durch Fiktionen oder durch temperamentvolle Warnungen, die auf dem Umwege über das Gefühl seinen Willen zu ruckweisen Anstrengungen anspannen sollten.

Während das breite polnische Volk mit seiner Veranlagung zu einem nicht in die Tiefe gehenden, vom Gefühl diktierten Urteil weder das Fördernde des deutsch-polnischen Wettbewerbes, noch den Sinn des „deutschen Glaubens", noch die deutsche Geistigkeit auch nur peripherisch erfaßt hat, zeichnet sich die Beurteilung der deutschen Wirtschaft durch einen teilweisen Wirklichkeitssinn aus. Im großen Ganzen herrscht aber auch hier die Gefühlsreaktion vor.

Das Urteil des polnischen historischen Schrifttums

Die wirtschaftlichen Leistungen der deutschen Einwanderer in Polen sind in einem kaum übersehbaren Schrifttum meist günstig beurteilt worden. Man braucht daraufhin nur mein Buch „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens" (Plauen 1934) durchzusehen, das allerdings auch nur einen kleinen Teil der vorliegenden Äußerungen bringen

konnte. Oft werden darin polnische und deutsche Wirtschaft einander gegenübergestellt. Martin Kromer (16. Jahrh.), der selber einer deutschen Bürgerfamilie aus Bietsch in Kleinpolen entstammte, schrieb über die mittelalterliche deutsche Kolonisation in Polen:

„Durch die Mühewaltung und Arbeit der Deutschen begann sich die Zahl der Dörfer und Städte zu mehren und die Kultur sich zu heben." „Denn die Deutschen, die sparsamer als die Polen und in den häuslichen Angelegenheiten sorgfältiger als sie sind, bemühen sich auch um die Reinlichkeit und künstlerische Ausgestaltung ihrer Häuser und sonstiger Dinge mehr als Polen. Das kann sehr leicht jeder bemerken, der eine Reise durch Polen macht; er wird lieber bei den Deutschen als bei den Polen einkehren. Augenscheinlich und klar ist dieser Unterschied, wenn man die von den Deutschen gebauten Mauern und Gebäude sieht. Sie fallen ein, wenn Polen darin zu wohnen beginnen" [3]).

Dieses Urteil hat noch im 16. Jahrh. J. Herburt von Fulsztyn und im 17. Jahrh. B. Zimorowicz fast wörtlich wiederholt [4]).

Der Chronist Maciej Stryjkowski berichtet 1582, er habe selber gesehen, daß die deutschen Bauern bei Przeworsk, Premissel, Sanok und Jaroslau „tüchtige Landwirte" sind [5]).

Polnische und deutsche Wirtschaft oder Organisation haben also auch schon in den früheren Jahrhunderten immer wieder zu Vergleichen gereizt. „Wenn polnische Tapferkeit mit deutscher Organisation (rząd niemiecki) vereinet wär, dann stände gegen die Türken ein undurchdringliches Heer", dichtete Wacław Potocki in seinen „Moralia" (1688) [6]*). Man verglich damals oft den „rząd polski" und „rząd niemiecki" (deutsches und polnisches Regiment).

Opaliński (17. Jahrh.), der den Hang zum Luxus bei den polnischen Männern geißelte, dichtete: „Du siehst niemand in Polen, der Geld hat, außer dem Italiener und Deutschen. Der Luxus frißt alles auf."

Die Unterscheidung der beiden Wirtschaftskulturen mit ausdrücklicher Anerkennung der Deutschen lassen sich im polnischen volkskundlichen und historischen Schrifttum auf Schritt und Tritt antreffen [7]). Besonders Reisebeschreibungen haben überlieferungsgemäß den krassen Unterschied westlich und östlich der Volksgrenzen hervorgehoben**). Polnische Reisende wiederum haben sich über manches in Deutschland lustig gemacht, aber immer den Fleiß anerkannt. Antoni Sobański z. B. sagt in seinem „Als Zivilist in Berlin" (poln. 1934): „Jeder Deutsche ist in der Tradition erzogen, die Arbeit zu ehren und als Notwendigkeit zu betrachten. Er ist im allgemeinen gesund und tätig. Mangel an Beschäftigung wäre für ihn eine Demütigung und beinahe eine körperliche Qual" [8]).

Der Volkskundler Malinowski besuchte 1877 die Dörfer in Oberschlesien. Er stellte fest, daß dort der Haß zwischen Deutschen und Polen „völlig fehlt". Die Deutschen aber seien immer unternehmungslustiger

*) Ein typischer Vergleich aus dem 17. Jahrh. bei A. Brückner „Dzieje kultury Polskiej" (Bd. II. Krak. 1930. S. 336/7): „Jeśli tu będą mieli nasi Polacy osiąść, wątpię, aby od wojny w gospodarstwie poprawić się mieli; trzebaby tu onych rzadkich niemieckich kupców, ja wątpię, byśmy z tym wiedzieli co rzec."

**) Vergl. auch poln. Reisebeschreibungen wie W. Świątkowski „Nad wodami Warty, Gopła i jezior kujawsko-wielkopolskich", 1920. — Die Nachbarschaft der beiden Wirtschaftskulturen im deutschen und polnischen Dorf hat J. St. Bystroń „Kultura Ludowa". War. 1937, S. 82 ff. vortrefflich herausgearbeitet.

und beweglicher als die Polen, die über einen weit schwächeren Unternehmungsgeist verfügen und deshalb den Wettbewerb nicht aushalten. Sie leisten nur die Handarbeiten, während die anderen alle leitenden Posten bekleiden[9]).

Auch Oskar Kolberg hat ab und zu in seinem großen polnischen Werke „Lud" seine Anerkennung für die Wirtschaftstüchtigkeit der Kolonisten ausgesprochen[10]).

Man kann über die deutschen Einwanderungen in Polen urteilen, daß sie dem Lande viele große Ordner und Ausführer gegeben haben. Nur ein Beispiel: Siedlungsformen deutschen Ursprungs bedecken über die Hälfte des ehemaligen polnischen Staatsgebietes. Sie haben die alten triebhaft gewachsenen, regellos gebauten Slavensiedlungen mit ihrer ebenso regellosen Dorfflur verdrängt, und neue Formen (Waldhufendorf usw.) eingeführt. Neben das Gewirr ungradliniger Straßen brachten erst die deutschen Einwanderer das Kolonialschema der mittelalterlichen Städte[11]).

Die Geschichte bietet uns auch eine Menge Einzelepisoden, in denen der Unterschied der beiden Volkscharaktere in wirtschaftlichen Dingen besonders kraß zum Ausdruck kam. Als die deutschen Ratsherren der Stadt Krakau 1489 nach elf Jahren eifriger Arbeit am Marienaltar des Nürnbergers Veit Stoß voller Stolz auf das Werk blicken konnten, betonten sie in einer Urkunde, daß die Polen über die Arbeit immer gelacht und gespottet hätten, sie würde nie fertig werden. Elf Jahre ununterbrochener Arbeit an einem einzigen Altar! Eine solche Zähigkeit mußte ihnen seltsam vorkommen[12]).

Gerade, weil auch in unzähligen Urteilen der Polen der Unterschied zwischen deutscher und polnischer Wirtschaft hervorgehoben worden ist, sollte man es nicht dem deutschen Schrifttum als Hochmut und Polenfeindlichkeit auslegen, wenn es ähnliche, sachliche Ansichten geäußert hat. Wahrheiten in einer fremden Sprache erklingen, wie wir schon vorher begründeten, härter und unangenehmer als in der eigenen. Bartholomaeus Sthenus in der „Descriptio totius Silesiae atque civitatis Wratislaviensis" (1512/13) schildert die beiden in Schlesien wohnenden Volkstümer, die sich in Sprache und Sitte unterscheiden. Der von den Deutschen besiedelte Raum sei besser bewirtschaftet als das waldige, vernachlässigte und unergiebige polnische Land. Er unterstreicht auch die kulturelle Unterlegenheit der Polen, die er als ungebildet, ungeschliffen und träge ansieht. Sie wohnen in meist unbefestigten Städten und in den Dörfern in ungeschickt aus Holz und Lehm errichteten Hütten. Der Tiefstand der materiellen Kultur der Polen wiederholt sich später immer wieder in der westlichen Literatur und keineswegs etwa nur in der deutschen.

Auch später haben polnische Gelehrte, um ihr Volk anzufeuern oder zu ermahnen, auf die Unterschiede der Wirtschaftsgesinnung hingewiesen, z. B. der Krakauer Universitätsprofessor Jan Gwiazdomorski im „Czas" vom 24. 12. 1937 (S. 22): „Ein anderer Nationalfehler der Polen ist die Oberflächlichkeit in der Arbeit. Wie anders arbeitet ein Deutscher oder ein Franzose! Der Deutsche, ernsthaft, sogar düster, versucht jede Arbeit so gut, wie er nur kann, auszuführen und dabei — nach Möglichkeit — seine Autorität, seine Überlegenheit der Umgebung gegenüber zu betonen... Der Pole versucht jede Arbeit, so schnell wie

es nur geht, mit einer möglichst geringen Anstrengung auszuführen. Infolgedessen begeht er Irrtümer und Fehler, die den Wert seiner Arbeit auf ein Minimum herabdrücken."

In wie entscheidender Weise die Volkskunde sich an der Aufhellung der Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Slaven auf dem Gebiete der Wirtschaftskultur beteiligen kann, haben Bruno Schiers Forschungen über die Ausbreitung der deutschen Flur-, Siedlungs- und Hausformen nach Osten bewiesen. Sie zeigen uns aber auch eindringlich, wie unendlich vielseitig und vielgestaltig die Beziehungen zwischen deutscher und slavischer Wirtschaft gewesen sind. So bauen heute noch die Ukrainer in Wolhynien ihr Haus „auf deutsche Art", einen „deutschen Schornstein" usw.

Sprichwörter über den Deutschen als händlerischen Typ

Das polnische Volk hatte im Laufe der Jahrhunderte immer wieder Gelegenheit, sich ein Urteil über die Wirtschaftsarbeit des deutschen Bauern, Handwerkers und Kaufmanns zu bilden. Tonangebend war dabei die Masse des Kleinadels, der bekanntlich bis weit in die Neuzeit hinein jede händlerische und gewerbliche Betätigung als unehrenhaft und unvereinbar mit seinem Stande ansah. Jan Kochanowski (16. Jahrh.) wirft in seinen Satiren dem Volke vor, daß es sich „ dem für den nationalen Genius unpassenden Gewerbe zuwende". Schon in jener Zeit mögen die meisten Sprichwörter entstanden sein:

„Was der Pole an einem Tage vertrinkt, macht oft die ganze Habe eines Deutschen aus." (D. h. der Deutsche ist im Verhältnis zum verschwenderischen Adel sehr genügsam) [13]).

„Beim Deutschen muß jedes Kunststück gleich Groschen bringen" [14]).

„Was macht der Deutsche nicht alles für Geld! [15]).

„Jeder Deutsche — ein Kaufmann" [16]).

„Wo ein Kreuzer — da ein Schweizer" [17]).

„Er hat's eilig wie ein Deutscher zum Jahrmarkt" [18]).

„Brot und ein schönes Kind für die Deutschen Lockmittel sind", ein Sprichwort, das im 17. Jahrhundert der Lemberger Chronist B. Zimorowicz aufgezeichnet hat [19]).

„Wo der Deutsche hinkommt, da zieht er sicherlich jeden Nagel heraus" (allgemein slavisch) [20]).

„Gierig wie ein Deutscher" (in ganz Polen) *).

„Einen Italiener zum Doktor, einen Deutschen zum Kaufmann und einen Polen zum Hetman" [21]).

Einige bisher noch nicht veröffentlichte Sprichwörter seien polnisch und deutsch angeführt:

Szukasz rzetelnego człeka —
idź do Niemca, to istna apteka.

Suchst du einen gediegenen Menschen,
geh zum Deutschen,
der ist eine wahre Apotheke.
(Löwenstadt)

*) „Chciwy jak Niemiec." Oder „Niemiec jest zachłanny."

Niemcy ziemię kupują za masło. Budynki stawiają za ser. Ubranie sobie sprawiają za maślankę. A z serwatki żyją jako żywność.	Die Deutschen kaufen Land für Butter. Ihre Gebäude bauen sie für Käse. Ihre Kleidung erwerben sie für Buttermilch. Und von der Molke leben sie als Nahrung. (Cholmerland)
W niemieckiej zagrodzie nie myśl o głodzie.	In dem deutschen Bauernhaus geht niemals die Nahrung aus. (Bei Warschau))

In den polnischen und ukrainischen Dörfern sind häufig kleine Gedichte im Umlauf, die die bis ins Kleinste durchdachte Wirtschaftsweise des deutschen Kolonisten in humorvoller Weise schildern. Ein jüdisches Volkslied in Ostgalizien charakterisiert ihn als „e groisser Rechner, e ajserner Kopp“ [22]). Im Kreise Posen bezeichnete man einen wohlhabenden Bauern, ganz gleich welcher Volkszugehörigkeit, als „bamber“, weil die Bambergerdörfer am Rande der Stadt sich durch eine gute Wirtschaft und durch Reichtum auszeichneten.

Auch an den anderen Abschnitten der östlichen Volkstumsfront fehlt es nicht an solchen Volksweisheiten, z. B. bei den Rumänen über die Siebenbürger: „Wenn der Sachse nichts zu tun hat, reißt er sein Haus ein und baut es neu.“

Das deutsche Siedeln

Wir zählen die gesammelten Sprichwörter hintereinander auf:

Gdzie żaby się myją, tam Niemcy się kryją.	Wo die Frösche sich baden, da verkriecht sich der Deutsche. (An der Weichsel)
Nawet z błota Niemiec robi złoto.	Selbst aus Sumpf macht der Deutsche Gold. (In vielen Gegenden)
Gdzie łąki i torf, tam niemiecki Dorf.	Wo Wiesen und Torf, da ist ein deutsches Dorf. (Im Generalgouvernement)
Gdzie żaba skrzeczy, tam Niemiec beczy.	Wo ein Frosch quakt, da blökt der Deutsche. (Lubliner u. Cholmerland)
Tam gdzie olszyna, tam siedzi Niemczyna.	Wo die Erle wächst, da sitzt der Deutsche. (Bei Bromberg und im Ostwarthegau)
Gdzie bagno i olszyna rośnie, tam Niemiec żyje radośnie.	Wo Sumpf und Erle wachsen tut, geht es dem Deutschen doch noch gut. (Cholmerland)

Das sind unsere Niederunger, die sich zum Erstaunen der Polen in den Sumpf setzten und ihn mit ihren Fäusten allenthalben zurückdrängten, die „der Königin der polnischen Flüsse“, der Weichsel, ihr Festkleid schufen, indem sie das Flußtal entwässerten. „Lieber in der Niederung versaufen, als auf der Höhe verdorren“, so sagten sie selbst. Wir wissen, daß diese Entwässerer oft 800 Fuhren Sand an die Stelle brachten, auf der sie ihr Haus erbauten, daß sie einige tausend Fuhren Sand herbeischafften, um einen halben Morgen Neuland zu gewinnen.

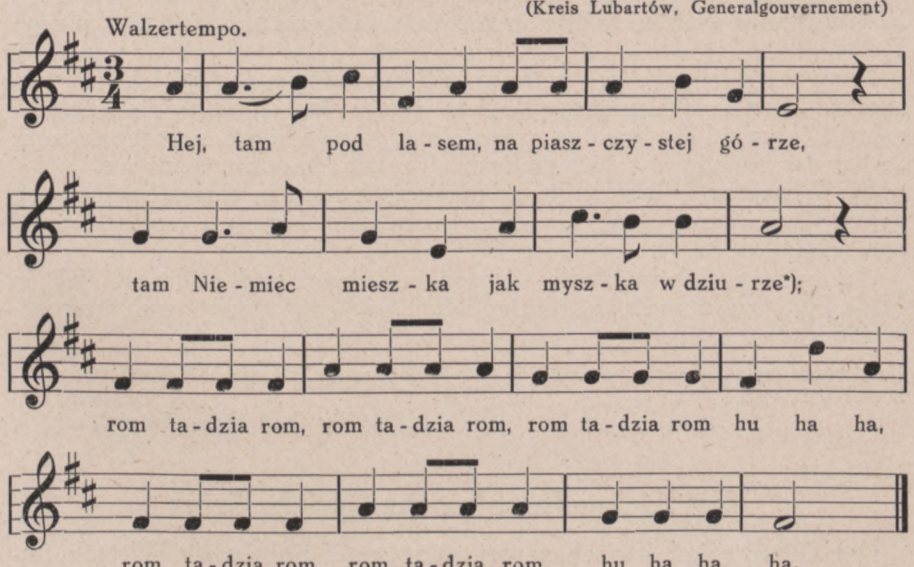
Das polnische Sprichwort aber betont auch, daß der Deutsche auf Stümpfen und Flugsand vorwärtskommt:

Niemiec siedzi na spróchniałym pniu i żyje.	Der Deutsche sitzt auf einem verfaulten Baumstumpf und lebt. (Bei Löwenstadt)
Co my to my! A Niemcy do boru.	Wir sind wir! Die Deutschen in den Wald! (D. h. der Pole gehört auf's Land, der Deutsche in den Wald). (Bei Alexandrow)
Na piaskach i torfowiskach Niemiec się usiedzi.	Auf Sandboden und Torfmooren behauptet sich der Deutsche.
Na piasku sami Niemcy siedzą.	Auf dem Sande sitzen lauter Deutsche. (Zagorów, Ostwarthegau)

„Setz den Deutschen auf einen Stumpen oder Stein, er wird wachsen und Brot haben", „die Deutschen leben wie Wölfe im Walde", sagen die Ukrainer in Wolhynien. Im Kalischer und Koniner Lande sitzen die Deutschen auf einem so erbärmlichen Sandboden, vor allem bei Zagórów, daß die Polen in jener Gegend schlechtes Land allgemein „gruncik niemiecki" (deutscher Boden) nennen. Auch in Volksliedern macht man sich darüber lustig.

Hej, tam pod lasem.

(Kreis Lubartów, Generalgouvernement)



Oft drückt das polnische Sprichwort sein Erstaunen darüber aus, daß der Deutsche auf solchen Böden überhaupt leben kann.

*) Ho, dort am Walde, auf dem Sandberg ganz hoch,
da wohnt der Deutsche, wie 'ne Maus in dem Loch. Kehrreim.

Gdzie się zając nie wyżywi, tam Niemiec jeszcze dobrze żyje.	Wo nicht einmal ein Hase sich ernähren kann, lebt der Deutsche noch gut.
Niemcowi zawsze się dobrze powodzi, gdzieby też nie siedział.	Dem Deutschen geht es überall gut, ganz gleich, wo er sitzt.
Wszędzie, gdzie nikt nie chce, tam Niemcy siedzą.	Überall, wo kein anderer will, sitzen Deutsche. (Zagórów, Ostwarthegau)
Gdzie diabeł nie może, tam Niemiec może.	Wo der Teufel nicht kann, kann der Deutsche. (Lubliner Land)
Niemiec jak wierzba, gdzie go posadzisz, tam rośnie [23]).	Der Deutsche ist wie eine Weide, wo man ihn hinpflanzt, da gedeiht er. (Polnisch, russisch und ukrainisch)

Schließlich findet dann der Volksmund eine erlösende Erklärung:

Cholery Niemcy! Im Bóg nie pomaga, tylko diabeł.	Die verdammten Deutschen! Ihnen hilft nicht Gott, sondern der Teufel!
Luterstwo Niemcom niesie.	Das Luthertum bringt den Deutschen was ein. (D. h. die Verbindung mit dem Bösen)

Die Polesier behaupten von den schlesischen Stabschlägern der Kolonie Lada im Pinsker Sumpf, sie hätten ihre Kunst des Stabschlagens beim Teufel erlernt. Ihre technische Überlegenheit und die wirtschaftlichen Erfolge wurden früher auch oft als Zauberei ausgelegt [24]). (Vergl. S. 51).

Noch heute ist bei den Rumänen in Siebenbürgen das Sprichwort verbreitet: „Der Deutsche ist des Teufels, denn er hat eine Uhr, die Kuckuck schreit," worauf die Sachsen, wenn sie es gerade hören, sofort parieren: „Aber der Rumäne ist noch mehr des Teufels, denn er stiehlt sie."

Die Ukrainer in Wolhynien wiederum staunen in einem Sprichwort: „Den Deutschen gehts, als ob's ihnen der Herrgott vom Himmel schmeißt."

An frühere Jahrhunderte, in denen Ochsen und anderes Vieh in Menge aus Polen nach Westen geliefert wurden, erinnert wohl der folgende Vers:

Gdyby nie nasze wieprze, woły, zostałby Niemiec głodny, goły.	Wären nicht unsere Ochsen und Schwein, müßte der Deutsche nackt und hungrig sein.

Vergleichende polnische Sprichwörter

Der Unterschied zwischen deutscher und polnischer Wirtschaftsgesittung war immer so offensichtlich, daß das polnische Volk ihn in zahlreichen Sprichwörtern gekennzeichnet hat. Allerdings schwingt in manchen ein Unterton des Grimmes und des Neides mit.

Gdzie Polak się śmieje, tam Niemiec wysieje. Gdzie Polak bieduje, tam Niemiec żniwuje.	Worüber der Pole lacht, da sät der Deutsche. Wo der Pole darbt, da erntet der Deutsche. (Aufgezeichnet bei Jarotschin)

Jak Niemiec pilny i wytrwały,
tak Polak leniwy i niedbały.
Jak Żyd skąpy i brudny,
tak Rusin gościnny, lecz nudny.

Wie der Deutsche ausdauernd und fleißig,
so ist der Pole träge und nachlässig.
Wie der Jude schmutzig und geizig,
so ist der Ukrainer gastlich, doch langweilig.
(Bei Löwenstadt)

Niemcy są narodem pracowitym
nie tak, jak my.
Bodaj za pięć groszy
popędzą do Warszawy stado wszy.

Die Deutschen sind ein arbeitsames Volk, nicht so, wie wir.
Eine Herde Läuse würden sie für fünf Groschen nach Warschau treiben.
(Juljopol, Lubliner Land)

U Niemca w oborze tak czysto
jak u Polaka w mieszkaniu.

Beim Deutschen ist es im Stall so rein wie beim Polen in der Wohnung.
(Cholmerland)

Kiedy nikt już nie ma chleba,
to do Niemca chodzić trzeba.

Wenn nirgends Brot ist mehr zu sehn,
muß man zu dem Deutschen gehn.
(Ruda — Cholmerland)

U Niemca chleb twardy,
w Polsce z kamienia.

Beim Deutschen ist das Brot hart,
in Polen aber aus Stein.
(Oberschlesien)

Gdzie Polacy z głodu umierają,
tam Niemcy się jak wieprze wypasają.

Wo der Pole geht vor Hunger ein,
mästet der Deutsche sich wie ein Schwein.

Gdzie Polacy z głodu umierają,
tam się Niemcy wzbogacają.

Wo die Polen Hungers sterben,
die Deutschen Reichtum erwerben.
(Lubliner Land)

Gdzie Polacy chleba nie mają,
Niemcy mięso zjadają.

Wo die Polen kein Brot haben,
die Deutschen an Fleisch sich laben.
(Podlachien)

Gdzie Polakowi piasek w oczy wieje,
tam Niemiec nawet pszenicę sieje.

Wo dem Polen Sand in die Augen weht,
der Deutsche sogar Weizen sät.
(Lubliner Land)

Na takim miejscu, gdzie Polak chleb je, tam Niemiec już może placek jeść.

Wo der Pole Brot ißt, da kann der Deutsche schon Kuchen essen.
(Działyń, Kr. Radzyń)

Gdzie Polak nie chce,
tam Niemiec usiądzie
i używi się.

Wo der Pole nicht will,
da setzt sich der Deutsche fest
und ernährt sich.
(Bei Kalisch)

Niemiec jeden, Polaków siedm.
Polacy jeden, Niemiec siedm.

Ein Deutscher, sieben Polen.
Die Polen einen, der Deutsche sieben.

Dieses Sprichwort, das in der Gegend bei Ludwinów im Cholmerlande erzählt wird, soll auf eine Wette zurückgehen, die ein Deutscher gegen sieben ihn verspottende Polen gewonnen hat. Er rodete in derselben Zeit sieben Stumpfen, in der die Polen zusammen einen einzigen aus der Erde bekamen.

Ein deutsches Sprichwort im Gouvernement lautet: „Ein Deutscher auf einem Morgen und ein Pole auf fünf haben gleich viel Brot." Und andere: „Bei einem Polen ist nichts zu holen. Bei einem Schwaben ist alles zu

haben" (Kalkhof bei Löwenstadt). „Was der Deutsche in einer Stunde schafft, schafft der Pole an einem Tage" (Cholmerland). Die wirtschaftliche Überlegenheit über die Polen, die noch oft nach Großväterweise arbeiten, betont das Sprichwort: „Was der Pole hat, das hat der Deutsche vergessen" (Działyń, Kr. Lubartów).

Dasselbe Thema wird auch in unzähligen volkstümlichen Gedichten behandelt, wobei der Pole sogar oft grimmige Selbstkritik übt. Wir wollen nur zwei zur Probe bringen:

Niemiec pracuje, Niemiec ma,
i Niemcowi Pan Bóg da.
Polak lata i pracuje,
tak że w kościach nic nie czuje;
co zarabia, to przepija,
a wszy za kołnierzem żyją.

Der Deutsche arbeitet und hat keine Not,
drum gibts ihm auch sein Herr und Gott.
Der Pole arbeitet und rennt,
daß er die Knochen kaum noch kennt;
er verdient und vertrinkt's auf seine Weise,
und hinterm Kragen hat er Läuse.
(Ruda, Kr. Cholm)

Polska nierządem stała,
bo za wiele Żydów,
a za mało Niemców miała.

Polen war ohne Ordnung und arm,
weil da zu viel Juden
und zu wenig Deutsche war'n.
(Löwenstadt)

Den wirtschaftlichen Unterschied haben die Deutschen im Lubliner und Cholmerlande, in Wolhynien und Galizien, klar hervorgehoben, indem sie den Polen und Ukrainern den Namen „Bauer" liessen, sich selbst aber als Kolonisten oder Wirte bezeichneten. Bauerndorf und Kolonie sind schon begrifflich zwei verschiedene Welten. Der Stolz in der Bezeichnung „Kolonisten" geht wohl auch auf die rechtliche Sonderstellung der russischen Kronskolonisten zurück, die zunächst einen eigenen Stand bildeten, der von dem der leibeigenen russischen Bauern scharf unterschieden war. Aus Südrußland hat sich dann vermutlich die Bezeichnung nach dem Westen, Wolhynien, Cholmerland und Galizien, fortgepflanzt. Im Ostwartheland ist die Unterscheidung kaum bekannt.

Erwähnt sei zum Schluß, daß sogar bei den längst verpolten mittelalterlichen deutschen Siedlungen zwischen Dunajez und San heute noch der wirtschaftliche Abstand gewahrt worden ist. Wissenschaftliche Arbeiten über Dörfer wie Iwonicz und Haczów bei Krossen und andere betonen immer noch, die deutsche Abstammung sei der Grund dafür, daß sie den urpolnischen Nachbardörfern wirtschaftlich weit überlegen sind[25]).

Wir hatten gesehen, daß die Gegenüberstellung von polnischer und deutscher Wirtschaft schon bei Historikern wie Kromer, Stryjkowski, Herburt und Zimorowicz üblich war. Wir finden sie auch im neuzeitlichen Schrifttum immer wieder, wobei vor allem Einzelfälle mitunter sehr charakteristisch sind. Józef Rogosz schreibt in „Choroby Galicji w latach 1866—1878", (Lemberg 1879, S. 5):

„Herr Benedikt stammt aus einer deutschen Familie, welche sich vor 150 Jahren in Krakau ansiedelte und polonisiert wurde. Doch immerhin nicht vollständig, denn wenn Herr Benedikt schon ganz Pole wäre, könnte er nicht ein dreistöckiges Haus schuldenfrei besitzen und den Ruf eines arbeitsamen Mannes beanspruchen. Die Polen, wie schließlich alle Leute, die im Reiche der Träume verweilen, lieben nicht zu sparen."

Der Volksmund drückt, wie wir schon gesehen haben, diesen Vergleich drastischer aus. Der polnische Landarbeiter Jakób Wojciechowski, der in seiner Lebenserinnerung „Życiorys własny robotnika" (Posen 1930, S. 178) sachlich über seine Erfahrungen im deutschen Wirtschaftsleben berichtet, schreibt: „Die Deutschen, die von morgens bis abends arbeiten, essen gut und lassen es sich wohlsein, aber unsere polnischen Leute treiben sich nur wie die Zigeuner auf der Welt herum, und überall zeigt man mit Fingern auf sie" *).

Doch sei auch nicht verschwiegen, daß früher der Deutsche in der slavischen Umgebung schon oft die Untugenden der anderen annahm und dann kein würdiger Vertreter der „deutschen Wirtschaft" mehr war, während andererseits der Pole ihm schon vielerorts den Rang abgelaufen hatte. In solchem Falle war das deutsche Überlegenheitsgefühl nur der Glaube an das, was früher einmal bestand.

Soziale Rangstufen und Gegensätze

In der polnischen Literatur und Presse ist immer wieder betont worden, die Deutschen besäßen einen Mehrwertigkeits-, die Polen dagegen einen Minderwertigkeitskomplex, den man mit allen Mitteln der Aufklärung, durch Klarstellung der großen kulturellen Eigenleistungen u. ä. beseitigen müßte. In den Umvolkungsvorgängen spielten beide Erscheinungen eine wesentliche Rolle. Dem Autoritätsgefälle auf der einen Seite entsprach auf der anderen Seite eine verständliche Einstellung zur kulturellen und völkischen Aufstiegsassimilation. Chałasiński formuliert in seinem Buch über Oberschlesien: „Polacy to masa robotnicza, Niemcy — Herrenvolk" (Die Polen bilden die Arbeitermasse, die Deutschen — das Herrenvolk).

Überschauen wir die Geschichte der germanisch-slavischen Beziehungen, so ist tatsächlich das Nebeneinander- oder Miteinanderwohnen beider Volksstämme mit wenigen Ausnahmen auch ein Übereinanderwohnen gewesen. Die ältesten Zeiten der slavischen Geschichte haben ihr wesentliches Gepräge durch die Unterwerfungsmaßnahmen von Seiten der Turkotataren und der Germanen erhalten. Unter den Avaren wurden die Slaven zu einem Zugvieh erniedrigt, so daß ihr Name geradezu die Bezeichnung für die Knechtschaft schlechthin wurde: Slaven > Sklaven (?). Die Deutschen übernahmen den zweiten Ausdruck in seinem neuen Sinne auf dem Umwege über die südeuropäischen Völker. Die den germanischen Warägern untertänige Slavenschicht trug die Bezeichnung ‚Smerden", was die meisten Gelehrten als „die Stinkenden", andere als „die Leidenden" erklären. Und vom großen volklichen Durchdringungsvorgang des Mittelalters angefangen bis in unsere Zeit hinein hat sich der Deutsche in der Rangstufe der Völker fast immer als der erste gefühlt, was auch in den breiten Schichten der anderen Völker, vom Adel abgesehen, meist anerkannt wurde.

In der polabischen Sprache erhielt der Ausdruck „nëmåc" (Deutscher) zugleich die Nebenbedeutung „vornehmer, junger Bursche" **). Im

*) Es heißt wörtlich: „Te Niemce to też, chociaż od rana pracują do wieczora, to sobie dobrze zjedzą i się ładnie nachodzą, a ten nasz polski naród to jeno jak cygany po świecie się tłucze i wszędzie na nich palcami wskazują."

**) J. Peisker „Die älteren Beziehungen der Slaven zu Turkotataren und Germanen" Berlin 1905, S. 97.

Teschener Schlesien unterscheidet die schlonsakische Volkssprache zwischen „dziołcha" (einfaches Mädchen aus dem „Volke") und „frelka", „freliczka" (feineres Bürgermädchen aus der Stadt), bezeichnenderweise ein Lehnwort (Fräulein), mit dem ursprünglich wohl nur das deutsche Bürgermädchen gemeint wurde. Beide Ausdrücke geben bis heute die alte soziale Rangstufe wieder. Der Ausdruck „bamber" (Bamberger) bei Posen im Munde der Knechte und Kleinbauern bezeichnet im fühlbaren Tone des Neides und des sozialen Gegensatzes den reichen Großbauern schlechthin. Ursprünglich standen eben die nach 1719 eingewanderten deutschen Bamberger wirtschaftlich an der Spitze. Der livische Ausdruck saksa ist zwar wörtlich „Deutscher", fällt aber gewöhnlich mit dem Begriff „Gutsherr" bzw. „Baron" zusammen*). In Wolhynien, wo noch vor dem Weltkriege 200000 Deutsche lebten, hatte sich folgende Rangstufe der Völker im Bewußtsein der Deutschen herausgebildet: Die Deutschen, Tschechen, Polen, Ukrainer. Wenn heute mancherorts die Tschechen die oberste Sprosse der Stufenleiter erreicht haben, so deswegen, weil die Deutschen durch die gewaltsamen Erschütterungen der Kriegszeit (Aussiedlung) und der Nachkriegszeit in ihrer Entwicklung gehemmt worden sind. Auch die Deutschen in Siebenbürgen haben eine von den Nachbarvölkern stillschweigend anerkannte Rangstufung festgelegt. Das erste Volk sind sie selbst, das zweite die Madjaren, das dritte die Rumänen, das vierte die Zigeuner. Nach dem Weltkriege hat sich die Reihenfolge höchstens soweit verschoben, als die Rumänen nun fast gleichrangig mit den Madjaren sind. Der deutsche Siedler im östlichen Vorfelde nannte sich, wie schon erwähnt stolz „Kolonist" zum Unterschied von dem slavischen chłop oder Muschik, die er als sozial tiefer stehend, als Knechte und Arbeiter ansah. Seine Einstellung war der breiten Masse des fremden Volkes gegenüber eine durchaus herrenmäßige. Niemals wäre ein deutscher Kolonistenjunge zu einem slavischen Bauern als Knecht gegangen.

Die rücksichtslose Verelendungstaktik gewisser Nachkriegsstaaten hat seit 1918 große Massen der deutschen Volksgruppen auf einen unwürdigen sozialen Tiefstand herabgedrückt, um sie zugleich für die Umvolkung reifzumachen.

Alle diese Tatsachen, deren wir noch mehr anführen könnten, erklären, weshalb sich die soziale Spannung so eng mit der völkischen Feindschaft verband und ihr dienstbar gemacht wurde.

Zwei Sprichwörter, von denen das erste in fast allen polnischen Sammlungen zu finden ist, gehen auf diese Zusammenhänge zurück:

Niemcy Pany	Die Deutschen sind Herren,
a bydło Polany.	aber die Polen Vieh.**)

Eine Reaktion gegen diesen Minderwertigkeitskomplex bildet ein zweites Sprichwort, das wir in verschiedenen Gegenden aus der mündlichen Überlieferung feststellen konnten:

Polak Pan,	Der Pole ist ein Herr,
Niemiec cham.	der Deutsche ist ein Lump.

*) Oskar Loorits „Volkslieder der Liven" Tartu 1936, S. 655.

**) Vergl. auch S. 41.

Eine Abwandlung, die im Gouvernement bekannt ist, lautet:

Polak jedzie,	Der Pole fährt (oder reitet),
Niemiec siedzi.	der Deutsche sitzt.

Das Bewußtsein der hohen eigenen Rangstufe trug wesentlich dazu bei, daß die deutsche mittelalterliche Siedlung in Polen Jahrhunderte hindurch ihr Volkstum bewahren konnte, bis sie nach heldenmütigem Widerstand schließlich deswegen erlag, weil sie nichts mehr vom großen deutschen Muttervolke und das Muttervolk nichts mehr von ihr wußte. In vielen weit verstreut liegenden Kolonien im Osten Polens, wo wenig Kenntnisse von der Größe Deutschlands, dagegen durch die polnische Schule einseitige Beeinflussungen durch den fremden Geschichtsunterricht vorhanden waren, betrachteten unsere Kolonisten das Polnische als die „herrische Sprache", mit deren Hilfe man zu Macht und Ansehen gelangen konnte. Auf einem solchen Boden fanden die Umvolkungsbestrebungen der Nachbarn günstige Vorbedingungen.

Das Überlegenheitsgefühl der Deutschen konnte aber auch ab und zu zu einem die Nachbarn reizenden Überlegenheitsgetue ausarten, über dessen Schattenseiten sich jeder Grenzlanddeutsche klar sein müßte. Mitunter sind nämlich heute sogar deutschen Arbeitgebern polnische Arbeiter lieber als deutsche, weil die letzteren höhere Ansprüche stellen, eine bevorzugte Behandlung verlangen, aber weniger Arbeitsleistungen aus sich herausholen lassen. Ein Sprichwort der polnischen Volksinseln im deutschen Ermland kennzeichnet diese Tatsache in einem gereimten Sprichwort:

Polak	Der Pole
za trojak.	für einen Dreier,
Niemiec za trzy	Der Deutsche für dreie
a jeszcze patrzy *).	und dann ist's noch zu wenig.

In der Volksüberlieferung der Deutschen und ihrer östlichen Nachbarvölker hat seit altersher das Verhältnis des deutschen Herrn zum andersvölkischen Knecht seinen Niederschlag gefunden, wie das aus dem Stoff der anderen Abschnitte und Kapitel gelegentlich hervorgeht. Besonders ausführlich wird dieses Motiv in den Volksliedern der Letten und Esten ausgewertet, die den deutschen Herrn meist als harten Menschen kennzeichnen. In einem livischen Volksliede wird die Lerche davor gewarnt, nach Deutschland zu fliegen, denn da müsse sie Holz hacken, den Ofen in der Badestube heizen usw., also Knechtsarbeit verrichten. Ein anderes Lied klagt darüber, daß der Herr einem livischen Burschen ein Mädchen abspenstig machen wolle:

Einmal drängte der Deutsche (Herr) mit Gewalt,
daß ich sie verlasse.
Wie kann ich dich verlassen,
die ich bis in den Tod liebe **).

Man darf wohl annehmen, daß sich durch eine planmäßige Sammlung der Überlieferungen ein umfangreicher Stoff zu dieser Zweischichtenfrage auftreiben ließe.

---

*) Aug. Steffen „Rymy dziecięce, zagadki i przysłowia rymowane z Warmii" 1937 (Bibl. Warm. Dział B: Etnografia. Nr. 1) S. 93.
**) Beide Lieder bei Oskar Loorits S. 137, 314.

Deutsches und slavisches Arbeitstempo

Jahrhunderte hindurch hat der Slave, der beim Deutschen arbeiten mußte, sich immer wieder erst an dessen Wirtschaftsgrundsätze, an seine peinlich überlegte Zeit- und Raumeinteilung gewöhnen müssen. Manch heimlicher Fluch richtete sich gegen den als hartherzig angesehenen Arbeitgeber, der selber natürlich auch sein Donnerwetter hinter die bei ihm Beschäftigten herschickte, um sie zu schnelleren und größeren Leistungen anzuspornen. Als die Blutmischung der beiden Völker im Mittelalter noch nicht so weit fortgeschritten sein konnte wie heute, war die durch diese verschiedene Wirtschaftsauffassung bedingte seelische Trennungslinie viel deutlicher sichtbar. Da der Pole lieber betete als arbeitete, nennt der Ostdeutsche noch heute das Faulenzen „mudeln". Es ist möglich, daß sich dieses Wort von poln. modlić (beten) herleitet, wofür der Volksinseldeutsche auch oft modlitschen und mudeln sagt. Die Volksüberlieferung hat allenthalben Schwänke aufbewahrt, die den gekennzeichneten Gegensatz in das Licht rücken. Wir beschränken uns darauf, einige Beispiele wiederzugeben, die die Einstellung beider Seiten widerspiegelt:

Wo der Deutsche und der Slave auf dem Felde in Seh- und Hörweite zusammen arbeiten, feuern sie sich durch überlieferte Formeln an, z. B. im Posenschen beim Mähen. Die Polen rufen herüber:

Niemiec,
daleko tam koniec?

Deutscher,
ist's noch weit bis zum Ende?

Die Deutschen rufen sofort polnisch zurück:

Tnij, Polaku, tnij,
coraz to mniej.

Schneid', Pole, schneid',
dann wird's immer weniger.

(Hochdorf bei Posen)

Ein polnischer Schwank.

Ein Deutscher wollte einem Russen mal zeigen, wie gut sein Diener arbeitet. Er rief ihn und befahl: „Johann, geh und hol mir Tabak." Dann zog er seine Uhr heraus und sagte: „Jetzt ist er da, jetzt da, jetzt im Laden, jetzt da, jetzt da, jetzt muß er vor der Tür sein. Johann hast du den Tabak?" „Jawohl, Herr," rief der Diener hinter der Tür und trat herein.

Der Russe sprach: „Das kann mein Ivan auch. Ivan lauf in den Laden und hol mir Tabak." Dann zog er die Uhr und sagte: „Jetzt ist er da, jetzt da, jetzt im Laden, jetzt da, jetzt da, jetzt muß er vor der Tür sein. Ivan hast du den Tabak?" — „Ach nein, Herr", brummelt Ivan hinter der Tür, „ich hab meine Mütze noch nicht gefunden." (Ostgalizien)

Wo der Schwabe Augen hat.

Ein Deutscher in Galizien hatte einen polnischen Knecht, der ihm nicht schnell und gut genug arbeitete. Eines Tages kehrte er ihm den Rücken zu, merkte aber an den Geräuschen ganz genau, daß der Knecht wieder sehr saumselig war. Ohne sich umzudrehen, fing er an, furchtbar zu schimpfen. Da brummte der Pole vor sich hin: „So'n verfluchter Schwabe, der hat sogar im Arsche Augen." (Poln. u. ukr. Schwank bei Kolomea)

Wie der Deutsche einem Ukrainer schnelleres Arbeiten beibrachte.

Ein ukrainischer Knecht hatte die Angewohnheit, beim Arbeiten traurig klingende Lieder zu singen. Da er nun alle Handgriffe dem langsamen Takte derselben genau anpaßte, kam er nicht recht vorwärts, was den

deutschen Kolonisten oft zur Wut reizte. Als Schimpfen und Zureden nichts nützte, kam der Deutsche auf einen witzigen Gedanken. Sein Knecht war gerade beim Klobensägen, sang und zog so gemächlich hin und her, daß einem die Galle überlaufen konnte. Er trat aber freundlich an ihn heran und sagte: „Weißt du Wasyl, der Ivan im andern Dorf kann viel schönere Lieder singen als du. Deine, die hören sich so an, als ob du sie zur Beerdigung deiner Großmutter einübst." „Was sind denn das für Lieder, die Ivan singt?" — Da summte der Deutsche ihm einige vor. (Die hatten alle einen schnelleren Takt!) „Oho", sagte Wasyl, „die kann ich auch." Und fing gleich an zu singen. Da flitzte die Säge nur so durch das Holz. Der Deutsche lachte sich eins und ging ins Haus. (Deutscher Schwank aus Wolhynien)

Ein deutscher Schwank über die ukrainische Zeiteinteilung.

Die deutschen Kolonisten fuhren Holz zu einem entfernt liegenden Bahnhof, luden es in die Waggons ein und verdienten eine Menge Geld. Sie mußten um zwei Uhr nachts losfahren, um acht Uhr am Ort sein, denn um neun ging der Zug immer los. Ein Ukrainer wollte sich auch auf diese Weise Geld verdienen und fuhr eines Morgens ebenfalls mit Holz los. Es dauerte aber nicht lange, da hatten ihn alle Deutschen überholt. Da fragte er im nächsten Ort einen Juden, ob er wohl noch zurecht zum Zuge käme. „Ach wo", antwortete der Jude, „höchstens, wenn du ein Mittel anwendest. Das kann ich dir verkaufen." — „Na wenn's sein muß, dann gib her." Da brachte ihm der Händler ein halbes Pfund Paprika und empfahl ihm, dem Pferde eine Faust voll unter den Schwanz zu streuen. Kaum hatte er das gemacht, da ging der Gaul hoch und fing an zu laufen. „Wenn's beim Pferd so hilft, dann muß es bei mir doch auch helfen", dachte der Ukrainer und streute sich den Rest vom Paprika in den eigenen Hintern. Nun kamen beide zur Zeit am Bahnhof an. Aber das Pferd ohne Wagen und der Mann ohne Hosen." — (Aufgezeichnet von A. Karasek-Langer in Felizienthal, Ostgalizien)

Wenn ein Ukrainer bei Kolomea sehr schnell arbeitet, dann sagen seine Volksgenossen von ihm: „er arbeitet deutsch". Und die Serben sagen: „Wenn der Serbe aufsteht, ist der Schwabe bereits mit dem Ackern fertig." Über unser Wort „razen" wird noch weiter unten die Rede sein.

Die deutschen Kolonisten im Cholmerlande rühmten sich sprichwörtlich: „Was der Deutsche in einer Stunde schafft, schafft der Pole an einem Tage." Unsere Worte „pomadig", „pemmelig" und „pemmeln", was in einigen Grenzgebieten soviel bedeutet wie „langsam, ohne Ergebnis arbeiten", gehen sprachlich auf das polnische „pomału" (langsam) zurück.

Der deutsche Einwanderer hat sich vermutlich schon in früheren Jahrhunderten im Verkehr mit den slavischen Nachbarn, wenn auch nicht bei seiner eigenen Tätigkeit, auf das andere Arbeitstempo einstellen müssen. Dinge, die schnell und allzu prompt erledigt wurden, besaßen im Urteile der Slaven nur einen halben Wert oder wurden gar als Betrug angesehen. Daher mußte der Deutsche, was auch heute noch im Osten Polens geschieht, eine einfache Sache von vornherein als langwierig und schwierig hinstellen, um mit dem Partner zu einem guten und richtigen Einvernehmen zu gelangen.

Den Unterschied des deutschen und des polnischen Arbeitstempos hat Bolesław Prus im Roman „Placówka" (1885) zutreffend und geschickt verwertet.

Der Deutsche als Geizhals

Die Einwanderungspolitik der polnischen Fürsten, Bischöfe und Großgrundbesitzer läßt sich nur auf die Erkenntnis zurückführen, daß der deutsche Siedler tüchtiger bei der Urbarmachung von Unland war als der Pole. Sie folgten alle dem obersten Gesetz der Wirtschaft, ganz gleich, ob es deutsche oder slavische Herren waren, indem sie den wirtschaftlich leistungsfähigeren Siedler vorzogen. In der Regel mußten die Einwanderer ihren Boden erst urbar machen. Ausnahmen gehörten zur Seltenheit. Daß gar die Polen für die Einwanderer den Wald roden mußten, ist außer im Roman der Zofia Kossak-Szczucka „Legnickie Pole" nie vorgekommen.

Die ersten Jahrzehnte in der aus wilder Wurzel entstandenen Neusiedlung bedeuteten für den deutschen Kolonisten eine ungeheure Kraftanstrengung. „Der erste arbeitete sich tot. Der zweite litt noch Not. Der dritte erst hatt' Brot", so lautet ein im ganzen Osten bekanntes deutsches Sprichwort. Außerdem haben seit jeher die Roder dafür gesorgt, daß möglich schnell Schulen, Bethäuser und Kirchen entstanden. F. Nowicki in „Wołyń i jego mieszkańce w r. 1863" (Dresden 1870) gibt an, daß damals in dem Stande, zu dem die Polen gehörten, also im Großgrundbesitz und Mittelstand, auf 220 Personen ein Schulkind entfiel, bei den deutschen Kolonisten dagegen auf elf eins[26]). Das war nur möglich bei einer eisernen Sparsamkeit und einem spartanischen Lebenswandel.

Der Pole in seiner Abneigung, über Zusammenhänge tiefgründig nachzudenken, an seine eigene große Gastfreundschaft gewöhnt, stellte beim fremden Kolonisten meist nur Geiz und Habgier fest und verspottete ihn in zahlreichen Sprichwörtern*):

„Bei dem Deutschen ist es immer nach dem Mittag."

„Der Deutsche ist noch besser als der Jude, denn er gibt nicht einmal gewärmtes Wasser umsonst zu trinken"[27]).

„Deutscher, wirst du Klöße essen?" — „Ja."

„Aber von deinem Mehl!" — „Nein"[28]).

Mit einem ähnlichen Fragespiel werden die Schweizer von den Franzosen verspottet.

„Bei den Deutschen wird nicht einmal eine Fliege satt"[29]).

„Beim Polen kann auch ein Deutscher satt werden, aber beim Deutschen nicht einmal ein Hund"[30]).

„Fromm wie Martin Luther! Das Ei aß er selbst, und das Kochwasser gab er den Armen"[31]) **).

„Er wäre kein Deutscher, wenn er nicht geizig wäre." (Ukrainisch, Ostgalizien)

Sprichwörtlich im ganzen Osten ist „niemiecki rachunek" oder „niemiecka funda" (deutsche Rechnung, Spende), d. h. jeder zahlt bei einer Gesellschaft im Wirtshaus für sich. Keiner gibt eine Runde aus. Wenn die Polen das schon vor dem Gang ins Wirtshaus beabsichtigen, sagen sie: „Gehen wir ein Bier auf deutsch trinken!"

*) Mikołaj Rey (16. Jahrh.) verlachte schon im „Zwierciadło" den deutschen Geiz:

A co z grochu nie doje kawalca słoniny,
to włoży do kalety dajczmanek nasz miły.

**) Schon in der Adalbergschen Sprichwörtersammlung. Ich habe bei Jarotschin (Warthegau) folgende Fassung aufgezeichnet: „Ja, ja! Du bist mitleidig wie Martin Luther! Der hat ein Schock gekochte Eier gefressen und das Kochwasser unter die Armen verteilt."

Niemiec zawsze biedny stęka, ale w domu mu się pieniądz brzęka.	Der Deutsche über Armut stöhnt, indes zu Hause die Münze tönt. (Lubliner Land)

Natürlich gibt es überall auch kleine Spottgedichte, die dieses Thema behandeln.

Szwab kartofle świniom zjadł. Świnie nic nie miały i z głodu zdychały.	Der Schwab aß den Schweinen die Kartoffeln weg. Die Schweine hatten nichts zu fressen, waren drum vor Hunger verreckt. (Juljopol bei Lublin)
Niemiec chlał tyle wody, aż dostał w dupie przeszkody.	Der Deutsche soviel Wasser trank, bis ihm der Hintern wurde krank.
Niemce to są ludzie wredne, nawet psy im nie potrzebne. To co ma dać psom, to on zjada som.	Deutsche sind doch dolle Kunden, denn sie brauchen nich mal Hunde. Was der Hund bekommen soll, essen sie selbst den Bauch sich voll. (Lubliner Land)

Demgegenüber betont der Pole seine Gastfreundschaft:

Gdzie Niemiec u Polaka Wacka prosi o kawałek placka, Wacek kraje i Niemcowi placek daje.	Wenn der Deutsche den Polen Wacek bittet um ein Stückchen Placek, ist der Wacek gleich bereit und dem Deutschen Placek schneid't *).

Oskar Kolberg berichtet 1877 aus dem Posenschen, daß man dort die Deutschen neckte: „Essen a essen, — a co nie essen, to w kieszeń" **). Die Antwort lautete: „Der Herr Pole stopft in den Hals ein, und was er zuviel frißt, gibt er wieder dem Schwein" [32]).

Oder: „Beim Deutschen kann man nur Hunger erben."
Antwort: „Beim Polen aber muß man Hungers sterben."

Keby Niemiec nie był, to by Polak musiał bez galot chodzić.	Wenn der Deutsche nicht wäre, müßte der Pole ohne Hosen laufen. (Polnisch, aus Oberschlesien)

Eine alte verächtliche Behauptung der Polen ist, die Deutschen seien mit einem Beutel auf dem Rücken, mit einem Hund an der Schnur eingewandert, um dann durch ihren Geiz und ihre Habsucht reich zu werden. Diese Vorstellungen vom deutschen Einwanderer sind nicht nur im Spott der Volksüberlieferung, sondern auch in einzelnen wissenschaftlichen Werken und in der Kunst anzutreffen (s. Bild zw. Seite 220/21) [33]).

Zweifellos hat es unter den deutschen Einwanderern auch oft ganz verarmte, verlumpte und wirtschaftlich minderwertige Elemente gegeben. Jede Verallgemeinerung aber würde das Geschichtsbild verfälschen. Schon bei Longinus (Długosz), dem Vater der polnischen Geschichtsforschung, lesen wir:

„Vornehmlich verließen die Deutschen, die er (Kasimir der Große) besonders liebte und mit seiner Gunst beschenkte, ihre eigenen Wohnsitze und übersiedelten nach dem polnischen Königreich und wählten in seinem Reich ihren ständigen Wohnsitz mit ihren Familien und ihrem Vermögen" [34]). Die nach Zgierz von 1818—1829 einwandernden deutschen Textilhandwerker brachten Bargeld und Handwerkszeug im Werte von 308880 Złoty mit, wie eine polnische Statistik jener Zeit angibt. Eine gewisse Summe Geldes, 50, 200, 300 und sogar 600 Taler,

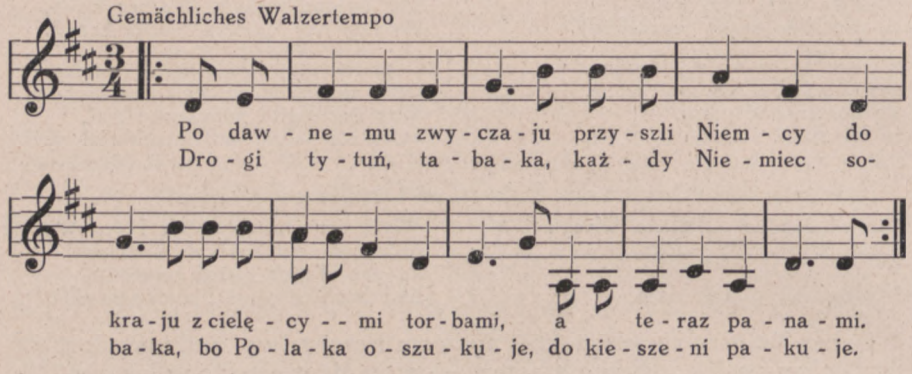
*) placek = Kuchen, ostpreuß. „Platz".
**) Essen und wieder Essen. Und wenn nicht essen, dann in die Taschen.

brachten damals die meisten Handwerker mit[35]). Auch die einwandernden Bauern hatten meist Geld, Inventar und Vieh mit. Die Volksmeinung vereinfacht sich natürlich diese volkswirtschaftliche Doktorfrage, wie das auf der gleichen Seite gebrachte Tanzlied zeigt.

Nach dem Spottwort „Szwab" (Schwabe) für den Deutschen hat man auch die Ausdrücke oszwabić = betrügen und oszwabka = Ersatz, Schund, szwabić = stehlen (jetzt veraltet) gebildet*).

Po dawnemu zwyczaju.

(Miżyniec, Kr. Premissel**)



Deutsche Übersetzung:

Nach einer Mode altbekannt,
kamen die Deutschen in unser Land
mit kalbsledernen Torben.
Heut hab'n sie die Herrschaft erworben.

Teuer ist Tabak und Kraut,
jeder Deutsche ist eine Hundehaut,
betrügt den Polen zu jeder Stund,
und stopft sich die Taschen rund[36]).

Die Warschauer spotteten 1806 in einem volkstümlichen Liede über den deutschen Geiz:

Die Deutschen standen alle
im Redutensaale.
Als der Pole nahm 'nen Trank,
wurden ihre Nasen lang.

Bei hundert Deutschen zu Hauf
ging ein Viertel Wein nur drauf.
Der ganze deutsche Verein
stopft sich ein halbes Ei hinein.

„Vier Deutsche, ein Viertel Hopfen, dazu brauchen sie noch Hilfe", sagt ein Sprichwort[37]).

„Geiziger Sachse" ist eins der ärgsten Schimpfwörter, das die Rumänen den Deutschen in Siebenbürgen nachsagen.

Deutsche und slavische Gastfreundschaft

Wir konnten schon mehrere Male Volksüberlieferungen anführen, die den Unterschied zwischen der deutschen und der in ganz Europa gerühmten slavischen Gastfreundschaft betonen. Stoff zu zahlreichen Schwänken lieferte die Tatsache, daß der Pole, Ukrainer und noch mehr der Russe, den Gast andauernd nötigen, zuzulangen, während ihm der Deutsche, abgesehen von einigen höflichen Worten, freie Willensentscheidung beim Essen überläßt. Wer einmal die russische Gastfreund-

*) Karłowicz „Słownik języka polskiego", s. szwabić.

**) Aufgezeichnet von Frau Friedel Beck-Huwniki. Das Lied ist in einer etwas anderen Fassung schon von Bystroń und anderen veröffentlicht worden (Megalomania N., S. 255).

schaft erlebt hat, kann sich vorstellen, daß der längst sattgewordene Deutsche das Nötigen als vollkommen überflüssig empfindet. Kommt umgekehrt der Slave zum Deutschen, so erwartet er, daß man ihn zu jedem Bissen nötigt. Der Deutsche tut das aber meist nicht, da ihm das als aufdringlich erscheint. Auch dieser Unterschied der Sitte hat den Deutschen oft in ungünstigem Licht erscheinen lassen. „Deutsche Leute bitt't man nicht", betont man sprichwörtlich in unseren Volksinseln in Polen.

Beim knauserigen Deutschen. (Ein Schwank.)

Ein Deutscher ist bei einem Polen zu Gast eingeladen. Er geht hin, und der hat den Tisch gedeckt, lauter gute Sachen, bietet ihm zu essen an. „Laß dir's schmecken!" Der Deutsche läßt sich nicht viel bitten, greift zu. Er ißt und ißt, der Pole nötigt ihn immer wieder. Er ist schon satt, aber der Pole bittet: „Freundchen, wenn du mir eine Freude machen willst, nimm dir noch, ist alles für dich gedeckt!" Das läßt sich der Deutsche nicht zweimal sagen, nimmt das Taschentuch raus und packt alles ein, was hineingeht. Dann bedankt er sich schön und geht nach Hause. Er ladet den Polen ein, am nächsten Sonntag bei ihm zu Gaste zu sein. Der Pole freut sich schon darauf, geht hin, kommt aber schon nach einer Stunde nach Hause. Fragt ihn die Frau, wie es war. — „Ach", sagt er, „bei mir hat er sich satt gegessen und noch das Übriggebliebene mit nach Hause genommen, aber bei sich hat er mich gar nichts essen lassen, hat mir nur dreimal gesagt — „Lang zu" und dann zu seiner Frau gesagt: „Räum ab, unser Essen paßt dem Kerl nicht!"

(Der Deutsche läßt sich nicht lange bitten, greift zu, und der Pole hat's Nachsehen!)

(Polnisch. Litzmannstädter Gebiet und Ostgalizien)

Wie der Deutsche auch noch die Pirogen auffraß.

Ein Deutscher lebte mit einem Ukrainer in Eintracht zusammen. Als er dann Hochzeit machte, hatte er auch den Ukrainer eingeladen und behandelte ihn wie alle Gäste. Als Mitternacht vorüber war, wurde die Braut „abgebunden". Der Ukrainer saß hinter dem Tisch, sah zu, war aber traurig. Als der Deutsche nach dem Grund seiner Traurigkeit fragte, sagte er: „Ich bin gewohnt, auf Hochzeiten zu juchzen und hier kann ich das nicht." Der Deutsche lächelte und sagte ihm etwas ins Ohr. Der Ukrainer nahm dann ein Gläschen, goß es voll Schnaps und trank es auf das Wohl des jungen Paares aus. Dann steckte er den Kopf unter den Tisch und juchzte einige Male laut. Als er wieder hervorkam, sagte er froh: „Jetzt weiß ich wenigstens, daß ich auf einer Hochzeit bin."

Die Hochzeit war vorüber. Bald danach war Kirmes im ukrainischen Dorf. Da der Ukrainer sich erkenntlich zeigen wollte, bat er auch den Schwaben zu sich. Der Deutsche saß auf dem Ehrenplatz hinter dem Tisch, aß und trank wie alle andern. Die übrigen Gäste waren schon nach Hause gefahren, der Deutsche aber saß noch. Über manches wurde gesprochen. Plötzlich sagte der Deutsche: „Ich habe kürzlich ein Schwein geschlachtet, da hat der Metzger eine Wurst gemacht, die war so lang wie bis zu den Pirogen dort am Herd." Der Ukrainer erschrak. „Wie, Frau, du hast noch Pirogen? Warum gibst du sie nicht her?"

Der Deutsche bekam auch noch Pirogen. Als er dann fort war, sagte der Ukrainer: „Ich war bei ihm, habe mich so oft bitten lassen und bin schließlich hungrig nach Hause gegangen. Er hat sich bei mir nur einmal nötigen lassen und hat zuletzt noch die Pirogen aufgefressen."

(Ukrainisch. Schwank, bei Kolomea)

Andere Völker, andere Sitten.

Ein Ukrainer kam zum Deutschen. Dort wurde gerade gegessen. Auch ihm wurde ein Teller hingestellt, und er wurde zum Essen aufgefordert. Weil er aber oft genötigt sein wollte, wartete er mit dem Essen, bis der Tisch abgeräumt wurde. So hatte er das Nachsehen. Als der Deutsche dann bei ihm zu Gast war, bekam er auch zu essen. Nach dem Essen sagte er: „Dank schee." Der Ukrainer verstand nicht deutsch und meinte, nachdem der Deutsche fort war: „Verdammter Schwabe! Ich habe mich bei ihm so oft nötigen lassen und bin hungrig fortgegangen. Ich habe ihn nur einmal zum Essen aufgefordert, da hat er gleich alles aufgegessen und zuletzt noch gesagt: „Daj šče" (Noch was)".

(Ukrainisch. Bei Kolomea)

Von einem, der vor Hunger wahnsinnig wurde.

Ein Märchen aus der Kaschubei*).

Ein kaschubischer Bauer hatte zwei Söhne. Den jüngeren liebte er sehr, den älteren dagegen konnte er nicht leiden. Während der eine das beste Essen und die schönsten Kleider bekam, mußte der andere sehr zerlumpt umhergehen und in der Küche essen. Als die beiden Brüder größer geworden waren, haßten sie sich. Der Vater sah, daß sie sich niemals vertragen würden und verheiratete deshalb den älteren mit einem deutschen Mädchen aus Pommern.

Als der zu seiner jungen Frau kam, wurde er von den Schwiegereltern sehr schlecht empfangen. Er mußte hinter dem Ofen schlafen und bekam gar nichts zu essen. Wenn er nach Nahrung fragte, erwiderte man ihm: „Bei uns ist es nicht Sitte zu essen!"

Trotz seiner dringenden Bitte gab man ihm nichts, und er wußte nicht, was er vor Hunger anfangen sollte. Endlich dachte er: „Ich stelle mich wahnsinnig und werde dann erfahren, ob meine Frau und die Schwiegereltern wirklich nichts essen!"

Er lag also den ganzen Tag hinter dem Ofen, aber es wurde nichts gekocht, noch gegessen. Als in der Nacht alle schliefen, stand die junge Frau auf, machte einige Brötchen und legte sie in den Ofen zum Backen. Er stand schnell auf, aber das Weib bestreute daraufhin die Brötchen mit Asche. Er stellte sich, als ob er nichts gesehen hätte, und fing an vom Pflügen der Felder zu erzählen. Als die Frau ihn nicht recht verstehen konnte, nahm er einen Stock und fing an in der Ofenasche zu pflügen, und zerwühlte dabei die Brötchen. Als er sie ganz mit der Asche vermischt hatte, legte er sich wieder hinter den Ofen und tat, als ob er schliefe. Nach einer Weile sagte der Schwiegervater: „Hast du schon die Brötchen gebacken?" Sie erwiderte: „Meiner hat sie mit Asche vermischt, als er vom Pflügen schwatzte!" „Gib mir wenn auch ein mit Asche vermischtes Brötchen, denn ich habe großen Hunger!" sagte der Alte. Als sie ihm das Verlangte nicht gab, stand er auf und ging zum Ofen. Der Schwiegersohn aber ergriff einen Stock, schlug auf den Alten los und schrie: „Hier ist ein Schwein in der Stube, ich muß es heraustreiben!" Und er schlug und schrie: „Raus mit dir, du Schwein!" Der Schwiegervater sagte: „Laß mich in Ruh, ich bin ein Mensch." Er aber schrie noch wilder: „Raus, du Schwein!" Da sagte die junge Frau: „Er ist vor Hunger wahnsinnig geworden. Geben wir ihm zu essen." Der Schwiegervater rief: „Such aus, was du nur Eßbares hast, denn mich hungert sehr, und er schlägt mich tot!" Da trug die Frau

*) Aufgezeichnet von Johann Patock-Graudenz.

Brot, Wurst und Schinken auf den Tisch. Der Schwiegersohn ließ nun den Alten in Ruhe und fing an zu essen. Als er sich gesättigt hatte, sagte er: „Wahrhaftig, dies ist ein Mensch und dazu noch der Vater. Nehmt mir's nicht übel, daß ich ihn schlug, denn ich war vor Hunger wahnsinnig geworden." Und von dieser Zeit an war es in Pommern wieder Sitte geworden zu essen und den Schwiegersohn menschlich zu behandeln.

Schwänke über die mangelnde Gastfreundschaft der Deutschen gibt es auch bei unseren Nachbarvölkern an den Südostgrenzen. Die Madjaren erzählen, wie einer der ihren beim Sachsen einen Besuch macht. Der schickt ihn zum Nachbarn, dieser wieder zum Nachbarn, und so weiter, bis der Madjare ganz aus dem Dorfe heraus ist, ohne eine Gastfreundschaft erfahren zu haben.

In diesen Volksüberlieferungen steckt eine herzerfrischende Derbheit und oft ein gesunder Humor. Das kann man allerdings nicht von vielen literarischen Scherzgedichten sagen, die sich mit dem „deutschen Geiz" beschäftigen. Ihnen fehlt meist der drastische Witz, den sie vergeblich durch eine geistreichelnde, geschmacklose Reimerei zu ersetzen versuchen. Das gilt von einigen in der Sammlung „Vier Jahrhunderte polnisches Scherzgedicht" (polnisch, Warschau 1937) enthaltenen Versen:

Andere Länder, andere Sitten.

Ein Deutscher ist gegangen in den Krieg,
tränenlos sein Aug' beim Abschied von den Kindern blieb.
Doch als er Haus und Hof mit einem letzten Blick umfaßt,
war sein Gesicht beim Abschied von Tränen naß.

(Aus den Jahren 1870—1900, Verf. unbekannt)

Einen schmackhaften Braten hatte soeben
ein Pole verzehrt und geteilt mit dem Hund an seiner Seit'.
Da spricht der Deutsche: Mir täte sogar leid,
meiner Frau von solch' Braten abzugeben!

(1870—1900. Verf. unbekannt)

Sicher wissen noch nicht alle davon,
Gott gab den Deutschen eine Mission.
Damit es also ein jeder weiß:
Die Völker betrügen sie allermeist,
weil ihr deutscher Gott ein Gote war —
Und ihr Tätigsein — (käupeln) handeln heißt.

(Adolf Nowaczyński)

Der deutsche Volksmund über die polnische Wirtschaft

Der Unterschied, den die Überlieferung so drastisch ausmalt, gewinnt noch schärfere Umrisse, wenn wir auch den deutschen Volksmund zu Worte kommen lassen.

Der Niedergang des Wirtschaftslebens in Polen seit dem 17. Jahrhundert und die Mängel seiner Bewohner mußten natürlich den deutschen Nachbarn zur Kritik und zum Spott herausfordern. Seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts war das „verwirrte Polen" schon ein sprichwörtlicher Begriff. Abhandlungen unter diesem Titel erschienen. Schon früher erwähnte man die „polnische Freiheit" nur noch in ironischem Sinne. Das wilde Treiben der polnischen Reichstage lieferte sprichwörtliche Vergleiche für jede Art von Lärm und Unordnung, die sich bis zum heutigen Tage erhalten haben.

„Es geht zu wie auf dem polnischen Reichstage", sagt man in den ehemaligen deutschen Grenzgebieten, wenn große Wäsche im Hause oder sonst eine Unordnung ist*). Schlechte Landstraßen heißen „polnische Wege" (Grenzmark, Weichselkolonien). Seit 1500 läßt sich nicht nur in der deutschen, sondern in der europäischen Volksüberlieferung der Spott über die „polnischen Brücken" immer wieder nachweisen. (Vergl. S. 27). In der Grenzmark Posen-Westpreußen singen jetzt noch die deutschen Kinder: „Krieche durch, krieche durch, durch die polsche Brücke", während weiter im Westen „goldene Brücke" gesagt wird. Ein deutscher Kinderreigen im früheren Kongreßpolen hat den Text:

Polsche, polsche Brücke,
sie ist entzwei, sie ist entzwei.
Wir woll'n sie lassen flicken.
Mit was? Mit Gras!
Mit den letzten Stengelein.
Der letzte muß gefangen sein.

Am ältesten mag die Redewendung „polnische Wirtschaft" sein, womit man eine besondere Mißwirtschaft bezeichnet. Man hat uns polnischerseits diesen Vergleich oft zu Unrecht verargt, auch in Romanen wie Reymont „Das gelobte Land" (1899) und anderen. „Polska nierządem stoi", das heißt „Polen steht durch Unordnung", war aber eine bodenständige und das „Polonia confusione regitur" sogar eine europäische Volksweisheit. Vergleicht man, was Rey, Frycz (Fritsch) von Modrzew, Skarga, Starowolski, Krasiński und unzählige andere Polen über dieses Thema gewettert haben, mit dem Urteile des deutschen Volksmundes, dann erscheint dieser noch als zurückhaltend und wenig beredt**). Oder denken wir an Talleyrands bissige Bemerkung über Polen (1807): „Diese Nation taugt zu nichts, man kann mit ihr nur die Unordnung organisieren!"

Ein zweites deutsches Sprichwort: „Polen steht, wenn's auch drunter und drüber geht" ist ganz offenbar nach dem Vorbilde des „Polska nierządem stoi" entstanden. Ein drittes lautet: „In Polen wird's nicht besser werden, ehe es nicht recht schlecht geht."

Die „Polnische Wirtschaft" ist durch die Posse dieses Namens, deren Komponisten und Dichter die Juden Kraatz, Okonkowski, Schönfeld und Gilbert waren, neu bekannt geworden, in einer Zeit (1910), als in Deutschland schon viel mehr von „russischen Zuständen" als dem Sinnbild roher, kulturloser Wirtschaft die Rede war.

Die deutschen Oberschlesier kennzeichnen einen unordentlichen Betrieb oder Verkehr: „Es geht zu wie auf einem polnischen Jahrmarkt", die Grenzmärker (Posen-Westpreußen): „Es geht zu wie im polnischen Heere", d. h. alles steht oder läuft durcheinander.

Eine Parallele aus Westeuropa wäre „ä welschi Hushaltung", womit die Elsässer verächtlich die französische Wirtschaft meinen.

---

*) „Des Hochwohllöblichen Preußischen Frauenzimmers große und kleine Wäsche mit deren Pohlnischen Reichstägen in Parallele gezogen und in Form eines Briefes mit scherzhafter Feder entworffen." Im „Erleuterten Preußen", einer Zeitschrift, 6 (1723) S. 463 ff.

**) Man vergleiche dazu „Charakterystyka narodów", „Ateneum" 1890. Bd. I, S. 182, ferner unzählige Urteile der polnischen Dichtung. Man denke nur an Naruszewicz's (18. Jahrh.) Gedicht an den König:

„Ojczyzno, przez twych synów dumę i nierządy,
Dałaś zdumionej na cię Europie dowody,
Żeśmy prawie pod słońcem jedynem przykładem,
Gdzie swoboda rozpustą, r z ą d s t o i n i e ł a d e m."

Seiner wirtschaftlichen Überlegenheit ist sich der Deutsche auch an den anderen Abschnitten der östlichen Volksgrenze bewußt. Mit „blesch Arbet" (walachischer Arbeit) bezeichnet der siebenbürgische Sachse nicht nur schlechte Wirtschaft bei den rumänischen Nachbarn, sondern auch bei seinesgleichen. Der Serbe, dessen Stammesname auch „Raze" lautet, legt sich an heißen Sommertagen schlafen, während der Deutsche trotzdem weiterarbeitet. Daher kommt unser Sprichwort „schlafen wie ein Raze" (nicht „wie eine Ratte", was eine spätere Verdrehung ist!) sowie der weit verbreitete Ausdruck „razen" — faulenzen*). Stolz steht auch der Sudetendeutsche der „böhmischen Wirtschaft" gegenüber. Auch er nennt, ähnlich wie der Deutsche in Polen, die Häusel in den kleineren, ärmlichen Tschechendörfern mit (bezeichnender Weise) aus dem Tschechischen entlehnten Wörtern Chalupen, Butiken. Sie sind für ihn Baracken, Bausken oder Keuschen, Lahmpotzenzeich, Dreckpotzenzeich, Dreckheisln usw. (nach Emil Lehmann). Andererseits sind aber Polen, Ukrainer und Tschechen dem Deutschen in bezug auf gewisse Dinge der Innenausstattung der Häuser voraus. Denken wir z. B. an die Stickereien der Frauen, an die Teppichweberei oder an die wundervollen Schnitzereien der Goralen und Huzulen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung in andere Zonen wieder zum deutsch-polnischen Überschneidungsgebiet zurück:

„In Polen ist nichts Beständiges", lautet nach Mitzler von Koloff ein altes deutsches Sprichwort. Und ein anderes, das das Unberechenbare des Polen mit unmißverständlicher Ironie kennzeichnet: „Beim lieben Gott und bei den Polen ist kein Ding unmöglich". Das gleiche Sprichwort haben übrigens auch die Franzosen: „Chez le bon Dieu et les Polonais il n'y-a rien d'impossible". Bei den Polen muß man auf „alles" gefaßt sein, das ist der Sinn.

„In Polen ist nicht viel zu holen", in Holland: „In Polen is niet vell to holen", dürfte wohl einige Jahrhunderte alt sein. Man sagt auch: „In Polen ist nichts zu holen als dürre Backen und zerrissene Jacken", oder vergleichsweise: „In Polen ist nichts zu holen, und in Preußen werden sie dir was sch . . . ." Es hieß ja auch: „In Preußen gibts nicht viel zu beißen", da weite Strecken des Landes unfruchtbar waren. Daß es sich hierbei nur um Spott handelt, beweisen andere Volksweisheiten: „Polenland ist als Trödelmarkt der Welt bekannt".

„Polen ist der Bauern Hölle, der Juden (oder Läuse) Paradeis, der Bürger Fegefeuer, der Edelleute Himmel und der Fremdlinge Geldgrube."

„Die Faulenzer haben es nirgends besser als in Polen" (Dt. Kolonien in Polen).

Die Läuse und Juden in Polen mußten oft zu Vergleichen herhalten: „He hadd et fustdick hingre Ohre wie et poalsche Schwien de Lüs."

„Wirtschafte wie de poalsche Jud ön e Hose." — „In Polen herrschen die Juden", heißt es in den deutschen Siedlungen des Landes.

Schmutz, Unordentlichkeit, Oberflächlichkeit und die Abneigung der Schlachta vor der gewerblichen Arbeit werden gegeißelt:

*) Bei den Dt. in Jugoslavien verächtlich: „razische Wirtschaft". Die Serben sagen von allem technisch Überlegenen „Svapska posla" („dt. Arbeit") und von einem fleißigen Menschen: „Er arbeitet wie der närrische Schwabe" oder „geizig wie ein Schwabe".

„Polnische Nudel", bedeutet eine schlampige Frau; „polnischen Urlaub nehmen", den Dienst ohne Erlaubnis und Grund versäumen; „polnischen Abschied nehmen", sich heimlich verdrücken.

„Dat ös wie ön Pole, wo de ölste Lus op em Owe sitt, e Pip Tobak rookt on tositt, wie Streu gemakt ward."

„Er tritt auf wie ein polnischer Graf", d. h. protzig, aber es steckt nichts dahinter. „Der Pole muß stolz sein, auch wenn er es zehnmal dem Munde entzieht."

„In Pole is dat Pracherend de Mod" (nd.), urteilt ein Sprichwort der deutschen Kolonisten im Generalgouvernement*).

„He is fienhüdig as dat pohlsche Hus" (feinhäutig wie das polnische Haus), d. h. er hält sich für zu fein zur Arbeit (Frische Nehrung).

„Im polnischen Bogen berechnen", d. h. oberflächlich berechnen. (Königsberg).

„Wo zwei Polen, da sind drei Parteien."

„Wo drei Polen zusammen sind, hört man fünf Meinungen."

„Polsche Pferde gehen baar; polsche Leute gehen beschlagen" (Unordnung).

Wenn jemand sehr krank ist, sagt man: „Du siehst ja so vergänglich aus wie ein polnischer Gutshof".

„Es ist in Danzig bei Nacht sicherer als in Warschau bei Tage."

In den deutschen Grenzgebieten hat es auch nie an volkstümlichen Spottgedichten über die polnische Wirtschaft gefehlt. Im benachbarten Schlesien sagte man von der Adelsrepublik: „Reges exreges, ministri sinistri, curia furia, nobiles mobiles, clerus von verus, jura obscura."

In des Nicolai Henel „Silesiografia renovata", 1704, S. 720 (Spottgedicht auf die polnische Bevölkerung) heißt es:

„Zur Arbeit sind sie faul.
Und was sie heut erwerben,
Muß morgen in dem Maul
Auf einmal ganz verderben.
Was sie für Wirte sein,
An bösen Häusern schau!
Und fället selbst es ein,
So heißt es: Herrschaftbau!" **)

Ein Gedicht „Pollnische Raritäten" aus der Zeit um 1680, das schon Robert Arnold veröffentlicht hat, schildert die polnische Wirtschaft drastisch:

„Viel stinckendt Juden Volk, Viel Ratzen vnd der Mäuse,
Die Ochsen seindt gar klein, hingegen große läuse.
Viel federn giebt Es hier, Undt doch die betthe schlecht,
Viel Dieb Vndt Schelmisch Volck, gar wenig galgen Recht.
Viel frücht Vndt wenig Brodt, Viel holtz Vndt schlimme brücken,
Viel Krieg Undt wenig blutt, im Sommer sehr Viel Mücken.
Die Säbel sindt nicht Rar, wie auch die Pfeyl Vndt Köcher,
Die Häuser Vnverwehrt, die Stuben Schwartze löcher.
Doch Schöne pferdt giebts hier und dennoch garstig ställe,
Zwar Stücke haben Sie, Vndt dennoch Schlechte Wälle.
Der Koht ist Knießtieff, auff allen Ihren gassen,
Die Freyheit läßt nicht zu, daß Sie Sie sauber lassen.
Zum Schluß findestu Viel Schnee vndt tieffen Sandt.
Darmit ist durch begrabt diß Edle landt."

*) Man denke auch an das Pfänderspiel der Jugend: „polnisch betteln gehen".
**) Die erste Ausgabe dieses Buches kam schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts heraus.

Auch in den deutschen Reisebeschreibungen findet man oft Betrachtungen über den Unterschied der beiden Wirtschaftskulturen. Das Land der preußischen Könige und das niedergehende Polen bildeten allerdings einen gewaltigen Gegensatz. Den Reisenden der Aufklärungszeit entlockte der grelle Widerspruch zwischen dem prahlerischen Glanz der Schlachta und dem schauerlichen Elend der Leibeigenen immer wieder Urteile über die mißliche Ökonomie Polens.

Der große Unterschied der wirtschaftlichen Kräfte beider Völker spiegelt sich ja auch deutlich in ihrer Sprache wider. Die polnische hat mehrere Tausend Worte aus der deutschen übernommen, zum großen Teil die Terminologie des Handwerks, Städtebaues usw., z. B. rynek = Ring, dach = Dach, ganek = Gang, wał = Wall, buda = Gebäude, ratusz = Rathaus, bruk = Pflaster (Brücke), plac = Platz, rynsztok = Rinnstein, warsztat = Werkstatt, filar = Pfeiler, gmach = Gemach, stodoła = oberdeutsch Stadel, und eine Menge andere, die eine Quittung für empfangenes Kulturgut darstellen. Demgegenüber haben die Deutschen Worte aus dem Polnischen übernommen, um eine Wertminderung anzudeuten. Um etwas Schlimmeres als Unordnung zu bezeichnen, benutzt der Grenzlanddeutsche den polnischen Ausdruck für Ordnung „porządek". Für eine ganz tolle Wirtschaft muß dieses Wort herhalten*). Beim Anblick einer großen Unordnung stellt der Grenzlanddeutsche fest: „hier sieht's polnisch aus". Und der deutsche Bauer im Westnetzegau kritisiert einen ungeschickten deutschen Arbeiter: „Wie ein Polack! Was er mit den Händen aufrichtet, reißt er mit dem Hintern wieder um". Der Reim: „Polen . . . Stiefel ohne Sohlen" kommt in vielen Neckversen über den „porządek" vor.

Für eine kümmerliche Wohnung, Rumpelkammer oder ein Gefängnis sagt man „Komurke" (komórka) und für ein ärmliches, nicht ordentliches Haus niederdeutsch „Chalup", schlesisch „Kaluppe" (polnisch chałupa), „elende Kabache" (ostslav. kabak) oder Bude (poln. buda, Rückentlehnung); für einen schlechten Knecht „Pacholke" (poln. pachołek), in Danzig „Pomager"; für einen ärmlichen Einwohner „Komornik" (poln. komornik) **). In ähnlichem Sinne: Für Stute — Kobbel (poln. kobyła); für Ziege — Kose (koza); wilde Birne — Kruschke (gruszka); für einen unnützen Kerl — Laidach (poln. łajdak) ***); für verschwenden — urschen (aus poln. użyć); für ungeschickt anpacken — gratschen; Geld verkretschen (poln. grać); für ordinär — prost (pol. prosty). Wertminderungen dieser Art durch die Übernahme polnischer Worte sind im Grenzgebiet und in den Sprachinseln häufig anzutreffen, vor allem im Wortschatz des Wirtschaftslebens[39]). Verächtlich: Kietz, Rückentlehnung aus chyza (Haus).

*) Die pfälzischen Kolonisten in der Kolonie Dornfeld in Ostgalizien bezeichnen ähnlich Unordnung mit „lat" und „poretok" (ład, porydok, im Ukrainischen = Ordnung). — In Westpreußen sagen die niederdeutschen Bauern: „Hier herrscht porządek. Hier liegt der Kamm auf der Butter!", ohne daß dies jedoch immer auf die Polen gemünzt zu sein braucht. Typisch ist nur der poln. Ausdruck.

**) Pachulke als typische Witzfigur ist sogar in Westdeutschland bekannt. Vergl. dazu die Zeichnung im „Kladderadatsch" Nr. 6 vom 7. 2. 1937: „Fern dem Ernst und nah dem Ulke, läuft die Kurve des Pachulke." S. auch die dt. Wörterbücher.

***) „Leduch" bedeutet im Schlesischen einen „langen, ungeschickten Menschen" (poln. łajdak). Vergl. auch das Kapitel über die Nachbarschaft der Sprachen. Vergleichsmöglichkeiten zu diesem Kapitel bietet H. Klocke „Dt. u. madj. Dorf in Ungarn", Leipzig 1937.

Wenn in Danzig ein Schloß nicht funktioniert, dann ist es „kaschubsch". Wenn ein Kind schlecht sitzende Schuhe nicht ankriegt, schimpft es, sie seien „kaschubsch". Und diese Bezeichnung erhalten alle technisch minderwertigen Sachen. Ähnlich im deutsch-wendischen und deutsch-tschechischen Berührungsgebiet. „Wendisch" und „böhmisch" bedeutet dort soviel wie ärmlich, tiefstehend. Von einem hinterwäldlerischen, zurückgebliebenen Menschen sagt man in der Lausitz: „Er stammt wohl aus der wendischen Türkei." —

Auf keinem Gebiet war die deutsch-polnische Zusammenarbeit enger und von ergebnisreicherer Bedeutung als im Wirtschaftsleben. Die deutschen Grenzlande und Volksinseln erwiesen sich als Brücke, über die Formen und Technik unserer Wirtschaft in die slavische Umgebung gelangten und bis in die feinsten Verästelungen ihrer Landwirtschaft, ihres Handwerks und ihrer Industrie wirksam wurden. Dieses weittragenden Austausches, dieser Bindungen ist sich die polnische Volksüberlieferung nicht mehr bewußt. In ihr spiegelt sich in der Hauptsache die Gefühlsreaktion wider, die bei dem Aufeinanderstoßen der beiden Wirtschaftsgesittungen entstand, obwohl heute ja doch feststeht, daß gerade die Überwindung dieser reaktionären Einstellung Polen immer wieder auf die Bahn des Fortschritts geführt hat.

9. Kapitel.

Deutscher und polnischer Verstand

Eine alte Gegenüberstellung

Im schöngeistigen Schrifttum und in der Presse werden der „duch polski" und „duch niemiecki" (polnischer und deutscher Geist) einander oft gegenübergestellt, und zwar immer gefühlsmäßig, mystisch*). Würde man den Leser fragen, ob er den Unterschied sachlich erklären kann, fiele ihm die Antwort sicher schwer. Daher kennt die Volksüberlieferung den geschichtsphilosophischen Begriff „Volksgeist" nicht, weil er zu wenig gegenständlich ist, sondern spricht einfach vom deutschen oder polnischen Verstande. Jedes Volk hält den seinen für den besseren. Zwei in Glińskis Sammlung veröffentlichte Märchen beginnen folgendermaßen:

Vom Bauern Verständig und seinem bäuerlichen Verstande.

Es lebte einst vor vielen Jahren kein armer, aber auch kein reicher, kein adliger und kein großer Herr, sondern ein einfacher Bauer, für seine Verhältnisse ziemlich wohlhabend, der wie sein Vater Verständig hieß. Er hatte nicht deutschen Verstand (rozum niemiecki), nicht den der Herren und Adligen, sondern, wie man gewöhnlich sagt, Bauernverstand ...

Ein anderes Märchen:

Vom dummen Hans, vom weissagenden Schimmel mit der Goldmähne, von der goldschnäbligen Ente und vom perlenschüttenden Schweinchen.

Ein einfaches Bäuerlein hatte drei Söhne: die zwei älteren waren verständig, aber Hans, der dritte und der jüngste, war dumm-dumm, jedoch nicht mit der überseeischen oder Herrendummheit behaftet, sondern mit der wahren Bauerndummheit, die besser ist als deutscher Verstand...

(Beide aus der Gegend von Nowogródek)

Man charakterisiert im Kalischer Lande: „Er hat einen deutschen Kopf (Schädel)", als sei damit eine feststehende Vorstellung der Gerissenheit verbunden.

In Deutschland wiederum sang man im 16. Jahrhundert ein Lied „Der polnische Verstand" nach der Melodie „Magdeburg halt'

*) Vergl. Buchtitel wie Fr. Morawski „Z walki dwóch duchów", Krakau 1909. — Vergl. auch „deutscher Geist", „französischer esprit".

dich feste". Das von Alicja Simon „Polnische Elemente in der deutschen Musik bis zur Zeit der Wiener Klassiker" (Zürich 1916, S. 14) erwähnte Lied ist von Bolte in der „Altpreußischen Monatsschrift" 28 (Jg. 1891) 636 ff. und danach bei Arnold, Geschichte der deutschen Polenliteratur S. 259 ff. abgedruckt. Es behandelt die Fehde Danzigs mit König Stefan (1576). Eine ältere handschriftliche Fassung in niederdeutscher Sprache findet sich in der „Altpreußischen Monatsschrift" 25, 333 ff. (vergl. 26, 158 ff.). Die Überschrift „Der polnische Verstand" entspricht aber in dem Liede nicht dem „deutschen Verstande". Verstand heißt hier soviel wie Komplott, Plan, Anschlag. Tatsache jedenfalls ist, daß die Wendung als starre sprachliche Formel in Ostdeutschland im Gebrauch war und auch jetzt noch bei den deutschen Bauern des Netzebruches als eine früher übliche sprichwörtliche Wendung bezeichnet wird.

Vergleiche der eigenen Klugheit mit der des Nachbarn finden wir bei allen Völkern der Erde. Die Engländer und Franzosen nennen sich in ihren Sprichwörtern gegenseitig dumm oder sogar verrückt (englischer Spleen).

Bischof Martin Kromer, Polens großer Geschichtsschreiber, urteilte um 1558, seine Landsleute hätten eine gute Auffassungsgabe und beherrschen schnell irgend ein neues Problem. „Aber sie nutzen ihre Begabung viel mehr dazu aus, was andere erfunden haben, nachzuahmen, als daß sie selber etwas Neues erdächten und versuchten, sich über den Durchschnitt zu erheben"*). Dieses Urteil ist später oft wiederholt worden, auch von Ausländern, z. B. von Fulvius Ruggieri (1565) [1]). Da das europäische Kulturgefälle sich von Westen nach Osten bewegte, und der Pole viel von dem Deutschen als dem Vermittler westlicher Kultur übernommen hat, vor allem von den Einwanderern, erklären sich zwei Sprichwörter unserer Kolonisten im Generalgouvernement und im Cholmerlande:

Was der Deutsche ausgedacht,
hat der Pole nachgemacht.

Und:

In jeder einzigen Sach',
macht's der Pole dem Deutschen nach**).

Die Pommern sagen: „Ein einäugiger Pommer sieht mehr als drei Kaschuben"; die Ostpreußen: „Wenn ein Masur in Dienst tritt, so machen sich im ersten Jahre alle über ihn lustig, im zweiten macht er sich über alle und im dritten sogar über seinen Herrn lustig", d. h. er benimmt sich geschickt. (Deutsch und polnisch).

Typisch für Vergleiche dieser Art ist eine russische literarische Anekdote: „Wer ist klüger", fragt ein Russe, „der Bauernjunge Fedja oder Faust?" — „Der Bauernjunge Fedja; denn er weiß zu Beginn seiner Lebenszeit, daß er den Erdboden zu bebauen hat. Faust gelangt erst am Ende seines Lebens dahin."

Im allgemeinen läßt sich aus dem volkskundlichen Material, das Vergleiche dieser Art enthält, eine klare Linie ersehen, obwohl die Herausarbeitung der Gründe und Zusammenhänge Schwierigkeiten bereitet. Einmal erscheint der Nachbar als dumm, ein andermal als gerissen, je nachdem, wie es gerade dem völkischen Interesse der Partner an der Volkstumsfront entspricht. Dies letztere ist die einzige Logik, die hier gilt.

*) Veröffentlicht in Kromers „Polonia".
**) Vergl. 1. Kap., S. 29.

„Gerissen wie ein Deutscher"

Am bekanntesten sind einige Urteile des russischen Sprichwortes:

„Gott hat den Menschen, der Deutsche den Affen erfunden."

Dieses Sprichwort kennen auch die Polen und alle Deutschen im Osten recht gut.

„Der Deutsche hat für alles ein Instrument."

„Der Deutsche entdeckt etwas mit seinem Verstande, der Russe mit den Augen."

„Obwohl er nicht deutscher Herkunft ist, erweist er sich als erfahren", heißt es bei den Russen, wenn einer von ihnen besonders viel weiß.

„Der Deutsche kann einen Floh mit Hufeisen beschlagen" (russ.).

„Ein deutsches Mädchen kann nicht sprechen, aber versteht alles" (russ.).

Die Ukrainer in Ostgalizien sagen: „Eine Frau wirst du nie im Lieben, den Deutschen nie im Schreiben übertreffen."

„Der Schwabe ist listig wie ein Gassenmädel."

„Wäre der Schwab nicht listig, wie könnt's ihm dann gut gehen?"

„Es gibt keinen Herren über den Schwaben.

Wenn er gestorben ist, strampelt er noch mit den Beinen" *).

(Alles bei Kolomea)

Im Polnischen heißt „etwas auf deutsch machen", wenn die Sache zu theoretisch und gelehrt angepackt wird. Ferner:

Niemiec bez figla (bez sztuki) z ławy nie spadnie.	Ohne einen Streich (ohne Kunst) kriegt man den Deutschen nicht von der Bank herunter.
Sztuką Niemców tłuką **).	Mit List muß man den Deutschen schlagen.
Niemiec cały świat okpił, Żmudzina nie potrafił.	Der Deutsche hat die ganze Welt überlistet. Nur beim Litauer ist's ihm nicht gelungen.
Niemiec i na drewnianym koniu pojedzie.	Der Deutsche wird auch auf einem hölzernen Pferde reiten. (Cholmerland)
Co Niemiec, to generał.	Jeder Deutsche, ein General ***).
Chytry jak Niemiec.	Gerissen (listig) wie ein Deutscher.
Niemiec chytry jak cholera.	Der Deutsche ist listig wie die Cholera. (Generalgouvernement)

Oft kann aus solchen Anerkennungen eine deutliche Warnung herausgefühlt werden[2]).

In Bosnien bedeutet Allaman (Deutscher) auch soviel wie ein listiger, verschlagener Mensch.

---

*) Im Polnischen ist dieses Sprichwort etwas anders: „Nie rad Niemiec, że go zabili, jeszcze nogami wierzga." (Der Deutsche ist nicht damit zufrieden, daß man ihn totgeschlagen hat; er strampelt noch mit den Beinen).

**) Verwertet im Roman von K. Laskowski „Kulturtraeger". Bd. I, S. 52, Bd. II, S. 19.

***) Vergl. auch S. 277.

„Dumm wie ein Deutscher"

Viel mehr Freude macht es der Volksüberlieferung, und nicht nur ihr, das Nachbarvolk als dumm zu bezeichnen. In der russischen Literatur z. B. treten „deutsche Dummheiten" als geflügeltes Wort auf. Oder der Russe urteilt: „Aller Welt zum Spott, nach deutscher Art." Der Franzose umschreibt Dummheit mit „bon sens allemand". Bei den Dänen, Italienern und Franzosen hat das Wort Deutscher die Nebenbedeutung „Dummkopf". In „Onkelchens Traum" von Dostojevskij wird ein Diener geschildert: „Er ist von phänomenaler Dummheit. Kurz, er ist der richtige deutsche Philosoph Kant." Im Polnischen ist das geflügelte Wort „jasne jak filozofia niemiecka" (klar wie die deutsche Philosophie) wohl ähnlich zu verstehen wie unser „klar wie dicke Tinte" oder das französische „faire un livre á l'allemande", gelehrt, aber unverständlich. Ferner:

Głupi jak Niemiec.	Dumm wie ein Deutscher.
Niemiec duży jak topola, ale głupi jak fasola.	Der Deutsche ist groß wie 'ne Pappel, aber dumm wie Bohnenstroh. (Generalgouvernement)
Mądry Polak po szkodzie, ale i Niemcowi tak się zdarza.	Durch Schaden wird der Pole klug, aber auch dem Deutschen kann das passieren.
Mądry Polak po szkodzie; a Niemiec, niech sobie to przysłowie kupi, jak i przed szkodą, to i po szkodzie głupi.	Durch Schaden wird der Pole klug; der Deutsche sollte sich das merken genau, denn er ist vor und nach dem Schaden nicht schlau.
Niemiec głupi, on wszystko kupi.	Der Deutsche ist dumm, er kauft alles. (Lubliner Land)
Niemiec mądry, jednak głupi, bo go Polak w worku kupi.	Die klugen Deutschen sind doch ein dummes Pack, denn es kauft sie der Pole im Sack. (Lubliner Land)

„Der Deutsche will schon so klug sein wie der Litauer", „der Deutsche wird bald so klug sein wie wir", stellt man sprichwörtlich in Litauen fest.

Sowohl bei den Polen als auch bei den Ukrainern im Lemberger Gebiet kennt man das Sprichwort: „Bis Mittag ist der Deutsche weise. Nachmittag ist er dumm"*).

Natürlich hat der also Kritisierte darauf schon eingewurzelte Gegenfeststellungen: „De Rusnack (Ukrainer) is de Erschtgeburt no'm Rindvieh" und ähnliches. In Pommern: „dumm wie ein Kaschube".

In der Koschneiderei (Westpreußen) spotten die deutschen Bauern: „De polsche Lüd sin ne dummelsch, ne klauk, se tkjönne ne oge Hesse staue". Der niederdeutsche Bauer in Westpreußen und an der mittleren Weichsel nennt das Brett, das der Ochse oder Bulle mitunter auf der Weide vor den Augen trägt, „die polnische Brille". Die darin zum Ausdruck kommende Geringschätzung braucht nicht näher erläutert zu werden.

*) Aufgezeichnet bei Löwenstadt, Reichenbach bei Lemberg usw. Bei den Ukrainern hört man oft: „O du Deutscher, wo ist dein Vaterland geblieben?"

Diejenigen polnischen Schriftsteller, Publizisten und Presseleute, die immer noch nicht das angeblich vom deutschen Unteroffizier auf dem Kasernenhof oft gesagte „dummer Polack" vergessen können und es den Deutschen immer wieder aufs Schuldkonto buchen, mögen doch endlich einmal etwas großzügiger urteilen. Wir sehen, daß sich unsere beiden Völker in diesem Punkte nichts vorzuwerfen haben. Und wer sich einmal mit der öffentlichen Meinung aller Völker voneinander beschäftigt hat, verargt ihnen ihre uralte Grenzlandtaktik nicht, sich selbst für klug und die anderen für dumm zu halten. Melchior Wańkowicz, der phantasievolle Verfasser des Ostpreußenbuches „Na tropach Smętka" (1936), hat mit dem Spottvers „Wo sich aufhört die Kultur, fängt zu leben an Masur" keine große Entdeckung gemacht. Die polnische und ukrainische Meinung über den Masuren ist nämlich unvergleichlich derber und abfälliger als die deutsche. J. St. Bystroń hat darüber ausführlich in der „Megalomania Narodowa" (1935), S. 195 bis 223, berichtet[3]). Als Beispiele aus der schöngeistigen Literatur zitieren wir die preisgekrönte Novelle von Maria Kuncewiczowa „Polska na Fiszmarku" (1926), in der die Kaschuben von den Danzigern auf dem Fischmarkt „ihr dummen Polacken" gescholten werden und H. Sienkiewicz „Bartek Zwycięzca", dem der preußische Unteroffizier „dummes Vieh aus der Polackei", „polnischer Ochse", „polnisches Vieh" usw. an den Kopf wirft. Auch B. Prus in „O ojcowiznę" (Kürzung der „Placówka") läßt die deutschen Kolonisten „polnisches Rindvieh" rufen.

Schwänke in der älteren polnischen Literatur

Die polnische Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts hat keine grundsätzliche Auseinandersetzung zwischen Deutschtum und Polentum erstrebt. Sie beschränkte sich meist auf die gereimte Wiedergabe volkstümlicher Schwänke über die Deutschen und auf die Lächerlichmachung bestimmter Eigenschaften derselben. Freude an der Derbheit hatte besonders Mikołaj Rey, der Vater der polnischen Dichtung, aus dessen „Figliki" (1574) wir zwei Beispiele übersetzen:

Vom Polen, der dem Deutschen Eier legte.

Zum Deutschen kam ein Pole, der gackerte wie die Hühner.
Eier würde er legen, versicherte er bieder.
Er setzt sich auf einen Stuhl im Stroh, eins, zwei, drei,
Zauberei, er hat ein warmes Ei.
Da noch warm war das Ei, glaubt der Deutsche an die Hexerei.
Und zu gern tät er den Polen bewegen, ihm noch ein Ei zu legen.
Der Pole hat ihm jedoch ein Gelbei ins Stroh produziert,
und der Deutsche hat sich daran die Hände ganz eingeschmiert.

Vom Deutschen, dem drei Mädchen geboren wurden.

Der deutsche Bauer Joachim zwei Söhne hat,
als seine Frau in die Wochen kam, er sie einmal bat,
ihm doch ein Mädchen zu schenken.
Und grad ist er dabei, die Sache zu bedenken,
als hereinkommt schlau, die weise Frau:

der Joachim soll sich verneigen,
zwei Mädchen werd' sie ihm zeigen.
Darauf antwort' der Joachim:
„Eins reicht vollauf, zwei sind zu viel,"
Die Frau verschwindet auf kurze Zeit,
das dritte wäre gleich soweit.
Herr Joachim die Hände ringt,
mild ihm die Frau das dritte bringt. —
Das Gebären von noch mehr Kindern
müßte man durch Zustopfen verhindern!

Im 17. Jahrhundert nahm, wie wir schon mehrmals erwähnten, Wacław Potocki die Deutschen aufs Korn. Außerdem kursierten im Lande eine Menge Anekdoten, die uns z. T. Brückner in seinen Veröffentlichungen erschlossen hat. Sie interessieren uns weniger, da in ihnen meist nur die Torheit des Deutschen, ohne Vergleich mit der List des Polen dargestellt ist.

Briefliche Ehe.

Ein Deutscher, der nicht gesehn seine Frau drei Jahre schon,
erfährt, daß ohne ihn getauft wurde ein Sohn.
„Ich weiß nicht" — sagt er drauf, „daß so was kann geschehn;
daß solche Kraft üben Briefe, das hab ich nicht gesehn.
Wohl tat ich in mehren Briefen ihr meine Lieb' ansagen;
Der Junge ist wohl vom zweiten — der erste ist fehlgeschlagen".

(W. Potocki „Ogród Fraszek" Bd. II. T. 4. S. 256, Nr. 166)

Über die Deutschen.

(Anekdote 1624).

Zu einer Zeit, als in Krakau gerade die Uhren schlagen sollten, fuhren ein paar Deutsche durch die Stadt. Unter einer Uhr stand ein Bauer, der die Hand so bewegte, daß es aussah, als wolle er die Mütze abnehmen, um die vorbeifahrenden Deutschen zu grüßen. Als die Deutschen das bemerkten, nahmen sie schnell ihre Hüte ab, mußten aber feststellen, daß der Bauer nicht grüßte. Sie hielten das für Mangel an Ehrerbietung und großen Hochmut. Als sie weiter fuhren, sahen sie einen Mohren, der auf eine Hauswand gemalt war, die Kappe hatte er in der Hand. „Obwohl der Mohr höflich den Hut gezogen hat, wollen wir ihm den Stolz des polnischen Bauern heimzahlen." Sie dankten ihm den Gruß nicht. Und so stimmt es denn:

Już to sęk twardy,
że Niemiec hardy.

Eine alte Sache, daß der Deutsche
hochmütig ist.

Wolf ist Wolf und kein Glück.

(Poln. Anekdote, 1650).

Der Deutsche Kelpetrzyk fuhr seine Straße entlang. Als er einen Wolf sah, der den Weg kreuzte, sagte er zu seinem Diener, das bedeute Glück. Er kam an ein Wirtshaus. Das Pferd ließen sie nachts über weiden. Aber die Wölfe kamen und fraßen das Pferd auf. Als am nächsten Morgen der Kutscher das Pferd für die Reise füttern wollte, fand er nur noch ein paar

Überreste. Da lief er zu seinem Herrn und erzählte ihm, das Glück hätte das Pferd gefressen. Der Herr, der seine törichte Rede vom vorhergehenden Tage bereits vergessen hatte, wußte nicht, worum es sich handle. Als er sich jedoch mit eigenen Augen überzeugte, wußte er, daß er den Wolf zu Unrecht Glück genannt und meinte: „Von nun an werde ich den Wolf nicht mehr Glück nennen, sondern auch Wolf sagen."

„Glück ist es, einen Wolf zu treffen, der nicht beißt, und Unglück einen Hasen zu treffen, der nicht davonläuft", sagen manche Leute, und die haben Recht [4]).

Wir nehmen an, daß diese literarischen Schwänke ihren Stoff durchweg aus der damaligen polnischen Volksüberlieferung geschöpft haben.

Mit Witz muss man den Gegner schlagen

Die folgenden Schwänke stammen aus der lebenden polnischen Volksüberlieferung:

Ein Pole und ein Deutscher auf der Wanderschaft.

Ein Pole ging mit einem Deutschen auf die Wanderschaft. Unterwegs fanden sie einen silbernen Teller. Sie wußten nun nicht, wie sie ihn sich teilen sollten, denn wenn sie ihn zerschlügen, würde er seinen Wert verlieren. Daher schlug der Pole vor, der solle den Teller erhalten, der den größten Haufen darauf machen könnte. Sie kamen in einer Stadt an. Der Deutsche kaufte sich Bonbons und aß sie. Der Pole aber, als der Schlauere, kaufte angefaulte, abgefallene Birnen. Als es nun zur Probe kam, stöhnte der Deutsche: „Ä, ä, Sakrament, ich kann nicht." Der Pole dagegen entleerte sich mit Leichtigkeit und sagte, als er den ganzen Teller nahm, das Sprichwort:

„Sztuką Niemców tłuką". Mit List muß man den Deutschen schlagen.

(Aus Maków in den Beskiden)

An der Volkstumsfront gibt es unzählige Schwänke dieser Art. Woher sie entlehnt worden sind, spielt bei der Anwendung keine Rolle. Hauptsache bleibt, daß der Gegner überlistet erscheint. Die Deutschen bei Deutscheneck im Warthegau erzählen folgendes Stückel:

Wie ein Deutscher vom Galgen loskam.

In alten Zeiten hatte sich ein deutscher Krieger nach Polen verirrt und wurde gefangen genommen. Er wurde zum Tode verurteilt, nur konnte man sich nicht auf die Art der Hinrichtung einigen. Da verfiel einer auf den Gedanken, ihn so zu töten, wie er selber ein ihm zur Henkersmahlzeit hingestelltes Schweinchen behandeln würde. Das was er vom Schweine nehmen und kosten täte, sollte auch bei ihm abgehauen werden. Der Deutsche sah sich den Braten mit Wohlgefallen an und beklärte sich. Die Polen standen neugierig um ihn herum und warteten gespannt, wie der Niemiec sich verhalten würde. Der aber trat an's Schweinchen ran, steckte ihm den Finger in den Hintern und leckte ihn ab. „Dankeschön", sagte er dann zu den Polen, „jetzt seid ihr dran." Die aber sahen sich erstaunt an, bis einer meinte: „Wort ist Wort. Wir wollen ihn man lieber gleich freilassen." So rettete der Deutsche sein Leben.

Ukrainer wird naß, Deutscher bleibt trocken.

Ein Ukrainer und ein Deutscher gingen aufs Feld arbeiten. Der erste nahm sich einen Rock mit, der zweite aber eine Wasserkanne. Der Ukrainer lachte über den Deutschen. Doch als es zu regnen anfing, zog der Deutsche seine Kleider aus, tat sie in die Kanne und setzte sich oben drauf. Der Ukrainer zog seinen Rock an, wurde aber ganz naß. Als es nachher aufgehört hatte zu regnen, zog der Deutsche seine Kleider wieder an und war trocken, der Ukrainer aber naß.

(Deutscher Schwank bei Kolomea)

Ein Schwabe kann verkehrt stehen.

Ein Schwabe ließ sich etwas zu Schulden kommen. Dafür wurde er eingesperrt. Es war abends, da wollte er hinausgehen, seine Bedürfnisse verrichten, doch die Tür war verriegelt. Er sah sich um und fand auch kein Fenster, nur oben an der Decke sah er ein blinkendes Loch. Ohne viel zu überlegen, erleichterte er sich auf einem Stück Papier und warf es nach dem Loch in der Meinung, es würde auf dem Dachboden liegen bleiben. Am andern Tag in der Frühe wurde er herausgelassen. Als dann seine Kerkermeister die Zelle besichtigten, ob kein Schaden angerichtet sei, sahen sie das Häuflein an der Decke kleben. Dort war tatsächlich ein Loch, aber mit einer Glasscheibe versperrt. Die Männer starrten den Schatz eine Weile an, dann meinte einer: „Cholera szwab, jak srał tak srał, ale jak tam stał?" *)

(Deutscher Schwank bei Kolomea)

Jan Zaremba hat in seinem Buch „Alte Goralenschwänke aus Saybusch" folgende lustige polnische Geschichte gebracht**):

Wojtek legt den deutschen Kolonisten rein.

Wojtek erfuhr die Neuigkeit, daß zu ihnen hier der Kolonist, der Schwabe, von der Mühle herkommt und den Vater überreden will, Roggen und anderes Getreide für irgendwelchen Grieß und Reis einzuhandeln. Bei diesem Geschäft möchte sie der Schwabe, die dumme Bestie, belügen und kurz gesagt betrügen (oszwabić).

So wie wir verstehen — sagt ihm einer —, will Matthes schließlich das Geschäft abschließen, weil, wie er selbst sagt, ihm Geld nötig ist.

Meiner Seele! — denkt Wojtek, — dieser Schwabe wird an mich denken! — Und er geht zum Vater und setzt ihm auseinander, daß er dies mit dem Kolonisten nicht machen soll. Doch der Bauer schreit ihn an und sagt ihm, wenn er's schlecht mache, so deswegen, weil ihn ein böser Sohn auffrißt, der irgendwo in der Welt herumbummelt, statt zu Hause die Arbeit zu versehen, und nur dann nach Hause kommt, wenn er sehr hungrig ist. Darauf geht der alte Matthes furchtbar erbost irgendwo hin.

Ärgerlich und ratlos ist Wojtek. Er geht zu den Dreschern und sieht gerade, wie in den Weiden am Bach der Vater und der Schwabe aneinander vorbeigehen.

Er schaut hin... der Deutsche kommt.

Es ist einer von den harten Schwaben, die nicht einmal eine christliche Sprache kennen, denen beim Sprechen irgend etwas im Rachen röchelt, im Munde gurgelt, wie Klöße im kochenden Wasser.

— Wart Brüderchen, du wirst Reis und Grieß haben, aber gleich!

---

*) „Verdammter Schwabe, gesch... wie gesch..., aber wie hat er da bloß gestanden?"

**) Jan Zaremba, „Stare pogodki goralskie łod Żywca". Żywiec 1931, S. 26/27.

Der Schwabe kommt auf ihn zu, und Wojtek bleibt am Ende der Scheune stehen, stellt vor sich die Strohharke mit den Zähnen nach oben auf und wartet. Die Drescher schauen und lachen, weil sie schon ausgekundschaftet hatten, was Wojtek denkt. Der Schwabe kommt zu ihm heran und fragt, ob der Bauer zu Hause sei.

— Ja, — sagt Wojtek.

— Wo? —

— Bist du blind, siehst mich nicht, oder was?

Der Schwabe erschrickt vor so vielen Bauern und beginnt, irgendetwas von Grieß, Getreide und Reis zu sprechen. Doch Wojtek sagt ihm:

— Na, kommt näher!

Der Schwabe kommt und bleibt auf dem Stroh stehen, doch hier geht's los auf ihn! Die Harke ihm zwischen die Glotzen. Er stürzt zur Erde, und Blut fließt ihm aus der Nase. Und Wojtek mit den Dreschern lachen, als wenn sie Käse gefressen hätten. Wütend erhebt sich der Schwabe, wischt sich die Nase mit dem Rockende, eins — zwei — drei — derierte irgendwelche schwäbische Schimpfworte und ging zurück. Wojtek läuft ihm nach, schwenkt den Hut ihm vor der Nase und fängt an, ihn zu reizen:

— Wirst du Reis essen?... Vielleicht soll man dir Reis geben? Grütze reicht dir nicht? Ist denn Grütze kein Reis?

Und als der Schwabe schon auf dem Wege ist, schreit er noch einmal nach:

— Ich grüße dich schön, leb wohl, leb wohl; leck' mich wo, und komme später wieder. —

Da dreht sich der Schwabe um, blitzt ihm mit den Augen und droht mit den Händen, worauf er entflieht, daß hinter ihm der Staub nur so wirbelt. — Man lacht noch etwas, und dann beginnt Wojtek, als wenn nichts vorgefallen wäre, das erste Mal in seinem Leben zu dreschen, ganz aus eigenem Willen und ohne väterliche Schläge und Ermahnungen.

Der Deutsche und die Hornissen.

Es kaufte ein Deutscher eine Wiese von einem Bauern. Er mietete sich Bauern zum Mähen. Auf einer Weide waren Hornissen. Die haben nämlich so ein Nest wie aus Löschpapier. Wie es nun sehr heiß wurde, da flogen sie herum und ließen niemand nah herankommen, sondern stachen die Bauern ganz doll. Da sie dort nicht mähen konnten, ließen sie das Stück Wiese ungemäht. Da kam der Deutsche und sagte: „Warum habt ihr das Stück nicht gemäht?" — „Ach, der Herr mag entschuldigen, die Hornissen haben uns nicht gelassen." — „Was, sie lassen nicht? Ich habe doch die Wiese bezahlt." — „Was nützt das, daß Sie bezahlt haben, wenn die da stechen. Wenn es Abend sein wird..." — „Ach, ich werde bis zum Abend warten! Wo sind sie?" — „Da sind sie, auf der Weide, in sonem Nest." — „Kommt mit!" — „Nein, wir gehen nicht, denn wir waren schon da. Soll der Herr alleine gehn." — Wie er nun ging, da schlug er mit dem Stock ins Nest. Wie da die Hornissen rausgeschwärmt kamen, wie die ihn stachen! Der schrie und rückte aus. Wie er sich mit Heu zudeckte und herumkullerte und sich erhitzte! Nachher hatte er Angst, wieder hervorzukriechen. — Erst am dritten Tage, wie das Heu schon geharkt wurde, kam er wieder zu den Leuten. Da begegnete ihm ein Maiwurm *). Von weitem schon lüftete er die Mütze und verneigte sich: „Guten Tag, Herr Hornisse, guten Tag. Vor kurzem warst du von Gold, und heute von Samt." (Luborczyca, Krakauer Land)

*) Wörtlich „krówka". Dieses Wort bedeutet auch Marienkäfer, spanische Fliege und Mistkäfer.

In der Kaschubei, im Gouvernement und im ukrainischen Sprachgebiet sind allenthalben Schwänke von den deutschen Astrologen verbreitet. In ihnen spiegelt sich der schon im Anfange des Kapitels angedeutete Stolz wider, der einfache slavische Bauernverstand sei besser als die deutsche Gelehrtheit. Das Schwankmotiv ist aus dem Deutschen entlehnt.

Danziger Arzt und Prophet bei den Kaschuben.

(Ein kaschubischer Schwank.)

Einst lebten in Danzig ein Arzt und ein Wetterprophet. Beide hatten nicht viel zu tun, da die Leute gesund waren und sich nicht viel um's Wetter kümmerten. „Lieber Freund", sagte der Doktor zum Wettermacher, „gehen wir einmal auf's Land, in die Kaschubei. Vielleicht können wir dort etwas verdienen. Die Landleute sind in ihrem Beruf vom Wetter abhängig, und da sie schwer arbeiten müssen, werden unter ihnen viele Kranke sein." Der Prophet war damit einverstanden. Beide verließen die Stadt und wanderten den ganzen heißen Sommertag. Müde und hungrig kehrten sie bei einem kaschubischen Bauern ein, dessen Gehöft am Waldrande lag. Sie baten um Essen und Nachtlager, und der gutmütige Bauer versprach, ihnen beides umsonst zu geben. Die Hausfrau trug das Abendessen auf, und der Hirt trieb das Vieh von der Weide heim. Da fragte der Arzt: „Was für ein Wetter wird es übermorgen geben?" „Übermorgen wird es regnen", entgegnete der Prophet. „Nein", sagte der Bauer, „übermorgen wird bestimmt schönes Wetter sein." „Das muß ich besser wissen als du", entgegnete der Prophet, „denn ich bin Wetterprophet von Beruf." — Der Bauer aber behauptete: „Übermorgen wird heiteres Wetter sein, die Sonne wird den ganzen Tag scheinen!" — „Woher weißt du das denn?", fragte der Prophet. „Nun", erwiderte der Bauer, „schau einmal durchs Fenster auf den Hof! Mein Bulle springt so lustig, bevor er in den Stall geht, und da gibts am zweiten Tage immer gutes Wetter." Der Prophet mußte schweigen, denn keine Einwendungen konnten den dummen Bauern vom Gegenteil überzeugen. Sie aßen sich satt und wollten sich schon zur Ruhe begeben, als der Bauer fragte: „Mutter, ich möchte noch eine Kleinigkeit essen. Hast du noch etwas da?" „Es ist noch eine Schüssel voll dicker Erbsen vom Mittagessen übriggeblieben. Soll ich sie dir anwärmen?" „Mache dir keine Mühe, es ist heute sehr heiß. Ich esse die Erbsen kalt." Und mit Staunen sahen die Gäste, daß der Kaschube die große Schüssel voll Erbsen aufaß und dann sagte, er sei satt. Als sie auf der Streu lagen, meinte der Arzt: „Morgen werde ich Beschäftigung haben. Der Bauer wird gewiß nach einer solchen Abendmahlzeit krank werden." Sie schliefen ein. Am frühen Morgen wurden sie durch lautes Klopfen geweckt. Der Prophet schaute zum Fenster hinaus und sah, wie der Bauer halb angekleidet auf dem Hof Holz spaltete. „Was machst du denn so früh? Hast du keinen Knecht, der diese Arbeit verrichten kann? Das Gesinde schläft, und du arbeitest!" — „Lieber Freund", antwortete der Bauer, „sonst pflegt der Knecht das Holz zu spalten, aber ich habe gestern etwas zu viel gegessen und mir den Magen verdorben. Da spalte ich Holz, denn dies ist das beste Heilmittel für einen überfüllten Magen." Der Arzt und der Prophet blieben noch einen Tag und eine Nacht beim Bauern. Als dieser nicht krank wurde, und die Sonne hell schien, sagte der Prophet: „Wandern wir in die Stadt zurück. Hier in der Kaschubei, wo der Bulle Prophet und die Axt Arzt ist, müßten wir beide verhungern." Sie dankten dem Wirt für die freundliche Aufnahme und gingen nach Danzig zurück.

Der Deutsche und zwei Astrologen.

Einstmals kamen zwei Astrologen, solche, welche auf die Sterne schauen, zum Nachtlager. Mit ihnen war auch ein Deutscher. Sie baten den Bauern, daß er sie nur irgendwie schlafen ließe. Also ließ er sie übernachten. Und in der Nacht, als sich schon alle hingelegt hatten, sagte der Bauer zum jüngsten Sohn: „Geh, schau mal in den Kuhstall, ob der Ochs da steht. Wenn er da ist, so können wir heute noch Heu trocknen, wenn aber nicht, so müßt ihr alle früh aufstehen und harken gehen." Der ging, sah sich um und sagte: „Er ist auf dem Felde." Und sie schliefen weiter. Plötzlich krähte der Hahn einmal, der Bauer drehte sich um und sagte: „Eh, es ist schon ein Uhr nach Mitternacht, Jungens, es ist bald Zeit aufzustehen und dem Pferde was in die Krippe zu legen." Die beiden Astrologen überlegten, was der Bauer spricht. Der Deutsche aber schaute auf die Uhr und sah, daß sie ein Uhr zeigte. Also sagte er zu den Astrologen: „Wißt ihr was, der Bauer kennt sich besser aus auf Wetter und Zeit, denn jetzt ist es beinahe ein Uhr und der Himmel ist unbewölkt, es ist recht schön geworden und Regen gibt es nicht." Sie standen früh beim ersten Morgenschein auf, wünschten dem Bauern alles Gute und gingen, denn sie hatten ihn nichts gelehrt. Der Bauer wußte mehr als sie.

(Czarny Dunajec, Tatra)

Kurz aber eindrucksvoll ist die ukrainische Fassung dieses Schwankes aus Wolhynien:

Die Ochsen schlauer als die Deutschen.

Zwei Deutsche wollen bei einem Muschiken übernachten. Der sagt: „Bitte, in der Hütte." Sagen die Deutschen unter sich: „Da stinkt's und sind Flöhe", und zum Muschiken: „Wir können ja auch draußen schlafen." Der Muschik bittet nochmal und meint, es wird in der Nacht gewiß regnen. Die anderen sagen aber: „Wir sind Deutsche und wissen, was in den Sternen geschrieben steht. Es wird nicht regnen." In der Nacht gießt es vom Himmel, daß die beiden schnell ins Haus rennen. Fragen sie den Muschiken: „Woher hast du gewußt, daß Regen kommt?" Sagt er: „Meine Ochsen gehen abends, wenn nachts Regen kommt, in den Stall. Sonst bleiben sie draußen. Gestern sind sie reingegangen." „Bačyte, moi woły rozumnijše jak wy" (Seht meine Ochsen hier, sind zehnmal klüger als ihr).

Der Russe Čubynskyj hat in den „Trudy etnogr. — statystyčeskoi ekspedycyi v zapadnorusskij kraj" (Bd. II. Petersburg 1878, S. 584 Nr. 73) noch eine andere ukrainische Fassung „Muschik, Doktor und Astronom" veröffentlicht. Die Deutschen wundern sich, daß der Muschik soviel „mamałyga" (Maismehlkuchen) frißt und nicht stirbt. Der Wetterprophet wird hier beschämt durch des Ukrainers Schwein, dessen Borsten den Regen voraussagen, indem sie sich sträuben *).

Čubynskij bringt S. 585 f. auch den Schwank von den drei deutschen Brüdern, die sich durch eine vollendete, humorvolle Gaunerei Essen, Trinken und Geld besorgen. Es handelt sich hier um eine Überlieferung deutscher Herkunft, die auf irgend eine Weise ins ukrainische Volksgut gelangt ist.

*) Eine genaue Übersetzung des Schwanks im Aufsatz „Der Deutsche im Spiegel des slavischen Humors". In „Deutscher Heimatbote in Polen" (1938). Dort auch einige andere hier nicht gebrachte Schwänke.

Die beiden Nachbarn.

Zwei Nachbarn, ein Kaschube und ein Deutscher, unterhalten sich in Danzig im Gasthaus u. a. darüber, daß die Deutschen das Kind schlagen, wenn es beim Rückweg von der Schenke die volle Schnapsflasche zerbricht, die Kaschuben aber, bevor es hingeht, damit es sie nicht zerbricht. Als sie fortfahren, verspottet die Schildwache am Tor den Deutschen; von Koliebken aus fährt er erst auf den Rat des Kaschuben zurück und antwortet auf den Spott.

(Aus Putzig)

Der folgende polnische Schwank scheint deutscher Herkunft zu sein, da er auch in unseren Siedlungen vorkommt:

Wie die Deutschen das Aufhängen probierten.

Zwei Deutsche wollten einmal probieren, wie es ist, wenn man hängt. Sie nahmen also einen Strick, gingen in den Wald und suchten einen passenden Baum. Und da sagte der erste, der drankommen sollte: „Also, paß auf, wenn ich die Zunge rausstrecke, dann laß mich wieder runter." Er legte den Strick um seinen Hals, und der andere zog ihn hoch. Es dauerte nicht lange, da streckte der erste die Zunge raus und wurde runtergelassen. „Ach", sagte der Zweite, „du hast ja nur ganz kurze Zeit gehangen. Mich sollst du runterlassen, wenn ich pfeife." Der erste zog ihn hoch und wartete und wartete. Der oben streckte zwar schon eine ganze Weile die Zunge raus, aber er pfiff nicht. „Vielleicht hat er es vergessen", dachte der unten und ließ den Strick herunter. Es war aber schon zu spät. Der Deutsche hatte gelernt, wie man hängt.

(Ruda, Cholmerland)

Zahlreiche Schwänke erzählen auch die Ukrainer Ostgaliziens über ihr Verhältnis zu den Deutschen:

Zwei Löcher.

Es ging ein Deutscher aus, um beim ukrainischen Bauern zu stehlen. Wie er hinkam und den Arm vollpacken wollte, steckte er den Kopf in einen Heuhaufen und döste, oder es war ihm sonst was. Und der Bauer kam mit einer Heugabel heraus, um aufzupassen, sah den Deutschen und gab ihm mit der Gabel eins auf den Hintern. Zur selben Zeit donnerte es, und der Deutsche merkte, daß ihm etwas wehtat und glaubte, daß ihn der Blitz getroffen hätte. Wie er dann nach Hause kam, sagte er: „Barmherziger Gott! Gottes Kraft, Gottes Stärke! Einmal eingeschlagen und zwei Löcher gemacht!"

(Mszaniec, bei Staremiasto, Ostgalizien)

Anderthalb Stock.

Es zankte sich ein Deutscher mit einem ukrainischen Bauern. Der Bauer wurde sehr zornig, und weil er grade beim Dreschen war, erwischte er den Dreschflegel und verdrosch den Deutschen ordentlich. Und der schrie: „Du Bauer, warum schlägst du gleich mit anderthalb Stöcken."

(Aufgez. von Ivan Franko in Nahujewice bei Drohobycz)

Was ist das?

Es ging ein Deutscher mähen, aber als die Sonne sehr stark brannte, mähte es sich nicht so, wie wenn noch der Tau auf dem Grase lag. Aber er wunderte sich, was das ist: Es scheint, daß die Sense scharf ist, aber sie schneidet nicht mehr. Da sagte er sich: „Ist die Sense so, oder kann ich nicht mehr, oder vielleicht will ich nicht?" [5]

(Mszaniec bei Staremiasto)

Schwaben- und Schildbürgerstreiche über die Deutschen in Polen

Bekanntlich sind die Motive der deutschen Schildbürgerstreiche in vielen Ländern Europas verbreitet, unter anderem auch in Polen. Wer sie eigentlich ursprünglich alle erdacht hat, ob nur die Deutschen oder zum Teil ihre westlichen Nachbarn, ist schwer zu entscheiden. In Polen gibt es einige Orte, denen man in auffälliger Weise einige Dutzend dieser Streiche zuschreibt: vor allem die mittelalterliche deutsche Siedlung Wilmesau (Wilamowice) in Westgalizien, die zum Teil bis heute deutsch geblieben ist. Im jetzigen Deutsch-Oberschlesien spielt das 1269 gegründete deutsche Dorf Schönwald bei Gleiwitz in der Meinung der (heute nur noch spärlich vorhandenen) polnisch empfindenden Bevölkerung der Umgebung die Rolle von Schilda. In früheren Jahrhunderten aber waren die Schönwalder, die 600 Jahre wacker ihr Deutschtum gehalten haben, abgesehen von einigen später verpolten Siedlungen wie Deutsch-Zernitz, vorwiegend von polnischen Dörfern umgeben, die daher ihnen, als den Fremden, alle möglichen dummen Stückchen zuschrieben. Ein typisches Schilda ist auch das Dorf Gnesdau (Gnieżdżewo) bei Putzig in der Kaschubei. Es ist das Verdienst des Kaschubenforschers, des Rektors Johannes Patock, die Schildbürgerstreiche der Gnesdauer Bauern gesammelt, in kaschubischer Sprache herausgegeben und die wissenschaftlichen Grundlagen geklärt zu haben*). Gnesdau, 1340 zum ersten Male urkundlich erwähnt, erhielt 1395 ein Privileg von dem Danziger Komtur Johann Ruppenheim für Hannes Schulzen. Patock schreibt wörtlich: „In späteren Urkunden finden wir folgende Namen: Clemens Detloff (1426), Mathias Bussow (1427), Ahorn, Mudloff, Kurik (1659), Casimir Preuß (1678), Klippe (1722), Joseph Janitz (1789), Lehmann, Dominik, Schwarz (1830). Dem Namen nach waren die Schulzen und Bauern wohl meistens deutscher Herkunft. Daher zog der Volkswitz der umwohnenden kaschubischen Bevölkerung über sie her und machte sie zu Schildbürgern. Die Überlieferung meint, sie seien von weit her nach Gnesdau gekommen — ja, sie sollen Nachkommen eines der Weisen aus dem Morgenlande sein, sie stellten sich nur deshalb so dumm an, weil sie nicht um ihren weisen Rat gefragt werden wollten. Als „Schildbürgerorte" sind im ehemaligen Polen noch bekannt: Canów und Tuschkau in Westpreußen, deren Siedlungsgeschichte untersucht werden müßte, das Kleinadelsdorf Gościce bei Plozk und das Masovierdorf Chojno im Kreise Samter im Posenschen. In allen Fällen ist die Fremdheit dieser Siedlungen gleich nach ihrer Entstehung der Grund gewesen, weshalb sich der Spott der Umgebung gerade auf sie konzentrierte. Selbstverständlich wurden über diese Einzelfälle hinaus die von den Deutschen übernommenen Schwänke auch von vornherein auf rein polnische Orte angewandt.

Die Polen, die die Schwänke erzählen, glauben natürlich daran, daß sie eine wahre Begebenheit wiedergeben. Die Reichweite dieser Überlieferungen ist so groß, daß die meisten Erzähler weder Schönwald, noch

*) „Fjigle gnjéżdżevskjich gburów. Za stôrëmi poevjôstkami napisôł wuj Wrëk (J. Patock), Gdansk 1920. — Ferner „Przyjaciel Ludu Kaszubskiego" vom 15. I. 1929 (11 Schwänke) und vom 15. 2. 1929 (4 Schwänke). — Deutsch in „Jugendland" vom 15. 11. 1930, 15. 3. 1931 und 1. 4. 1931 (8 Schwänke). — Mir hat Rektor Patock auch alle seine handschriftlichen Aufzeichnungen dankenswerterweise zur Verfügung gestellt.

Wilmesau oder Gnesdau gesehen oder genau kennengelernt haben. Eine polnische Frau aus Lenschütz (O. S.), aus deren Mund Prof. Dr. Mak das im folgenden Abschnitt gebrachte Märchen über Schönwald aufgezeichnet hat, sagte einleitend: „Als in meiner Jugend die Geschichten von Schönwald erzählt wurden, da wußte ich nicht einmal, wo dieses Dorf lag. Das müssen aber doch dumme Leute sein." Aber auch die Volkskundler, z. B. Łucjan Malinowski, glaubten früher, die Anekdoten seien ein Beweis dafür, daß die Polen sich für klug und die Deutschen für ein tölpelhaftes, ungeschicktes Volk ohne angeborenen Geist halten. Schon Kazimierz Zimmermann hat jedoch betont, daß die Deutschen diese Schwabenstreiche selber mitgebracht hätten und daß diese nicht erst in Schlesien auf Grund irgend einer Tölpelhaftigkeit der eingewanderten Kolonisten entstanden seien*). Auch St. Jantzen und vor allem J. St. Bystroń haben auf die Abhängigkeit der polnischen Schwänke von den deutschen (auch holländischen) und bretonischen Quellen hingewiesen.

Wir haben vor allem folgendes festzustellen:

Die deutschen Einwanderer des Mittelalters brachten die Schwaben- und Schildbürgerstreiche, die es im Mittelalter ja schon gab, in den Osten mit und erzählten sie auch den Polen. Diese übernahmen sie, mußten aber nun jemanden suchen, auf den sie das übernommene Schwankgut zuschneiden konnten. Schilda oder das Schwabenland waren für die Volksüberlieferung der Polen zwei weltentlegene Begriffe. Was lag näher, als diese Schwänke den deutschen Siedlungen zuzuschreiben, von denen man sie gehört hatte. Bystroń hat schon die Hälfte von ihnen als westliches Lehngut festgestellt. Mich veranlassen aber Vergleiche zu der Annahme, daß mindestens 80% derselben durch die deutsche Einwanderung verbreitet worden sind. Heute haben sich die Schönwalder, Wilmesauer und Gnesdauer damit abgefunden, daß sie die Zielscheibe der Schwänke sind, und erzählen sie selber.

Auf eine wörtliche Wiedergabe des ganzen Materials legen wir keinen Wert. Von allen drei Dörfern (Wilmesau ist heute Städtchen) erzählt man:

1. Der Schulze wird gewählt, indem die Ratsherrn in der Runde sitzen, den Bart auf dem Tische, in dessen Mitte die Gemeindelaus sitzt. Wem sie auf den Bart kriecht, der ist gewählt.

2. Die Kirche wird weitergerückt**).

3. Der Hirte wird von vier Mann auf einer Tragbahre durch die Saat getragen, um den Ochsen herauszutreiben. Dadurch soll verhütet werden, daß der Hirte die Saat zertritt.

4. Das ganze Dorf wird verbrannt, um die den Bewohnern unbekannte Katze zu vertreiben.

5. Ein Waldstreifen wird abgeholzt, damit die Leiter quer hereingetragen werden kann.

Über die Wilmesauer und Gnesdauer erzählt man noch:

6. Ein Krebs wird als Schneider gedungen.

---

*) „Fryderyk Wielki i jego kolonizacja rolna na ziemiach Polskich", Bd. II, S. 352/3.

**) Das Weiterrücken der Kirche wird in vielen Gegenden Polens und der Ukraine den Deutschen zugeschrieben. Vergl. die ukrainische Zeitschrift „Etnografičnyj Zbirnyk". Bd. VI, Nr. 455 bei Drohobitsch.

7. Sie schwimmen durch das blaue Meer (Leinfeld).
8. Sie fischen den Mond aus dem Brunnen oder Teich.
9. Auf der Reise nach Rom zählen sie ab, ob alle da sind, indem sie die Nase in den Sand stecken.
10. Sie bauen ein Rathaus ohne Scheiben und tragen Licht im Sack herein.
11. Sie säen Salz.
12. Der Schulze rollt mit dem Mühlstein den Berg herunter.

Besonders über die Wilmesauer, deren hohe Kultur, Fleiß und Ordentlichkeit bekannt und aus deren Reihen eine Menge polnischer Intelligenz hervorgegangen ist, u. a. ein Lemberger Erzbischof, werden sehr viele Schwänke erzählt, und zwar weil, wie Magiera richtig hervorhebt, die Andersartigkeit ihrer Sprache, Sitte und Kultur die polnische Umgebung dazu reizte. Zwei Schwänke seien ganz wiederholt:

Wie die Wilmesauer ihre Wiese teilten.

Ursprünglich besaßen sie eine gemeinsame Gemeindewiese. Da sie aber zu weit von den Häusern entfernt war, wollten sie sie näher heranhaben und zogen unter Anführung des Vogtes los. Rings um die Wiese schlugen sie Pfähle ein, banden Stricke daran fest und zogen auf ein Zeichen hin los. Da nun jeder die Wiese nahe am eigenen Hause haben wollte, zog jeder in seiner Richtung. Da brach die Wiese auseinander, und seit der Zeit hat jeder ein Stückchen Wiese vor seinem Haus.

Sie schlagen nicht gern ihr Pferd.

Die Wilmesauer fuhren Steine zum Bau einer Kirche heran. Die Wagen gingen langsam, die Zeit aber war knapp. Jeder wollte sein Pferd schonen und es nicht mit der Peitsche berühren. Da gab einer den Rat, man möchte die Pferde austauschen: „Schlag' du meins, und ich deins, dann wird's uns nicht leid tun." So geschah's. Und nun ging die Arbeit schneller voran.

Der enge Zusammenhang zwischen Gnesdau und Schilda ergibt sich schon daraus, daß die ersten sich genau so wie die zweiten auf den Rat ihrer Frauen hin nur dumm stellten, um den Nachbarn nicht immer weise Ratschläge geben zu müssen. Gnesdau ist heute ganz kaschubisiert, wie ja überhaupt in der Kaschubei deutsches Volkstum in nicht geringem Umfange untergegangen ist. (Der Name des kaschubischen Dichters Cenova z. B. lautete früher „Ziegenhagen"!) Einen Schwank wollen wir ganz bringen, da in ihm noch eine Erinnerung an die plattdeutsche Sprache vorhanden ist.

Die Gnesdauer kaufen Schafe.

Einmal versammelten sich die Gnesdauer Bauern im Schulzenhofe und hielten Rat, wie sie am billigsten Wolle kaufen könnten. Es war noch Sommer, aber als gute Wirte wollten sie sich beizeiten mit warmer Kleidung für den Winter versehen. Nach langem Hin- und Herreden erhob sich der schriftkundige, kluge Schneider und sagte: „Weshalb geben wir jährlich so viel Geld für Wolle aus? Halten wir uns Schafe, dann werden wir Wolle genug haben." Und er sprach drei Stunden lang über das Schaf, seine Zucht, die Schafschur und über die Verwertung der Wolle. „Aber wo bekommen wir die Zuchtschafe" fragte ein Bäuerlein. „Die wird man doch in Putzig

zu kaufen bekommen", entgegnete der Schulze. Also beschlossen die Bauern, sich mit der Schafzucht zu befassen und beauftragten sechs der angesehensten Wirte mit dem Einkauf der Zuchtschafe.

Es begaben sich sechs Bäuerlein zur Stadt und fragten den Stadtwachtmeister, wo man Schafe einkaufen könnte. Der schalkhafte Stadtwächter wies sie an die Fischer aus Hela, die im Hafen ihre Boote angelegt hatten und Flundern verkauften. Die sechs Bäuerlein folgten seinem Rate, gingen ans Meer und fragten die Fischer: „Gute Leute, verkauft uns einige von euren Schafen zur Zucht." „Wünscht ihr Land- oder Seeschafe?" erwiderten die Fischer und lachten.

Dies wußten nun die Bauern nicht, sie wollten sich aber die Tiere einmal ansehen. „So schaut doch alle in den Meeresspiegel, da könnt ihr sechs Schafsköpfe zugleich sehen!" sagten die Fischer. Zwei Bauern waren ganz besonders neugierig, gar zu eilig sprangen sie ans Wasser und fielen ins Meer. Das Wasser schlug über ihren Köpfen zusammen, und man hörte nur „plump, plump". Zwei der plattdeutschen Sprache mächtige Bauern verstanden aber: „Kummt, kummt" und sprangen gleichfalls ins Wasser. Als ihnen aber die salzige Flut in den Mund drang, schrien sie „ää, ää!" Die beiden letzten Bäuerlein aber verstanden, „mä, mä", und sagten: „Hört, die Schafe blöken. Fangen wir uns auch welche!" Und auch sie sprangen ins tiefe Meer *).

(Aufgezeichnet von J. Patock)

Einzelne aus dem Deutschen entlehnte Schwänke erfreuen sich so großer Beliebtheit bei den Polen, daß man sie immer wieder antreffen kann, z. B. der vom Ausbrüten eines Fohlens aus einem Kürbis. Patock hat ihn bei Strellin (Kaschubei), Kolberg bei Posen aufgezeichnet. In beiden Fällen ist er auf den „Hauländer" gemünzt. Wir selbst besitzen zwei Fassungen aus dem Cholmerlande und aus dem Generalgouvernement. Kolberg berichtet aus der Gegend von Kruschwitz (Kujavien) von einem „Hauländer", dessen Pferd in einen Menschen verwandelt wurde. Umgekehrt haben in Wolhynien und Galizien die deutschen Kolonisten ihr Schwankgut auf die Ukrainer umgedichtet, die ihnen wegen ihrer Andersartigkeit und wirtschaftlichen Rückständigkeit eine erwünschte Zielscheibe des Spottes boten[6]).

Märchen über die Deutschen als Proben weiteren Lehngutes

Wenigstens zwei Märchen, ein polnisches und ein kaschubisches, wollen wir anführen, um anzudeuten, daß auch hier deutsche Überlieferungen den Polen Stoff zum Spott über uns geboten haben. In beiden steckt nicht einmal ein Bruchteil eigener gedanklicher Tätigkeit. Beide Märchen setzen sich aus dem deutschen Erzählgut entlehnten Motiven zusammen.

Wie die Schönwälder aus einer Erbschaft Nutzen zogen **).

Ein polnischer Vater hatte einst drei Söhne. Es war ihm im Leben nie sehr gut gegangen, so hatte er auch keine großen Schätze sammeln können. Als es mit ihm zum Sterben kam, nahm er doch einen Bogen Papier, schrieb

*) Patock hat über die Gnesdauer noch aufgezeichnet: 1. Die Sichel als Drache. 2. Das Kürbisbrüten (Stutenei). 3. Gnesdauer ertränken einen Aal. 4. Sie säen Salz. 5. Sie verbrennen eine Eule. 6. Sie pachten Gras auf dem Putziger Schloßturm. 7. Das einzige Paar Stiefel wird zum Abholen mitten auf den See gestellt. Usw.

**) Das Dorf Schönwald bei Gleiwitz.

mit großen Buchstaben ein Testament und verteilte seine Habe an seine drei Söhne. Der älteste erhielt einen schweren Hammer. Dem zweiten vermachte er einen schönen, bunten Hahn, der so laut krähen konnte, daß man ihn über drei Felder hinweg hören konnte. Und dem dritten Sohn hinterließ der arme Vater einen schönen, großen, grauen Kater. Der hatte ein Fell so weich wie Seide. Aber das Wertvollste an ihm war, daß er Ratten und Mäuse fangen konnte, wie sonst keine Katze und kein Kater im ganzen Lande. So hatten die drei Brüder doch wenigstens etwas von ihrem Vater geerbt, aber es war zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. So beschlossen die drei Brüder, sie wollten in die Welt ziehen und sehen, daß sie irgendwo ihr Glück machen könnten. Der älteste Sohn sollte zuerst ausziehen. Gesagt, getan. Der junge Mann steckte seinen großen Hammer in einen Sack und nahm ihn mit, denn er sagte: wer weiß, ob er mir nicht noch einmal von Nutzen sein kann. Er winkte seinen Brüdern zum Abschied zu und ging davon. Unterwegs wurde ihm gar bald die Zeit recht lang. So sang er sich munter ein Liedlein vor. Dabei war ihm die Zeit so rasch vergangen, daß er richtig erstaunt war, als er mit einem Male ein Dorf vor sich sah. Was mochte das für ein Dorf sein? Er ging näher hinzu, da merkte er, daß er ja nach Schönwald gekommen war. Durch's Dörfchen floß ein Bach. Das störte die Bauern gar sehr, wenn sie mit ihren vollbepackten Heu- und Kornwagen vom Felde kamen. Sie wollten also eine Brücke über den Bach bauen. Dazu mußten sie dicke Pfähle in den Boden treiben. Sie beratschlagten, wie sie das wohl machen könnten. Endlich kam einer auf den schlauen Gedanken, sie wollten die Pfähle mit irdenen Töpfen einschlagen. Das gab einen Heidenspaß. Jung und alt kam zum Brückenbau. Sie ergriffen die Töpfe und schlugen munter drauf los. Aber die Töpfe zersprangen gar schnell, und die Leute griffen zu neuen Töpfen. Das gab einen Mordsradau, wenn die Töpfe so krachten und in Scherben zu Boden fielen. Der reinste Polterabend auf der Straße. Bald war die erste Wagenladung Töpfe zerkracht. Ein großer Berg Scherben lag auf dem Platze, und ein neuer Wagen voll Töpfe mußte angefahren werden. Aber noch immer war nicht der erste Pfahl in den Boden getrieben. Und wenn es die Schönwälder so weiter gemacht hätten, so läge heute noch ganz Schönwald voll Scherben, und die Brücke wäre noch nicht fertig.

Da aber kam Hilfe in der Not. Gerade als sich die Schönwälder Bauern so den Schweiß von der Stirne wischten, kam der älteste Bruder ins Dorf. Belustigt sah er den Leuten eine Weile zu, dann rief er lachend: „Leute, Leute, was macht ihr denn da? Schaut her, ich habe hier etwas in meinem Sacke, wenn ich damit nur einmal auf den Pfahl schlage, so muß er gleich einen halben Meter in die Erde fahren und darf sich hernach nicht mehr rücken und rühren. Das Ding kostet hundert Mark, aber das ist noch viel billiger als eure vielen zerschlagenen Töpfe kosten werden." Die Leute sahen sich verwundert an, schließlich wollten sie das Wunderding sehen. Aber der Bruder gab es nicht eher heraus, als bis er das Kaufgeld in der Tasche hatte. Dann holte er seinen Hammer heraus, schlug einmal tüchtig auf den Pfahl, und siehe da, der rutschte vor Schreck und Angst, noch viele solche Schläge auf den Kopf zu bekommen, gleich ein tüchtiges Stück in die Erde und stand da so fest, daß ihn niemand mehr herausreißen konnte. Da lachten die Schönwälder vor Vergnügen. Jeder wollte einmal mit dem Wunderding schlagen, und bald waren alle Pfähle im Boden. Man gab dem Wanderer noch tüchtig zu essen, dann ging er davon. Als er ein Stück fort war, kam jemand hinter ihm hergelaufen. „He, he, lieber junger Mann", schrie der

Läufer, „sag uns doch auch, wie nennt man das Wunderling, das du uns verkauft hatte, und lud ihn ein, den Ziegenhandel zu begießen. Dieser und ging weiter. „So, so, ein Hammer, ein Hammer", brummelte der Schönwälder vor sich hin, „daß ich das Wort nur ja nicht vergesse, bis ich ins Dorf komme." Der glückliche Bruder aber klimperte mit seinen hundert Mark in der Tasche und kam voll Freude wieder nach Hause. Dort erzählte er, wo er seinen Hammer so schön verkauft hatte.

Am nächsten Tage begab sich der zweite Sohn auf die Wanderschaft. Er griff seinen Hahn schon am frühen Morgen, als er noch ganz schläfrig auf seiner Hühnerstange saß. Als er aber ausreißen wollte, da sagte der zweite Bruder zu ihm: „Kuck mal an, ausreißen willst du mir, gleich kommst du in den Sack, denn ich will mit dir auch mein Glück machen, wie es der ältere Bruder machte." Damit steckte er den Hahn in einen großen Sack, band ihn oben gut zu, nahm Abschied von seinen Brüdern und ging die Landstraße entlang. Auch er sang sich munter ein Liedchen.

Auch dieser Bruder kam nach Schönwald. Als er weiter ins Dorf kam, sah es gar wunderlich aus. Der eine Bauer kam von seinem Acker und hatte schon tüchtig gearbeitet, der andere fuhr erst hinaus. Die eine Frau schaute noch mit der Nachtmütze aus der Türe, die andere trieb ihre Kinder zum Schlafengehen. Der eine gähnte, der andere sagte Guten Morgen. „Was ist denn bei euch los?" fragte der zweite Bruder. „Ach", erwiderte ein Bauer, der gerade des Weges kam, „bei uns geht alles drunter und drüber. Wir haben keine Uhren und wissen nie, wie spät es ist, wann wir aufstehen und wann wir schlafen gehen sollen. So tut es eben jeder nach seinem Gefallen." „Ach, du meine Güte", rief lachend der zweite Sohn, „da habt ihr es aber schlecht hier in Schönwald. Aber ich kann euch helfen, wenn ich nur wollte. Schaut her, ich habe hier in meinem Sacke einen Vogel, der kann euch jeden Morgen sagen, wann ihr aufstehen müßt." „Mensch", rief der Schönwälder, „den Vogel muß unser Schulze sehen. Da kommt nur gleich mit ins Gasthaus, da ist er bei der Tanzmusik." Er ergriff den zweiten Bruder am Arm und brachte ihn gleich mit ins Gasthaus. Als die Leute dort hörten, daß sie einen Weckvogel bekommen könnten, da redeten sie dem Schulzen so lange zu, bis er den Vogel für zweihundert Mark kaufte. Der Bruder nahm nun sein Tier aus dem Sacke und sprach: „Liebe Schönwälder, das ist ein Hahn, den ich euch hier verkaufe. Hört zu, er kräht früh um drei Uhr, um vier Uhr und um fünf Uhr, wenn sich aber das Wetter ändern will, dann kräht er um 10 Uhr. Richtet euch danach, dann wißt ihr immer wie spät es ist." Damit strich der Bruder seine zweihundert Mark ein und ging davon. Bald kam er nach Hause und erzählte, daß er seinen Hahn so gut an die Schönwälder verkauft habe. „Na wartet", sprach darauf der dritte Bruder, „nun will ich auf die Wanderschaft gehen, aber ich verkaufe meinen Kater nicht unter dreihundert Mark." Er nahm Abschied und zog munter singend davon. Auch er kam nach Schönwald, und weil er vom vielen Singen Hunger bekommen hatte, ging er sogleich ins Gasthaus und bestellte sich dort ein tüchtiges Mittagbrot. Die Wirtin setzte ihm auch eine schöne Nudelsuppe mit vielen Fettaugen vor, einen saftigen Schweinebraten mit viel Kraut, Kartoffeln und Tunke. Sie rückte Teller und Schüsseln vor dem Gaste schön zurecht und dann legte sie ihm noch eine große Peitsche mit langer Schnur neben den Teller. Der dritte Bruder sah sich die Peitsche an und fragte dann ganz erstaunt: „He, gute Frau, das Essen sieht ja ganz schön aus, aber warum legt ihr mir dann noch eine Peitsche dazu?" „Ach, lieber Herr", antwortete die Frau, „wir haben hier

in ganz Schönwald so viel Ratten und Mäuse, daß wir uns ihrer gar nicht erwehren können. Sie sind so frech, daß sie uns sogar auf den Tisch gesprungen kommen. Da müssen wir sie immer mit einer Peitsche davonjagen. Also tut es auch, und dann laßt es euch gut schmecken." Der dritte Bruder fing an zu essen, aber kaum hatte er die ersten Bissen heruntergeschluckt, da kamen auch die Mäuse und riesengroße Ratten aus allen Ecken und Winkeln hervor und wollten auf den Tisch springen, um sich auch ihr Teil von dem guten Essen zu holen. Der Kater im Sack aber roch die Mäuse und Ratten und fing an, ungeduldig zu werden. Er kratzte und scharrte und wollte durchaus herausgelassen werden. Da rief der dritte Sohn: „He, Frau Wirtin, mit euren Ratten und Mäusen ist es wirklich schrecklich, die lassen einen ja überhaupt nicht in Ruhe essen. Kommt einmal her, ich wüßte einen guten Rat für eure Rattenplage." Neugierig kam die Wirtin herein. „Seht", erzählte der Gast, „ich habe in meinem Sacke hier ein Tier, das fängt euch alle Ratten und Mäuse weg, wenn ich es nur herauslasse. Schaut nur, wie das Tier schon zappelt, um sich auf die Mäuse zu stürzen." Da lief die Frau geschwind in die Stube und holte den Mann. „Mann, komm doch bloß mal schnell raus", rief sie schon durch die Türe, „hier ist ein Kerl, der hat ein Tier, das Ratten und Mäuse wegfangen kann." Der Mann kam sogleich heraus und fragte den Wanderer, ob er ihm nicht das Wundertier verkaufen möchte, und was es kosten solle. Der jüngste Sohn verlangte dreihundert Mark. Der Wirt zählte sie sogleich auf den Tisch, dann wurde der Sack aufgebunden, und mit einem großen Satz sprang der Kater heraus. Schon hatte er die erste Ratte gepackt, biß sie tot, warf sie hin und stürzte sich auf die zweite, auf die dritte und so fort, wie ein wildes Tier fuhr der Kater in alle Ecken der Stube, fing Ratten und Mäuse, und wenn sie sich noch so gut unter Tischen und Bänken versteckten. Ganz sprachlos schauten der Wirt und die Wirtin zu. So etwas hatten sie ihr Lebtag noch nicht gesehen. Es dauerte gar nicht lange, da war all das Ungetier weggeputzt. Und dann arbeitete der Kater ohne Rast und Ruhe in der Küche umher.

Inzwischen war der jüngste Bruder weggegangen. Da lief ihm der Gastwirt noch schnell nach und rief schon von weitem: „He du, was frißt denn der Kater?" Der junge Mann war schon so weit weg, daß er den Bauern nicht verstehen konnte. So schrie er zurück: „Was!" „Was", stotterte erschrocken der Wirt, denn er glaubte, der fremde Mann hätte polnisch gesprochen, und was heißt auf deutsch „euch". Weil der arme Mann nun glaubte, der Kater würde ihn selber fressen, bekam er solche Angst vor ihm, daß er beschloß, lieber den Kater zu töten und die Mäuse und Ratten leben zu lassen. Er lief sogleich zurück und jagte den Kater in der Stube, um ihn zu fangen. Der Kater sprang über Tische und Bänke und zerschlug dabei Gläser und Krüge. Dann entwischte er in die Küche und von dort durch's Fenster in die Scheune. Der Gastwirt immer hinter ihm her. In der Scheune konnte er ihn schon gar nicht erwischen. Da steckte er die Scheune in Brand und hoffte, das Tier würde darin verbrennen. Der Kater aber sprang durch ein Loch im Dache auf die nächste Scheune, die steckten die Leute auch an, auch die dritte, die vierte. Niemals aber verbrannte der Kater mit, sondern er kam immer noch zur rechten Zeit irgendwo heraus und sprang weiter. So verbrannten schließlich alle Scheunen im Dorfe Schönwald. Aus der letzten Scheune aber sprang der Kater in den Wald. Und schließlich hat ihn dort ein Jäger erschossen.

So endete die Geschichte von der armen Erbschaft.

(Aufgez. von Prof. Mak in Lenschütz OS.)

Das folgende kaschubische Märchen über die Danziger Studenten geht ganz auf niederdeutsche Vorlagen zurück*).

Der Bauer und die Studenten.

In den Sommerferien machten einst drei Studenten aus Danzig eine Wanderschaft durch die Kaschubei. Sie bewunderten die herrlichen Wälder und Seen, gingen immer weiter und weiter, bis es Abend wurde. Bei einem kaschubischen Bauern blieben sie zur Nacht. Nachdem sie ein bescheidenes Abendmahl — Pellkartoffeln, Hering und Buttermilch — gegessen hatten, legten sie sich aufs Stroh um zu schlafen.

Ihr Wirt jedoch blieb mit seiner Frau in der Nebenstube und sagte: „Ich muß unsere Ziege verkaufen, denn wir haben kein Geld, um die Steuern zu bezahlen. Übermorgen ist Markttag in der Stadt." Die Frau aber entgegnete: „Für die Ziege bekommst du kaum fünf Taler, und damit ist uns wenig geholfen. Verkaufe die Kuh, für die bekommst du schon fünfzig Taler, damit können wir schon alle unsere Schulden bezahlen und haben Ruhe für lange Zeit." Der Bauer war jedoch für den Verkauf der Ziege. So stritten sich die beiden Leute über den Viehverkauf, bis sie einschliefen. Die drei Studenten hatten das Gespräch gehört und beschlossen, den einfältigen Bauern zu prellen. Am nächsten Morgen verließen sie die gastliche Stätte und gingen zurück in die Stadt.

Es kam der Markttag. Der Bauer wollte die Ziege verkaufen, aber da ihn sein Weib schon tüchtig ausgezankt hatte, nahm er in seiner seelischen Verwirrung die Kuh und führte sie zur Stadt. Bald begegnete ihm ein Fleischergeselle und fragte: „Was kostet die Ziege?" — „Dies soll eine Ziege sein?" antwortete das Bäuerlein, „der Meister ist wohl nicht recht gescheit, daß er eine Ziege von einer Kuh nicht unterscheiden kann. Was ich hier am Stricke führe ist eine Kuh und keine Ziege!" Und er trieb die Kuh weiter und ließ den Fleischer stehen.

Bald begegnete ihm ein zweiter Gesell und fragte: „Was soll die Ziege kosten?" Das Bäuerlein sah ihn verwundert an, sah das Vieh an und sagte: „Ich führe doch eine Kuh zu Markte und keine Ziege!" — „Schlimm, daß du eine Ziege von einer Kuh nicht unterscheiden kannst", sagte der Mann, „es wird dir jeder bestätigen, daß du eine Ziege und keine Kuh am Stricke führst!" Und der Händler ging weiter.

Das Bäuerlein war nun sehr unsicher geworden, bald wußte es nicht, ob das Vieh, das er am Stricke führte, eine Kuh oder eine Ziege sei. Es wollte jedoch sehen, was ein dritter Händler sagen würde. Und es dauerte auch nicht lange, so kam ein Fleischergeselle des Wegs.

„Was kostet die Ziege, ich gebe dir fünf Taler!" Der Bauer glaubte nun selbst, daß er die Ziege zum Verkauf mitgenommen habe und verkaufte das Vieh für fünf Taler und ging nach Hause.

Die drei Fleischergesellen waren aber unsere Studenten. Sie hatten sich als Händler verkleidet, verkauften die Kuh und machten sich einen vergnügten Tag.

Der Bauer kam nach Hause, zählte der Frau die fünf Taler auf den Tisch und sagte: „Hier ist das Geld für unsere Ziege!" „Was!" entgegnete das Weib, „für die Ziege? Die steht doch auf der Wiese! Schau einmal hin! Du hast die Kuh verkauft!" Der Bauer ging in den Stall und überzeugte sich bald, daß die Kuh verkauft war.

*) Man vergleiche „Plattdeutsche Volksmärchen", Neue Folge. Gesammelt und bearbeitet von Wilhelm Wisser. Jena 1927, S. 132: „De Bur un de Studenten".

Er sagte: „Beruhige dich, Frau! Ich habe noch nicht das Angeld vertrunken!" Und er setzte seine Kaschubenmütze aus Lammfell auf, nahm das Geld und ging zurück zur Stadt. Dort traf er den Händler. dem er die Kuh verkauft hast?" „Das ist ein Hammer" schrie der älteste Bruder zurück, sagte: „Warte ein halbes Stündchen. Ich rufe meine Kollegen, da werden wir schon tüchtig trinken!"

Während der Student seine Freunde suchte, ging der Bauer in einen Krug, kaufte eine Flasche Wein, bezahlte einen Taler dafür und sagte zum Wirt: „Verwahre mir den Wein, ich komme etwas später mit meinen Freunden und werde ihn dann trinken!" Der Wirt war damit einverstanden.

Der Bauer ging in den zweiten Krug, kaufte eine Flasche Schnaps, bezahlte sie und wollte später mit seinen Freunden trinken kommen. Wieder ging er in einen Bäckerladen, bestellte eine Kanne Kaffee, eine Menge Kuchen und bezahlte alles. Gegen Abend wollte er wieder einkehren. Nun waren auch die drei Studenten da und gingen mit dem Bäuerlein in den ersten Krug. Der Kaschube ließ eine Flasche Wein kommen, und bald war sie geleert. Er sagte: „Der Wein schmeckt nicht besonders. Gehen wir in einen anderen Krug und trinken wir Schnaps!" Er rief den Wirt, nahm seine Pelzmütze, sah in sie hinein, drehte sie dreimal um und fragte: „Was bin ich schuldig?" — „Gar nichts", sagte der Wirt, „geh mit Gott und komm bald wieder!" Als sie draußen waren, sagte ein Student zum anderen: „Er bezahlt nichts, sondern dreht nur seine Mütze um, was bedeutet das?"

Sie traten in den zweiten Krug ein. Der Bauer ließ eine Flasche guten Likör kommen, und sie tranken. Wieder kam der Wirt, der Bauer drehte seine Mütze und fragte: „Was bin ich schuldig?" — „Nichts", erwiderte der Krüger, „komm bald wieder!"

Draußen sagten die Studenten: „Wie kommt es, daß du trinkst, die Mütze drehst und nicht bezahlst? Und der Wirt ladet dich dazu noch ein, bald wiederzukommen!" — „Das ist meine Sache", sagte der Bauer. „Aber ich habe Hunger. Kehren wir beim Bäcker ein und trinken wir Kaffee und essen Kuchen. Das wird uns allen gut tun!"

Beim Bäcker aßen sie und tranken. Der Bauer drehte wieder seine Mütze und fragte: „Was bin ich schuldig?" „Geh mit Gott und komm bald wieder", antwortete der Bäcker.

Draußen umringten die Studenten den Bauern und fragten ihn, ob er ihnen nicht seine Mütze verkaufen wolle. Er sagte: „Wie soll ich denn ohne Mütze nach Hause gehen?" Sie aber baten und boten ihm viel Geld. Endlich sagte er: „Für tausend Taler verkaufe ich sie." Nun gingen die Studenten zu Bekannten und Freunden, brachten tausend Taler zusammen und kauften die Kaschubenmütze.

Der Bauer kam nach Hause. Er zählte die tausend Taler auf den Tisch und sagte zu seiner Frau: „Als ich die Kuh billig verkauft habe, hast du geschimpft. Jetzt wirst du mit mir zufrieden sein, denn ich habe für meine Mütze tausend Taler bekommen." Die Frau freute sich sehr und verwahrte das Geld im Bettstroh.

Einige Tage darauf veranstalteten die Studenten einen großen Kommers im besten Gasthof der Stadt. Es waren Gäste geladen. Man aß und trank und vergnügte sich bis zum frühen Morgen. Als die Gäste sich nach Hause begaben, nahm einer der Studenten die Kaschubenmütze, drehte sie um und fragte den Wirt, was er schuldig sei. Dieser brachte eine lange Rechnung und verlangte Bezahlung. Da wunderten sie sich, daß die Mütze ihren Erwartungen nicht entsprach. Es nahm sie daher der zweite Student, ging

zum Wirt und fragte: „Ich bin doch nichts schuldig!" und drehte die Mütze um. „Bezahle, dann bist du mir nichts schuldig", entgegnete ärgerlich der Wirt. Und wieder wunderten sich die Studenten, daß das Mützedrehen nichts half. Aber der dritte Student wollte es noch einmal mit der Wundermütze versuchen. Er fragte: „Ich bin doch gewiß nichts schuldig!" — Der Wirt entgegnete ärgerlich: „Mache hier keine Späße! Bezahle, und dann bist du mir gewiß nichts schuldig."

Nun sahen die Danziger, daß nicht sie den einfältigen Kaschuben, sondern dieser sie geprellt hatte. Da der Wirt die Polizei rief und energisch Bezahlung verlangte, schickten sie zu ihren Eltern. Diese kamen in die Stadt und bezahlten die hohe Rechnung.

Bald erfuhr der Bauer von dem Ereignis. Er fürchtete die Rache der Studenten und sagte zu seiner Frau: „Streue in die Kammer Stroh, bringe auch ein Totenhemd und Laken herbei. Wenn die Studenten kommen und nach mir fragen, dann sage, daß ich gestorben sei." In die Kammerecke stellte er einen dicken Eichenknüppel hin.

Bald kamen auch die Studenten. Der Bauer sah sie von ferne, legte sich auf's Stroh, und die Frau weinte im Flur. „Wo ist der Bauer", fragten die Studenten. „Ach, mein Mann ist heute früh gestorben und liegt schon auf dem Stroh. Die Herren können ihn ansehen." Da lag der Kaschube im Totenhemd auf dem Stroh mit einem Laken bedeckt. Aber sie sahen auch in der Ecke der Eichenknüppel. Da sagte der eine: „Ist er tot, so ist unser Geld verloren. Aber ich will ihm mit diesem Knüppel noch einige Hiebe verabfolgen." Und er fing das Bäuerlein zu prügeln an.

Plötzlich sprang der Tote auf und rief: „Gut, daß du mich mit diesem Stock geschlagen hast. Es ist nämlich ein Wunderknüppel. Schlägt man damit einen Toten, so wird er lebendig."

Nun wollten die Studenten auch den wunderbaren Eichenknüppel kaufen. Sie handelten mit dem Bauern, und schließlich verkaufte er ihn für dreitausend Taler.

Darauf gingen sie in die weite Welt, und der Bauer lachte sie aus. Auf ihrer Wanderschaft kamen die Studenten in die Stadt, wo der König wohnte. Dort herrschte Trauer, denn die Königin war gestorben, und doch war sie noch so jung. Der König wollte sich nicht trösten und wich nicht von der Seite der Toten.

Die Studenten meldeten sich am königlichen Schlosse als Wunderärzte und versprachen, die Königin zum Leben zurückzurufen. Der König nahm sie auf's beste auf, bewirtete sie und führte sie dann in die Totenkammer.

Als sie allein waren, nahm der älteste Student den Eichenknüppel und versetzte der Königin einen tüchtigen Hieb und rief: „Stehe auf!" Aber die Tote rührte sich nicht. Da nahm der zweite den Knüppel, aber auch der schlug vergebens. „Ihr versteht nicht mit dem Zauberstab umzugehen", sagte der dritte, „ich werde die Tote so schlagen, wie ich den Bauern geschlagen habe. Legt sie nur auf den Rücken!" Und er fing die Leiche zu schlagen an, schlug immer kräftiger und schrie: „Steh auf! Steh auf!" Aber die Tote rührte sich nicht. Der König aber stand vor der Tür und sah durchs Schlüsselloch, was die Doktoren mit seiner Frau anstellten. Als er sah, wie seine geliebte Gemahlin geschlagen wurde, rief er die Wache herbei, ließ die drei Studenten abführen und am Galgen aufhängen. —

(Aufgez. von J. Patock)

Wir sehen also auf Schritt und Tritt, daß die Überlieferung an der Volkstumsfront keine Autorenrechte kennt. Das Erzählgut des Gegners wird übernommen und der Spieß umgekehrt. Die Hauptregel bleibt: das eigene Volk als klug, das andere als töricht hinzustellen und den Partner möglichst geschickt lächerlich zu machen. Anerkennungen, die man allerdings auch ab und zu dem Nachbarvolke zollt, besitzen meist einen warnenden Unterton. Das A und O jeder Grenzlandlogik bleibt jedenfalls, sich selbst und die von drüben von der eigenen Hoch- oder Höherwertigkeit zu überzeugen.

10. Kapitel.

Spott und Schimpf von hüben und drüben

Allerlei Neckereien

Derbheit, eine männliche Tugend, ist in der ganzen Welt, wo Völker zusammenwohnen, in ihren bäuerlichen Schichten eine natürliche Erscheinung. Schlüpfrigkeiten und Zweideutigkeiten sind dagegen in der Überlieferung so gut wie unbekannt. So zögern wir nicht, die in diesem Kapitel gebrachten volkstümlichen Spöttereien, die es im Raume der deutsch-polnischen Nachbarschaft zu Tausenden gibt, mit wenigen Einschränkungen als gesunde Derbheiten zu bezeichnen. Solange unsere Völker keine Zimmerpflanzen werden, dürften sie auch schwerlich auf ihren männlichen Witz verzichten. Trotzdem soll er keineswegs nur verherrlicht werden. Aber wir wollen nicht Jeremiaden anstimmen, wie das auf beiden Seiten empfindsame Gemüter oft getan haben. Gerade weil über diese Dinge im Schrifttum so viel Unklarheiten und Mißverständnisse herrschen, dürfen wir sie nicht übergehen. Spott und Humor — sie sind ja bei allen Erscheinungen des deutsch-polnischen Gegensatzes bis zu einem gewissen Grade ein versöhnendes Moment — fehlten bisher in keinem unserer Kapitel. Dennoch müssen wir sie hier noch einmal besonders behandeln. Die Spottverse, die wir mitteilen, bedürfen keiner Erläuterung.

Wie der Deutsche und der Pole stirbt.

Umarł Niemiec, umarł,
leży na ulicy.
Nie miał go kto płakać,
przyszła świnia — ryczy.

Umarł Polak, umarł,
na zielonej łące.
Przyszły trzy panienki,
wzięły go na ręce.

Es starb ein Deutscher, er starb
auf der Straße und verdarb.
Kein Mensch wollt ihn beweinen,
da kamen und grunzten die Schweine.

Es starb ein Pole, er starb
auf der Wiese (und nicht verdarb).
Drei Jungfrauen nahmen am Ende
den Leib auf ihre Hände.

(Litzmannstädter Gebiet)

Przed kamienicą, przed sienią,
tańczył Niemiec ze świnią.
Świnia mówi: niut, niut, niut.
Niemiec mówi: gut, gut, gut.

Niemcze, świnia za tobą leci,
krzyczy, ryczy, żebyś jej dał cycy.
Jak jej nie dasz cycy,
to cię pokalyczy.

Vor dem Hause, in der Scheun'
tanzt ein Deutscher mit einem Schwein.
Das Schwein spricht: niut, niut, niut.
Der Deutsche, der sagt: gut, gut, gut.

Deutscher, eine Sau läuft hinter dir,
grunzt, daß die Brust du gebest ihr,
Tust du's aber nicht,
beißt sie dich.

(Litzmannstädter Gebiet)

Świajder, majder, świajder siust!
Pośli Miemcy na odpust!
A co uśli, to siedli,
i co mieli, to zjedli,
aze za trzy mile srać biegli.

Schweider, Meider, Schweider, mach' naß!
Die Deutschen gingen zum Ablaß!
Kaum gingen sie, schon saßen sie,
und was sie hatten, fraßen sie.
Drei Meilen laufen und dann ein Haufen.
(An der Raba)

Posed Świab do Świabki
pozycać kuciabki:
Idź ty głupi Świabie.
Co ci po kuciabie!

Ein Schwabe ging zur Schwäbin rein
wollt borgen sich eine kleine Ofenkrücke,
Ach geh, du dummer Schwabe.
Was willst mit der Ofenkrücke!
(An der Raba)

Miemce ludzie, Miemce ludzie
a Polacy bydło!
Jak się bydło ozigrało,
wszystkich Miemców przysrało.

Die Deutschen Menschen, die Deutschen Menschen,
und die Polen Vieh!
Als das Vieh sich losgerissen,
hat es alle Deutschen beschissen.
(An der Raba, Ostgalizien, Lubliner Land, Kujavien) *)

Na lwowskim polu
zakopane dyle,
jedzie tam luter
na ślepej kobyle.

Auf dem Lemberger Felde
sind vergrabene Bohlen,
da reitet ein Luther
auf einem blinden Fohlen **).

Cztery panny w tańcu,
łopucha na końcu.
Łopucha się okociła,
trzysta Niemców porodziła
i dwadzieścia Niemków ***).

Vier Jungfern im Tanze,
ein Hederich am Schwanze,
Der Hederich Junge gebar,
Dreihundert Deutsche sogar,
und zwanzig deutsche Weiber.
(Goleszów, Galizien)

Szwab
na psa wsiadł,
z psa na kota —
to jego robota.

Der Schwabe
setzt sich auf den Hund
und vom Hund auf den Kater —
das ist sein Theater.
(Dombie, Ostwarthegau)

Niemiec, Szwab,
w gówno wpadł,
cztery konie zaprzągali,
Niemca z gówna wyciągali.

Deutscher, Schwabenmann,
fiel in den Dreck.
Vier Pferde spannte man an,
zogen 'n Deutschen wieder weg.
(Bei Warschau und Petrikau)

Kiedy Niemiec świnie pasł,
to mu piorun w tyłek trzasł.

Der Deutsche paßt auf die Schweine auf,
da schlug ihm der Blitz auf den Hintern rauf.
(Bei Litzmannstadt)

A wy Niemcy nic nie wiecie,
tylko ludzi cyganicie.

Ach ihr Deutschen, nichts ihr wißt,
betrügt die Leute nur mit List.
(Goleszów, Galizien)

---

*) Alle drei Verse von der Raba (Kleinpolen) sind veröffentlicht bei Jan Świętek „Zwyczaje i pojęcia prawne ludu nadrabskiego". M A A E. II, S. 269.

**) Wörtlich: Stute. Auch bei anderen Versen ist die Übersetzung ab und zu des Reimes wegen nicht ganz wörtlich.

***) Veröffentlicht bei J. St. Bystroń „Pieśni ludu polskiego" (Krak. 1924, S. 123). Es heißt dort: „Viel mehr Lieder beziehen sich auf die westlichen Nachbarn, die Deutschen; der Ton ist hier grundsätzlich verächtlich."

Niemiec, Szwabie, torf już suchy, idź, cholero, czyś ty głuchy? *)	Deutscher Schwabe, der Torf ist schon trocken, geh' zum Teufel, bist du taub? (Gotówka, Cholmerland)

Natürlich kennt auch die deutsche Volksüberlieferung unzählige Spottverse dieser Art. In Westpreußen rufen die Deutschen hinter den Kaschuben her:

Wo kommen denn die Kaschuben her?
Es sind so viel wie Sand am Meer.
Von..... (Es folgt der jeweilige Ort).

Oder: „Kaschub vom Land hat kein Verstand."

Oder: Der Pole scheißt ins Butterfaß.
Junge, Junge, wie rummelt das.

An Derbheit lassen diese und andere Verse meist nichts zu wünschen übrig.

Furchtsamkeit der Deutschen

Mit besonderer Vorliebe stellen die Polen ihre deutschen Nachbarn als ängstlich und feige hin, während wiederum in unseren Kolonien erzählt wird, daß die Polen immer die Ausreißer sind. Dieser Meinungsunterschied läßt sich in der Nachbarschaft aller Völker feststellen. Der Engländer bezeichnet mit „dutch courage" (holländischer Tapferkeit) das Maulheldentum beim Glase Bier, und vom Franzosen sagt spöttisch ein Sprichwort: „One Englishman can beat three Frenchmen". Die Italiener spotten: „Fura francese i ritirata tedesca".

Volkslied.

1. W Warszawie na sali Niemcy tańcowali. Polak wąsem ruszył, Niemcy uciekali.	In Warschau im Saale tanzten die Deutschen alle. Ein Pole den Schnurrbart dreht, waren die Deutschen weggeweht.
2. Zaczekajcie Niemcy! Przyjdzie was tu więcej. Niemcy nie słuchali, tylko uciekali.	Ihr Deutschen, wartet doch, bald kommen mehr von euch noch. Die Deutschen hörten nicht drauf und blieben weiter im Lauf.
3. W Berlinie na sali Polacy tańcowali. Niemcy pod ławami buty szorowali.	In Berlin im Saale tanzten die Polen alle. Die Deutschen unter den Bänken taten ihre Schuhsohlen blänken. (Bei Litzmannstadt. Ähnlich im ganzen ehem. Polen)
Dużego Szwaba pobije polska baba.	Einen großen Szwaba verhaut eine polnische Baba. (Cholmerland)
Dwaj Polacy kijem dwudziestu Niemców biją.	Zwei Polen mit dem Stock schlagen zwanzig Deutsche. (Bei Hermannsbad)

In einem polnischen Aufständischenlied heißt es:

Jeden Polak siedm Niemców pod pachami zdusi.	Ein Pole zerdrückt sieben Deutsche unter dem Arm **).

*) So spotteten die Polen, weil die deutschen Kolonisten das Torfstechen im Cholmerlande eingeführt haben.

**) W. Noskowski „Naprzód wiara" Posen 1935.

Słusznie nosisz imię Szwaba,
boś ty zuch, jak stara baba.

Mit Recht nennt man dich Szwaba,
bist mutig wie 'ne alte Baba.
(Cholmerland)

Widziałem na wierzbie,
jak się Niemcy piekli.
Ja do nich widelcem,
a oni uciekli.

Ich sah auf der Weide,
die Deutschen briet die Sonn'.
Ich auf sie mit der Forke,
da liefen sie davon.
(Masovien)

Szwabik nasz, kury pasł
i kartofle siekał;
kury jaja pogubiły,
a nasz Szwab uciekał.

Hühner hütet unser Schwäbelein,
stampft dabei Kartoffeln klein.
Den Hühnern fielen die Eier raus,
da rückte unser Schwabe aus.
(Szczerzec bei Lemberg)

Kopa Niemców,
a wiertel pierza.

Ein Schock Deutsche,
ein Scheffel Federn.
(Piekary, Kr. Turek)

Ein geflügeltes Wort aus dem 16. Jahrhundert, wohl eine Erinnerung an die Schlacht bei Pitschen, verspottet den Deutschen:

Niemiec pyszny i hardy,
rad widzi krwawe boje.
Wszak pola nie dostoi,
bo się Polaka boi.

Der Deutsche hochmütig und stolz,
sieht gerne blutige Kämpfe.
Doch behauptet er nicht das Feld,
da er den Polen fürchtet.

1806 sangen die Polen in Warschau folgendes Spottlied:

1. Głupie Niemcy, głupie,
nie siedzą w chałupie;
od Francuzów w kupie
dostali po skórze.

1. Dumm sind die Deutschen, dumm,
sitzen nicht im Haus herum.
Von den Franzosen zu Hauf
bekamen sie auf 'n Buckel rauf.

2. Skóra Niemca swędzi,
resztę ludu pędzi,
co ma Niemiec, straci,
Francuzów zbogaci.

2. Den Deutschen juckt das Fell,
das letzte Volk treiben sie ins Feld.
Was der Deutsche hat, verliert er gleich,
das macht die Franzosen reich.

3. Kusy fraczek, kusy,
(h)arcabek po uszy;
Polak szablą ruszy,
Niemiec już bez duszy.

3. Ein Fräcklein, kurz beschoren,
den Haarzopf über die Ohren.
Der Pole mit dem Säbel rührt,
der Deutsche gleich das Herz verliert.

4. Słaby Niemiec, słaby,
niech wyśle swe baby;
jak zęby pokażą,
Francuzów porażą.

4. Schwach ist der Deutsche, schwach,
er schickt seine Weiber nach.
Ihre Zähne werden siegen,
wird der Franzmann sie zu sehen kriegen.

5. Jasne widać zęby,
o ćwierć mili z gęby;
Niemieczki zębate,
Niemczyska garbate *).

5. Genau sind die Zähne zu sehn,
ein viertel Meil sie aus dem Maule stehn;
Zähne haben die deutschen Weiber,
ihre Männer bucklige Leiber [1]).

*) Die letzten beiden Strophen des Liedes, die wir hier nicht anführen, brachten wir schon auf S. 222.

In den Volksliedern der polnischen Minderheit im Ermlande kommen u. a. folgende Strophen vor:

My Polacy, nieboracy,
jedziewa do boju.
A wy Mniamce, cudzoziamce,
z zidłami do gnoju.

Wir Polen, arme Kerle,
reiten in den Krieg.
Und ihr Deutschen, Fremdlinge,
mit der Forke zum Mist.

Ein an den Krieg 1806/07 erinnerndes Lied, in dem die Franzosen die Preußen auffordern, Polen abzugeben, spottet:

Gdy hulony przyjechali
na to prawe skrzydło,
to Prusaki z Moskalami
ryczeli jak bydło.

Als die (franz.) Ulanen ranritten
nach dem rechten Flügel,
Da brüllten die Preußen
mit den Russen wie das Vieh.

Ob die Kennzeichnung des Nachbarvolkes richtig ist oder nicht, spielt bei diesen Überlieferungen keine Rolle. Der Sinn ist, sich selbst Mut zuzusprechen und sich herauszustreichen, indem man den Nachbarn lächerlich macht.

Das Lieblingsmotiv an der Volkstumsfront

Schon in den vorigen Kapiteln tauchte immer wieder in den polnischen Neckversen jener Körperteil des Menschen auf, der auch noch zu anderen Dingen als zum Sitzen da ist. In Wilhelm Stapels „Deutsches Volkstum" (1934, Heft 3) hat Erich Müller in einem Aufsatz „Der Allerwerteste" nachgewiesen, daß die Zahl der in den deutschen Mundartwörterbüchern unter dem Stichwort „Arsch" gesammelten Redensarten schier unübersehbar ist und daß dabei der deutsche Volkswitz mit Meisterschaft alle Register von der zarten Anspielung bis zur behäbigbreiten Derbheit beherrscht. Wundern wir uns also nicht, daß auch im nachbarlichen Zusammenleben der Deutschen und Polen der allerwerteste Körperteil für unzählige Spöttereien und Vergleiche herhalten muß. Auch die polnische Dichtung, vor allem die ältere, hat dieses Motiv nicht verachtet. (Man lese Wacław Potocki „Ogród Fraszek". Teil III, S. 76, Nr. 91 und andere.)

Im mittelalterlichen Krakau waren Gefechte des Wortes und der Faust zwischen den einzelnen Nationalitäten der Studentenschaft nicht selten. Ein beliebter Vorwurf, den vor allem die Tschechen den Deutschen machten, war, sie seien aus dem Hintern des Pilatus geboren:

Teutonici sunt nati, venerunt de culo Pilati.

Die Krakauer Acta rectoralia von 1474 enthalten eine Notiz, daß der Scholar Bernhard von Lubiszow einen Skandal verursachte, indem er vor die deutsche Burse zog, das Lied von dem die Deutschen gebärenden Pilatus sang und außerdem mit Steinen warf*). Bystroń meint, daß dieser Spott sehr alt sein müsse und daß die Geschichte seiner Entstehung schwer festzustellen sei[2]). Heute ist er nicht mehr anzutreffen, doch mangelt es nicht an Ersatz.

*) L. H. Morstin läßt diesen lateinischen Vers in seinem Drama „Legenda o królu" (1916) als Scholarengesang „von der Straße" ertönen, fügt aber noch hinzu: „Poloni sunt tristi, venerunt de corpore Christi".

Niemcze,
zjem cię.
Pójdę na pole,
wysram cię w dole.

Deutscher,
ich freß dich.
Dann geh ich auf's Feld,
scheiß dich in ein Loch hinein.
(In verschiedenen Fassungen in ganz Polen)

Szwabica maleńka,
jak sra to stęka.

Kleine Schwäbin du,
wenn du scheißt, dann stöhnst dazu.
(Ostwarthegau, Lubliner Land)

Szwabie!
Wyliż dupę babie!

Schwabe,
Leck deiner Baba den Hintern!
(Juraszowa bei Neu-Sandez)

Ty Szwabie, durnuchu,
gówno masz w uchu.

Schwabe, ein Dummlack du bist,
und im Ohr hast du Mist.
(Bei Cholm)

Miemiec, Miemiec,
srał na krzemieniec [3]).

Deutscher, Deutscher,
scheiß auf den Feuerstein.
(An der Raba, Galizien)

Tęcza,
pocałuj w dupę Niemca.

Regenbogen,
küß dem Deutschen den Hintern.
(Im Ostwarthegau, Generalgouvernement)

Den Sinn dieses weit verbreiteten Verses konnte mir niemand genau erklären. Dem Regenbogen wird diese schwierige Handlung wohl nur um des passenden Reimes willen empfohlen.

Ja Polak,
a ty Szwab.

Ich ein Pole,
du ein Schwab.

So ruft der Pole hinter dem Deutschen her, worauf dieser sofort polnisch antwortet:

Ja się wysram,
a ty — chap.

Ich scheiß mich aus,
und du machst hap.
(In ganz Polen, die vorliegende Fassung aus Goleszów, b. Sandomir)

Siedzi wróbel na stodole,
tam go słoma w dupę kole.
Przypatrzta się wszyscy Niemcy,
jak ten wróbel dupą kręci

Ein Spatz auf der Scheune sitzt,
wo ihm 's Stroh in'n Hintern ritzt.
Alle Deutschen schaut mal zu,
er dreht den Hintern immerzu.
(Bei Leslau)

Mimiec szkop,
na kobyłę wsiodł;
Kobyła pierła,
mimiec spodł.

Der Deutsche-Schöps
sich auf die Stute setzt;
die Stute furzte munter,
der Deutsche fiel herunter.
(Pogorzała, Kr. Neßau *)

Niemiec pluder
kluski gniótł,
wyleciał mu
z dupy glut.
A on myślał,
że to jego dusza,
i nastawił prędko
kapelusza.

Deutscher, Pluder
Klöße macht.
Ein Furz ihm
aus dem Hintern kracht.
Er denkt,
die Seele ihm entflitze
und fängt schnell sie
mit der Mütze.
(Generalgouvernement, Ostgalizien)

Die deutschen Kolonisten wiederum spotteten darüber, daß die Polen und Ukrainer früher keine „Häuschen" hatten oder zum Teil heute noch

*) Andere Fassungen im ganzen ehem. Polen.

nicht haben und sich besonders zur Zeit der Einwanderung wunderten, weshalb die Niemcy ihr Geschäft im Abtritt statt an der freien Luft verrichteten. Aus dieser Zeit sind folgende Verse im Schwange:

Bu'e schiet su'e
schiet söt,
schiet alle Lied
vö d' Feet.

Bu'e schiet su'e
schiet groff,
schiet alle Lied
uppe Hoff.

(Kol. Marjanka im Cholmerland)

Bekanntlich nennt der Deutsche im Osten sich selbst Kolonist oder Wirt, den Polen und Ukrainer aber „Bauer", ferner Knorr, Knust, Talg (nd.), d. h. Ast, unbeholfener Haufe, Zweig.

Knorre, Knust,
schiet di en'd Fust.
Dine, Dane,
riek e rane.

(Mennonitenkol. Kasuń, Weichselniederung)

Oder:
Polacken, Kosaken,
mit Scheiße vermengt,
am Galgen gehängt.

(Im Posenschen)

Wenn bei den Deutschen im Westnetzegau Speck gebraten wird oder etwas auf dem Herde anbrennt, heißt es sprichwörtlich: „Dat rükt groad so, as ob de Polack hät in de Pann scheite".

Die Koschneider in Westpreußen spotten: „Ist sich Polack, scheißt sich dünn wie Wasser." Und bei Litzmannstadt spotten die Deutschen: „Polack, Polack, Kopf verdreht, reingeschissen, zugenäht," bei Posen: „Polack, Strolack, Nummer vier, scheißt von hier bis an die Tür."

In Golunhauland (Golunin) bei Pudewitz (Posen) zeigten poln. Kinder deutschen oft den blanken Hintern und spotteten: „Da habt ihr ganz Brandenburg" (oder „Deutschland"). Ähnliche Szenen kamen auch anderorts vor.

Wir haben uns durch Rückfragen überzeugt, daß der Hintern und seine von den Ästhetikern gern schamhaft totgeschwiegene wichtige Aufgabe an den Volkstumsfronten in aller Welt die gebührende dichterische Anerkennung gefunden haben. In der Batschka spotten die Deutschen über die Razen (Serben):

Raz, Raz, Magaraz,
hat a Büschel Stroh im Arsch.

Kann's nich rausscheiße,
muß es rausbeiße.

Die Madjaren verspotten ihre deutschen Nachbarn:

Nèmet, kinn csürg a bèled!
Hàrom kutya huzza,
Öreg apàd nyuzza!

Deutscher! Dein Darm hängt heraus!
Drei Hunde ziehen ihn,
dein Großvater schindet ihn.

In einem der ältesten ungarischen Sprachdenkmäler, der Dubnitzer Chronik, sagen Ungarn zu deutschen Soldaten, von denen sie um Gnade angefleht werden: „Söhne einer Hure, scheißige Deutschen, ihr habt unser Blut getrunken, nun trinken wir eures" (1355).

Für Durchfall sagen die Madjaren „deutscher Bauch" oder „deutsche Krankheit". Und wenn sie in einer Gesellschaft aufstehen müssen, um auszutreten, sagen sie: „Der Deutsche (oder Sachse) ruft".

Der Franzose sagt für seinen Hintern „son allemand". Dafür prangt im Wortschatz der deutschen Grenzlandmenschen der Ausdruck „Scheißfranzosen", „Scheiß . . ." für eine ganze Anzahl anderer Nachbarvölker.

Auch in der Schweiz ist derber Spott dieser Art zwischen den dort nebeneinander wohnenden Nationalitäten bekannt. So necken die Franzosen die Deutschen: „Jo, sch'ist guet, jo, ferili, disent les Allemands et pissent au lit." Usw.

Die romanisch sprechende Bevölkerung in Chile schimpft die Deutschen „Aleman de Mierda", was soviel wie „Scheißdeutscher" bedeutet. Die Antworten des Beschimpften fallen natürlich nicht zartfühlender aus. Auch der Schwank hat sich des Hinterns bemächtigt, wie wir schon am Beispiel „Mit List muß man den Deutschen schlagen" (S. 237) zeigten. Ein deutscher Schwank aus dem Cholmerlande sei aus der Fülle des vorhandenen Stoffes noch herausgegriffen:

Woran die Ukrainer den Tod erkennen.

Die Ukrainer haben sich beklärt, woran man wohl am besten erkennt, daß ein Mensch tot ist, und haben ausgeklärt: „Wenn der Hintern kalt ist." Nun ist einmal einer von ihnen aus der Stadt Cholm nach Hause gefahren, und es hat sehr gefroren. Mit eins fällt ihm ein, er muß doch mal nachsehen, ob er überhaupt noch lebt, faßt sich hinten an, und da fühlt er, der Hintern ist schon ganz kalt. Klärt er: „Wenn ich doch schon tot bin, wozu noch weiterfahren," läßt das Pferd halten und legt sich lang in den Schnee. Das war dicht vor einem Dorf, und da trieben sich auch Schweine rum. Eine Sau kam heran und wühlte mit der Schnauze an ihm entlang. Da brummte der Ukrainer: „Ach, wär ich bloß nicht schon gestorben! Ich tät dir Aas geben!"

(Kol. Marianka bei Cycόw)

Es sollte endlich einmal über dieses für die zwischenvolklichen Beziehungen so wichtige Thema eine volkskundliche Doktorarbeit „Die Arschologie der Volkstumsfront" geschrieben oder wenigstens eine Fastnachtssondernummer zusammengestellt werden.

Der Deutsche über die Laus im Osten

In der deutschen Volksüberlieferung über die Polen spielt, wie wir schon einmal erwähnten, die Laus eine große Rolle. Ein „Lauselied" ist textlich und gesanglich in verschiedenen Fassungen in Pommern, Oberschlesien, der Grenzmark und in den deutschen Kolonien des Generalgouvernements und Wolhyniens bekannt gewesen, wo wir es immer wieder feststellen konnten*).

Eine Fassung aus Kol. Marianka im Cholmerlande beginnt folgendermaßen:

Was tragen die Bauern in Polen,
was tragen sie?
Große Bastschuhe tragen sie.
Mit Schnur bewickeln sie die Knie
Rasuma, rasumi
po polski.

Was haben die Bauern in Polen,
was haben sie?
Weiße Schimmel haben sie,
hinterm Kragen sitzen sie.
Rasuma, rasumi
po polski. Usw.

Eine andere Fassung aus der Umgebung von Aleksandrów wird nach der polnischen Melodie „Był sobie Krakowiaczek jeden" gesungen. Sie ist sehr beliebt und weit verbreitet.

*) Eine Fassung aus Pommern, Saulinke, Kr. Lauenburg, besitzt das Freiburger deutsche Volksarchiv (A. — 106 — 397, Pommersches Archiv). Ein Deutscher beklagt sich, daß er in Polen 100 Schock Läuse bekommen hätte.

1. Als ich kam nach Polen,
verlaust ich mir mein' Rock.
Auf der linken Seite
saß ein ganzes Schock.

2. Auf der rechten Seite
saßen noch viel mehr.
Auf dem breiten Rücken
saß ein ganzes Heer.

3. Da fing ich an zu knicken,
die Finger wurden rot.
Da sprach eine Laus zur anderen:
„Wie bitter ist der Tod".

Policke, Polacke, hat eene Hoop Lüs im Nacke
(deutsche Dörfer bei Mogilno).

Im Weltkriege dichteten und sangen die deutschen Soldaten verschiedene Lauselieder:

Es laust sich der Herr,
es laust sich das Gesind.
Es laust sich die Frau,
es laust sich das Kind.

Und ich als Quartiergast
saß in der Mitt'.
Erst schaut ich zu
und dann laust ich mit.

Oder sie parodierten: „Steh ich in finstrer Mitternacht so einsam auf der Lausejagd".

Gereimte Streitgespräche über dieses Thema sind im Schwange.

Der Pole neckt:

U Niemców wszy zdychają,
bo do żarcia nic nie mają.

U Polaków tam są zdroje,
za kołnierzem wszy się roją.

Wszy to są szlachetne ptaki,
wszystkie Niemcy są duraki.

Der Deutsche antwortet:

Bei den Deutschen die Läuse krepieren,
denn sie haben dort nichts zu zehren.

Bei den Polen da sind Quellen,
hinterm Kragen wimmelt es von Läusen.

Läuse das sind edle Geschöpfe,
alle Deutschen sind Dummköpfe *).

(Der Deutsche lacht und gibt sich gern geschlagen.)

(Aus dem Generalgouvernement)

„Die da drüben", scherzen die Grenzlanddeutschen, sind ein richtiges Lausepack, denn da gibt's nur Stanislause, Ladislause, Mietschislause, Tscheslause, Boleslause usw.

Die deutschen Tuchmacher im alten Lodsch (heute Litzmannstadt) sangen früher: „Ein Liedchen wird gesungen, ein Schnäpschen folgt darauf. In Polen muß man hungern, und Läuse kriegt man auch".

Vor allem aber wurden die ukrainischen „Muschiken" von unseren Kolonisten wegen der Läuse geneckt. Als Beispiel ein deutscher Schwank:

Wie ein Muschik seine Läuse töten wollte.

Kam ein Muschik in die Apotheke. Die Läuse plagten ihn so, daß er das Genick schon nicht mehr gerade halten konnte. Fragte er den Apotheker, ob's nicht ein Mittel gibt, das die Läuse krepieren. Der riet ihm: „O ja!" nehmen sie hier das Quecksilber, reiben sich überall ein, dann bleibt keine

*) Ptaki wörtlich „Vögel". — Vergl. auch „Margarodes polonicus", polnische Schildlaus, (czerwiec polski), was allerdings nur eine Herkunftsbezeichnung ist.

am Leben. Aber haben sie eine Flasche zum Reintun mitgebracht?" — „Ach", sagte der Muschik, „zu was! Gießen sie mir man gleich alles hinter den Kragen. Da sitzen die meisten. Die paar anderen die sollen meinetwegen noch ruhig ein bißchen am Leben bleiben." (Vergl. auch S. 181, 214, und 227/28.)

(Kol. Majanka, Cholmerland)

Schimpfnamen für den Deutschen

In den vorigen Kapiteln haben wir schon eine ganze Anzahl Spott- und Schimpfnamen kennengelernt.

Niemiec (Stummer), Miemiec, Niemczysko, Niemczuga, Niemczyk, Miemcyk, Niemczę (pl. Niemczęta), Niemczak, Niemczuch, Niemcula, Niemczura (Grobian)[4]), Niemak, Nemak (ukr.), Mimosek, Niemczyna, Niemiaszek, Niemčaj (ukr.)[5]), Dajczmanek (bei Rey), Niemka, Niemeczka, Niemkini, Mymra[6]), Niemra, Niemczanka (weibl.), Szwab, Świab, Szwabina, Szwabisko, Szwabicho, Szwabek, Švabanok (ukr.), Szwabini, Szwabka, Szwabica, Prusak (Preuße), Prusaczek, Prusaczysko, Luter, lutrzysko, luteriusz, niedowiarek (Ungläubiger), odmieniec (Abtrünniger), potępieniec (Verdammter), Holender (Holländer), in manchen Gegenden Schimpfwort oder Fluch wie „cholera". Pies (Hund), karaluch (Schwabe), śledź (Hering). Pluder, pludrak, pantoflarz, pończoszka, kapeluśnik, kusy. Kartoflarz, cybuch, pipsztoby, wrukefrete. Krzyżak (Kreuzritter), hakatysta (Hakatist)*), szkeber oder szkieber (Posen, Ostwarthegau), ein sprachlich bisher nicht zu erklärender Ausdruck; in neuester Zeit hitlery, hitlerowcy (im ganzen ehem. Polen). Marchy, chachary (In Kossak-Szczucka „Nieznany kraj", S. 54/55).

Rajchy. So nannte der polnische Teil der Bevölkerung im Oppelner Schlesien, die aus dem Westen, aus dem Reiche, kommenden Deutschen.

Derdydasy, fadry, mutry, fluk, farfluk, farflukter (nach unserem Fluch: verflucht), flak (in Masovien), das dort von den Deutschen als übler Schimpf empfunden wird, gudak (nach unserem Guten Tag), moin (guten Morgen), jamrot usw.

Im Nachkriegsschrifttum der Polen enthalten die künstlerisch wertlosen Romane von Maciej Wierzbiński einen reichen Schatz an Schimpfausdrücken, z. B. „Der Angriff der Geier"**). Der Deutsche ist ein Leopard (S. 46), Wolf im Schafskleid (S. 112), Geier (S. 251 usw.), Bandit (S. 232), Antichrist (S. 191, 215, 248) giftiges Gewürm (S. 238), Schlangengezücht (S. 248), Kind Geros und der Hölle (S. 63), krzyżak (S. 69, 95, 214, 229, 232, 275 usw.). In seinen anderen Büchern kommen ähnliche Komplimente vor.

Spitznamen hat man seit altersher auch nach den Vornamen gebildet. Im Schrifttum des 17. Jahrhunderts stellen die Polen den „russischen Wasyl" dem „deutschen Hanus" gegenüber[7]). Hans und Hanus sowie Matys, die ja in den mittelalterlichen Stadt- und Dorfbüchern in Polen sehr oft vorkommen, werden als typisch deutsch angesehen. In den Volksschauspielen des 16./17. Jahrhunderts treten die Deutschen oft

*) Gebildet nach den Anfangsbuchstaben der Gründer des Ostmarkenvereins Hansemann, Kennemann, Tiedemann, bedeutet Chauvinist. Krzyżak und hakatysta sind nicht volkstümliche, sondern literarische Schimpfworte. — Das Schimpfwort „Swab" ist auch in Ungarn, Rumänien und Südslavien bekannt.

**) „Atak Sępów", Powieść z roku 1935. Posen, Księg. Rzepeckiego.

unter dem Namen Hanus auf, oder man spricht von ihnen als von den „Hanusowie" oder „Hansowie" (Die Hänse). Heute noch bedeutet bei den polnischen Oberschlesiern „Hanysek" einen deutschen Preußen. Bekannt ist dort das sprichwörtliche „przyjdzie kreska na (niemieckiego) Matyska"*). Schon bei Andrzej Morsztyn (1613 bis 1693) tritt im Scherzgedicht „Czary niemieckie" der sprichwörtliche Hans auf. Auch noch in den letzten Jahren fand man mitunter in polnischen Zeitschriften, wie „Prosto z Mostu" (1937, Nr. 25, S. 8) Vergleiche, bei denen der Deutsche, Russe und Jude als Johann, Iwaś und Jankiel auftreten. (Vergl. auch S. 35, 85, 130 (Jannas), 144, 218.)

Sehr alt ist auch das Spottwort „Frydrych", „Fryc" (Friedrich, Fritz) für den Deutschen. I. Krasicki läßt im „Pan Podstoli" (Herr Untertruchseß), dessen drei Teile in den Jahren 1778, 1784 und 1804 erschienen, die Gegner der deutschen Wirtschaft sagen: „Besser sind unsere Macieks und Bartosz' für einige Gulden und einen geringen Lohn als die Friedriche, die man vergolden muß." Polnische Schulkinder riefen früher bei Deutscheneck hinter den Deutschen her: „Fryc niema nic" (Fritz hat nichts). Auch in anderen Spottversen kommt der Name Fritz vor.

Ähnlich wie der französischen Marianne, so wird der deutsche Michel auch der polnischen Maruschka (Maryśka), der wendischen Maika und der böhmischen Marianka gegenübergestellt. (Vergl. auch S. 278).

Im Deutschen sind außer Polack, Antek, Kaczmarek bei den Kolonisten im Osten noch als Spottnamen für die Polen Knorr, Knust, im Umlauf, in Galizien Grützefresser (kaszojady), Hufnal (Hufnagel) usw. Unsere niederdeutschen Kolonisten in Kongreßpolen spotteten z. B. „Knorre, Knorre, Knust, jäw dem Bolle met de Fust."

Daß das polnische „Polak" im Munde des Deutschen als Schimpfwort aufgefaßt wird und es auch wirklich ist, haben wir auf S. 147/48 geschildert. Es kommt in deutschen Volksüberlieferungen häufig vor.

Polack, Drolack, Dudelsack,
steckt sien Wiew inne Hächsasack.
Schmiet' et övet Schienedach,
Junge, Junge, wat en Krach.
(Weichselniederung)

Polick, Polack,
was kost' die Hack?
Drei Groschen die Hack,
Polick, Polack.
(Cholmerland)

Wie Schimpfworte wandern, zeigt der Ausdruck „Gelbfuß, nd. Jälfoot". In Deutschland bezeichnet er die Schwaben. Da nun die niederdeutschen Kolonisten in Polen viele Schwabenschwänke auf die Polen umgemünzt haben, ist auch in vielen Gegenden der Spottname „Jälfoot" auf sie übertragen worden. (Bei Hermannsbad).

Die deutschen „Szwedy" (Schweden)

Die mittelalterlichen deutschen Kolonien in Kleinpolen und Rotreußen, die vor allem im Vorkarpathenland zwischen Dunajez und San den Spottnamen Głuchoniemcy trugen, waren keineswegs schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts völkisch untergegangen, wie die polnische

*) „Es kommt die Reihe an den (deutschen) Matis."

Wissenschaft bisher angenommen hat. Neuere Forschungen haben erwiesen, daß ein großer Teil von ihnen noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts und vereinzelte Siedlungen noch um 1828 die deutsche Sprache nicht gänzlich aufgegeben hatten. In der Zeit des Nordischen Krieges, in den Jahren 1702—10, kamen die Schweden auch ins Vorkarpathenland und hausten dort arg. Rzeszów wurde unter anderem von ihnen ausgeplündert. Im schwedischen Heere dienten damals fast zu einem Drittel Pommern, die also die Möglichkeit hatten, sich sprachlich mit den deutschen Kolonisten einigermaßen zu verständigen. Möglich, daß diese Zusammenhänge, auch schon die Schwedenkriege des 17. Jahrhunderts, dazu führten, daß nach den Kämpfen mit den nordischen Eroberern im Vorkarpathenland allen deutschen Siedlungen der Schimpfname „Szwedy" angehängt wurde, der ihnen bis heute anhaftet, obwohl sie längst verpolt sind.

In der Lemberger Zeitschrift „Lud", IX, 259, heißt es z. B. von den beiden Dörfern bei Tarnów, Lisiagóra und Skrzyszów, daß sie „Szwedy" genannt werden. Weitere Tatsachen darüber: „Lud", VI, 294 (Rudno), Słownik Geogr. (s. Krościenko Niżne) usw. Ich konnte dasselbe an Ort und Stelle feststellen in Dörfern bei Landshut (Łańcut) z. B. in Kraczkowa, Kosina und Markowa (Markenhau), in Trzciana und Budziwoj westlich von Tyczyn, ferner bei Iwonicz, Klimkówka, Haczów, Krościenko, Korczyna, Odrzykoń, Polany (Sanoker Land), Skrzyszów, Lisiagóra, Szynwałd (Schönwald), Zaczarnie (Tarnów), Gacz (Premisseler Land), Binarowa (bei Biecz) usw. In Binarowa erzählte man von „schwedischen Deserteuren" und gab sogar Namen an, die natürlich schon im Mittelalter in diesem Dorf belegt sind. Bei einzelnen Siedlungen hat dies seit weit über 200 Jahren übliche Schimpfwort die Legende auftauchen lassen, daß es sich hier um die Ansiedlung schwedischer Kriegsgefangener handelt. Das ist aber ein heller Unsinn, denn: 1. hat sich in keinem der vielen Dörfer auch nur ein einziger nordischer Vor- und Zuname erhalten; 2. bezeichneten die Alten im Dorf „Szwed" ausdrücklich als ein böses Schimpfwort; 3. hätte das feindliche Heer sich ganz aufgelöst haben müssen, wenn die vielen „Szwedy" wirklich Schweden gewesen wären; 4. läßt die siedlungsgeschichtliche Forschung sichere Rückschlüsse auf den deutschen Ursprung zu.

Die Schwedenlegende ist auch in einigen Dörfern nördlich von Dobczyce und Gdów an der Raba entlang sowie bei Pilsen (Pilzno) anzutreffen, ferner in Posen und Pommerellen. Da man vermutlich die waschechten deutschen Schlesier im Dorfe Nowa Dąbrowa bei Neutomischel früher „Szwedy" schimpfte, erzählen sie heute, sie seien Nachkommen von Schweden*). An einzelnen Geschlechtern ist der alte Spottname sogar als Familienname hängen geblieben. Die Siedlung „Szwedy" im Kreise Tarnobrzeg (Ostgalizien) halte ich für eine im 18. Jahrhundert entstandene Tochtersiedlung eines der Szwedy-Dörfer zwischen Raba und San. Der Schimpfname hat es uns ermöglicht, eine Reihe untergegangener mittelalterlicher deutscher Siedlungen aufzufinden, die die Siedlungsgeschichte auf andere Weise nicht zu erfassen vermochte[8]).

*) Vergl. auch Bożena Stelmachowska „Podkoziołek". (Posen 1933, S. 161): „der Deutsche, den man auch Schweden nennt". — „Ty Szwedzie" wird auch der Deutsche in den alten Dörfern bei Bnin (Posen) geschimpft. — In Deutschland war nach dem Dreißigjährigen Kriege „Schwede" ebenfalls ein Schimpfwort.

Vergleich mit Tieren

Beide Völker im Grenzraum lieben es, sich ihr Menschentum abzusprechen. „Die Polen, das sind ja keine Menschen", urteilt im Zorne sprichwörtlich der Deutsche und nicht anderer Meinung ist der Pole. Die Formel „gadzinowe plemię" (Amphibiengeschlecht, Otterngezücht) für die Deutschen hat bei ihm fast schon eine sprichwörtliche Bedeutung. Die Deutschen in Rumänien sagen: „Dort steht ein Mensch (Deutscher) und ein Walache".

Seit altersher ist es ja üblich, die Völker mit Tieren zu vergleichen. Der „britische Löwe", der „spanische Stier", der „gallische Gockelhahn", der „russische Bär", der „schwedische Ochse" usw. sind vertraute Begriffe. Der Pole hat dem Deutschen eine ganze Reihe von Tiernamen angehängt: śledź — Hering (bei Graudenz); skop — Schöps, kastrierter Schafbock (Generalgouvernement); karaluch — Schabe (Generalgouvernement); szołdra — Schweineschinken, Schwein; vor allem aber pies — Hund. Das Spottwort „śledź" war, wie wir schon in Krzysztof Opalińskis Satiren (1650) lesen können, auch auf die Schweden gemünzt. Da man in Polen früher oft scherzhaft von den „Niemcy z zamorza" (Den Deutschen von hinter dem Meere) sprach, da ferner aus Danzig die Fischeinfuhr nach dem Hinterlande ging, mag der Spottname „Hering" für die Deutschen recht alt sein. (Vergl. S. 191).

Es ist unsere Pflicht, diese Frage etwas gründlicher zu behandeln, um alte Mißverständnisse zu beseitigen. Bekanntlich hat das polnische Schrifttum uns immer wieder mit Entrüstung vorgeworfen, daß wir vor dem Weltkriege auf dem Kasernenhof oder gar in der Schule in beleidigender Weise den Ausdruck „polnisches Schwein" gebraucht hätten, was für die Schule eine Erfindung ist*). Nun läßt sich gar nicht leugnen, daß in der deutschen Volksmeinung der Pole überlieferungsgemäß mit diesem Tier verglichen wurde und zum Teil heute noch wird; aber es ist sinnlos, in solchen volksmäßigen Äußerungen eine Beleidigung der polnischen Nation zu erblicken, wie das oft geschehen ist. H. Sienkiewicz läßt in seiner Novelle „Bartek der Sieger" einen deutschen Lehrer den Sohn des Titelhelden „polnisches Schwein", Kazimierz Przerwa-Tetmajer in der Novelle „Der Traum des Lehrers in Płakanów bei Posen" ein Schulkind „polnischer Hund" nennen**). „Szwynia" schimpft ein deutscher Maurermeister in A. Dygasińskis Novelle „Demon" (1886) seinen polnischen Widersacher. Und W. Reymont in „Za frontem" (1919), Novelle „Na Niemca", läßt jemanden erzählen, daß die Polen alle Augenblicke „polnische Schweine" ge-

*) Ignacy Grabowski „Grunwald", Kiew 1917, S. 21: „Warum beschimpft der deutsche Aufseher unsere polnischen Arbeiter, die Nachkommen des Zawisza Czarny, mit der Beleidigung „polnisches Schwein"?

**) K. Przerwa-Tetmajer „Z wielkiego domu" (3 nowele) War. 1908 S. 2 — In Artur Gruszeckis Roman „Szarańcza" (1899) schimpften die Deutschen die Schlonsaken „Verfluchtes schlesisches Hundeblut". — In der als Schullektüre herausgegebenen Novelle der Pola Gojawiczyńska „Górnoślązaczka" (Die Oberschlesierin, 1937) S. 57 wird in gehässiger Weise geschildert, wie ein deutsches, kleines Mädchen ein polnisches „polnischer Hund, Hund, polnischer Hund" schimpft und ihm einen Stein in den Rücken wirft. — Dieser im poln. Schrifttum so häufig wiederkehrende deutsche Ausdruck „polnischer Hund" ist eine böswillige Erfindung, da er im Deutschen nicht nur nicht gebräuchlich, sondern sogar unbekannt ist. Vielleicht handelt es sich hier aber auch um eine Verwechslung mit dem polnischen „pies niemiecki", worüber auf den nächsten Seiten genaue Angaben folgen.

schimpft wurden. Und so weiter! Der liberal denkende Gebildete in Europa, der von der Volksmeinung nichts wußte, las solche Stellen, deren es unzählige gibt, mit großer sich gegen uns richtender Empörung. Ich selbst wurde einmal in einem Gespräch mit einem amerikanischen Gelehrten an die unwürdige Beschimpfung der Polen durch die Deutschen erinnert. Er war dann sehr erstaunt, als ich ihm Gegenbeispiele aus der polnischen und europäischen Volksmeinung anführte. Auch der Pole schimpft seinen Nachbarn seit dem 17. Jahrhundert „szołdra" — Schweinsschinken, Schwein. Bystroń („Megalomania narodowa", S. 153) schreibt: „Hier ist auch die allgemein übliche und alte Bezeichnung „szołdra", von deutsch „Schulter" anzuführen. In einigen Gegenden (z. B. bei Teschen) bedeutet szołdra soviel wie Schinken, und man müßte also im Deutschen einen Schinken, ein Schwein erblickt haben." In den „Pamiętniki Jana Chryzostoma z Gosławic Paska" (Lemberg 1923), wo im 17. Jahrhundert Pasek einen deutschen Soldaten szołdra schimpft, wird dieser Ausdruck in der Anmerkung folgendermaßen erklärt: „przezwisko Niemca: świnia". Daß tatsächlich das Schimpfwort „Schwein" auf beiden Seiten seit Jahrhunderten eine Rolle spielte, ersehen wir u. a. aus Kazimierz Haur „Skład abo skarbiec znakomitych sekretów ekonomiey ziemiańskiey". Kraków 1693, wo es heißt: „Wenn der Deutsche einen betrunkenen Polen erblickt, dann sagt er Swin Pols, wo er bei alledem ein viel größeres Schwein ist, da man ihn doch szołdra nennt"*).

Ferner gibt es allenthalben in Polen Spottverse wie:

Niemiec a świnia, to jedna rodzina.	Der Deutsche und das Schwein, gehören in eine Familie rein. (Juraszowa bei Neu-Sandez)
Niemiec szwein, Polak fein.	Der Deutsche — ein Schwein, der Pole — fein. (Kinderspottvers, Biala-Westgalizien)
Świnia jeden, Niemców siedm.	Ein Schwein, sieben Deutsche. (Działyn, Lubliner Land)

Der Name der Preußen (Prusaki) muß sich oft die scherzhafte Umformung in „prosioki" (Ferkel) gefallen lassen.

Auch in der repräsentativen schöngeistigen Literatur fehlt dieses Schimpfwort nicht. In J. Weyssenhoff „Sprawa Dołęgi" (1902) tituliert die Fürstin Zbaraska den Diplomaten Reckheim „deutsches Schwein", allerdings, ohne daß er es hört. Und in W. Reymont „Das gelobte Land" (1899) erhält der Industrielle Buchholz einen anonymen polnischen Drohbrief, in dem er „Kartoffelfresser", „deutsches Schwein" usw. lesen muß.

Jedenfalls haben sich unsere Völker in bezug auf diesen Schimpf grundsätzlich nichts vorzuwerfen. Tatsache ist nur, daß der Pole bei weitem besser zu schimpfen versteht als der Deutsche.

Vor den versaillespolnischen Gerichten liefen zahlreiche Prozesse gegen Juden, Ukrainer und vereinzelte Deutsche wegen des Schimpf-

*) Szołdra als Schimpfwort u. a. im Roman K. Laskowskis „Kulturträger" S. 44. Vergl. unsere S. 191. Die Dt. verkauften als erste Räucherschinken in Polen. Daher das Schimpfwort.

wortes „polnisches Schwein". Laut „Posener Tageblatt" vom 14. 3. 1937 stellte in einer Senatsitzung der Justizminister Grabowski fest, daß er seine eigene Überzeugung von früher einer genauen Prüfung unterzogen habe und nun der Ansicht sei, daß ein — etwa in einem Streit von Lastträgern — gefallenes Schimpfwort, wie „du polnisches Schwein", nicht als Beleidigung der polnischen Nation angesehen werden könne. Er habe bereits ein diesbezügliches Rundschreiben erlassen. Man hätte erwarten können, die Erklärung des Ministers werde zur Verringerung der Zahl der genannten Prozesse beitragen und dazu führen, daß auch wissenschaftliche und schöngeistige Beurteiler der Beziehungen beider Völker solche Schimpfworte nicht mehr auf die Goldwaage legen oder als eine einseitige Angelegenheit ansehen würden. Trotzdem berichtete der „Ilustrowany Kurjer Codzienny" vom 5. 9. 1938, daß ein Deutscher wegen des angeblich gebrauchten Schimpfwortes zu einem Jahr Gefängnis verurteilt wurde.

Man schaute polnischerseits allzusehr auf den Splitter im Auge des Nachbarn, ohne den Balken im eigenen Auge gewahr zu werden. J. Chałasiński z. B. hat in seinem Buch über „den deutsch-polnischen Gegensatz in Oberschlesien" (S. 59) die Bedeutung des angeblich früher stereotyp gewesenen „polnische Schweine" willkürlich vergrößert. Das war doch wahrhaftig keine offizielle Bezeichnung der Polen, sondern lediglich gelegentliche Ausfälle, die auf den beiden Seiten vorkamen. Wir wurden in früheren Jahrhunderten von den Italienern auch mit dem Schimpf „porco tedesco" (deutsches Schwein) bedacht [9]). Es gibt in Europa wohl keine Volkstumsfront, wo das Schimpfwort „Schwein" für den Nachbarn nicht bekannt wäre. Und daß uns die polnische Literatur auch so genannt hat, wurde ja durch Beispiele belegt. (Vergl. auch S. 30).

Gerade auf polnischer Seite ist man in dieser Hinsicht immer viel hemmungsloser gewesen als auf deutscher. Der Ministerpräsident Sławoj Składkowski hat in seinem in schneller Folge in drei Auflagen erschienenen Buche „Strzępy Meldunków" (Warschau 1936. S. 112) folgenden 1929 getanen Ausspruch Piłsudskis zitiert: „Ja nie jestem austriacką świnią, żeby was podejść" („ich bin kein österreichisches Schwein und will Sie nicht hintergehen"). Kein Deutscher hat sich bisher über diese Stelle des Buches aufgeregt.

Der Deutsche als Hund

Der Schimpfname „Hund" gilt bei den Polen als die schlimmste Beleidigung, die jemandem zugefügt werden kann*). In den polnischen Sprichwörtersammlungen von Korab-Brzozowski, Bystroń u. a. finden wir folgendes Sprichwort:

Co Niemiec,	Was ein Deutscher ist,
to pies.	ist ein Hund [10]).

*) Seweryn Udziela „Pies w przysłowiach i zwrotach mowy". Krak. 1887 S. 9: „Wzgarda dla psa doszła do tego stopnia, że nazwanie kogo psem, uważane bywa za najwięcej ubliżające przezwisko...". Als im Februar 1939 vermutlich polnische Provokateure an einem Kaffeehaus in Langfuhr ein handgeschriebenes Plakat anbrachten „Polen und Hunden ist der Zutritt verboten" und die poln. Presse in aufhetzendem Tone darüber schrieb, brachen in vielen polnischen Städten Deutschenverfolgungen aus, flogen Steine in deutsche Fensterscheiben, erlitten zahlreiche Deutsche Verletzungen usw.

„Psie Pole pod Wrocławiem."
Hundsfeld bei Breslau.

Gemälde von W. Boratyński.

Die Schlacht, nach der hier dicht vor den Augen des siegreichen polnischen Königs Boleslaus Schiefmund die Leichen der deutschen Ritter von Hunden gefressen werden, hat bekanntlich nie stattgefunden, sondern ist eine Erfindung. Das Gemälde Boratyńskis ist als Künstlerpostkarte des „Salons der poln. Maler in Krakau" verbreitet, die die polnische Unterschrift trägt: „Hundsfeld bei Breslau. Boleslaus Schiefmund auf dem Schlachtfelde nach dem glänzenden Siege über Heinrich V., den deutschen Kaiser, im Jahre 1109." — Ob nicht auch dem polnischen Beschauer, wenn er etwas nachdenkt, klar wird, wie wenig würdevoll, wie geschmackslos hier ein polnischer König dargestellt ist? Wovon soll es zeugen, daß Boleslaus die Leichen der gegnerischen Ritter von Hunden auffressen läßt? Doch sicher nicht von geschichtlicher Größe! Der polnische Beschauer, der die von uns auf S. 269 gekennzeichnete Legende kennt, weiß natürlich sofort, worauf das Gemälde anspielt. Wir Deutschen würden solche Kunstpostkarten im Volke nicht verbreiten, da wir uns dadurch selbst beschämt fühlten.

Dieser Vergleich ist uralt und war zunächst auf beiden Seiten üblich. Nach der Chronik der Fredegar aus dem 7. Jahrhundert sagte ein fränkischer Gesandter zu Samo, dem Herrn des mährischen Reiches: „Es ist nicht möglich, daß Christen und Diener Gottes mit Hunden Freundschaft schließen." Im 12. Jahrhundert hatte Herzog Bernhard von Sachsen dem Slavenfürsten Mestwin seine Nichte zur Frau versprochen. Doch wurde ihm nachher vom Markgraf Dietrich geraten, sie nicht einem Hund anzuvermählen. Die Slaven antworteten auf diese Beleidigung mit einem Kriegszug. Allerdings galt diese Mißachtung in jenen Zeiten nicht den Slaven, sondern den Heiden, denn später verschwand das Wort Hund aus dem deutschen Schimpfwortschatz, während es bei den Polen seit dem 12. Jahrhundert bis heute lebendig geblieben ist. Der Gnesener Erzbischof Jakob Świnka, um die Wende des 13. Jahrhunderts, hatte die Gewohnheit, die Deutschen „Hundeköpfe" zu nennen. Er urteilte daher über einen Brixener Bischof, er hätte vorzüglich gepredigt, wenn er nicht ein Hundekopf und ein Deutscher gewesen wäre. Die Königsaaler Chronik berichtet über diesen Vorfall nicht ohne deutliche Kritik. Die Rede des Erzbischofs Świnka habe dem König Wenzel mißfallen, und es heißt in der Chronik: „Wer so sprach, zeigte, daß er eine schlimmere Zunge denn ein Hund hatte, da die Zunge der Hunde Heilung bringt, jene Zunge aber das Gift der Verleumdung verspritzte." Die legendäre Schlacht zwichen Boleslaus Schiefmund und Heinrich V auf dem Hundsfelde (1109) soll auf Grund der polnischen Überlieferung den Namen daher bekommen haben, daß die Leichen der Deutschen den Hunden zum Fraße überlassen wurden oder gar, weil soviel „Hunde" gefallen waren (?) *).

Folgendes Wortspiel war früher im Schwange:

Ein Masovier bittet einen Lutheraner in die Kirche. Der antwortet ihm: „Ich gehe zur sächsischen Gemeinde" (do zboru saskiego). — „Da bist du also ein sach" (sach, schach war um 1600 ein verbreiteter Hundename!).

Im Generalgouvernement ist jetzt noch der Schimpfvers in Anwendung:

Niemiec pies,	Der Deutsche ist ein Hund,
Niemiec pies,	der Deutsche ist ein Hund,
a Niemczanka suka.	und die Deutsche eine Hündin.
I Niemczęta	Und die Deutschlein
są szczenięta.	die sind Hündlein.
To jest podła sztuka.	Das ist eine üble Sorte.

(In ähnlicher Fassung, auch für den Juden)

*) St. Bełza „Niemcy u Mickiewicza" (W. 1911, S. 11) schreibt: „Seit altersher hat man die Deutschen aus Verachtung Hunde genannt und Bandtke meint, daß Hundsfeld, bekannt durch den Sieg Boleslaus III., deswegen so genannt wurde, weil dort viele Deutsche umkamen". Diese Erklärung ist, obwohl sie für unsere Zusammenhänge typisch erscheint, doch wohl ungenügend bewiesen. Um so verwunderlicher ist es, daß in einer für den Schulgebrauch bestimmten Ausgabe der „Grażyna" von Adam Mickiewicz („Biblioteka Narodowa" Nr. 74, Einführung von Prof. Józef Tretiak) der Ausdruck „psiarnia Krzyżaków" (die Hundebrut der Ordensritter) durch folgende Anmerkung erklärt wird: „Zdawna psami Niemców przez wzgardę nazywano. J. Bandtkie mniemał, że Psiepole, Bolesława III tryumfem, pamiętne, dlatego tak nazwane, iż tam wiele Niemców (psów) wymarło." Tretiak hat die Stelle bei Bełza wörtlich übernommen. Nur den Ausdruck „Hunde" in der Klammer hat er hinzugesetzt.

Zdechły Niemiec, zdechły pies, mała to różnica jest.	Ein krepierter Deutscher, ein krepierter Hund, ist nur ein kleiner Unterschied. (Lubliner Land)
A wy Niemcy nic nie wiecie, wasza mowa to psie wycie. W naszej wsi, jak psy zawyły, wszystkich Szwabów diabli wzięli.	Und ihr Deutschen wißt ja nichts, eure Sprache ist Hundegekläff. Als die Hunde heulten im Dorf, holten die Teufel alle Deutschen fort.

Über die Entstehung des heute noch üblichen Fluches „psiakrew holynder" (Hundeblut Hauländer oder „holynder") berichteten wir schon auf S. 148. Es wäre vollkommen abwegig, etwa darin eine Abmilderung des Fluches „psiakrew cholera" zu erblicken. Derartige Regungen sind dem Volksmunde vollkommen fremd. Tatsache bleibt ferner, daß dieser Fluch in der Nähe alter Deutscher Hauländereien am häufigsten anzutreffen ist und daß er ursprünglich weiter nichts als ein den Einwanderern nachgerufenes Schimpfwort war.

Fast überall im Lande spricht der Pole im Affekt gewöhnlich vom „psiakrew Niemiec" oder von den „psiekrwie Niemce" (Hundeblutdeutschen, den „Hundeseelen" usw.). Es ist daher wahrscheinlich, daß der Fluch „psiakrew", der ursprünglich ein Schimpfwort gewesen sein muß, aus diesem Zusammenhang heraus entstanden ist um so mehr, als der deutsche Kolonist im östlichen Vorfelde tatsächlich bis zum heutigen Tage den Fluch auf sich bezieht und auf „psia krew" antwortet „mit doppel-f" oder „warum nicht kozia krew" (Ziegenblut)? Das weitverbreitete Schimpfwort auf den deutschen szkieber soll soviel bedeuten wie „verwesende Hundeleiche". Eine Parallele finden wir bei den Madjaren. Ihr erster urkundlich nachweisbarer Fluch geht auf die Einstellung der Ungarn zu den Deutschen zurück.

In einem Volksliede aus Klöpper (Kleparz), der Krakauer Vorstadt, kommt zweimal die Wendung vor „każdy Niemiec sobaka" (jeder Deutsche ist ein Hund), in einem anderen aus dem Dobriner Lande nach jeder Strophe der Kehrreim: „Niemcy, psy, cybuchy" (Deutsche, Hunde, Pfeifenköpfe). Die Schlachta in Galizien nannte die Deutschen „niemiecka ps . . sobacza"*). Der Ausdruck Hund für den Deutschen kommt vor allem in den Manifesten der polnischen Aufstände vor. Eine Schwersenzer Familienchronik drückt ihre Freude über die Erlangung größerer kirchlicher Freiheiten in Polen nach 1767 folgendermaßen aus: „... jetzt dürfen euch eure Widersacher keine Deutsche Hunde mehr heißen, wie vor dem geschehen, euren Gesang und Bethen nicht nachplecken, wie wir das alles haben müssen dulden ..." Wie volkstümlich dieses Schimpfwort war, beweist auch folgende humorvolle Geschichte: Der erste Abschreiber der schon einmal genannten „Erinnerungen Paseks" (17. Jahrhundert) änderte bei der Schilderung der Meerestiefe das Maß „latry pruskie" des Originals in „lutry psy" um, so daß in den ersten Ausgaben der Erinnerungen die Tiefe der Ostsee nach „lutherischen Hunden" gemessen wird. In einem dänischen Werk wird dazu gesagt, daß dies doch „ein allzu drastischer Ausdruck" sei. (St. Rosznecki (Pole) „Polackerne i Danmark efter J. Paseks Erindringer". 1896).

*) Nach Schnür-Pepłowski „Cudzoziemcy w Galicji", S. 227.

Daß die polnischen Volksüberlieferung vom „hundeblütigen Deutschen keine harmlose, graue Theorie und Legende ist, hat der Kriegsmonat September 1939 bewiesen. In viele Gräber ermordeter Volksdeutschen hatten die Polen tote Hunde mit hineingeworfen. Hinter Neustadt in Westpreußen schlitzten die Polen einem gefangenen deutschen Fliegeroffizier den Bauch auf, rissen die Gedärme heraus und packten einen toten Hund hinein. Diese Nachricht ist zuverlässig verbürgt.

Während das deutsche schöngeistige Schrifttum, soweit ich es kenne, die Anwendung des Schimpfwortes „polnisches Schwein" vermieden hat, tritt im polnischen der „deutsche Hund" häufig auf*):

1. Jan Kochanowski im „Proporzec" (1569) nennt die deutschen Ordensritter „pies niepościgniony" (unübertroffene Hunde). 2. Adam Mickiewicz „Pan Tadeusz" — „alle Landräte, Hofräte, Kommissare und alle Hundebrüder". 3. Adam Mickiewicz in „Trzech Budrysów": „Krzyżaki psubraty („die Kreuzritter, die Hundebrüder"). 4. Adam Mickiewicz „Grażyna": „So ein verdammter Kerl von der Hundebrut der Kreuzritter". 5. R. W. Berwiński „Powieści Wielko-Polskie" (1844, I, S. 112): „Niemcy psie plemię zacięte" („Die Deutschen, das verdammte Hundegeschlecht"). 6. Józef Szujski im Drama „Królowa Jadwiga" (1886. Akt III Sz. 2): „ein teutonischer Hund sank vom Pferde". 7. Bolesław Prus „Placówka" (Pisma X, War. 1935, S. 164): „psie wiary" (Hundebande). 8. Derselbe Ausdruck in A. Świętochowskis Novelle „Karl Krug" (Pisma. War. 1908, S. 84). 9. Jadwiga Łuszczewska „Panienka z okienka" (3. Aufl. 1927, S. 17): „co pół Niemiec i pies luter" („Ein halber Deutscher ist auch gleich ein Lutherhund"). 10. W. Reymont „Ziemia obiecana" (1899). Eine polnische Frau nennt einen Deutschen namens Bauer „Hundebruder". 11. Artur Gruszecki „Szarańcza" (1899): „psiawiara Niemiec". 12. A. Gruszecki „Gdzie Wisła się kończy" (Ausg. 1930, II, S. 124): „diese Hundebrüder". 13. W. Reymont „Chłopi": „Hundeketzer", „Hundepack". 14. Adolf Dygasiński in der Novelle „Demon" (1886): „psy szwabskie („deutsche Hunde"); an einer anderen Stelle: „und wer hat euch, ihr Hunde, nach Polen hergeholt"? 15. H. Sienkiewicz „Krzyżacy", mehrmals das Schimpfwort „Hundebrüder". 16. K. Przerwa-Tetmajer in der Novelle „Neftzowie". Der deutsche Fabrikant heißt bei den polnischen Arbeitern „rudy pies" (rotblonder Hund). 17. W. Przyborowski „Grunwald" (S. 28): „deutscher Hundebruder". 18. Łucjan Rydel „Jeńcy": „niemieckim wrażym psom" („den dt. feindlichen Hunden"). 19. Maria Konopnicka „Pan Balcer w Brazylii": „die deutsche Hundebande". 20. Jan Kasprowicz „Z chłopskiego zagonu" (Dzieła. T. IV. Krak. 1930, S. 219): „Hundebande", „deutscher Hund". 21. Stefan Żeromski „Wiatr od morza" (War. 1931, S. 135): „deutsche Hunde". 22. Zofia Kossak-Szczucka „Legnickie Pole": „Die Deutschen sind gottverdammte Hunde". 23. Zbigniew Zaniewicki „Oberschlesien" (Niepowieść. S. 56): „die germanischen Hunde". 24. K. Laskowski „Kulturtraeger" (Bd. II, S. 101): „die deutsche Hundebande". 25. St. Żeromski „Popioły" (I): „psiekrwie Miemce" („die hundeblütigen Dt.") und „sächsische, niederträchtige Hunde". 26. J. Kaden-Bandrowski „Generał Barcz". Der Intrigant Wilde wird „pies, pies, pies" geschimpft. 27. Maciej Wierzbiński „Zdobycie Gdańska" (S. 51): „bić te psubraty" („schlagen diese Hundebrüder"). 28. In Adolf Nowaczyński „Komendant Paryża" (Drama, 1926) werden die Preußen „psiekrwie" (Hundeblütige) und zweimal „psubraty" (Hundebrüder) genannt. 29. In Gustaw Morcineks preisgekröntem Roman „Wyrąbany Chodnik" (1932) Bd. I, S. 348 lesen wir folgende Kennzeichnung des deutschen Volkes: „a Niemiec, to pies wściekły" („aber der Deutsche, der ist ein tollwütiger Hund"). 30. J. Weyssenhoff „Wóz Drzymały" in dem auch in den deutschen Gymnasien Polens (z. B. Posen) als Schulbuch zwangsweise benutzten Lesebuch von J. Balicki — St. Maykowski „Mówią Wieki" (Teil IV, Lemberg 1936, S. 198). Dort wird ein deutscher Beamter „Hundebruder" genannt. 31. Melchior Wańkowicz „Na tropach Smętka" (1937): „Niemiec szczeka" („Der Deutsche bellt"). 32. F. A. Ossendowski „Orły Podkarpackie" (Roman 1938. S. 79): „Hundebrüder". Und so weiter!

*) J. M. Wehner „Die Wallfahrt nach Paris. Eine patriotische Phantasie". (München 1933, S. 225, 29) braucht zweimal den Ausdruck „Schwein", aber nicht in der Verbindung „poln. Schwein", oft das Schimpfwort „Polacken".

Dieser unschöne Vergleich kam vor 1939 auch ab und zu in der polnischen Presse vor. (Vergl. „Kurier Poznański" vom 26. 9. 1937. S. 13, „z psiaparami i sukisynami Krzyżakami").

Wenn die Polen im Posenschen deutsch sprechen hörten, sagten sie oft: „tam szczekają po niemiecku" (da bellen sie deutsch).

Es war bei manchen Polen sogar üblich, den Hunden solche Namen wie Niemiec, Szwab, Prusak, Krzyżak, Bismarck usw. zu geben. In einem Liede, das in Kolbergs „Lud" veröffentlicht ist, klagt der Deutsche:

Dawniej strzelał (v. pijał) Polak ze żony trzewika
a w gębie miał tylko polskiego języka.
A nasz piękny baranim mianował,
tym pięknym językiem chyba psa zawolal *).

(Krakau)

In dem 1931 preisgekrönten und 1936 neu herausgekommenen Roman von Gustaw Morcinek „Wyrąbany Chodnik" (1931, Bd. I, S. 309, 310, 312) tritt mehrmals ein Hund auf, der „Bismarck" gerufen wird.

Das Mundtotmachen des Gegners durch eine schlagfertige und derbe Antwort

Streitgespräche zwischen Deutschen und Slaven sind uralt. Spottete man früher: „Aus vier Wänden (lies: Wenden) erbauen wir einen Stall", so parierte der Wende: „Und wir sperren den Deutschen darin ein". Meistens aber gehörte der „Stumme" zu den Angegriffenen.

Der Deutsche bleibt dem Slaven selten eine Antwort schuldig, wenn er ihm auch, wie schon Bystroń festgestellt hat, in der Zungenfertigkeit unterlegen ist. Wir brachten (S. 99—101) schon eine Anzahl Luther-Schwänke, in denen er den Spöttern gut sitzende Antworten gibt. Auf die Schlagfertigkeit erhebt jede Seite Anspruch, so daß gelungene Entgegnungen nicht nur dazu beitragen, das völkische Selbstbewußtsein immer wieder zu heben, sondern sogar in die Überlieferung eingehen. Dabei bemüht sich der Deutsche oft, polnische Antworten zu dichten, der Pole, deutsch zu radebrechen. In Wolhynien habe ich einige Male in der Schenke Streitgespräche zwischen unseren Kolonisten und Polen und Ukrainern angehört. Sie verliefen durchaus friedlich. Wer die Lacher letzten Endes auf seiner Seite hatte, zog stolz wie ein Spanier davon. Der Hereingefallene machte ein saures Gesicht.

Einige Proben sollen den Wettstreit veranschaulichen.

Spott des Polen.	Antwort des Deutschen
Szwabie, ty drabie.	Kto Szwaba nie szanuje, niech go w dupę pocałuje.
(Schwabe, du Lümmel.)	(Wer den Schwaben will necken, mag ihm den Hintern lecken).
Guten Tag, Niemcze Szwab.	Jak powrócę, to ci „Guten Tag" nauczę.

*) Früher schoß (oder trank) der Pole aus dem Schuh der Frau, und im Maule hatte er nur die polnische Sprache. Und unsere schöne nannte er Hammelssprache, und mit ihr rief er höchstens den Hund. — Nach dem „Ilustrowany Kurier Codzienny" vom 30. 8. 1937 (Kurier Lit.-Nauk. Nr. 36, S. XI) W. Guertler „Kacze Eldorado", hat die Rasse der langhaarigen Jagdhunde den Namen „Niemiec".

(Guten Tag,
Deutscher Schwab).

(Wenn ich werd' zurückkehren,
werd' ich „Guten Tag" dich lehren).

Das riefen polnische Schulkinder im Cholmerlande hinter deutschen Kolonistenwagen her.

Szwaby
mają w dupie żaby.

(Schwaben
im Hintern Frösche haben).

A Polaki
mają w dupie robaki.

(Polen
haben im Hintern Würmer).
(Bei Neu-Sandez)

Niemiec-kaszuba,
scheißt in die Stuba.

Polack alleine
macht wieder reine.
(Westnetzegau)

Niemiec uparty.

(Der Deutsche ist versessen).

A Polak zażarty.

(Und der Pole verfressen).
(Wolhynien)

Niemiec głupi,
gówno kupi.

(Den Deutschen ich dumm heiße,
denn er kauft Sch....) *).

A Polak mądry,
bo je zje...

(Und der Pole ist schlau,
denn er frißt sie auf).
(Generalgouvernement)

Niemcy,
derdydasy.

(Deutsche
derdiedase).

Gdyby nie ten derdydas,
toby Polak świnie pasł.

(Tät der Derdiedas nicht sein,
hütete der Pol' die Schwein).
(Generalgouvernement)

Niemcy
potępieńcy.

(Deutsche
Verdammte).

Mazury
do dziury.

(Masovier
ins Loch).
(Cholmerland, Galizien)

Po szkodzie
Niemiec mądry.

(Nach dem Schaden ist
der Deutsche klug).

A Polak przed szkodą i
po szkodzie głupi.

(Und der Pole ist vor und nach
dem Schaden dumm).
(Deutscheneck)

Z drogi śledzie!

(Hering, aus dem Wege!)

Bo gówno jedzie.

(denn Sch.... kommt entgegen).
(Wolhynien, Generalgouvernement)

Dieses Wortspiel kommt vor, wenn polnische Burschen deutsche, die ihnen begegnen, vom Wege drängen wollen.

Niemiec tylko jada szpek.
(Der Deutsche ißt nur Speck).

Polak tylko jada Dreck.
(Der Pole ißt nur Dreck).

Einer großen Beliebtheit erfreuen sich Schwänke, die die dem Gegner gegebene schlaue Antwort verherrlichen.

*) Die Polen und Ukrainer kannten früher nicht die Verwendung des Stalldungs, den die Deutschen ihnen abkauften. Daher der Spott.

Luther ein Dickkopf, der Papst ein Hundsfott.

Ein protestantischer Deutscher und ein katholischer Pole spielten zusammen in einer Dorfkapelle. Um den Niemiec zu ärgern, sang der polnische Geiger piepsend zu seinem Spiel: „Luther is e Dickkopp, e Dickkopp, e Dickkopp". Da strich der Deutsche, um ihn zu übertönen, noch mal so stark über seine Baßgeige und sang mit starker Brummstimme: „Und de Popst is e Hundsfott, e Hundsfott, e Hundsfott". (Der Erzähler sang beides!)

(Westpreußen bei Putzig)

Protestantische Fasten.

Die Ukrainer in Ostgalizien warfen einmal den protestantischen Schwaben vor, sie hätten keine Fasten. „Doch", antworteten die, „bei uns wird aber nur in der Nacht gefastet. An Tage dürfen wir alles essen." (Ukr.)

Mit unserer Macht ist nichts getan.

Ein russischer Beamter fragte im Kriege einen deutschen Kolonisten, wie das kommt, daß die Deutschen immer siegen. „Weil sie," bekam er zur Antwort, „immer singen, ‚Ein feste Burg ist unser Gott'." — „Dann werden wir das auch lernen und immer die zweite Strophe singen." „Ja, die singt ihr mal ruhig", sagte der Kolonist. Die fängt an: „Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren." Da schwieg der Russe still.

(Deutscher Schwank aus Wolhynien)

Die Uhren beider Völker.

Bei der Kolonie Stadło im Kreise Neu-Sandez verlachten die Polen einen Schwaben, bei dem sie zum ersten Male eine Taschenuhr sahen, er hätte zwar so ein Ding, aber er würde doch morgens die Zeit nie so gut wissen wie sie. „Ja," sagte der Schwabe, „weil Ihr das einfacher habt. Ihr frißt abends Kraut mit Bohnen und steckt morgens den Finger ins... Riechts nach Bohnen, dann ist's 5 Uhr, riecht's nach Kraut, dann ist's 6 Uhr."

Im „Ogród Fraszek" (1670—95) von Wacław Potocki (Lemb. 1907, I S. 269) finden wir einen polnischen Schwank als Beweis dafür, daß man auf dem hohen Olymp der Dichtung diese bäuerliche Derbheit nicht verschmähte:

Der Katholik und der Lutheraner.

Den Katholiken fragte ein Lutheraner:
warum er vor dem Holze im Kreuze fromm gekniet,
doch wenn er eine schön bemalte andre Sache sieht,
und ist's ein Stühlchen aus Holz, so beuge er nicht das Knie.
Eine schnelle Antwort fehlt dem Katholiken nie:
Einem Leib gehört der Mund und auch die Sitzpartie,
was jeder weiß, auch du kannst's bezeugen.
Weshalb nun küßt du deiner Frau den Mund, wenn er auch glatt,
und nicht den Hintern, den oft sie bemalt wohl hat? —

Auf beiden Seiten ergeht sich gerade die Spötterei über religiöse Dinge in besonders derben Ausdrücken. Dafür bieten die folgenden deutschen, keineswegs etwa eine seltene Ausnahme darstellenden Schwänke, ein Beispiel:

Die Taufe gilt nicht.

Ein Pole, der seinen deutschen Nachbarn ärgern wollte, fragte ihn: „Als ich mal getauft wurde, da war unser Propst gerade nicht am Ort. Da hat mich einer von euch getauft und mir dabei, wie das in eurer Kirche immer so ist, auf den Kopf gepißt. Solche Taufe kann doch nicht gültig sein!" — „Nee," sagte der Deutsche, „die Taufe gilt nicht. Die haben nämlich dabei vergessen, dir noch auf den Kopf zu sch . . ."

Die Deutschen auf der Hühnerleiter.

Ein katholischer Kaschube traf einmal einen protestantischen Deutschen und verspottete ihn: „Ihr Deutschen kommt nie in den Himmel, nur auf eine Hühnerleiter". „Ganz richtig," parierte der Deutsche, „und ihr kommt unter die Hühnerleiter, damit wir bequem haben, euch auf den Kopf zu sch . . . . . ."

Es dürfte einem eifrigen Sammler nicht schwer fallen, an die Tausend solcher Wortgefechte aufzuzeichnen. Daß Auseinandersetzungen dieser Art und Schimpfereien seit Jahrhunderten im Schwange waren, läßt sich auch aus den historischen Quellen belegen. Als die deutschen Zisterziensermönche um die Mitte des 13. Jahrhunderts nach Heinrichau kamen, ließen sich die umwohnenden polnischen Bauern zwar zu keinen feindseligen Handlungen hinreißen, aber sie spotteten und schimpften [11]).

Da volkstümlicher Spott und Schimpf auch innerhalb desselben Volkes zwischen Einzelmenschen, Familien, Dörfern, Städten und Stämmen vorkommen, ist es sinnlos, sie in der Wissenschaft und Literatur zu einem Gegenstand nationaler Empfindlichkeit zu machen. Eins konnten wir bei unseren volkskundlichen Forschungen überall feststellen: der temperamentvolle Pole regt sich über Spott und Schimpf mehr auf als der ruhige Deutsche, der aus dem Gefühl des Selbstbewußtseins heraus die Bedeutung des Schimpfes gering achtet.

Vortreffliche Parallelen aus den Beziehungen anderer Völker liefert uns der Spott der Ukrainer über die Polen, Russen, Tschechen, Juden und Zigeuner, den eine Schwanksammlung des „Etnografičnyj Zbirnyk" Bd. VI (Lemberg 1899) enthält. Noch aufschlußreicher ist die Darstellung des polnischen Spotts über die Litauer in J. St. Bystroń „Megalomania narodowa", S. 227—240. Die Litauer galten im polnischen Volksmunde allgemein als feige, hinterlistig, verräterisch und dumm („Litwin głupi jak świnia, a chytry jak wąż"). Die polnischen Schriftsteller, die uns Deutschen den volkstümlichen Spott so leidenschaftlich verargen, seien auf Bystroń's Feststellung (S. 229) hingewiesen daß „die Vergleiche mit den Schweinen ein sehr beliebtes Thema der nachbarlichen Auseinandersetzung bildeten". Der Litauer werde nicht nur im polnischen Volksmunde, sondern auch in der Literatur (Pasek, W. Potocki) spottweise dem Borstentier gleichgestellt, seine Nationalspeise, der Rübensalat, als „Schweinefraß" verspottet. Auf das Vorhandensein eines riesigen Vergleichsstoffes aus dem nachbarlichen Zusammenleben der übrigen Völker seien also diejenigen aufmerksam gemacht, die die deutsch-polnische Nachbarschaft immer nur mit dem Fieberthermometer zu messen geneigt sind, selbst da, wo es sich um harmlosen Spott allgemeineuropäischen Gepräges handelt.

11. Kapitel.

Die geschichtlichen deutsch-polnischen Beziehungen in der polnischen Volksüberlieferung

Die grossen staatspolitischen Ereignisse

Wie die Überlieferung vieler anderer Völker, so ist auch die polnische arm an historischen Erinnerungen, die außerdem noch bis zur Unkenntlichkeit verzerrt worden sind. Man läßt Tschenstochau von den Türken (statt von den Schweden) belagern, Wien eine polnische Stadt sein usw. Sobieski ist der erste polnische König, der in der Volksüberlieferung und dem Liede wirklich lebt. Die Zahl der geschichtlichen Volkslieder ist klein. Sie haben meist nur das bewahrt, was mit dem Kampfe gegen die Andersgläubigen und überhaupt mit den Glaubensdingen zu tun hatte. Daher die lehrreiche Tatsache, daß selbst die allergrößten polnischen Kriegshelden neben Martin Luther eine verschwindend geringe Rolle in der Überlieferung spielen*). Die ältesten geschichtlichen Erinnerungen sind die Schwedenkriege. Wendungen „wie ein Schwede", „zur Zeit der Schweden", das Schimpfwort „Schwede", die vielen Schwedenschanzen, die fast alle aus vorgeschichtlicher Zeit stammen und nichts mit den neuzeitlichen nordischen Eroberern zu tun haben, legen davon Zeugnis ab. Ein interessantes Lied über den Schwedeneinfall von 1655 hat Bystroń behandelt. Es berichtet, daß die Eindringlinge den Müttern die Brüste abgeschnitten und den Hunden zum Fraße hingeworfen hätten, daß sie die Kinder wegnahmen, kochten und dann den Eltern aufzuessen befahlen, usw. Ein Lied über die Thorner Ereignisse im Jahre 1724 brachten wir bereits im Kapitel über den „deutschen Glauben". Über seine Entstehung und Verbreitung schreibt J. St. Bystroń „Die Geschichte im Liede des polnischen Volkes" (Warschau 1925, S. 63—70), der auch (S. 37—58) den lauten Widerhall klarstellt, den Sobieskis Zug nach Wien (1683) in der polnischen Volksüberlieferung hervorgerufen hat**). Die Lieder schildern, wie die Stadt von den Türken erobert (!),

*) Über Martin Luther vergl. S. 95 ff. Das geflügelte Wort „Boleslaus Schiefmund haut — die Deutschen zu Sauerkraut" mag literarischen Ursprungs sein. Uns interessiert hier auch K. W. Wójcicki „Pieśń z r. 1462 o zabiciu Andrzeja Tęczyńskiego". Album Literackie I, 299, in dem der Konflikt der Krakauer deutschen Bürger mit dem poln. Edelmann geschildert wird.

**) Bystroń gibt S. 110/11 die volkskundliche Literatur über den Zug Sobieskis nach Wien an.

„Pan Przyjemski w Koźminie".

Eine bekannte Illustration des Künstlers Władysław Motty zu der „Sage" vom „Herrn Przyjemski in Koschmin". Vergl. S. 277), entnommen aus A. Koehlerówna „Władysław Motty. 1851—1894. Szkic biograficzny". Poznań 1931, S. 12/13. Gegen das Deutschtum richtete sich auch oft die politische „Sage vom schlafenden Heer". Das Motiv selbst ist vermutlich im Mittelalter durch die deutsche Einwanderung von Böhmen und Schlesien her nach Polen gelangt. (Vergl. J. Krzyżanowski „Podania i baśni śląskie" Katowice 1938, S. 9 „Podanie o uśpionym wojsku" und unsere S. 514).

„Zamordowanie Przemysława w Rogoźnie przez Margrabiów brandenburskich" (1296).

Gemälde von Jan Matejko.

„Die Ermordung Premyslaus' in Rogasen durch die Markgrafen von Brandenburg (1926)". Diese Unterschrift trägt eine vom „Salon der poln. Maler in Krakau" herausgegebene farbige Postkartenreproduktion des Gemäldes von Jan Matejko. Der eine der Mörder hält einen Dolch zwischen den Zähnen. Auf dem Helm trägt er den brandenburgischen schwarzen Adler. In Wirklichkeit handelt es sich hier um eine Greuellegende. Premyslaus wurde, wie die ernstzunehmende, neueste poln. Geschichtsforschung feststellt, von poln. Schlachtschitzen erschlagen. Auch der gedankenlos als Tatsache angegebene Verdacht des poln. Schrifttums, die Brandenburger seien die Anstifter gewesen, entbehrt der überzeugenden Beweisführung. Vielmehr handelt es sich hier um eine Psychose des Grenzlandmenschen, der Wind, Regen, Krankheiten und Unglücksfälle dem Nachbarn in die Schuhe schiebt. Kunst und Wissenschaft sollten sich von dieser Psychose freimachen. (Vergl. unsere S. 18 f., 48 f. und Karol Górski in „Roczniki Historyczne" 1929 Bd. 5 S. 170—200. — St. Grochowski „Dzieje wojenne Rogoźna". Rogasen 1936.)

die Gotteshäuser entheiligt, Mönche und Kinder gequält und getötet wurden, usw. Es sind darin zum Teil Ereignisse hereingedichtet worden, die ein Lied über die Türkenkämpfe um Podolisch-Kamentz enthält. Noch heute sind überall Verse bekannt, die die Deutschen an die polnische Hilfe erinnern oder ihnen Undankbarkeit vorwerfen, z. B. ein früher von den Lasowiaken gesungenes Lied literarischer Herkunft: „Die Polen haben die Türken bei Wien geschlagen, die deutschen Diebe taten nicht mal danke sagen." Und wenn jemand sich guten Herzens für eine nutzlose Sache einsetzt, warnt man: „Das ist so viel wert, wie sich für Wien schlagen".

Aus dem 17. Jahrhundert, als deutsche Offiziere und Söldnertruppen mithalfen, Polen gegen Kosaken, Türken und Tataren zu verteidigen, stammt das Sprichwort: „Was ein Deutscher ist, ist ein General".

Einige Sprichwörter erinnern an die Regierungszeit der beiden Sachsen in Polen (1697—1763):

„Zur Zeit des Königs von Sachsen, iß, Bruder, trink und laß den Bauch dir wachsen." Oder man flucht: „Du sollst platzen wie eine sächsische Bombe".

Im Vorkarpathenland kommt in polnischen Soldatenliedern ab und zu die Königin Maria Theresia vor, im ehemals preußischen Teilgebiet der deutsch-französische Krieg von 1870/71, oder aus älterer Zeit der „Brandeburek" (Brandenburger), z. B. im Teschener Schlesien:

(: Źle maminko, źle :)	Schlecht, Mütterchen, schlecht.
Brandeburek jedzie.	Brandenburger kommen.
Maju wielkie kabaty,	Haben lange Jacken,
poberu nam dukaty.	werden unsere Dukaten packen. Usw.

Ein tschechisches Lied ähnlichen Wortlautes gibt es in Böhmen.

Nach den Teilungen entstanden natürlich zahlreiche Lieder, die das Polen zugestoßene Unglück beklagten und in mannigfacher Weise die völkischen Belange verteidigten. Soweit sie von den Volkskundlern veröffentlicht worden sind, enthalten die Quellennachweise dieses Buches genaue Angaben.

In Großpolen war im vorigen Jahrhundert folgende Sage weit verbreitet:

Herr Przyjemski aus Koschmin.

Die sterblichen Überreste des Herrn Aleksander Przyjemski sind nicht der Verwesung anheimgefallen. Es wird erzählt, daß ein deutscher Feldmarschall, der die Güter um Koschmin gekauft hatte, sich den Sarg des Verstorbenen öffnen ließ. Als er den noch frisch aussehenden Leichnam betrachtete, ihn am Schnurrbart zu zupfen begann, um festzustellen, ob die Haare noch fest mit der Haut verbunden sind, da öffnete der Tote die Augen weit auf und versetzte den Feldmarschall in solchen Schrecken, daß der, verfolgt von dem Blick des Toten, ins Ausland ging und niemals wieder auf seine Güter zurückkehrte *).

*) Die Sage ist veröffentlicht in Łucjan Siemieński „Podania i legendy polskie, ruskie i litewskie". (Posen 1880—81). Dazu hat Władysław Motty ein schauriges Bild gezeichnet, auf dem das leichenschänderische Handeln des deutschen Feldmarschalls und seiner Begleiter in aufreizender Weise dargestellt wird. Mehrere Särge sind erbrochen und man sieht herausgefallene Totenschädel liegen. — Wahr ist an der vorstehenden Erzählung soviel, daß tatsächlich der in der Koschminer Pfarrkirche beigesetzte Leichnam des 1694 verstorbenen Erbherrn und Kronfahnen-

Aus Galizien stammt eine ähnliche Sage, „Das Schloß der Väter in Ojców“:

Das Schloß besetzten die Deutschen, machten alles entzwei, und in dieser Zeit begann es zu spuken. Jede Nacht um dieselbe Stunde leuchtete im Schloß das Licht auf, und die Frau des Starosten, ganz in Weiß gekleidet, schritt erhaben und ernst durch die Räume, um die Deutschen zu schrecken. Aber die Deutschen schenkten dieser Tatsache wenig Beachtung und wollten nicht weichen. Das ging eine lange Zeit. Als sie aber die ungebetenen Gäste immer noch nicht los werden konnte, ließ sie ein Gewitter kommen und das Schloß in Flammen aufgehen.

Interessant ist es, das heutige Soldatenlied beider Völker zu untersuchen. Das polnische enthält nicht selten Wendungen über den Krieg mit den Deutschen, z. B.

Hej, na konie,
lancy w dłonie!
Hej, na Niemca...
chłopcy w skok!
Z błyskiem stali
ułan wali
szablą w łeb
i lancą w bok.

Hei, auf die Pferde,
die Lanzen in die Hände!
Hei, auf den Deutschen
Jungens! Sprung auf!
Mit dem glänzenden Säbel
schlägt der Ulan
dem Feind in den Schädel,
mit der Lanze in die Seite. Usw.

Im deutschen Volksliede fehlt die kriegerische Auseinandersetzung mit den Polen ganz. Weder im Freiburger Volksliedarchiv noch in den Liedersammlungen oder in der mündlichen Überlieferung ließ sich ein Lied feststellen, das den deutsch-polnischen Waffengang besingt*). Dagegen erfreut sich ein Soldatenlied im deutschen Heere großer Beliebtheit, dessen erste und dritte Strophe folgendermaßen lauten:

1. In einem Polenstädtchen
war einst ein schönes Mädchen.
Sie war so schön.
Sie war das allerschönste Kind,
das man in Polen find't.
„Aber nein, aber nein,“ sprach sie,
„ich küsse nie“.

3. Doch als der Tanz zu Ende
gab ich ihr still die Hände
zum Abschiedsgruß.
Da fiel sie mir an meine Brust
und gab mir einen Kuß.
„Vergiß Maruschka nicht,
das Polenkind“.

Nicht minder freundliche Töne schlägt dem Polenvolke gegenüber auch das bekannte Soldatenlied „An der Weichsel gegen Osten“ an, übrigens eine Entlehnung aus dem polnischen „Tam na błoniu błyszczy kwiecie“.

So sieht das Polenlied des deutschen Heeres aus. Dagegen hat das Danziger Volkslied immer mit dazu beigetragen, den Geist der politischen Selbständigkeit in der Stadt wachzuhalten, indem es sich leidenschaftlich gegen die Machtgelüste des Königreiches wandte. Ein Beispiel:

---

trägers Alexander Przyjemski sich bis in die jüngste Zeit in unverwestem Zustande erhalten hat, was vom Volke als ein Wunder betrachtet wird, und daß ferner die Koschminer Güter 1793 von dem preußischen Feldmarschall Grafen Kalckreuth erworben, doch bereits nach drei Jahren wieder aufgegeben wurden, „da seine dienstlichen Verhältnisse ihn bald hierhin, bald dorthin führten“ (vgl. Otto Knoop, Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen. Posen 1893, S. 63).

*) Im Jahre 1919 änderte man im Liede „Musketier seins lust'ge Brüder“ — „siegreich wollen wir Frankreich schlagen“ den Gegner und sagte „Polen“. Doch hat sich diese vereinzelt vorgekommene Abwandlung nicht eingebürgert.

1. Zu Danzig in dem Thore,
da liegen fünf hündelein *),
die bellen alle Morgen
und lassen kein Polen ein.

2. Desgleichen auff dem Walle
da sind der Vogel vil,
sie singen süß und sawre,
danach mans haben vil.

3. Ade, ade, je Polen! ...
Dis Lied sey euch gemacht.
Der Teuffel soll euch holen
in einem Leddern sack!

4. Das er euch nicht vorzittel
unterwegen in nobis krugk,
er blew euch vol den rücken,
halt euch in guter hut!
Ade, ade je Polen!

(16. Jahrhundert)

Ein zweites Lied, in dem die Polen als Türken erscheinen, hat D. Krannhals in „Das politische Danzig" (Danzig 1937, S. 32) veröffentlicht. Da heißt es u. a.:

Das wirst du wol erfahren,
Wan du halb Türckisch bist,
Dafür wöll dich bewaren
Zu vielen tausend Jaren
Der lieb Herr Jesus Christ.

Solche politischen Lieder haben oft recht derbe Töne angeschlagen.

Die politischen Ereignisse in Polen spiegeln sich in einigen deutschen Sprichwörtern wider. „Polen ist über und Warschau brennt", was man bei einer großen Aufregung und als Antwort auf eine müßige Frage nach Neuigkeiten sagt, mag eine Erinnerung an die Schlacht bei Warschau (1655) sein. „Noch ist Polen nicht verloren", bedeutet, daß man bei einer schweren, fast hoffnungslosen Aufgabe den Mut noch nicht sinken läßt; „die streiten sich um die polnische Krone", daß sich Leute vergeblich um eine aussichtslose Sache zanken [1]).

Die „Kreuzritter"

Die kriegerische und friedliche Tätigkeit des deutschen Ritterordens hat sich im Gedächtnis der polnischen, kaschubischen und deutschen Bewohner Westpreußens erhalten. In der Kaschubei weiß man zwar nicht mehr genau, wer die „Krzëżôcë" waren, wirft sie oft mit den vorgeschichtlichen Erbauern der Steinkistengräber und Hünen zusammen, doch gilt die Zeit, in der sie herrschten, als ein goldenes Zeitalter. Außerhalb der gebildeten Schicht kannte man dort früher das Wort „Krzëżôk" kaum im heutigen Sinne des polnischen „Krzyżak". Es gibt eine Anzahl Sagen, die das bestätigen. In Strellin, wo J. Patock Aufzeichnungen gemacht hat, stellte man sich die „krzëżôcë" als mächtige, christliche Krieger vor, die das Heidentum in der Gegend niederwarfen und Gotteshäuser bauten. Aus einem fremden Lande gekommen, waren sie ein starker Menschenschlag. Von gebrannten Ziegeln erbauten sie die Putziger katholische Kirche mit ihrem mächtigen, später von den Schweden abgeschossenen Turme. Dann zogen sie nach Zarnowitz, wo sie das Kloster gründen wollten. Die beim Putziger Kirchenbau übrig gebliebenen Ziegel nahmen sie auf die Schultern und erbauten von ihnen so im Vorbeigehen die Groß-Starsiner katholische Kirche. Man erzählt dort auch von einer Herrschaft der „krzëżôcë", die in dunkler Vorzeit lag und die man sich als eine große Zeit, die niemals wiederkehrt und der das Sehnen des Volkes galt, vorstellte. Es wurde auch von einer großen

*) Kanonen.

Schlacht im wilden Bruche gemunkelt, in der die „krzëżôcë" dem Truge wilder Gewalten unterlagen. Ihr letzter Held soll im Zarnowitzer Kloster begraben worden sein. Noch in den Jahren um 1800 wollen Pferdehirten kopflose, gepanzerte Ritter durch die „Strëga", einem mit dem großen Bruche in Verbindung stehenden Tale, friedlos galoppieren gesehen haben. Man erzählte auch, daß die Ritter unverheiratet waren und auf Brettern schliefen. In einer Strelliner kaschubischen Sage erscheint der „krzëżôk" als ein gewaltiger, christlicher Krieger:

Der erlöste Ordensritter.

„Es war am Allerheiligenabend, als eine Frau den Weg von Strellin nach Miruschin ging. Die Sonne war bereits untergegangen, doch konnte man trotz der hereinbrechenden Dämmerung noch einigermaßen sehen. Es herrschte eine feierliche Stille. Als sie an die Strëga kam, läutete in Strellin die Abendglocke. Die Frau betete nach alter Gewohnheit ihren Anioł Pański und sprach die Worte: „A słowo stało się ciałem i mieszkało między nami!". Da stand plötzlich vor der erschrockenen Frau, wie aus dem Boden gewachsen, ein Mann in kriegerischer Rüstung und sprach: „Ich bin ein Krzëżôk, der einst verwundet aus dem Schlachtgetümmel floh und hier verblutete. Wegen Feigheit in letzter Stunde mußte meine Seele hier zur Strafe umherirren, bis ein am Allerheiligenabend an dieser Stelle gesprochenes „A słowo stało się ciałem. . ." mich erlösen würde. Dir danke ich für meine Erlösung!" Indem er dies sprach, wuchs seine Gestalt zu unübersehbarer Riesengröße und verlor sich in den aufsteigenden Abendnebeln. Später hat man an derselben Stelle, wo der Krzëżôk erschien, eine Boża Męka errichtet, die noch heute erneuert am Anton Mudlaffschen Felde steht."

In manchen Gegenden haben sich die Sagen von den Kämpfen zwischen Polen und Ordensrittern erhalten:

Während des dreizehnjährigen Krieges (1454—1466) zwischen dem deutschen Orden und den Polen fand auch im Jahre 1462 ein Gefecht im Putziger Winkel statt, und zwar zwischen Strellin und Tupadel. Die Ritter konnten dem Angriff der Feinde nicht widerstehen und erlagen zum großen Teil deren Pfeilen, während sich der Rest auf Lauenburg zurückzog. Die Erinnerung an diesen Kampf bildet also offenbar in dieser Sage den historischen Hintergrund. Übrigens sollen auch die beiden Orte von jener Schlacht ihre Namen haben, da Strellin die Stelle bezeichnet, von wo die Polen schossen (strzelać — schießen), und Tupadel den Ort, wo die Ritter fielen (tu padło — hier fielen sie). Tatsächlich bestanden beide Ortsnamen schon lange vorher.

Von den Urnengräbern wird oft behauptet, daß sie Grabstätten der „Kreuzritter" seien. Einen kerngesunden, wetterfesten Mann lobten früher die Kaschuben: „Der stammt von den Kreuzrittern ab".

Sagen über die Ordensherren gibt es in ganz Pommerellen und auch in einigen polnischen Dörfern des Marienburger Landes*). Einige seien als Proben gebracht.

Über den Kreuzritterfriedhof, auf dem es spukt.

In groß Ramsen ist auf dem Hügel bei dem Schafstall ein Friedhof, auf dem früher Kreuzritter begraben worden sind. Man soll auch noch Särge sehen können. Auf diesem Friedhof spukt es. Einmal ist ein Bauer da mit

*) Vergl. auch P. Behrend „Westpreußischer Sagenschatz", Bd. I—VI, Danzig, 1896—1910.

seinem Wagen vorbeigefahren, da ist er so irre geworden, daß er bis zum Morgen herumfuhr. Ein andermal ging da ein Bauer zu Fuß und daneben fuhr ein Wagen. Wie der Bauer sich auf den Wagen setzen wollte — ehe er sich's versah — saß er schon wieder auf der Erde.

(Polnisch. Groß-Ramsen, südl. Stuhm)

Vom Kloster in Marienwerder, das die Kreuzritter den Lutheranern gaben.

Die Kreuzritter gehörten erst zur polnischen Kirche, aber dann wurden sie Deutsche. Damals verkaufte ihr Bischof das Kloster in Marienburg den Deutschen, und der Organist bekam für die Herausgabe der Schlüssel hundert Taler. Den Deutschen gefielen die Heiligenbilder in den Kirchen nicht, und sie haben sie erst verdeckt, und dann wollten sie sie bemalen. Aber jedesmal, wenn sie sie bemalten, kammen sie immer wieder zum Vorschein, bis es die Deutschen endlich sein ließen. Die Bilder sind noch bis auf den heutigen Tag da *).

(Polnisch. Honigfelde bei Marienburg)

Die Kerze.

Als die „Kreuzritter" Marienburg eingenommen hatten, stellten sie auf der Burg eine eiserne, gewissermaßen angezündete Kerze auf, mit der Inschrift: „Erst dann werden die Polen Marienburg genommen haben, wenn diese Kerze heruntergebrannt ist."

(Polnische Sage)

Heute verschwinden die alten Überlieferungen immer mehr, da durch den Schulunterricht und durch die gedruckte Volkserzählung andere Vorstellungen über den Ritterorden ins Volk gelangt sind.

Über die Schlacht bei Grunwald—Tannenberg (1410) ist wohl lediglich ein einziges polnisches Volkslied vollständig erhalten geblieben. Drei geringe Bruchstücke anderer Lieder konnten, da sie aufgezeichnet waren, festgestellt werden:

Witołd idzie po ulicy,	Witowt ging auf der Straße,
za nim niosą dwie szablice.	hinter ihm trugen sie zwei Schwerter.

Diese beiden Verszeilen deuten darauf hin, daß das Lied die Übersendung zweier Schwerter an Jagail vor der Schlacht schilderte.

Hey Polanie, z Bogiem na nie,	Hei, ihr Polen, mit Gott auf sie,
już nam Litwy nie dostanie.	die Litauer halten nicht mehr stand.

Auch hiervon ist der ganze andere Teil verschollen.

Król Jagiełło chwat nie lada	König Jagail, ein tüchtiger Mann,
z Krzyżakami szedł na udry,	fing es mit den Kreuzrittern an,
nabił mistrza Konderada,	erschlug den Meister Konderad,
pod Grunwaldem zdarł mu pludry **).	nahm ihm die Pluderhosen ab.

Dieses Lied muß aber später entstanden sein, da der Spott auf die Pluderhosen erst im 16. Jahrhundert begann[2]).

Das einzige vollständig erhaltene Lied von der Schlacht bei Tannenberg hat, allerdings ohne Noten, A. Steffen in „Zbiór polskich pieśni ludowych z Warmii" (Krak. 1937, S. 123) veröffentlicht.

*) Die Sage hängt wohl zusammen mit der Säkularisierung (1525) und der Protestantisierung Preußens.

**) Mitgeteilt im „Herold Polski". 1910, Nr. 13.

Im 16. Jahrhundert wurde der deutsche Schlesier Bernhard von Prittwitz als Starost von Bar in Podolien (ab 1540) durch seine 70 Siege über die Tataren berühmt. Er richtete ein neues Abwehrsystem ein, mit dessen Hilfe es ihm gelang, den Einfällen der asiatischen Horden Einhalt zu gebieten. Der polnische Adel machte ihm als dem Fremdländer große Schwierigkeiten. Das dankbare Bauernvolk aber soll Lieder zu seinem Ruhme gesungen haben, von denen eine sprichwörtliche Wendung erhalten geblieben ist:

Za pana Pretwica	Zur Zeit des Herrn Prittwitz
spała od Tatar	schlief die polnische Grenze
polska granica.	ruhig vor den Tataren.

Deutsche Soldaten und Offiziere haben Jahrhunderte hindurch an den Ostgrenzen Polens mitgeholfen, das Land zu verteidigen. Daher sang eine ukrainische, wahrscheinlich aus dem 17. Jahrhundert stammende Ballade von den „zamočky nimećki — i bašty turećki" (deutschen Burgen und türkischen Türmen).

Am Hofe Sigismunds des Alten in Krakau lebte der in Kronstadt (Siebenbürgen) geborene und 1576 gestorbene berühmte deutsche Lautenspieler Greff (mit dem Beinamen Bakfark = Backwerk) *). Die Königin Bona nannte ihn ihren Amphion. Seinen Ruhm sangen schon die Zeitgenossen Melchior Pudłowski und Jan Kochanowski. Eine Wendung aus dem Gedicht Kochanowskis wurde ein geflügeltes Wort: „Nicht jeder (niemand) greift nach Bakfark zur Laute". Rysiński hat es im 17. Jahrhundert als Sprichwort aufgezeichnet. In diesem Jahrhundert hatte auch die Dichtung den großen Lautenspieler noch nicht vergessen. Kochowski lobt ihn, indem er den Vers dichtet: „Tak lutnia po Bekwarku, kiedy w inszych ręku, — niema swej melodii i pierwszego dźwięku" **). Als letzter hat Łucjan Rydel in seiner Dramentrilogie „Zygmunt August" (1913) den Lautenspieler verherrlicht, dessen Gesang dem König die Tränen in die Augen treibt, leider nicht als Deutschen. In einer Dichtung „Karnawał cudzoziemski w Polszcze" (1700) wird auch der berühmte Esaias Reusner, der Hoflautenspieler der Radziwiłł (um 1651) gefeiert und mit Orpheus verglichen. Doch hat er nicht die Volkstümlichkeit erlangt wie Bakfark. In der Erzählung von Maria Rodziewiczówna „Lato leśnych ludzi" wird eine Nachtigall „Meister Bekwark" genannt.

Sprichwörtlich geworden ist auch der Name der aus Rostock stammenden Münzer Andreas und Thomas Timpf, die nach 1650 eine Reihe königlicher Münzen verwalteten. Andreas wurde 1659 zum Generalwardein aller königlichen Münzereien ernannt. 1663 prägte er im Einverständnis mit dem König und im Auftrage des Sejm minderwertiges Geld, auf dem sich sogar die Inschrift befand „Dat pretium servata salus potiorque metallo est". Trotzdem hielten die meisten Polen die ganze Sache für einen schlechten Streich des Münzers, verfluchten und

*) Über ihn schreibt auch Adolf Meschendörfer im Roman „Der Büffelbrunnen", München 1936, S. 261. — 1936 gab der Ungar Gombosi mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften eine Lebensbeschreibung Bakfarks heraus.

**) „Wenn nach Bekwark die Laute ist in einer anderen Hand, dann hat sie nicht mehr ihre Melodie und ihren ersten Klang."

haßten die Geldstücke, so daß das Sprichwort entstand: „Dobry żart, Tymfa wart" (Ein guter Spaß, einen Timpf wert), oder: „Er hat Timpfe geborgt und Pfänder zurückgegeben". In seinen Erinnerungen bittet Łoś, ein Waffengefährte Myszkowskis, in einem Gedicht über den König Johann Kasimir:

„Ale zbaw nas od Tympfa i Boratyniego,
i poszlij ich do czarta, piekła przeklętego." usw. *)

Da man die Brüder Timpf für die ihnen anbefohlene Münzverschlechterung und deren Folgen verantwortlich machte und ihnen sogar hohe Unterschlagungen vorwarf, verließen sie Polen. Im Sprichwort leben sie weiter, und der Ostjude nennt noch heute jede unechte Ware „Tineff", ein Ausdruck, den man im gleichen Sinne auch im Osten Deutschlands hören kann.

Seit dem 18. Jahrhundert nannte man in Polen jede leichtlebige und nicht sittenreine Frau „Mamsel de Cosel" nach der bekannten Geliebten Augusts des Starken. Aus derselben Zeit stammt das Sprichwort: „Reich wie Hülsen, gelehrt wie Plater". Beides waren deutsche Adelsgeschlechter aus Livland, die im Polentum aufgingen. „Betrunken wie Stock" sagte man lange in Lublin im 18. Jahrhundert nach dem verdienstvollen Ratsherrn und Apotheker Stock, der stark getrunken haben soll, wohl in Anlehnung an den deutschen Ausdruck „stockbetrunken". Bei Rysiński gibt es noch ein Sprichwort: „Nickel, hau die Lügner", das sich auf einen protestantischen Prediger beziehen soll. Da deutsche Einwanderer oft eine hervorragende Stellung in Polen einnahmen, mag noch manch einer von ihnen, wenn auch nur vorübergehend, in die polnische Volksüberlieferung Eingang gefunden haben. Doch wären gründlichere Forschungen nötig, um über diese Frage Klarheit zu schaffen[3]).

Der Alte Fritz, Bismarck und andere

Über preußische Herrscher und Staatsmänner, die nach den Teilungen eine besondere Bedeutung für das Schicksal Polens erlangt haben, kreisen eine Menge Schwänke, Sagen, Lieder und Spottverse. An erster Stelle steht Friedrich der Große in zahlreichen Schwänken, die wahrscheinlich alle vom deutschen Nachbarn übernommen worden sind. Der König erscheint in ihnen durchweg als eine liebenswerte Persönlichkeit. Einen sehr langen Schwank aus Polnisch-Schlesien hat Ł. Malinowski in MAAE, Bd. V, Krakau 1901, S. 86 ff. veröffentlicht. Die drei folgenden Schwänke sind aus kaschubischem und polnischem Munde aufgezeichnet:

Der Alte Fritz und der Lübkauer Bauer

Es war zur Zeit des Alten Fritz. Dieser ging gern aus. So gelangte er bis nach Lübkau und kam dort zu einem Bauern. Er hatte den alten Seydlitz mit. Da kamen sie zu Trela, das war der Bauer. Plötzlich entstand ein großes Unwetter. Da baten sie den Trela, daß sie über Nacht bleiben könnten. Der nahm sie auch gut auf, aber sie müßten am Morgen dreschen. Als er kam und sie weckte, drehten sie sich auf die andere Seite. Als er zum zweiten Male kam, brachte er sich einen Knüppel mit und bearbeitete den, der am Brett lag, so, daß er ganz mürbe wurde. Und das war der König.

*) Aber erlöse uns von Timpf und Boratini, und schicke sie zum Satan in die verdammte Hölle — Boratini war ebenfalls Münzer, italienischer Herkunft.

Am anderen Tage war wieder Unwetter. So mußten sie dort bleiben. Da sollten sie wieder dreschen und er weckte sie. Da sagte der Alte Fritz: „Gestern bekam ich die Schläge, und so mußt du sie heute bekommen. Lege dich nur zum Brett und ich gehe zur Wand." Als der Bauer kam, sagte er: „Na, gestern bekamst du am Brett, heute muß der andere bekommen." Und fing an, wieder den Alten Fritz zu bearbeiten. Das war dem zu viel, und er zeigte dem Trela seine Abzeichen, daß er König war. Und gab ihm auf, daß er jedes Jahr eine Metze Korn für die Armen geben müsse. Und so ist es bis zu dieser Zeit*).

(Zarnowitz, Kreis Putzig)

Der Alte Fritz und der kluge Bauer

Der Alte Fritz hat einen Bauern zum Ball geladen. Das Schnapsglas geht herum. Jeder, der trinkt, gibt seinem Nachbarn eine Ohrfeige. Der Bauer steht neben dem König. Er gibt die Ohrfeige zurück. Worauf ihn der König für den Klügsten erklärt.

(Mechan, Kreis Putzig)

Der alte Fritz als Bettler

Der Alte Fritz verkleidete sich eines Tages als Bettler und kam auf das Gut Pietronke bei Chodzież (Kolmar) zum Gutsbesitzer, wo eine große Gesellschaft war. Als die Gäste ihn zu sehen bekamen, riefen sie: „Was will der Bettler hier, raus mit ihm." Nur einer der Gäste gab ihm drei Pfennige, nämlich der Gutsbesitzer von Pietronke. Der bekam dann von ihm als Belohnung das Vorwerk Rattai. Der Gutsherr von Strelitz, der den Alten Fritz auch herausgetrieben hat, mußte von seinem Gut herunter.

(Kolmar im Warthegau)

Während des Kulturkampfes tauchten allerlei Legenden und Spottverse über Bismarck auf. Nach seinem Tode verbreitete sich die Nachricht, der Teufel habe ihn geholt:

Der Teufel holt Bismarck.

Als Bismarck gestorben war, da erzählten die Leute, wie die Seele noch nicht aus ihm raus war, da hat der Teufel schon den Leib genommen und ist mit ihm durch den Wald geflogen, so daß an jedem Baum ein Stück von ihm hängen geblieben ist.

(Deutscheneck)

Der polnische Volkskundler J. Świętek hat an der Raba in Galizien vor dem Kriege geschichtliche Überlieferungen der polnischen Bauern aufgezeichnet. Die folgende Probe zeigt, in welcher Verzerrung geschichtliche Ereignisse in der Volksmeinung erscheinen:

„In Österreich leben die Deutschen bei Wien, die Tschechen in Böhmen, im Westen sind die Preußen... Mit den Preußen muß es nicht gut sein, denn sie haben viel der Unseren totgeschlagen. Viele Polen hat dieser Bisurmak, oder wie er da heißt, herausgejagt. Diesen hat später der preußische Kaiser auch weggejagt oder auch hingerichtet, weil er sich so an den Unseren vergriffen hatte. Die Preußen sind sehr stolz, seit sie die Franzosen geschlagen haben, aber jetzt hört man, daß die Franzosen noch besser stehen als die Preußen. Wir werden ja sehen, wie es weiter gehen wird...." [4]).

(Erzählt vor dem Kriege von Franz Korbut, einem älteren Bauern in Targowisko)

*) Ein anderer Schwank in „Deutscher Heimatbote für Polen" 1938, S. 98, „Wie die Gnesdauer den König empfangen".

Deutsche Städte im polnischen Volksmunde

Keine deutsche Stadt hat einen so großen Widerhall in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur hervorgerufen wie Danzig. Jahrhundertelange wirtschaftliche, politische und kulturelle Beziehungen verknüpften es mit dem polnischen Hinterlande. Kaschubische Bauern, polnische Edelleute und Flößer waren ständige Gäste in der stolzen Hafenstadt. Danziger Kaufleute, Handwerker und Künstler wiederum hielten sich oft in Polen auf. Kein Wunder also, daß Danzig in der polnischen Volksüberlieferung eine so große Rolle spielt.

Der Posener Bischof Andreas erinnerte bei einem Zeugenverhör im Jahre 1422 an ein Volkslied, das er 40 Jahre vorher singen hörte. Darin hieß eine Wendung: „König Kasimir, lebe nie mit den Preußen in Frieden, ehe du nicht Danzig zurückgewonnen hast." Aus dem „Pan Tadeusz" von A. Mickiewicz (1832—34) stammt das geflügelte Wort: „Die Stadt Danzig, einst unser — wird wieder unser werden"*). Sicher ließen sich bei einer gründlichen Durchforschung des gesamten polnischen volkskundlichen Materials mehr Beispiele finden, in denen sich der politische Kampf Polens um die Hansestadt widerspiegelt. So bezieht sich das geflügelte Wort: „Er wurde wütend wie der Danziger Bürgermeister auf den polnischen König" auf die Belagerung der Stadt durch Stefan Báthori (1577). Es stammt aus den Dichtungen des Wacław Potocki (Moralia 1688).

Die Städtchen Kasimir an der Weichsel und Łask im Sieradzer Lande nannte man früher wegen ihrer Handelsbedeutung „Klein-Danzig". In vielen Städten im ehem. Kongreßpolen hatten die Straßen, die zum Fluß führten, die Bezeichnung „Ulica Gdańska" (Danziger Straße), z. B. in Leslau. In der Sprache der Flößer bedeutet „Gdański pas" mehrere der Länge nach zusammengeschlagene Bretter, „Gdańska belka" ein sich besonders gut zum Flößen eignender Balken. Das Danziger Handwerk stand in hohem Ansehen. „Pracować po gdańsku" bedeutet gut, genau und gründlich arbeiten. Danziger Beschläge, Dachziegel, Schränke, Kacheln usw. waren vertraute Begriffe im Wortschatz des polnischen Handwerks. In alten Volksliedern und Erzählungen, die vor allem in den Kreisen der Flößer im Umlauf waren, erschien Danzig immer als das Sinnbild einer reichen Stadt. Zwei Verse masovischer Volkslieder seien angeführt:

Płynie woda z Wyszogroda
do samego Gdańca.
Czarne buty do roboty,
czerwone do tańca**).

Es fließt das Wasser von Wischogrod
bis herein nach Danzig.
Schwarze Stiefeln zum Robott,
In roten Stiefeln tanz ich.

In einem Liede „Przyjechał Jasieńko z cudzej ukrainy" singt die Liebste:

Oddajże mi, Jasiu, złotą zausznicę,
kupię sobie za nią w Gdańsku kamienicę.

Gib mir, Jaś, den goldnen Ohrring heraus,
ich kauf mir dafür in Danzig ein Haus.

*) In „Lekarstwo na uzdrowienie Rzeczypospolitej", Kraków 1649 die Formel „Gdańsk — koniec państw" (Danzig — die Grenze der Staaten).

**) Ähnlich in Großpolen: „Płynie woda od ogroda — do samego Gdańska". Vergl. hierzu unsere S. 230.

Als in den früheren Jahrhunderten die Schlachta ihre Getreideernte auf Flößen nach Danzig brachte, wurde nicht selten für den Erlös lustig gelebt und allerlei Kunstware gekauft. Schon im „Flis" (1595) von Sebastian F. Klonowicz erscheint die volkstümlich gewordene Formel „Gdańsko — Chłańsko" (Danzig — die Verschlingerin). Für Verprassen sagte man auch „spuścić do Gdańska" (nach Danzig befördern), „pszenica pańska płynie do Gdańska" (der Herren Weizen schwimmt nach Danzig). „Popłynąć do Gdańska" (nach Danzig schwimmen) bedeutet, sich auf irgend einem Fluß von der Strömung treiben lassen.

Berühmt war in Polen das Danziger Goldwasser. Ein Sprichwort rühmt, es ginge nichts über: „Krakauer Mädchen, Warschauer Schuhe, Danziger Branntwein, Thorner Pfefferkuchen und Posener Brot".

Die Danziger mußten aber auch Spott und Kritik ertragen: „Er lobt seine Scheiße, wie der Danziger seine verfaulten Heringe" (kaschubisch), hört man, wenn jemand schlechte Ware anpreist. „Auch in Danzig saufen die Kälber kein Bier", d. h. es gibt dort keine Wunderdinge.

„Ihm verhaspelt sich (geht) die Zunge wie einem Danziger Weibe" (kaschubisch). — „Ausgeputzt wie eine Danziger Puppe", d. h. reich, aber geschmacklos.

„Er hat so 'n Maul wie ein Danziger Tor" (kasch.).

Im Vorkarpathenland erzählt man, alle Fliegen kämen aus Danzig, wo sie der Teufel Rokita in einer Mühle ausmahlt.

Sagen über Danzig sind vor allem bei den Kaschuben verbreitet, z. B. die von dem großen Steine in dem Kiefernwalde bei Cząstkowo, mit dem der Teufel das Hohe Tor in der Stadt zertrümmern wollte. Da aber der Hahn vorzeitig krähte, mußte er ihn unterwegs fallen lassen, wo er bis heute liegt. Der Danziger selber sagte: „In Danzig ist man in der Nacht sicherer als in Warschau am Tage". Die Ordnung der Stadt ist auch von den Polen immer anerkannt worden. Doch zog man über ihren Ketzerglauben her:

Auf die Danziger.

Es lobte einer der Danziger Ruf und Ordnung,
und bat nun mich, zu sagen ihm auch meine Meinung.
Sag ich drauf: tugendsam sind sie in jeder Hinsicht,
gut und klug sind sie, doch den Glauben haben sie nicht.
Hätten sie den auch nur wie ein Senfkorn so klein,
den Bischofsberg trügen sie drei Meilen ins Land hinein.

(W. Potocki „Ogród Fraszek". Bd. II. T. IV. S. 271)

Eine lehrreiche Zusammenstellung „Danzig in der polnischen schöngeistigen Literatur" verdanken wir W. Pniewski*).

Eine sprichwörtliche Wendung hängt mit der Sage vom versteinerten Brot in Oliva zusammen: „Mögst du nie andres Brot haben als das von Oliva"[5]).

*) „Gdańsk w polskiej literaturze pięknej", Gdańsk 1931. — Ferner Rajmund Bergel „Morze polskie i Gdańsk w literaturze polskiej", Myślenice 1930 (24 S.).

Selten taucht Elbing, häufiger Königsberg in der polnischen Volksüberlieferung auf. „Schone nicht, Herr, das graue Pferd, schick nach Musik, sei es bis Königsberg", fordern die Schnitter in einem Erntespruch. Besonders in den Liedern der masovischen Kurpien wird Königsberg öfters genannt.

An die vielseitigen Beziehungen der schlesischen Hauptstadt mit dem Osten erinnert: „Er fuhr nach London, dort irgendwo hinter Breslau". — „Er blieb stecken wie ein Breslauer Fuhrmann im Straßendreck", eine Erinnerung an die Zeit, da die schlesischen Kaufmannskarawanen auf den „polnischen Wegen" ihre Waren nach Polen brachten. „Breslau, was hinbringst, gib ab" (Wrocław, co przywieziesz, to odstaw), sagt ein altes Sprichwort, das schon im 17. Jahrhundert aufgezeichnet worden ist. Es erinnert an die polnischen Viehtransporte, die, in Breslau angekommen, selbst bei niedrigem Preisangebot verhandelt werden mußten, weil man sie des weiten Weges halber nicht wieder zurücklenken konnte. Im oberschlesischen polnischen Volksliede wird häufig Breslau, seltener Neiße erwähnt[6]).

Von den süddeutschen Städten haben keine so lange enge Beziehungen mit Polen unterhalten wie Nürnberg und Wien. Schon im 17. Jahrhundert sprach man von „einem Gesellen Nürnberger Arbeit", der gute Ware lieferte, „wie in einem Nürnberger Laden", d. h. wo man alles kaufen kann, „Kopf zu Vergoldung, Nürnberger Arbeit" (głowa do pozłoty, norymberskiej roboty), „Nürnberger Puppe" usw.

Wien war dem polnischen Volke als Sitz der Habsburger, vom Hörensagen oder durch die Tat Sobieskis, und nach den Teilungen als Hauptstadt der Donaumonarchie bekannt.

Wenn jemand im dunklen Zimmer ins Helle oder ans Fenster rückt, nennt man das sinnbildlich „nach Wien reisen". Im Teschener Schlesien behauptet man: „Ein Dummer kann auch in Wien keinen Verstand kaufen", und von einem Geizhals: „Er würde sogar eine Laus nach Wien auf den Markt treiben". „Selbst ein Schreiber aus Wien" könnte, wie ein ukrainisches Volkslied aus dem Gebiet der Lemken behauptet, die Liebessehnsucht eines Mädchens nach dem fernen Liebsten nicht beschreiben[7]).

Seit dem 18. Jahrhundert rückt Berlin mehr in den Brennpunkt des Interesses. Es gibt kaum ein Dorf in Polen, in dem man nicht folgenden Spottvers kennte:

Warszawa i Kraków,
stolice Polaków.
A Niemcy w Berlinie
żyją jak świnie.

Warschau und Krakau,
polnische Hauptstädte so feine.
Doch die Deutschen in Berlin
leben wie die Schweine.

Er konnte von mir und anderen Sammlern ungefähr 60mal in allen Gegenden Polens aufgezeichnet werden, ab und zu auch in anderen Fassungen. In einem Krakowiak singt man in der 5. und 7. Strophe:

5. Powiedz Miemce, nieboraku,
cy w kopraku (kubraku), cy we
chraku (fraku),
a cy ty znas Kraków,
w nim zuchów Polaków?

5. Sag mir, Deutscher, armer Mann,
ob du Wams oder Frack hast an,
kennst du Krakau, die Stadt,
die soviel brave Polen hat?

7. Oni mają Jamsterdamy, Roterdam
Brandenbury i inne podobne
dziury;
my mamy Warszawę i nasz stary
Kraków,
a w nim zuchów Polaków.

7. Sie haben Amsterdam, Rotterdam,
Brandenburg und anderen Kram*)
Wir haben Warschau und Krakau
die alten,
wo die Blitzkerle, die Polen,
walten.

Die meisten Spottverse über Berlin entstanden nach den Teilungen. In ihnen kehrt die Freude am Reim „Berlinie — świnie" immer wieder, ferner der Wunsch, die Deutschen nach Berlin zu vertreiben:

Dalej Niemcy, do Berlina,
bo tu dla was chleba niema.
Dadzą wam tam wasserzupy,
aż polecą portki (spodnie) z dupy.

Weg mit dem Deutschen nach Berlin,
denn hier ist kein Brot für ihn.
Dort er Wassersuppen kriegt.
daß ihm die Hose vom Hintern fliegt.

Das Lied kommt bei Neu-Sandez, Gnesen, Leslau vor.

Aus dem Teschener Schlesien bringt Bystroń ein Volkslied von dem Liebsten, der sich nachts zum Mädchen schleicht. In einer Strophe sagt sie zu ihm, wenn der Vater was merkt, würde sie nach Berlin fahren und ihm ein Glas Wein kaufen. Ab und zu wurde auch vom Soldaten gesungen, der in Berlin dient. Oder ein kaschubisches Weib klagt über ihren Mann, daß er in Berlin den Mädchen schöne Augen macht. In ermländischen Volksliedern tritt ab und zu ein „panicz z Berlina" (ein junger Herr aus Berlin) auf.

Karłowicz führt in seinem Wörterbuch ein Sprichwort an: „Deutsche Wunder — Hamburger Pflaster". „Nach Riga fahren", heißt, sich übergeben. Auf die mittelalterlichen deutschen Stadtsiedlungen beziehen sich auch einige Sprichwörter: „Blaß wie ein Ziegel von Thorn", ironisch gebraucht, wenn jemand schamrot oder weinrot ist. „Schwül wie im Ofen in Kalisch" und ähnliche Wendungen. Die Stadt Kalisch, so schreibt (nach Weryha Darowski) Jabłonowski, war im Mittelalter von Deutschen besiedelt, die steinerne Bauten errichteten. Deshalb sagten die umwohnenden Polen, die an Holzbauten gewöhnt waren: „Wenn man nach Kalisch fährt, ist's, als ob man in einen Ofen kriecht". In neuester Zeit ist durch die polnischen Bergarbeiter das Land Westfalen ins polnische Volkslied des Warthegaus gekommen[8]).

Den „Bürger Rigas im lettischen Volksliede" behandelt eine Arbeit von Friedrich A. Redlich, die im 3. Jahrbuch der volkskundlichen Forschungsstelle (Veröffentlichungen der volkskundlichen Forschungsstelle am Herderinstitut zu Riga Bd. 10. Riga 1939 S. 103—116) erschien.

*

Indem wir nunmehr den die Volksüberlieferung behandelnden Teil abschließen, weisen wir nochmals darauf hin, daß nur durch Beispiele angedeutet werden konnte, was in noch größerer Fülle das Volk in der Erinnerung aufbewahrt. Die kulturgeschichtlichen Rückschlüsse aus dem zusammengestellten Stoff faßten wir schon in der Einführung zu dieser Arbeit zusammen.

*) Wörtlich: „ähnliche Löcher". — In den ersten Strophen wird auch die polnische Kleidung besungen.

Zweiter Teil

Das deutsche Wesen und die deutsch-polnische Volkstumsfront im Spiegel der polnischen schöngeistigen Literatur

1. Kapitel.

Der europäische Hintergrund unserer Frage

Im Weltkriege und in den Nachkriegsjahren empfand unser Volk zum ersten Male in verhängnisvoller Deutlichkeit, welche Folgen die Deutschfeindlichkeit einer ganzen Welt haben konnte. Kein Wunder, daß 1917 ein deutscher Gelehrter den Versuch unternahm, diese Erscheinung nicht, wie das vorher meist geschah, an seinen politischen, sondern an einigen geistigen und seelischen Ursachen zu deuten, und zwar Max Scheler in „Die Ursachen des Deutschenhasses" — Eine nationalpädagogische Erörterung (Leipzig 1917). Diese Arbeit wurde zwei Jahre später durch E. Stransky „Der Deutschenhaß" (Wien 1919) noch wesentlich vertieft und ergänzt. Zwar hatten schon vor 1914 ab und zu die Philologen Versuche unternommen, wie G. Steinhausen in der „Deutschen Rundschau" (1909), auf „Die Deutschen im Urteile des Auslandes", vor allem seiner Literatur, hinzuweisen, doch machte man sich erst vor wenigen Jahren mit bewußt völkischer Blickrichtung an die planmäßige Einzelerforschung dieses wissenschaftlichen Problems. Die „Zeitschrift für Deutschkunde" (1926/27) brachte eine Aufsatzreihe, „Deutsches Wesen im Spiegel der großen europäischen Nachbarliteraturen", die die spanische, russische, französische und englische Dichtung berücksichtigte. Gleichzeitig schrieb der ukrainische Gelehrte Alexander Popovyč in den „Ostdeutschen Monatsheften" (1927, 12) über die „Deutsche Art im Spiegel ukrainischer Dichtung". In den „Deutschen Monatsheften in Polen" (1936/37) erschienen zwei ähnliche Abhandlungen: Kurt Lück „Deutsches Wesen im Spiegel der polnischen Literatur und Volksüberlieferung" (1936, 8) und Emmy Haertel „Der Deutsche in der klassischen Literatur Rußlands" (1937, 10) *), die

*) Fräulein Emmy Haertel bin ich zu großem Dank verpflichtet, daß sie auf meine Bitte hin ihre Forschungen zusammenfaßte und mir zur Veröffentlichung in den „Deutschen Monatsheften in Polen" zur Verfügung stellte. — Für die madjarisch-deutschen Beziehungen liegen folgende einschlägigen Arbeiten vor: 1) Ludwig Némedi „A németség magyar szemmel" (Das Deutschtum mit madjarischen Augen gesehen). Debrecen 1935. Wichtig ist vor allem der Inhalt der Kurutzendichtung, S. 21—24. — 2) Magdalene Bernfeld „A németseg Jókai Mór megvilàgitàsàban" (Das Deutschtum bei Maurus Jokai). Budapest 1927. — 3) Kogutowicz „A Dunàntules és a Kisalföld". (Bespr. in den „Neuen Heimatblättern", Jg. II, H. 1—2 (1937) S. 172 ff. — 4) J. Bunzel „Ungarn und wir". Graz 1918. — 5) A. Willimek „Die Gestalt des Tschechen in der sudetendeutschen Dichtung". In „Volk an der Arbeit". 1937. H. 10. — E. Lemberg „Das tschechische Volk in deutscher Darstellung". In Sudetendeutsches Jahrbuch" 1938. — Fr. Hille „Der Deutsche im Spiegel der tschechischen Literatur". In „Volk an der Arbeit" 1938, 7.

die seelischen Zusammenhänge scharfsinnig herauskristallisierte. Nicht nur das schöngeistige, sondern auch das historische Schrifttum wertete Willy Radczuns gründliche Forschung „Das englische Urteil über den Deutschen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts" (Berlin 1933) aus. Leider haben wir für die anderen Abschnitte dieses Forschungsgebietes keine zweite so systematische und ausführliche Arbeit. Eine große kulturpolitische Bedeutung besitzt Otto Engelmayer „Die Deutschlandideologie der Franzosen" (Berlin 1936), ein Entwurf, frei von jedem wissenschaftlichen Ballast, der der „glorreichen Nation" in erfrischender Deutlichkeit die Geistlosigkeit ihres Deutschlandbildes und vor allem den Mißbrauch der Selbstkritiken der Jungdeutschen (z. B. der Juden Heine und Börne) und Nietzsches aufzeigt.

Wie sehr alle diese Forschungs- und Abwehrversuche einseitig literarhistorisch, philosophisch oder staatspolitisch angepackt worden sind, fällt dem auslanddeutschen Kulturpolitiker sofort auf. Er, der in der Volkstumsfront steht und ihre eigenständige Existenz und Bedeutung täglich erlebt, weiß, daß sich dort an den Brennpunkten der völkischen Spannkräfte die Quelle vieler Vorstellungen über den Nachbarn befindet, daß sie von dort aus in die schöngeistige Literatur eingedrungen und der kulturpolitischen Auseinandersetzung nicht nur dienstbar gemacht worden sind, sondern ihr auch zum Teil den Stempel ihrer gefühlsmäßigen Haltung aufgedrückt haben. Dies gilt, wie schon unsere Ausführungen im ersten Teile nachwiesen, in hohem Maße für die polnische Dichtung. Ähnlich dürfte es in der tschechischen sein. Diese ist im 19. Jahrhundert mehr oder weniger eine Auseinandersetzung mit dem deutschen Nachbarstaat und der sudetendeutschen Volksgruppe. Der Tscheche Palacký sieht ja geradezu den Sinn der Geschichte seines Landes in der beständigen feindlichen oder freundlichen Berührung der Tschechen und Deutschen („stálé stýkáni a potýkáni se Čechů s Němci"). So hat unsere Untersuchung bewußt einen ebenso neuen wie notwendigen Weg eingeschlagen. Sie verzichtet darauf, die philosophische „Deutschland"-Ideologie der Polen zu erfassen, sondern will hauptsächlich das Gepräge des deutschen Menschen und Gemeinwesens wiedergeben, wie es die polnische Literatur aus der Abwehr an der Volkstumsfront zeichnet. Dabei sollen vor allem die Verzerrungen sichtbar gemacht und der kritische Maßstab der historischen Tatsächlichkeit angelegt werden.

Auch in den Kreisen der polnischen Wissenschaft ist man seit einigen Jahren eifrig am Werk, „die Kenntnisse über Polen im Auslande" sorgfältig zu erforschen. Unter diesem Titel veröffentlichte Roman Pollak 1932 in der Zeitschrift „Oświata i Wychowanie" (Heft 3—7) eine Aufsatzreihe, die durch die Kühnheit ihrer Zielsetzung und ihre kulturpolitischen Schlußfolgerungen richtunggebend ist. Sie behandelt vor allem Italien, England und Belgien. Seit langem arbeitet auch Stanisław Kot planmäßig an diesen Fragen. Im Jahre 1919 erschien sein Buch „Die Republik Polen in der politischen Literatur des Westens" (poln.), und 1934 gab er in einem Sitzungsbericht der „Polnischen Akademie der Wissenschaften" einen kurzen Überblick über ein umfangreiches Werk, das die „lapidaren" Meinungsäußerungen des Auslandes über Polen darstellen soll. Von „den Ansichten der Franzosen über die Polen (im 16. und 17. Jahrhundert) zur

Zeit der Wahl Heinrichs von Valois" berichtet H. Kutrzebianka („Przegląd Współczesny", Jg. XV, Nr. 11/12). Die Polen werden von dem galligen Witz der Franzosen nicht verschont. Auch die Arbeiten von Bystroń, Znaniecki, Chałasiński u. a. gehören hierher. Ein besonderes Interesse bestand auf beiden Seiten für die Darstellung des Polen in der deutschen Literatur, vor allem zur Zeit der deutschen Polenschwärmerei: J. Müller „Die Polen in der öffentlichen Meinung Deutschlands" (1830—32). (Marburg 1913). — W. Hallgarten „Studien über die deutsche Polenfreundschaft in der Periode der Märzrevolution" (Berlin 1928). — St. Leonhard „Polenlieder deutscher Dichter", 2 Bände (Krakau 1911 und 1917). Ein dritter Band erschien später. — Kohn „Polen im Lichte der deutschen Poesie" (poln., Sambor 1890), der, wie Leonhard, im wesentlichen die Dichtungen der Polenschwärmer sammelte. Zahlreiche musikalische Werke deutscher Tonkünstler betonen zur Zeit der Freiheitskämpfe 1830/31 ihre Neigung zu dem ins Unglück geratenen Nachbarn. Darüber schreibt W. Hordyński „Die deutsche Musik und der Novemberaufstand in Polen", in „Germanoslavica", 1931/2, Bd. I. Leider besitzt R. F. Arnold „Geschichte der deutschen Polenliteratur von den Anfängen bis 1800", Bd. I (Halle 1900) keinen Nachfolger für den Zeitabschnitt von 1800 bis zum Weltkriege, vor allem aus der Zeit von 1871—1914, wenn auch der Pole J. Flach schon eine Menge Material für eine solche Zusammenfassung vorbereitet hat, besonders in seiner Abhandlung „Polen im schönen deutschen Schrifttum früher und heute" (poln.), in der „Biblioteka Warszawska", 1903. Flach bemängelt, daß viele deutsche Schriftsteller, die über das polnische Volk geschrieben oder geurteilt haben, weder dessen Sprache noch Kulturgeschichte kannten, und daß deshalb oft Zerrbilder entstanden. Unter denen, die er angreift, befinden sich allerdings zahlreiche Juden. Wie lebendig in den Jahren vor 1939 die polnische Anteilnahme an „den polnischen Motiven in der zeitgenössischen deutschen Belletristik" ist, beweist ein Aufsatz Alfred Jesionowskis in den „Communiqués des Schlesischen Instituts" in Kattowitz (1936, Serie II, Nr. 15) und seine Schrift „Das polnische Problem in Schlesien im Spiegel des neueren deutschen schöngeistigen Schrifttums" (Kattowitz 1939). Eine Krönung aller dieser Bestrebungen sollte der Beschluß einer von der „Polnischen Historischen Gesellschaft" berufenen Kommission sein, eine Veröffentlichungsreihe „Polen und seine Nachbarn", und zwar als ersten Doppelband „Polen und Deutschland", zum Druck vorzubereiten. Das Werk wurde jedoch bis September 1939 nicht beendet.

Demgegenüber gibt es bisher keinen einzigen zusammenfassenden Versuch, die deutschen Motive in der polnischen Belletristik zu erforschen. Die polnische Literarhistorik kannte die Geschichte der deutschen Einwanderung zu wenig, um die zahlreichen und offensichtlichen Verzerrungen des deutschen Wesens klarstellen zu können. Außerdem hatte sie kein Interesse daran. Die deutsche wiederum ist dieser Aufgabe aus dem gleichen Grunde seit 100 Jahren aus dem Wege gegangen.

Eine vortreffliche Möglichkeit, Parallelen zu anderen Nachbarliteraturen zu ziehen, gewährt Hilde Jäckel „Der Engländer in der französischen Literatur von der Romantik bis zum Weltkriege" (Breslau 1932). Einige Haupttypen kristallisieren sich dort zu

allen Zeiten heraus: der Typ des kalten, langweiligen, blasierten Dandy, der grausame, schreckliche Engländer als Vertreter des großwirtschaftlichen Albions, der unheimliche, komische, verabscheuungswürdige John Bull, der Gentleman, der sympathische Sportsmann, der Imperialist und Tatmensch, der spleenige Reisende. Mag zeitweise die französische Literatur auch von einer Anglomanie beherrscht gewesen sein, so stand man dem Inselvolk doch oft ablehnend kritisch gegenüber und machte seine Vertreter in den Vaudevilles zu komischen Figuren, die übrigens eine Jahrhunderte alte Überlieferung haben*). Dem Protestantismus wird gern die Schuld an vielen Mängeln des englischen Charakters zugeschrieben, auch an der haßerfüllten Abneigung gegen das französische Volk. Mit besonderer Vorliebe wurde auch die englische Miß, der Blaustrumpf, karikiert. Der Typus des Engländers ist in der französischen Literatur oft Abwandlungen unterworfen worden. Mitunter beißen sich die widersprechendsten Auffassungen gegenseitig aus[1]).

Dies gilt auch vom Spiegelbild des Polen in der russischen Literatur, in dem oft zwei vollkommen unvereinbare Charakterzüge zu einem wirklichkeitsfremden Ungeheuer zusammengekittet werden. In Dostojevskijs Romanen sind die Polen die einzigen Gedemütigten und Erniedrigten, denen er sein Mitgefühl versagt, die ihren Namen für die unüberbietbaren Konstruktionen des „schlechten Menschen", des „schwarzen Charakters" hergeben müssen. „Kičlivyj, bjezmozgłyj, kovarnyj Ljach" usw. sind starrgewordene Formeln der russischen Literatur. Zwar kommen auch die Franzosen und Deutschen bei Dostojevskij nicht gut weg, doch ist bei ihren Figuren nicht die grenzenlose Verachtung zu spüren, die in der Zeichnung der Polen so radikal zum Ausdruck kommt. Stempowski und Zawodziński verdanken wir zwei interessante Abhandlungen über dieses Thema, die sie im „Przegląd Współczesny" (1931 Nr. 109 und 110) veröffentlichten.

Man glaube ja nicht, daß der Franzose in der polnischen Literatur viel besser wegkommt als der Deutsche. „Von Frankreich hat der Pole nie etwas Gutes gelernt", behauptet einer der bekanntesten polnischen Schriftsteller, Adolf Nowaczyński, in „Warta nad Wartą" (Posen 1937, S. 44). In einem wissenschaftlichen Zeitungsartikel „Doktor Niger" (Kurier Poznański vom 29. 6. 1937) drückt er das viel bissiger aus: „Endlich muß einmal mit der Legende von Frankreich als von dem Medina und Mekka unserer Aufklärung und unseres Schliffs gründlich und endgültig aufgeräumt werden. Aus Frankreich kam zu uns und für uns, wenn man die Wahrheit sagen soll, nichts als... der Valeser und ... die Syphilis". Kaum ein Vorwurf, mit dem man vor dem Kriege die Deutschen überschüttete, fehlt in Jan Wiktors bekanntem Roman „Wierzby nad Sekwaną" („Weiden an der Seine" Warschau 1933). Aber hier richtet er sich leidenschaftlich gegen die Franzosen, die die Frauen der polnischen Arbeiter in Frankreich schänden, ihre Kinder in der Schule blutig schlagen und beleidigende Schimpfworte gebrauchen: „cochon polonais, sauvage chameau, bourrique, allez à Pologne, pour manger des pierres". Über das französische Volk, das den Polen voller Verachtung gegenübersteht und ihre Kinder zu entvolken trachtet, fällt Jan Wiktor ein vernichtendes Urteil.

---

*) Vergl. bei H. Jäckel S. 77 f. „Der Engländer in der (französischen) Komödie".

In den englischen Romanen von Walter Scott sind bekanntlich alle Gauner und Schurken — Italiener. Und wenn ganz allgemein der englische Schriftsteller die Figur eines Betrügers braucht, nimmt er dazu meist einen Angehörigen der romanischen oder der Balkanvölker.

Kurzum: es ist wohl in der ganzen Welt so, daß ein Volk mit Recht Anlaß hat, sich durch das andere mehr oder weniger schlecht behandelt, mißverstanden und verkannt zu fühlen. Abgesehen von diesem fast unabwendbar erscheinenden Übel gibt es eine Reihe anderer Faktoren, die das in den Literaturen geschaffene Bild eines fremden Volkes maßgebend mitbestimmen, zunächst die Überlieferung. Die Anschauungen der Antike von den Germanen (furor teutonicus, Wildheit, Barbarentum, Tapferkeit, Freude am Krieg, Unfähigkeit zu feinerer Sitte und Kultur) wirkten nach dem Untergang des römischen Reiches auch in den romanisierten Völkern fort, vor allem bei den späteren Franzosen und Spaniern, und bestimmten sehr wesentlich ihre Auffassung von den Deutschen als den Nachkommen der Germanen. Die Meinungsäußerungen des polnischen Chronisten Vinzenz Cadlubko über die Deutschen sind in hohem Maße den Urteilen der westeuropäischen Völker entlehnt*). Auch die mittelalterlichen englischen Urteile über Deutschland zeigen eine so auffallende Ähnlichkeit mit der antiken Auffassung, daß zu schließen ist, die Engländer haben nicht aus der unmittelbaren Erfahrung geschöpft, sondern einfach das Schema der Germanenbeschreibung übernommen. Und aus diesem Schema stammt auch das Dogma von der deutschen Barbarei, das sich zweitausend Jahre in der Vorstellung der westlichen Völker gehalten hat und sogar von unseren östlichen Nachbarn übernommen worden ist, obwohl sie ihre Gesittung in hohem Maße deutschen Einwanderern verdanken. Das liegt daran, daß sowohl in der Volksüberlieferung als auch in der Literatur die alten Zwangsvorstellungen fast unausrottbar sind. Kommen neue und richtigere Auffassungen hinzu, so verdrängen sie keineswegs die alten, sondern werden darauf aufgebaut oder mit ihnen vermischt, so daß dann ein Durcheinander verschiedener Nebelbilder zustande kommt. —

Die Deutschlandideologie der Franzosen ist ein schlagender Beweis dafür, wie stark die Selbstkritik eines Volkes die Vorstellungen des Nachbarn mitzubestimmen vermag. Das verklärte romantische Bild, das in Frau von Staëls „De l'Allemagne" (1810) von uns erscheint, erfuhr unter dem Einfluß der jungdeutschen Kritiker mit den Juden Heine und Börne an der Spitze eine Wandlung ins Negative. Heines giftige Kritik am deutschen Wesen, am jungen Nationalismus, am Junkertum usw. lieferte den Franzosen so viel Stoff zu einer neuen Deutschlandideologie, daß ihr eigener geistiger Anteil an deren Entstehung gering war. Die in Frankreich Mode gewordene Anschauung von der Doppelgesichtigkeit Deutschlands geht auf die Urteile Heines und anderer „Jungdeutschen" zurück. Weidlich ausgenutzt wurde ferner die Kritik, die Nietzsche am deutschen Volkscharakter übte. Wo heutzutage in Frankreich unser Wesen gekennzeichnet wird, schwirrt es geradezu von falsch verstandenen, propagandistisch angewandten Nietzschezitaten, z. B. von der „blonden Bestie", vom Übermenschenpopanz, der Dunkelheit der Deutschen, usw. Man verstand den moralisch-heroischen Gehalt, die positiven Seiten seiner Kritik nicht, sondern man mißbrauchte

*) Vergl. dazu auch T. Tyc „Niemcy w świetle poglądów Polski Piastowskiej". in „Strażnica Zachodnia" 1925, Nr. 7—12, S. 5.

deren einprägsame Formeln und politisierte sie. Diese der deutschen Selbstkritik entnommene Ideologie vermochte jedoch die romantischen Vorstellungen der Deutschlandschwärmer von Frau von Staël bis Romain Rolland nicht ganz zu beseitigen. Vielmehr entstand nun ein Dunstgemisch aus Bewunderung und Abscheu, in dem viele sich radikal widersprechende Züge zusammentrafen.

Im Osten haben wir eine entsprechende Erscheinung, wenn auch das deutsche Schrifttum nie in so geschickter Weise die polnische Selbstkritik politisch ausgewertet hat, wie das die Franzosen in bezug auf uns verstanden haben. Im „Ateneum" (1890, Bd. 1, S. 182) lesen wir in einer Abhandlung „Charakterystyka Narodów" (Kennzeichnung der Völker) S. 182 folgende Ausführungen über das polnische Wesen:

> „Seit dem 16. Jahrh. findet man bei unseren Schriftstellern Aufzeichnungen über unseren Volkscharakter. Jedem werden die Werke von Rey, Modrzewski, Skarga, Starowolski, vom König Leszczyński, von Włodek und Klin (Moi kochani rodacy) in Erinnerung kommen. Sollte einmal jemand Auszüge aus den Werken dieser Schriftsteller machen, würde es sich erweisen, daß wir das schlechteste Volk auf der ganzen Erde sind. Es gibt kein Vergehen und keinen Fehler, den diese Moralisten bei uns nicht entdeckt hätten... Wir verstehen ihre Absicht und sind sogar bereit, ihnen ihre derben und krassen Bilder zu verzeihen, aber wissenschaftliche Schlüsse kann man aus ihnen nicht ziehen. In allen Tonlagen wiederholen diese Verbesserer unserer nationalen Fehler, daß wir Säufer, Vielfresser, Nichtstuer, Schmutzfinken, Geizkragen, Verschwender, unterwürfig, stolz und Fanatiker seien", usw.

Wie niederdrückend die polnische Selbstkritik oft ist, beweist der bekannte Brief des Dichters Krasiński an seinen Vater (Januar 1836), in dem er seinem Volke jede schöpferische Leistung, sogar jede Tiefe des religiösen Empfindens, abspricht, da es nie leidenschaftliche Glaubensstreite in den eigenen Reihen gehabt habe. Gerade in den Augen der polnischen Schriftsteller weist der Volkscharakter der Polen ungleich mehr minderwertige als vollwertige Eigenschaften auf. Dennoch würde der ausländische Kritiker einen unerlaubten Griff tun, wollte er nur aus diesen Urteilen eine Polenideologie schaffen. Die urderben Aussprüche des Marschalls Piłsudski entsprangen dem heißen Ringen, Mißstände zu beseitigen, und nicht dem Wunsche, dem fremden Beobachter eine psychologische Skizze seines Volkes zu liefern. Darf die sich bis zur Selbstbespeiung steigernde Selbstkritik der russischen Dichtung als zuverlässige Grundlage für fremde Werturteile anerkannt werden? Trotzdem spielt im deutschen Schrifttum, soweit es Meinungen über Polen enthält, die polnische Selbstkritik eine gewisse Rolle als Vorbild. Die polnischen Historiker, vor allem Józef Feldman, die zu den älteren deutschen Urteilen nicht ohne Vorwurf Stellung nehmen, haben diese Zusammenhänge vollkommen übersehen. Ganz zu Unrecht haben z. B. Wacław Borowy, Robert Arnold u. a. die angeblichen „Legenden" über Polen in der Münsterschen „Cosmographia universalis" (1552) deren Verfasser zur Last gelegt. Sie stammen in Wirklichkeit fast restlos aus den in Polen entstandenen Werken Miechowitas, Kromers und Decius'. Und wenn der „Propaganda der Ordensritter" verargt wird, daß sie im 15. Jahrhundert „Polen als barbarisches, nur oberflächlich christliches Land" hinstellte, so mag als

Gegenstück gelten, daß noch 150 Jahre später, 1587, ein Bischof des polnisch-litauischen Doppelreiches besorgt feststellte, in seinem Bistum überdecken die alten heidnischen Vorstellungen noch vollkommen die christlichen*). Wenn J. Feldman Friedrichs d. G. Kritik an den Polen als „giftige Gehässigkeit" bezeichnet, so hätte er zu dem von ihm gebrachten Zitat hinzufügen müssen, daß genau dieselben Urteile auch polnische Dichter, Denker und Politiker gefällt haben**). Ebenso ist es umgekehrt möglich, daß die slavischen Literaturen bei der Darstellung deutscher Menschen Anregungen aus unserer Literatur schöpfen konnten, in der ja oft genug die Geißel der Selbstkritik geschwungen wurde. Wenn z. B. in einer Erzählung von Gogol der langweilige Klempnermeister Schilling sein Leben nach dem Zeiger der Uhr ausrichtet, so verdient dieser Typ die Marke „Made in Germany", denn er stammt nachweislich aus E. T. A. Hoffmanns „Brautwahl".

Bei der Darstellung des deutschen Wesens im polnischen Roman sind auch hin und wieder französische Einflüsse zu spüren. In wie starkem Maße sich sogar wissenschaftliche Darstellungen unserer Volksseele auf französische Vorarbeiten stützen, ersieht man allein schon aus den Literaturnachweisen, die der Wilnaer Gelehrte Marian Zdziechowski seinem polnischen Studium „Die Deutschen. Eine psychologische Skizze" (Przegląd Filozoficzny, 1935, H. 1/2) beifügt. Die Freude an der Grausamkeit in manchen Zeichnungen der Ordensritter bei Sienkiewicz und Żeromski verrät den Einfluß Dostojevskijs, der mit wahrer Wollust in die allertiefsten Tiefen der Gräßlichkeit und Unmenschlichkeit hinabstieg. —

Mitbestimmend für die Kennzeichnungen des deutschen Volkscharakters waren vor allem immer die politischen Umstände. Die französischen Romantiker waren alle für unser Land begeistert. Durch die völkische Bewegung in Deutschland nach 1840 wurde die Stimmung schon unfreundlicher. Die Revancheliteratur nach 1870/71 verkehrte den Typus des Deutschen plötzlich ganz ins Gegenteil. Bis 1870 war der Deutsche für Frankreich ein Träumer und Denker, jetzt ist er ein brutaler Tatmensch. Vorher war er ehrlich und gefühlvoll, jetzt ist er heuchlerisch und gefühlsarm. Vorher erschien er als Individualist, Idealist, jetzt als stupider Herdenmensch, Kasernenvieh und Materialist. Die Literatur der italienischen Unabhängigkeitsbewegung schilderte den Deutschen als Unterdrücker und Symbol alles Hassenswerten. Deutschlands Eindringen in die Weltmärkte und seine politische Erstarkung wurden mitbestimmend für die Stellungnahme des englischen Schrifttums. Vorher sah auch dort das deutsche Charakterbild mit der innigen Seele und dem Humanitätsideal günstiger aus. Der Panslavismus als eine sich gegen das Deutschtum richtende Bewegung schloß eine sachliche Beurteilung in den meisten slavischen Literaturen von vornherein aus. Die polnische Dichtung, von der schon der Dichterfürst Adam Mickiewicz rühmte, sie sei ganz auf dem Begriff „Vaterland" aufgebaut, diente im Jahrhundert der Unfreiheit der Abwehr gegen die Teilungsmächte. Man brauchte zwar auf Schritt und Tritt den Deutschen zur

*) Vergl. hierzu J. St. Bystroń „Kultura Ludowa". War. 1936, S. 131: König Jagail blieb bis zu seinem Tode in seinen Gewohnheiten ein Heide. S. 132: Der Bischof Melchior Giedroyć berichtet 1587, daß es in Samogitien kaum jemanden gäbe, der das Vaterunser, die Glaubensartikel kennt und sich bekreuzigt.

**) „Polska i Polacy w sądach polityków pruskich w epoce porozbiorowej." Kattowitz 1935, S. 9.

Erneuerung und zum Aufbau des Geistes- und des Wirtschaftslebens. So stellten ihn die polnischen Dichter wohl manchmal als Vorbild, aber nicht als liebenswertes, hin. Um dem Vaterlande zu nützen, erschien die „Erfindung" als ein den Zweck heiligendes Mittel, so daß das polnische Schrifttum der Nachteilungszeit geradezu als das gelobte Land der Legende gilt. Da im russischen Teilgebiet die eiserne Strenge der russischen Zensur waltete, schrieb man dort oft über den deutschen Unterdrücker, um damit den russischen zu treffen. Weil z. B. der zaristische Zensor das Erscheinen einer Novelle Sienkiewiczs verboten hätte, in der er gegen die Leiden eines polnischen Kindes in der russischen Schule Einspruch erhob, dichtete der Verfasser sie auf deutsche Verhältnisse um, so daß sie dann erscheinen konnte*). Und daß die Kreuzritterdichtungen von Mickiewicz den Deutschen nannten, aber den Russen meinten, ahnt der heutige Leser nicht. —

Die Greuelliteratur endlich entsteht meist in Zeiten großer politischer Erregungen. Wir tun sie einfach als eine pathologische Erscheinung ab, sofern sie uns nicht in Kriegs-, sondern in Friedenszeiten begegnet. —

Einen Einfluß auf die Kennzeichen unserer Volksseele hatte auch der Charakter des Volkes, dessen Schriftsteller Urteile über uns fällten. Meist sind gerade diese Urteile typisch für den Wesensunterschied der beiden Partner, so daß sie oft bessere Rückschlüsse auf den Kritiker als auf uns selbst gestatten.

Nachdem wir im ersten Teile dieser Arbeit schon den Anteil der landesüblichen Volksmeinung an der Darstellung unseres Wesens in der polnischen Literatur herausgearbeitet haben, sind nunmehr auch alle wichtigen Faktoren festgestellt worden, die sonst noch das Urteil des Schriftstellers beeinflussen konnten. Wir sehen also, daß die so verwickelten Probleme ihrem Darsteller die Pflicht gewissenhafter Gründlichkeit auferlegen. —

Um die Möglichkeit des Vergleiches zu schaffen, seien wenigstens einige in den großen Literaturen Europas als typisch erscheinende Merkmale des deutschen Volkscharakters angedeutet.

Gemeinsam ist allen die Achtung vor der Fähigkeit der Deutschen zu organisieren, ihrer großen Energie und Willenskraft, ihrer zuchtvollen Tüchtigkeit, ihrem Fleiß und Arbeitssinn, die sie zu den riesigen Industrieschöpfungen des letzten Jahrhunderts befähigt haben, mit denen sie Unmögliches möglich machten. Viele Schriftsteller, vor allem die Russen, haben in wenig überzeugender Weise diesen Respekt durch Verachtung zu verdecken versucht. Man machte das deutsche Strebertum, den Geiz und Materialismus lächerlich. Selbst der deutsche Künstler ist angeblich nüchtern. So sagt Dostojevskij in „Nětoška Něsvanova" von einem deutschen Künstler: „Er trachtete nach seinem Ziel hartnäckig, methodisch, in vollständigem Bewußtsein seiner Kräfte, ja er rechnete beinahe im voraus aus, was aus ihm einmal werden könnte." Die lehrreichste Auseinandersetzung zwischen dem nüchternen deutschen Tatmenschen und dem russischen Träumer mit der weiten Seele ist Gončarovs Roman „Oblomov". Alle Vorzüge seiner materiellen Kultur werden dem Deutschen namens Stoltz zuerkannt, doch siegt der unfähige Nichtstuer Oblomov im Urteil des Lesers, weil er der innerlich freiere ist. — Ziel des russischen Spottes ist der „saubere" und

*) Vergl. die genaueren Angaben S. 421 f.

der „akkurate Deutsche". Das Haus des deutschen Ehepaares Ratsch wird in Turgjenievs „Neščastnaja" (Die Unglückliche) voller Ironie geschildert: „alles war ausgekratzt, ausgeplättet, mit Seife ausgescheuert! Die Vorhänge an den Fenstern, die Servietten standen steif vor Stärke, ebenso wie die Kleidchen und Westchen der vier Kinder". Bei einzelnen russischen Schriftstellern steigert sich die Ablehnung des deutschen „Sauberkeitsfimmels" sogar zu einem schweren sozialen Vorwurf gegen die, die immer saubere Wäsche tragen. Selbstverständlich fehlt in den fremden Literaturen nicht die in unseren Liedern so oft besungene Wirtin und ihre Tochter. Man stellt ihr gern das Zeugnis aus, daß sie auf weite Entfernung jedes Staubkörnchen sehe, aber ihr Herz und ihre Rechnerei sei unsauber. Und hinter der Tugendmarke der Tochter verbirgt sich ein verdorbenes Frauenzimmer. Auch im polnischen Schrifttum finden wir dafür Belege.

Einen dankbaren Stoff bot den fremden Literaturen der Deutsche als Grübler und Wissenschaftler. Jedes Volk hat in arteigener Weise zu ihm Stellung genommen. Der Engländer setzt der deutschen wissenschaftlichen Sachlichkeit und Gründlichkeit seine praktische Persönlichkeit entgegen. Er sieht beim Deutschen die große Ideenfülle, die sich aber bei der Vertretung der praktischen Belange seines Volkes als hilflos erweise, im Gegensatz zum „englischen Mut zum Dilettantismus", dessen Nichtwissen sogar oft für die politischen Ziele nutzbar gemacht wird. Wozu sich mit Wissen beschweren, das sich nicht bezahlt macht! Immerhin betont der Engländer mitunter die Vorherrschaft des Deutschen in Kunst und Wissenschaft, vor allem in der Musik. Dem Franzosen fällt unser Mangel an Selbstsicherheit und Selbstbewußtsein, an überzeugtem Auftrumpfenkönnen auf. Der Deutsche sei durchaus nicht immer überzeugt, allein recht zu haben. Er stehe infolgedessen geistig nicht fest auf einem Punkt, und es falle ihm schwerer als anderen Völkern, sich für eine Sache schnell zu begeistern oder sie kompromißlos zu hassen. Der Deutsche verliere sich selbst da in Grübeleien, wo er kein positives Ergebnis erhofft, und er habe Freude daran, eine Sache selber möglichst verwickelt zu gestalten. Die deutsche Gelehrsamkeit ist teils dämonisch, teils pedantisch, erstickt in der Theorie, Methodik, Katalogisierung und Sammelei von Kleinigkeiten, besitzt keinen lebendigen Schwung zum Ganzen. Es ist beschämend und öde zugleich, was die Franzosen über unsere Wissenschaft zusammengefaselt haben. Nicht viel anders urteilen die Dichtungen der Slaven. Unser Schwung zum abstrakten Denken, den sie selbst nicht besitzen, ist ihnen oft unheimlich gewesen, und unsere Wissenschaft ihnen trocken erschienen. Dostojevskij verspottet in seinem Roman „Die Teufel" einen deutschen Privatdozenten, der eine Dissertation folgenden Titels verteidigt: „Über die im Entstehen begriffene politische und hanseatische Bedeutung der deutschen Stadt Hanau in der Zeit zwischen 1413 und 1428, sowie über die speziellen unklaren Ursachen, weswegen diese Bedeutung dann doch nicht zustande kam." In „Onkelchens Traum" verspottet Dostojevskij einen Gelehrten, der nach Rußland fährt, um einen nur dort vorkommenden kleinen „Wurm mit Hörnern" zu studieren und nachher 4 Quartbände über ihn zu schreiben. Und ein Diener wird mit den Worten beschimpft: „Er ist von phänomenaler Dummheit. Kurz, er ist der richtige deutsche Philosoph Kant." Auch in der polnischen Literatur ist der deutsche Gelehrte öfter die Zielscheibe des Spottes. In der „Lalka"

(Puppe) von Prus tritt in Paris ein Chemiker mit dem deutschen Namen Geist auf, der weittragende Entdeckungen gemacht haben will, die alle anderen Gelehrten für unmöglich halten, u. a. ein Metall, das leichter ist als Luft. Geist ist ein schrullenhafter, äußerlich etwas verwahrloster Mensch, der weltfremde Ziele verfolgt, und an dessen gesundem Menschenverstand man zweifelt. Doch schenkt Prus ihm seine Sympathie.

Gemeinsam ist allen Literaturen, daß sie den deutschen Menschen teils mehr, teils weniger dämonisieren. Soweit dies in der neuesten polnischen Literatur geschieht, sind französische Vorbilder zu vermuten. Wahrscheinlich rechnet man mit unkritischen Lesern, wenn man diesen Dämon auch gleichzeitig als harmlosen, tölpelhaften Spießer auftreten läßt.

Mit besonderer Vorliebe hat man den in ausländischen Romanen auftretenden Deutschen Mangel an gesellschaftlichem Takt angehängt. Ein Körnchen Wahrheit steckt ja auch wohl darin. Der Engländer George Elliot findet die deutsche Masse unhöflich, andere Engländer schildern die Tüchtigkeit der Deutschen zusammen mit ihrer Manierlosigkeit. Dem an salonfähige Höflichkeit und Glätte gewöhnten Russen und Polen scheint der deutsche gesellschaftliche Verkehr wie auf Stelzen zu gehen. In vielen Romanen erscheinen wir als schrullenhafte Tölpel, ohne Schwung, mürrisch, langweilig und trocken. Dostojevskij läßt in den „Werdejahren" einen Deutschen der besseren Gesellschaft auftreten, der sich „wie ein Schuster" benimmt. Beispiele solcher Art lassen sich schockweise zusammenstellen.

Unsere Sprache wird meist als rauh, polternd und unschön bezeichnet, als ungeeignet zu zarter Poesie. Außerdem neige der Deutsche zu lautem Sprechen und unfeinem Schimpfen.

Diese Beispiele bereiten darauf vor, daß gewisse Züge der polnischen Deutschenideologie Gemeingut des europäischen „Urteils" sind.

Doch hat es auch bei allen Völkern aufrichtige Freunde des deutschen Wesens gegeben. Wo ihre Meinung sich gegen die allgemein übliche gedankenlose Nachbetung alter Zwangsvorstellungen richtete, zeugte dies von persönlichem Mut und kultureller Reife. Denken wir an die Deutschlandschwärmerei der französischen Romantiker, an Engländer wie Carlyle, Spanier wie Fernán Caballero, Enrique Gil y Carrasco, Ricardo León, den Russen Anton Čechov z. B. im Roman „Ein Duell", wo er dem deutschen Wissenschaftler ein rühmliches Zeugnis ausstellt, und zahlreiche andere. Der Franzose Fouillée, der in seinem Buch „Esquisse psychologique des peuples Européens" (Paris 1921) die Psychologie der europäischen Völker zeichnet, um damit der Außenpolitk seines Landes Fingerzeige zu geben, stellt trotz mancher boshaften Bemerkungen schließlich doch fest, „der deutsche Volkscharakter verdiene Achtung" (S. 258). —

Um die vielen einander in lächerlicher Weise widersprechenden Formeln vom deutschen Wesen dennoch unter einen Hut zu bringen, behalf man sich mit dem Dogma von der Doppelgesichtigkeit des deutschen Menschen.

Nach Engelmayer sieht das aus Bewunderung und Abneigung bestehende Dunstgemisch der französischen Deutschenideologie folgendermaßen aus: „Der Deutsche erscheint als träumerischer, schwärmerischer Naturmensch und zugleich als eisige nüchterne Hirnnatur; er ist reiner Triebmensch und zugleich amerikanisierter Maschinenmensch;

er ist ganz unbändiger Wille, aber er muß angestachelt werden; man bewundert seine kindlich affektive Logik, aber gleichzeitig spricht man von seinem esprit géometrique, seiner Begabung für die abstraktesten spekulativen und logischen Fragen; er ist unpersönliche Massenseele von muschkotenhafter Stupidität, aber sein individualistischer Heroenkult macht erschrecken. Sein anarchistischer Individualismus krempelt die Welt um, aber man spricht zugleich mit Verachtung von seiner Servilität aus Instinkt, von seiner feigen, hündischen Unterwürfigkeit. Er ist ein chaotischer Wirrkopf ohne jegliche stil- und formbildende Fähigkeit, aber sein Ordnungssinn, sein Sinn für Disziplin, für Systematik und gedankliche Architektonik ist von niemand übertroffen. Seine Kunst und Kultur ist aus Reflexion geboren, aber das hindert nicht, daß er als unkritisch verschrien wird," usw. Und diese geistlose Frucht des französischen Esprit wird als deutsches Rätsel oder Doppelgesicht auf dem europäischen Markt feilgeboten!

Ins Politische übertragen, wurden daraus „les deux Allemagne", Preußen und Deutschland. Sind nicht Weimar und Potsdam zwei Welten, die der Ausländer einfach nicht zusammenreimen konnte? Auf der einen Seite die liebenswerte Welt Goethes, Herders (Universalismus!), an der sich das Ausland berauschte und die es nicht zu fürchten brauchte, auf der anderen Seite Preußen, das die deutsche Seele „militarisierte" und in die Ketten einer eisernen, dem deutschen Individualismus angeblich fremden Disziplin legte. Wenn darin ja auch ein wenig Wahrheit steckte, so handelte es sich aber bei dieser Konstruktion und ihrer Nutzanwendung nicht so sehr um eine psychologische, als um eine politische Formel. Man erkannte in der mit diplomatischem Fingerspitzengefühl begabten fremden Literatur Preußens Bedeutung und Gefahr als Umformer der ihnen bequemeren deutschen Vielfalt. Man fürchtete die soldatischen Tugenden des Preußen, seine bedingungslose Pflichterfüllung, seine Organisationsgabe, die Pünktlichkeit und Sachlichkeit. Deutschland mußte wachsen, wenn sich diese Vorzüge auch auf den leichteren und lebensfreudigeren Süden übertrugen. Also lockte man das sog. „große Deutschland" mit Sirenenklängen der Anerkennung, um um so heftiger über das Gift des preußischen Geistes und über seine Eroberungssucht herzufallen. Der schnauzbärtige Unteroffizier, der Junker, der Monokelleutnant mußten diese Abneigung begründen. Es ist allzu verständlich, daß diese Konstruktion der deux Allemagne gerade in Polen auf fruchtbaren Boden fallen mußte. Bis in die letzten Jahre hinein hat das Problem „Polen, Preußen, Deutschland" in Polen Bearbeiter gefunden. Ich erinnere an die Bücher von Rücker, dem inzwischen verstorbenen Pressechef des polnischen Außenministeriums. Immer wieder wurde in der polnischen Literatur betont, daß man das Wesen des eigentlichen Deutschen schätze und daß man nur den Preußen nicht liebe. Es ist auch oft versucht worden, diese Gefühle in eine wissenschaftliche Formel zu kleiden. In seinem 1926 in zweiter Auflage erschienenen wertlosen Buch „Polen im Licht der eigenen und der fremden Psyche" formuliert Kochanowski im Endresultat folgendermaßen: Der Preuße sei der Sklave alles Bösen, der Pole der Sklave alles Guten. Preußen habe kein Recht, seinen Ursprung vom Westen Deutschlands herzuleiten. Und der Wilnaer Professor Feliks Koneczny versucht noch 1937, den preußischen Byzantinismus im Gegensatz zur lateinischen Kultur des übrigen Deutschlands geschicht-

lich zu begründen. Ihm sei der fleißige, ruhige, von Blumen und Büchern umgebene solide Deutsche sehr sympathisch. Und wenn dieser Deutsche der ganzen Welt zum drohenden Gespenst geworden sei, so müsse man das den Preußen zuschreiben. Die Deutschen müßten selber zu ihrem Nutz und Frommen diesen Stamm und sein Preußentum zerschlagen. „Keinem Deutschen würde dadurch ein Haar vom Haupte fallen und Deutschland würde aufatmen." Rücker wiederum wendet sich ohne überzeugende Beweisführung dagegen, daß man überhaupt von einem deutsch-polnischen Gegensatz rede, es gebe nur eine preußisch-polnische Streitfrage*).

In den Urteilen der Schriftsteller Prus und Sienkiewicz kommt die Unterscheidung zwischen Deutschtum und Preußentum so häufig vor, daß I. Chrzanowski einem kleinen Beitrag die Überschrift „Die Urteile Sienkiewiczs über die Deutschen und Preußen" geben konnte. J. Weyssenhoff in „Mój Pamiętnik Literacki" (1925) charakterisiert ganz unter dem Einfluß französischer Gedankengänge die Rolle des „gedrillten und pedantischen Preußen" in Deutschland (S. 145/47, 160). Seine Unterhaltung mit einem Deutschen über die Einflüsse Preußens auf Polen findet einen verblüffenden Abschluß:

> „So einfach begehen Sie sich, meine Herren, ohne die Hilfe der deutschen Kultur?"
>
> „Ich habe doch nicht deutsche gesagt. Seit Jahrhunderten erfreute sie sich unserer Achtung, obwohl wir mehr aus lateinischen Quellen geschöpft haben. Ich sage, daß es die preußische Kultur ist, die uns vollkommen fremd ist" (S. 165).

R. Jawor läßt in „Z ziemi śląskiej" einen Polen erklären: „Herr Kommandant, ich betrachte Sie nicht im entferntesten als meinesgleichen, denn Sie sind nur ein Preuße." „Prusak" und „prusactwo" sind im polnischen Schrifttum der Inbegriff alles Bösen.

Józef Feldman trennt in seiner Schrift über „den geschichtlichen deutsch-polnischen Gegensatz" (1934) begrifflich Preußentum und Deutschtum. „Der verruchte, auch in Deutschland verhaßte preußische Staat" sei schuld am polnisch-deutschen Gegensatz. In dieselbe Kerbe haut auch J. Giertych in seinen politischen Schriften der letzten Jahre. In „Za północnym Kordonem" (1934) philosophiert er u. a.: „Jeder Pole hat ein instinktives Gefühl der Überlegenheit über den Deutschen, den er kennt, d. h. über den Preußen. Dieses Gefühl widerspricht eigentlich dem, was wir wissen, was uns unser Verstand sagt: daß doch die deutsche Nation zweifellos älter ist als wir, daß doch ihre Gebiete an Rhein und Donau bereits dem Römischen Kaiserreich angehörten. Aber der Instinkt widerspricht in diesem Falle unserem verstandesmäßigen Wissen so deutlich, daß ein Pole von Rasse trotz allem sich diesem Gefühl, daß er geistig und kulturell höher steht als der Preuße, nicht widersetzen kann." Wer so gefühlsmäßige Weisheiten predigt, spricht sich selbst die Fähigkeit ab, an der Lösung unserer so verwickelten Frage vernünftig mitarbeiten zu können.

---

*) Emil Rücker: Rzesza niemiecka a Prusy. (Das Deutsche Reich und Preußen) Przegląd Współczesny. Bd. 25 (1928), S. 203 bis 244. Derselbe: Militaryzm Rzeszy Niemieckiej. (Der Militarismus des Deutschen Reiches). Ebenda, S. 403—439. Derselbe: Niemcy, Prusy a Polska. (Deutschland, Preußen und Polen). Ebenda, Bd. 26 (1928), S. 197—231.

Ganz allgemein ist es in der schöngeistigen polnischen Literatur so, daß man für einen Sachsen, Bayern, Rheinländer usw. nicht selten ein schmückendes Eigenschaftswort findet, das man einem Preußen versagt. Wir greifen beliebige Beispiele heraus: In Maria Dąbrowska „Noce i dnie" (1933 III, S. 121), wird von einem deutschen Mädchen, das feindselig gesinnte Kolleginnen als Preußin bezeichnen, entschuldigend gesagt: „Fräulein Berta ist keine Preußin, sie ist aus Sachsen". Und Artur Gruszecki läßt im Roman „Szarańcza" (1899, S. 316/17), eine Frau erklären: „Sie irren sich, Herr Doktor, wenn sie mich als Preußin ansehen, ich bin eine Deutsche", d. h. bei weitem nicht so hassenswert.

Ist es auch nicht abzustreiten, daß die Zweiteilung in der kulturellen und politischen Entwicklung Deutschlands eine Rolle gespielt hat, so treffen doch die polnischen Deutungen, denen das Preußentum unterworfen wird, immer nur einen Teil seines Wesens. Der große Gedanke des Sichzusammenfindens der deutschen Stämme ist im Osten geboren. Die typischen Merkmale des Preußentums: die soldatische Haltung, hervorragende Organisation, der Sozialismus sind nach der Entstehung des Dritten Reiches Erscheinungsformen des Deutschtums schlechthin geworden. Die Wünsche des polnischen Schrifttums, Deutschland und der deutsche Geist möge sich entpreußen, damit sich unsere Völker besser verstünden, verraten wenig Sinn für die Wirklichkeit, wie sie seit langem ist und immer bleiben wird.

Damit haben wir, ähnlich wie im ersten Teile, den großen europäischen Hintergrund klargestellt, um uns und den Leser davor zu bewahren, in den nun folgenden Untersuchungen eine einseitige Kritik zu üben. Hatte uns der erste Teil des Buches das landesübliche Urteil des polnischen Bauernvolkes über das deutsche Wesen gezeigt, so begeben wir uns jetzt in die Welt des schöngeistigen Schrifttums. Die seelischen Verknotungsvorgänge, die psychologischen Mißverständnisse und die Anachronismen, welche uns die mündliche polnische Volksüberlieferung in ihrer Einstellung zum westöstlichen Kulturgefälle auf Schritt und Tritt offenbart hat, kehren genau so in der Dichtung, und zwar in der Gestalt unzähliger, in sprachliche Hochform gebrachten Vulgärlegenden wieder. Wenn sich aber die Volksüberlieferung in der Hauptsache auf die Kennzeichnung des Wesensunterschiedes des deutschen und des polnischen Menschen konzentriert hatte, da ihr die Übersicht über die großen geschichtlichen und räumlichen Zusammenhänge nicht zu Gebote stand, so sieht die Dichtung darüber hinaus in der politischen Wehrhaftmachung der polnischen Grenzzone und in der Stärkung der sich wider die Deutschen richtenden gegenkolonisatorischen Kräfte ihre bewußt geschichtliche Aufgabe. Indem wir nun aus der Vorhalle der Volksüberlieferung in das große Gebäude der Dichtung eindringen, können wir hier wie da die Gleichheit des Ordnungsbestandes feststellen:

Es treten die Vernunft gegenüber dem Gefühl, das Bindende gegenüber dem Trennenden, die Wahrheit gegenüber der Legende ganz in den Schatten.

2. Kapitel.

Die polnische Gefühlsreaktion gegen die Industrieschöpfungen der deutschen Einwanderung

Der deutsche Industriepionier. Der „Lodschermensch"

Im Kapitel über die polnische und deutsche Wirtschaft im Urteile der Volksmeinung wurde bereits auf die zahlreichen für uns günstigen Urteile des historischen Schrifttums unseres Nachbarvolkes hingewiesen. Jahrhunderte hindurch hatte man die Deutschen immer wieder nach dem Osten geholt, wo noch in unseren Tagen der Kenner in dem Kolonialschema der Städte, den alten gotischen Gotteshäusern, den Fabrikschornsteinen, Hütten, Bergwerken und anderen Dingen die Frucht ihrer Arbeit erkennt. Eine fast unübersehbare Zahl von polnischen Einzelforschungen hat denn auch einmütig die vorteilhafte Rolle der deutschen Einwanderer für die Hebung von Handel, Gewerbe und Industrie bestätigt und ihren Fleiß, ihre Tüchtigkeit und Organisationsgabe gelobt. „Die Deutschen sind berühmt als ein arbeitsames und sparsames Volk. Besonders aber übertreffen sie andere Nationen durch die Fähigkeit, die Arbeit zu organisieren und sie systematisch auszuführen," anerkennt Prof. St. Pawłowski in dem vor 1938 erschienenen Beitrag „Niemcy" in der Enzyklopädie „Świat i Życie". In Deutschland sieht er u. a. „ein mustergültig bewirtschaftetes agrarisches Land".

Wer nun das wissenschaftliche mit dem schöngeistigen Schrifttum der Polen vergleicht, dem fällt ein überraschender Unterschied der Auffassungen auf. Während die Gelehrten, nicht zuletzt dank dem zeitlichen Abstand von den deutschen Pionierleistungen, ein besonnenes, durch die Vernunft diktiertes Urteil fällten, standen die meisten Schriftsteller ihnen zwar gegenwartsnäher, aber ganz gefühlsmäßig und ohne Kenntnis wirtschaftspolitischer Notwendigkeiten gegenüber. Doch gab es auch solche, die dann später aus der geschichtlichen Perspektive gerechter urteilten und den deutschen Industrieritter nicht verunglimpften. Im 19. Jahrhundert wurde der antikapitalistische Kampf geschickt in den Dienst der Abwehr gegen die deutsche Teilungsmacht gestellt, so daß das Bindende gegenüber dem Trennenden bei diesen nachbarlichen Entwicklungsvorgängen im Bewußtsein des polnischen Volkes fast ganz in den Hintergrund geriet. —

Die Dichter des 16. und 17. Jahrh. waren im Vorurteil der Schlachta befangen, Handel und Gewerbe seien eine den Edelmann schändende

Arbeit. Daher spotteten sie gern über die „kupczyki niemieckie" (die deutschen Krämer), ohne sich über deren Arbeit den Kopf zu zerbrechen. Sebastian Klonowicz erwähnt im „Żal XII" (1584), der dem verstorbenen Dichter Jan Kochanowski gewidmet ist, das „aus Deutschland gekommene Steinmetzhandwerk". Ferner belehrt er einen Maler:

„Mach dich nicht ans Werk, du Meister ungelehrt, wenn du dein Handwerk nicht verstehst. Ich sehe, daß du kein Dürer bist, obwohl du aus Deutschland zu uns gekommen, und hier jeder Ausländer den ersten Rang eingenommen. Vergeblich zerreibst du die Farben auf dem Stein. Daß du zu Arbeit kommst, verdankst du uns allein. Vergeblich lobst du roten Zinnober und blauen Azur, — vergeblich das Bleiweiß. Das kann auch ein Masur."

Jan Kochanowski schreibt dem um die Mitte des 16. Jahrh. in Lublin gestorbenen Arzte Adrian aus Brandenburg einen Grabspruch „Nagrobek Adryanowi Doktorowi".

Ein zutreffendes Urteil über das Verhältnis der Polen zum deutschen Handwerk und über die Notwendigkeit eines einheimischen Gewerbes hat Łukasz Górnicki in seiner „Rozmowa o elekcyi, o wolności, o prawie i obyczajach" (1616) gefällt. Ein Pole unterhält sich über die Zustände in seinem Lande mit einem Italiener, den der Dichter seine eigenen Gedanken aussprechen läßt:

„Überall sind eine Menge leerstehender Häuser. Handwerker habt ihr nicht, und aus Deutschland oder von uns aus Italien müßt ihr die Sachen einführen, die ihr bei euch ebenso gut haben könntet... Was würdet ihr bloß anfangen, besonders wenn man euch nicht nach Deutschland oder Ungarn hereinließe und ihr von dorther nichts einführen könntet? Woher würdet ihr Lanzen, Säbel, Rüstungen, Panzer, Schießgewehre, Schilde, Lanzenschäfte, Sättel, Zäume nehmen? Und wenn ihr nicht die Gegenstände bekommt, die aus jenen Ländern billiger herkommen, als man sie hier wegen des Handwerkermangels kaufen kann?... Wie ich höre, fehlte es hier einstmals so sehr an Bewohnern, daß die Könige bis nach Deutschland nach Menschen schickten, und die Deutschen wollten gar nicht mal herkommen, ehe sie nicht ihr Magdeburger Recht erhielten. Auch ihr habt Grund zu befürchten, daß hier einmal Wüsten werden. Und durch diese Deutschen zur Zeit des Königs Kasimirs des Großen entstanden gemauerte Gebäude in Polen... Erst die Deutschen haben in Polen die Mauern verbreitet."

Die Antwort, die der Pole auf diese Ermahnungen erteilt, ist vom Dichter psychologisch ausgezeichnet aufgefaßt:

„Davon weiß ich nichts, was gehen uns diese Städte oder Mauern an. Die Lazedämonier wollten sie auch nicht haben, wobei sie auf ihre Menschen zeigten, auf deren Tapferkeit und Kraft, und nicht auf Mauern, das Wohlbefinden jeder Republik und jedes Königreiches beruht. Die Städte bringen mehr Verderbnis als Besserung..."

Ein Einzelfall in der damaligen Literatur ist Walenty Roździeńskis „Officina ferraria abo Huta i warstat z kuźniami szlachetnego dzieła żelaznego" (Krak. 1612). In Reimversen schildert er den Betrieb in den Erz- und Metallhütten an der Malapane, Klodnitz und Rawa unweit Rosdzin in Oberschlesien, singt in einer für die da-

maligen Verhältnisse einzigartigen Weise das Hohelied der Arbeit der Faust und gibt interessante und zuverlässige geschichtliche Angaben über die Entstehung der Hüttenindustrie. R. zufolge hat Fürst Bernhard von Oppeln, der von 1421 bis ungefähr 1460 regierte, einen berühmten und im Bau der „Künste" erfahrenen Meißener Bergmann namens Glawer herangeholt, um eine alte verfallene Hütte an der Malapane wieder in Gang zu bringen. „Von diesen Deutschen lernten die Polen Eisen herzustellen, und daher nennen sie in deren Sprache noch alle Geräte dieses Faches." Roździeński selbst war ein Nachkomme einer deutschen Bergmannsfamilie Herzig, der nach dem Dorfbesitz Rosdzin den polnischen Namen annahm. Diese Abstammung erklärt wohl, weshalb er die Arbeit der Faust als literaturfähig ansah[1]).

Abgesehen von vereinzelten Hinweisen auf deutsche Gewerbetreibende, auf den Handel mit Danzig, versucht die polnische Dichtung jener Jahrhunderte kaum, zu der Auseinandersetzung beider Völker auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens Stellung zu nehmen. Erst im 18. Jahrh., als nach den ersten Unternehmungen der Sachsenzeit auch König Stanislaus August die Industrialisierung seines Landes mit Hilfe deutscher Einwanderer als eins der Mittel ansah, die die Wirtschaft retten sollten, wurde auch die Dichtung auf dieses Problem aufmerksam, — allerdings mit einer Verspätung von einigen Jahrzehnten. Die Reformbestrebungen hatten den sozialen Roman ins Leben gerufen, der ganz im Sinne eines Staszic und Kołłątaj auf die Anschauungen der Nation einzuwirken versuchte. I. Krasicki warf als erster die Frage der Bauernknechtung, der Volkserziehung und der Juden auf. In seinem „Pan Podstoli" (T. 1. 1778) erzählt „der Herr Untertruchseß," er habe sich aus dem Auslande einen deutschen Müller hergeholt.

> „Der hat mir im Laufe der fünf Jahre, die er hier gesessen hat, einige Bauern ausgebildet. Ich habe also eine Mühle, die ordentlich Mehl mahlt, so daß sie sogar vom Herrn Woiwoden gefahren kommen. Der Müller mit seinen Gehilfen kann mit dem Andrang kaum fertig werden, und jedes Vierteljahr bringt er mir einen Beutel voll Geld zum Hof.
>
> Als ich den Deutschen aus dem Auslande herholte, rief das eine allgemeine Empörung in der ganzen Umgebung hervor. Da ich in jenem Jahre gerade aus Warschau zurückgekehrt war, gab das den Anlaß zum Vorwurf, daß ich moderne Sitten angenommen hätte und daher mein eigenes Volk verachtete. Mein Nachbar, der Herr Mundschenk lachte über meine Wunderlichkeiten und sagte allen: „Wartet nur eine Zeit, da werdet ihr sehen, daß diese wunderliche Mühle mit dem deutschen Müller nach Frankfurt abschwimmt. Das deutsche Konzept wird die polnische Wirtschaft nicht verbessern. Besser sind unsere Macieks, Bartoschs für einige Gulden und ein kleines Deputat, als die Friedriche, die man vergolden muß." — Ich habe meinen Friedrich nicht vergoldet, habe ihm ein angemessenes Gehalt und Verpflegung bewilligt. Der Herbst kam heran, und die vom Herrn Mundschenk vorausgesagte Abreise meines Müllers trat nicht ein. Er ist vor kurzem selbst einmal hier gewesen, hat die Mühle besichtigt. Er kauft nun oft bei mir Mehl, lobt die ausländische Industrie sehr und hat viele andere unnötige Vorurteile aufgegeben."

Im Teil II des „Pan Podstoli" (1784) wird u. a. „die Barbarei der Polen" mit der musterhaften Wirtschaft in den Niederlanden und in

Mecklenburg verglichen und von einem deutschen landwirtschaftlichen Lehrbuch als Quelle neuen Wissens gesprochen.

Auf diese Weise wollte die Dichtung dazu beitragen, Vorurteile gegen die deutsche Wirtschaft und Einwanderung zu bekämpfen[2]).

Die Romantiker standen den Aufgaben der Industrialisierung ihres Vaterlandes, an deren Lösung die politischen Führer in Kongreßpolen, z. B. Fürst Drucki-Lubecki und Rembieliński, beharrlich arbeiteten, fern. Sie suchten Trost in der großen Vergangenheit ihres unglücklichen Volkes, aus der sie die Kraft zu ihren unvergänglichen Werken schöpften. Aber daß die Wiedererstehung Polens auch eine gründliche Erneuerung seines Wirtschaftslebens voraussetzte, das erkannten sie nicht. Adam Mickiewicz urteilte in den „Büchern des polnischen Volkes und seiner Pilgerschaft" (1832): „Und den Deutschen machte man ein Götzenbild, das sich Brotsinn oder Wohlstand nannte... und der Deutsche sagte: Mein Vater ist die Werkstätte und meine Mutter die Schenke..." Polen dagegen erscheint ihm als das Sinnbild der Freiheit.

Kennzeichnend ist auch die Vorstellung vom deutschen Fabrikanten in der „Nie-Boska Komedia" (Ungöttliche Komödie, 1833) von Zygmunt Krasiński. Der „Mann" erzählt: „Seit dem Tage meiner Eheschließung habe ich den Schlaf der Erstarrten, den Schlaf der Vielfraße, den Schlaf eines deutschen Fabrikanten bei seiner deutschen Frau — geschlafen."

Das ist ein Stimmungsbild, das wir auch in späteren Charakteristiken unseres Industriepioniers wiederfinden werden. Anregungen zu den ablehnenden polnischen Urteilen konnte auch der damalige französische Roman geben, in dem vielfach der leidende Arbeiter in England seinem gewinnsüchtigen und unbarmherzigen Fabrikherrn gegenübergestellt wurde, z. B. Auguste Barbiers „Lazare" (1837)[3]).

Einige Motive, die sich später oft wiederholen, enthält A. Fredros Lustspiel „Pan Geldhab" (1818). Geldhab ist ein Einwanderer, der die Würde eines Bürgermeisters erklettert hat. Bei jeder Gelegenheit pocht er auf seinen Geldbeutel. Wohltätigkeit übt er nur, wenn er öffentlich dafür gelobt wird. Wahre Not im Stillen zu lindern, fällt ihm nicht ein. Den Fürsten, den er gern für seine Tochter angeln will, empfängt er mit großem Pomp. Da der Tisch für das kostbare Silber zu klein ist, wird der Rest an einer anderen, sichtbaren Stelle aufgebaut, aber nach der Mahlzeit läßt man die übriggebliebenen Weinreste aus den Gläsern zu weiterer Verwendung in eine Flasche zurückgießen. Die Tochter bekommt den Fürsten aber doch nicht, sondern muß mit einem Major vorlieb nehmen.

Nach dem galizischen Blutbade von 1846 und den Revolutionsjahren 1848/49 setzte sich in Polen, wie überall, die Reaktion durch, die bis 1863 alle fortschrittlichen Bestrebungen zu ersticken versuchte. Den Hoffnungen der sich nach der Freiheit sehnenden polnischen Öffentlichkeit auf den Westen waren bittere Enttäuschungen gefolgt. Man besann sich auf sein Slaventum und verdammte in Bausch und Bogen jede Neuerung. Die Leibeigenschaft, die der Roman vor 1846 heftig bekämpft hatte, wurde nunmehr als ein einwandfreies, patriarchalisches Verhältnis zwischen Hof und Dorf proklamiert. Die deutsche Industrie sah man als eine Sünde wider die althergebrachten Sitten an, die der von Gott eingerichteten Ordnung nicht entspreche. Daß ihre polnischen Initia-

toren sie als Rettungsmittel benutzten, um das politisch schwergeprüfte Vaterland wenigstens vor der wirtschaftlichen Versklavung und vor dem Bankrott zu bewahren, begriffen die Dichter und Schriftsteller nicht. Ihre Werke, soweit sie zu diesem Problem das Wort ergreifen, verraten eine kaum noch zu überbietende Ahnungslosigkeit, so z. B. Józef Korzeniowskis Lustspiel „Fabrykant" (1846). Seitdem der in Podolien ansässige Edelmann Józef Zalicki eine Wagenfabrik gegründet hat, vernachlässigt er Frau und Kinder, erleidet große finanzielle Verluste und steht vor dem Ruin. Da erscheint eines Tages sein Schwager Henryk bei ihm, als ein Wiener Wagenbaufachmann Wilhelm Stock verkleidet, legt ihm den vom Juden ausgekauften 10000 Guldenwechsel vor, brennt mit der in das Spiel eingeweihten Edelfrau scheinbar durch und verleidet ihm die deutsche Industrie so, daß er die Wagenfabrik aufgibt und wieder ein normaler Mensch wird. Wilhelm Stock wird natürlich als ein polnisch radebrechendes, herausforderndes, unsympathisches Faktotum gemimt. An das geflügelte „akuratnyj Njemjec" der russischen Dichtung erinnert folgende Szene:

Henryk (alias Stock): Nu, przeprośce pana, ale polski robotnic byl nigdy akurat.

Józef: Ja w tej mierze jestem Niemcem, panie Sztok.

Henryk: O! Pan byl Niemiec — bardzo się cieszyl. — Und Frau ist auch aus Deutschland?...

Józef: Nie, panie Sztok! Ja jestem Niemcem w akuratności tylko...*)

Genau dieselbe Einstellung zur deutschen Industrie haben die „Adelsplaudereien" von Władysław Syrokomla (Ludwik Kondratowicz). In „Trzy gwiazdki" (1846) zeigt er, daß die deutschen Weisheiten („mądrości niemieckie"), mit denen ein Schlachtschitz aus deutschen Büchern sich den Kopf vollgepfropft hat, weniger bedeuten als der alte Glaube des Volkes. Wie die Gründung einer Seifenfabrik mit deutschen Kräften den Pan Jakob Zabłocki zugrunde richtet, besingt die kleine gereimte Adelserzählung „O Zabłockim i mydle". Während des Siedens fliegt ein Funke in die Scheune, so daß sie in Flammen aufgeht. Und als er seinen Seifenvorrat in Kiew mit Gewinn zu verkaufen gedenkt, um den Schaden wieder zu heilen, kippt die Fähre auf dem Dniepr um und Pferde, Wagen und Seife versinken im Flusse. Pan Zabłocki kommt auf diese Weise durch die deutsche Seifenindustrie an den Bettelstab und wird überall ausgelacht. Er kniet zuletzt an den Kirchen, um milde Gaben zu erflehen. Einige Proben:

.....

Tu są różne pachnidła,
Wonią zaprawne mydła,
Wonne wódki i wina.
Johan Gripsner z Berlina.

.....

Że niemiecką iść drogą,
Większe zyski być mogą.

.....

Kupił woły w Turowie,
Roił jakieś zakłady,
Przybrał Niemca do rady,
Pan Bóg wie, skąd i poco?
A z niemiecką pomocą
Zrobił kuchnię z stodoły,
Rżnie barany i woły

*) Der Edelmann betont, er sei, was Genauigkeit anlangt, ein Deutscher.

I, nie bacząc, co ziści,
Na mydlane korzyści,
Stracił cały kpitał,
Jeszcze długu nachwytał.
.....
Zabłocki zły do licha,
Niemca z domu wypycha.
.....
Nawet w samym Kijowie
Było znane przysłowie.
Każdy w śmiech i kwita,
O mydełko się pyta,
Wybadywa go ściśle,
O niemieckim przemyśle,
Naszydzi, naurąga,
Lecz nie rzuci szeląga.
Otóż i zysk i sława,
Kto się z Niemcy zadawa,
Kto na Litwie lub Rusi
Ich się zyskiem spokusi.
Lecz cóż? I gadać szkoda
Obcy zwyczaj i moda
W większym u nas honorze
Niż przykazanie Boże.
.....
Mądry Polak po zgubie...
Prawda, panie Jakóbie?

Diese weltfremden Anschauungen sind durch den Gang der Ereignisse zur Genüge in den Schatten gestellt worden.

Eine ähnliche Denkweise begegnet uns in einer Erzählung Henryk Rzewuskis*) (1851). Dem Fürsten Radziwiłł in Nieśwież wird geraten, er könne mit Hilfe eines deutschen Verwalters die Einkünfte seiner Begüterungen vervierfachen. Die Neuerungen und Sparmaßnahmen des Deutschen riefen so große Empörung unter den landwirtschaftlichen Angestellten hervor, daß deren Kameraden von den Nachbargütern Nieśwież mieden und nicht mehr wie sonst am Sonntag zu Gesellschaft und Tanz herüberkamen. Da sich schließlich auch der Fürst davon überzeugte, daß durch den Niemiec die romantische Gemütlichkeit des polnischen Lebens ins Wanken kam, jagte er ihn davon.

Über den Unterschied zwischen deutscher und polnischer Ordnung philosophiert echt polnisch Jan Zachariasiewicz in „Jan Poraj" (1867). Ein Deutscher debattiert im Jahre 1772 mit einigen Polen:

„Eure Republik, das ist auch, wie man bei uns sagt, polnische Wirtschaft. Viel Geschrei und Lärm und keine Ordnung. U nas ani krzyk ani hałas, a wszystko musi iść wie die Uhr auf dem Turm. Was der Bürgermeister sagt, das ist bei uns recht, und was sein Knecht sagt, ist auch recht. Aber ihr, meine Herren, wollt nicht einmal dem König gehorchen"... (Empörung!) „Das ist nicht gut bei euch, bei euch gibt es zu viele Köpfe zum Regieren, und jeder will es anders haben. Was soll der König machen, wenn der Simon nicht so denkt wie er und der Sejm? Bei uns ist es anders. Der Kaiser denkt und befiehlt, und der Untertan gehorcht und redet nicht, und wer Beamter ist, bekommt schriftlich das, was er machen soll, das macht er dann und raisonniert nicht." — „Da seid ihr ja wie eine Herde Schafe," rief Łaszcz mit dem krummen Säbel, „wenn der erste Hammel in den Graben springt, springen die anderen ihm nach und wenn sie sich dabei auch den Hals brechen sollten."

„Ja, so ist es," entgegnete er phlegmatisch, „wir springen alle nach, und wenn wir auch mit gebrochenen Nacken zurückkehren sollten."

— „Da gibt es bei euch keine freien Menschen, nur Sklaven, da müssen bei euch lauter Neger sein."

„Bei uns gibt's keine Neger," entgegnete der Fremde entrüstet, „aber es gibt ein Gesetz, und alle müssen ihm gehorchen. Das ist, was man bei euch prawo nennt, und eure Republik, wie ihr sagt — stoi bezprawiem!"

(Empörung, Dem Deutschen wird ein Ohr abgeschlagen).

*) „Nie — bajki. Powieści luźne przez autora Listopada". Petersburg 1851. I, S. 19,20.

Es wiederholt sich in späteren Romanen, daß der Pole innerlich kocht, wenn ein Deutscher von der „polnischen Wirtschaft" zu reden beginnt.

Die politischen Stimmungen in dem Zeitabschnitt, der zwischen den beiden Aufständen lag, schalteten im allgemeinen in der Dichtung Erwägungen über die Rolle der deutschen Industrie in Polen aus. Erst als das Jahr 1863 abermals den Zusammenbruch aller Hoffnungen auf die Wiedererlangung der politischen Freiheit brachte, sah man ein, daß die romantische Betrachtung der Dinge Schiffbruch erlitten hatte. So gewann denn unter dem jüngeren Geschlecht die vom Westen her eindringende positivistische Philosophie Anhang, die der nun entstehenden Richtung in der Literatur, dem Positivismus, den Namen gegeben hat. Durch ein neues Programm und durch eine nüchterne praktische Arbeitsmethode wollte man die kulturelle und wirtschaftliche Hebung des Landes erstreben. Dank dem Fleiße und der Energie der deutschen Einwanderer rauchten allerdings schon überall im Lande seit Jahrzehnten die Fabrikschlote, sausten die Räder der Maschinen, erwuchsen Hütten und Bergwerke und entstand unter der Führung deutscher Meister ein nüchtern denkender und handelnder polnischer Arbeiter- und Mittelstand. Keiner der neuen Schriftsteller hatte an dem Erlebnis dieser gigantischen Aufbauarbeit teilgenommen, keiner hatte mit um dieses Erneuerungswerk gekämpft. So blieb ihnen nun nach der (durch die Fremden) getanen Arbeit weiter nichts übrig, als mit dem Maßstabe ihres noch immer von Romantik beherrschten Gefühls die harten Notwendigkeiten der vollzogenen Industrialisierung zu kritisieren.

Als erster schöpft Bolesław Prus (Aleksander Głowacki) aus der Welt der Industrie den Stoff zu einer Novelle „Powracająca Fala" („Die wiederkehrende Welle". 1880). Der deutsche Fabrikant Adler, der aus der Mark Brandenburg stammt, hat durch Geschäftigkeit und Aussaugung seiner Arbeiter Millionen verdient. Er verkörpert alle schlechten Eigenschaften, die ein Mensch nur haben kann: Gewissenlosigkeit, Materialismus, Geiz, Hartherzigkeit usw. Eine arme Frau, die ihr Kind begraben will und ihn um drei Rubel bittet, weist er schroff ab und erklärt: „Tränen armer Leute verderben den Geschmack des Weines." Blinde Liebe schenkt er dagegen seinem einzigen Sohne, der im Auslande alles auskosten darf, was dem Vater in der Jugend versagt war. Um die Tausende wieder herauszuschlagen, die zur Deckung der Schulden seines Sohnes nötig sind, setzt er den Lohn der Arbeiter herab, entläßt nicht nur den Fabrikarzt, sondern auch den Feldscher. Bald hinterher hat ein polnischer Schlosser einen Unfall. Er verblutet natürlich, da der Arzt nicht mehr da ist und sonst niemand einen Verband anzulegen versteht. Der Millionär aber denkt an den Ersatzarbeiter. Das erscheint ihm wichtiger, als den Arzt zu rufen. Die geknechtete Arbeiterschaft murrt, flucht, bäumt sich auf, streikt, muß aber doch wieder in die Fabrik, um nicht zu verhungern. Die Adler werden „deutsche Diebe", Aussauger genannt. Die Welle des Unrechts kehrt aber wieder. Der junge Adler, ein Wüstling, wird im Duell erschossen, worauf der Alte in Wahnsinn verfällt und seine Fabrik anzündet.

In der Novelle ist der Einfluß jener volkswirtschaftlichen Theorien zu spüren, die das Mißverhältnis zwischen Kapital und Arbeit predigten. Prus hat dieses Problem nicht zu lösen versucht, weil er vielleicht sich selbst noch nicht über irgend einen Weg im klaren war. Daher dieser unbefriedigende Schluß, in dem der Glaube an den deus ex ma-

und angezündet und die Blutsauger erschlagen, würde die rächende „wiederkehrende Welle" stilvoller erscheinen. K. Borkiewicz erläutert china den Verfasser der Mühe enthob, eine aus der Handlung sich entwickelnde Lösung zu finden. Hätten die Arbeiter die Fabrik gestürmt in seiner für Gymnasiasten geschriebenen Arbeit über den Verfasser den Sinn der Novelle folgendermaßen: „In der Novelle „Powracająca fala" veranschaulichte Prus die wachsende Macht des deutschen Elementes und die Züge und den Charakter des polnischen Bauern, der tapfer gegen den Druck der deutschen Kolonisation ankämpft." (Neuauflage 1937!)

Wir werden nachher sehen, daß Prus selber diese Betrachtungsweise bald überwand, während seine Nachahmer ihr rettungslos verfielen[4]).

Die agrarische Struktur Polens bewirkte, daß der bäuerlichen Hauptmasse seiner Bewohner der Begriff der modernen industriellen Konkurrenz (oder gar der Arbeitsrivalität überhaupt) fremd war. Eine Industriestadt wie Lodsch (seit 1939 Litzmannstadt) mit ihrem Hasten, Spekulieren, Rechnen war ihnen ein Rätsel oder das Sinnbild des Lasters.

In den Werken der Schriftsteller, die diese im amerikanischen Tempo gewachsene Stadt schilderten, trafen von vornherein folgende Voraussetzungen zusammen: 1. Die Unkenntnis der großen wirtschaftlichen Zusammenhänge, die das Handeln des Industrieritters bestimmten. 2. Die gewollte Unkenntnis oder das absichtliche Verschweigen der Entstehungsgeschichte der deutschen Industrie in Polen. 3. Deutschfeindliche Einstellung, getarnt durch den Antikapitalismus. 4. Gedanken der marxistischen Lehren vom Klassenkampf. 5. Die dichterische Freiheit sowie Einflüsse fremder Literaturen.

Kein Wunder, daß fast in allen Romanen und Novellen das Bild des deutschen Industriellen in Lodsch in offensichtlicher Verzerrung erscheint, wie ja überhaupt der in ganz Polen sprichwörtlich gewordene „Lodschermensch" soviel wie seelenloser Materialist und Betrüger bedeutet.

Auf den ersten Roman über Lodsch ausführlich einzugehen, hat wenig Zweck, da er dichterisch wertlos ist. Es handelt sich um Wincenty Kosiakiewiczs „Bawełna" (1894). Der Pole Dr. chem. Julian Rumiński hat sein kleines Vermögen verloren, geht nach Lodsch und wird Teilhaber im Geschäft eines Ignatz Stein, ohne die finstere Vergangenheit dieses „Lodschermenschen" zu kennen. Stein zündet heimlich ihre Fabrik an, um die Versicherungssumme zu erschwindeln. Rumiński erfährt jedoch den Betrug und verzichtet auf die Entschädigung, obwohl er dadurch ein armer Teufel wird. Diese edle Handlung wird vom deus ex machina belohnt. Der Millionär Krohmann, Fürst von Lodsch genannt, bietet ihm Hilfe zum Bau einer eigenen Fabrik an. „Er hatte in Lodsch einen wirklich anständigen Menschen gefunden." Alle anderen sind Schufte oder unsaubere Geschäftemacher.

Aus der sentimentalen Darstellung geht hervor, daß Kosiakiewicz das Lodscher Leben und Treiben weder kannte noch begriff.

Stanisław Łapiński schildert in seiner ebenso rührseligen wie wertlosen Erzählung „Tkacz" (Der Weber. 1898) einen edlen polnischen Arbeiter und seine Nichte, die vom Sohne eines reichen Lodscher Industriellen verführt wird.

Je mehr man sich mit den nun immer häufiger werdenden dichterischen Schilderungen der Stadt Lodsch beschäftigt, um so klarer werden

die Entlehnungen aus früheren Darstellungen sichtbar. In Władysław Rowińskis Novellenband „Julka" (1899), 1905 noch einmal unter dem Titel „W Łodzi. Szkice i wrażenia" erschienen*), heiratet der polnische Ingenieur Goliński die Tochter des Industriellen August Rasch. Der junge Rasch kommt in Berlin im Duell um. In der Novelle „Julka" wird auf die Frage: „Und gibt es denn unter den Industriellen nicht auch anständige Leute?" geantwortet:

„Anständige? Ha, ha, ha! Suche sie mit der Laterne des Diogenes. Rasch hat die Tochter von Pretzel verführt. Das gleiche hat Kaschmir mit der Tochter von Detsch angestellt. Gdański ist zweimal abgebrannt. Golik hat seinen Konkurrenten mißbraucht. Und alle sind, wie du weißt, reiche Leute. Im übrigen sind sie alle Lümmels. Ohne Bildung, ohne Sittlichkeitsempfinden, ohne Ehre." —

„Lodsch war in jener Zeit durchdrungen von den Idealen des ordinären Michels und hielt sich an die Grundsätze Bismarcks...", heißt es an einer anderen Stelle. „Die Lodscher Kartoffelfresser", „Schwaben", „kulturtregery" beleidigen mit ihren Äußerungen die völkischen Gefühle der Polen. Der deutsche Schriftleiter, der in seiner Zeitung die „polnische Wirtschaft" kritisiert hatte, wird von den Polen durch Prügel belehrt, daß er das zu unterlassen habe. In der Novelle erscheint Lodsch als vorwiegend deutsch, so daß sogar Polen germanisiert werden. Fritz Kaltentreger, der einzige sympathische deutsche Industrielle, erschießt sich. Der zugewanderte polnische Bauernjunge Leon, der es zum Meister gebracht hat, wird vom Treibriemen der Maschine erfaßt und getötet, seine Braut Julka verführt. Die letzten Zeilen der Novelle berichten, daß Julka ein totes Kind zur Welt bringt und selber dabei umkommt.

Im Jahre 1897 kam Władysław Reymont in die Stadt, um ein halbes Jahr hindurch Stoff für seinen dann in Paris niedergeschriebenen zweibändigen Roman „Ziemia Obiecana" (Das gelobte Land) zu sammeln, der 1898 in Fortsetzungen im „Kurier Codzienny" und 1899 als Buch erschien. Die von Feldman verbreitete und sogar von Reymont wiederholte Behauptung, die russische Zensur habe infolge der Bemühungen der Lodscher Großindustriellen 4000 Zeilen des Drucks gestrichen, hat sich (dank den Forschungen Julian Krzyżanowskis) als Legende entpuppt. Der Dichter wollte, wie er selber gelegentlich erklärte, in dem Roman, der die Verhältnisse in dem Industriezentrum in den Jahren 1884—89 darstellen soll, den Kampf zwischen den Polen, Deutschen und Juden und besonders die Ausnutzung der polnischen Arbeiter durch die fremden Kapitalisten veranschaulichen. Der Titel ist dem Roman Paul Bourgets „La terre promise" (1892) entlehnt. Starke Einflüsse Zolas sind unverkennbar.

Der Gang der Haupthandlung läßt sich folgendermaßen skizzieren:

Der polnische Ingenieur Karol Borowiecki, adliger Herkunft, Direktor der Fabrik des deutschen Millionärs Buchholz, will zusammen mit seinen Freunden, dem Deutschen Max Baum und dem Juden Moritz Welt, eine eigene Fabrik gründen. (Vergl. Kosiakiewicz „Bawełna"!) Während eines Stelldicheins mit der Frau eines jüdischen Industriellen, Lucie Zucker, findet er in ihrem Hause eine Depesche, die eine Preissteigerung der Baumwolle ankündigt und die er heimlich liest.

*) Die Novellen hatte der Verfasser vorher schon in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht.

Die drei Freunde legen nun auf seinen Rat hin ihr Geld zusammen und lassen durch Moritz in Hamburg Baumwolle aufkaufen. Das Geschäft gelingt und die Fabrik entsteht. Trotzdem Borowiecki mit Anka verlobt ist, die ihm ihr ganzes Erbteil für seine Geschäftspläne zur Verfügung stellte, unterhält er das Liebesverhältnis mit der Jüdin Zucker und erwägt nebenbei noch die Möglichkeit einer Ehe mit der reichen deutschen Fabrikantentochter Mada Müller. Während er sich in Berlin mit seiner Geliebten trifft, die ein Kind von ihm erwartet, zündet Moritz Welt die Fabrik an, um die Versicherungssumme zu erschwindeln. Anka gibt Borowiecki sein Wort zurück, und als ihm der Millionär Müller seine Tochter als Frau anbietet, nimmt er sie und hat nun das den ganzen Roman hindurch erstrebte Ziel erreicht: die Millionen. Um so merkwürdiger berührt es den Leser, daß er zum Schluß plötzlich von der Nichtigkeit des Geldes überzeugt ist und beschließt, es zum Nutzen seiner Mitmenschen zu verwerten.

An der Haupthandlung fällt u. a. auf, daß Reymont dem gerissenen und gaunerhaften Juden Moritz Welt den gutmütigen, ehrlichen und geraden Deutschen Max Baum gegenüberstellt, der bis zum Schluß sich selbst treu bleibt.

Neben diesen Haupttypen bietet Reymont aber noch einen Massenaufwand von Nebengestalten und -handlungen. Dem deutschen Leser, der die Geschichte der „Stadt der Arbeit" genau kennt, fällt die offensichtliche Verzeichnung unserer Industriepioniere auf. Der Millionär Buchholz prügelt seine Diener und Arbeiter mit dem Stock (natürlich immer ins Gesicht und auf den Kopf!).

> „Er war überall und schlich wie eine Herbstnacht düster und schweigend umher. Wo er nur erschien, wo er durchging, da verstummten die Unterhaltungen, neigten sich die Gesichter, hörten die Augen auf zu sehen, krümmten sich die Gestalten und krochen in sich zusammen, als ob sie den Strahlen seiner Augen entgehen wollten." — „Er konnte nicht weit ab von dem mächtigen Königreich leben, das er durch die eigene Arbeit seines ganzen Lebens und mit Hilfe seines industriellen Genies geschaffen hatte."

Am wohlsten war ihm zwischen den ratternden Maschinen und den zitternden Fabrikwänden. Über verarmte Bittsteller machte er sich lustig: „Was geht mich das an, wenn sie vor Hunger krepieren. Sollen sie doch verrecken. Ein Teil der Menschen muß immer sein, der nichts hat." — „Buchholz behandelte alle wie Hunde." Die Arbeiter bezeichnet er als Vieh, und sein deutscher Meister schimpft: „Verflucht, soviel Material zum Teufel", als das Blut eines verunglückten polnischen Arbeiters die Tuche bespritzt. Etwas günstiger erscheint sein Erbe und Schwiegersohn Knoll, der jedoch nur so nebenbei auftritt. „Nach seinem Schwiegervater war er der größte Emporkömmling, in dieser Welt der Emporkömmlinge der gebildetste, gut erzogen, angenehm im Umgang, aber auch der unerbittlichste und größte Mißbraucher der Arbeit, der Menschen und der Einflüsse, über die er verfügte."

Eine komische Figur ist der Millionär Müller, der nur einen Palast baut, weil andere auch einen haben, aber nicht drin wohnt. Er kann nicht lesen, und es macht ihm Mühe, seinen Namen zu unterschreiben. Seinen Gästen fällt er durch seine Banausenhaftigkeit auf die Nerven. In fettigen Hosen und Holzpantoffeln läuft der dicke Tölpel auf dem

Parkett seiner Salons herum, spuckt auf den Fußboden, klopft seinen Gästen plump vertraulich auf die Schenkel. Seine 75-Kopeken-Zigarren trägt er in der Hosentasche mit sich herum, holt sie in zerdrücktem Zustande heraus, rubbelt sie mit seinen schmutzigen Händen wieder zurecht, um sie dann dem Gast anzubieten. Das ganze Haus Müllers „besaß die hervorstechenden Kennzeichen des Kleinbürgertums in Sitten und Anschauungen, roch nach Ordnung und jenem reinlichen deutschen Ochsenfleiß"*). — „In diesem Punkte bildeten sie eine Ausnahmeerscheinung, denn die Millionen hatten sie nicht verdorben und sie hatten die Ansprüche und Instinkte von Arbeitern."

Von Müller wird erzählt, daß er als armer Weber angefangen habe, von Buchholz, daß er „ein Dieb, ein Szwab war, der mit einem Hundekarren nach Polen gefahren kam". Der Industrielle Lehr, ein gewesener Kellner, dreht sich im Gasthaus unwillkürlich immer um, wenn jemand den Ober ruft. Er kennt nur soviel Buchstaben, um seinen Namen zu unterschreiben. Kunden empfängt er zwar immer mit einem Buch, doch muß es ihm vorher ein Diener richtig in die Hand geben, damit er es nicht verkehrt hält. Von dem Industriellen Dülman aus Sosnowitz, „einem ehemaligen Schweinehändler, ehemaligen Kellner und einer ehemaligen Kanaille", wird erzählt, er habe in seinem Hause nach dem Besuch eines reichsdeutschen Grafen dessen Nachtlager auf ein Podium stellen und mit einer Erinnerungstafel versehen lassen.

Allen gemeinsam ist der Geiz. Im Müllerschen Palast werden nach einem protzigen Mahl die Weinreste wieder zusammengegossen, wie bei Fredros „Pan Geldhab". Die meisten Söhne der Industriellen sehen den Zweck ihres Daseins darin, unschuldige polnische Arbeiterinnen zu schänden und das Geld ihrer Väter im Auslande zu verprassen. Der alte Malinowski rächt sich am jungen Robert Keßler, dem Verführer seiner Tochter, indem er ihn erdrosselt. Beide kommen dabei zusammen in den Rädern der Fabrik um. Keßler hatte sich eine Arbeiterin nach der anderen willfährig gemacht, indem er ihnen mit der Entlassung aus der Fabrik drohte, und mit seinen Genossen wüste Orgien gefeiert. —

„Die Jüdinnen sind gut zum Flirten, die Polinnen zum Lieben und die deutschen Frauen zur Gründung eines nationalen Viehstalls." Dieses Urteil eines Polen im Roman deckt sich allerdings nicht mit der sonstigen Darstellung, da die Lodscher Industriellen meist nur eine Tochter und außerdem höchstens noch einen ungeratenen Sohn besitzen. „Die Frau Buchholz saß, wie gewöhnlich ganze Tage hindurch, mit einem Strickstrumpf in der Hand." — Auguste Baum ist sogar so sehr mit ihrem Strickstrumpf verwachsen, daß sie nach ihm noch im Augenblick des Todeskampfes die Hand ausstreckt. Die Töchter der Industriellen, wie Mada Müller, sind nicht schlechte, aber unbeholfene, gänschenhafte, langweilige Gretchentypen, die sich den Hals nach einem polnischen Edelmann ausrecken. Der alte Müller bietet Borowiecki seine Tochter sogar mehrmals an, bis dieser sie mitsamt ihren Millionen schließlich zu nehmen geruht.

Wenn auch die beiden Baum, Vater und Sohn, ferner ein Angestellter Horn sympathisch dargestellt werden, so empfängt der Leser doch ein düsteres Bild vom deutschen „Lodschermenschen," das im Gegensatz zur geschichtlichen Tatsächlichkeit steht. Gewiß, Reymont hat seinen

*) Hier spürt man deutlich den Einfluß ähnlicher Darstellungen im russischen Roman.

Romanhelden, den Polen Borowiecki, noch negativer gezeichnet als die Deutschen, vielleicht unabsichtlich, denn die fühlbare Sympathie des Verfassers für den polnischen Industrieritter wird nicht durch dessen Handlungen gerechtfertigt. Zum Schlusse aber präsentiert ihn Reymont geläutert, um ihm die Verzeihung des Lesers zu sichern, so daß dieser letzten Endes die polnischen Gestalten des Romans, Borowiecki, Kurowski, den Arzt Wysocki, dessen Mutter, Anka, vor allem aber die edlen, unglücklichen, engelhaften Arbeiter, in wohlwollender Erinnerung behält. Die deutschen Industriepioniere, die oft „Szwaby" genannt werden, sind schon so schablonenhaft grausam und widerlich, daß der Leser sie weder lieben, achten noch verstehen kann, sondern verabscheuen muß.

Reymonts Roman strotzt von Unwahrscheinlichkeiten. „Schmeling baut eine riesige Fabrik, ohne einen Groschen zu besitzen." Leider gibt der Verfasser nicht das Rezept an, wie so etwas möglich war. Borowiecki wird mit dem Nimbus großer Tüchtigkeit umgeben. Die Industriebarone reißen sich um ihn, bieten ihm ihre Fabriken und Töchter an. Doch sucht man im ganzen Roman vergeblich Anhaltspunkte, die diesen Nimbus wahrscheinlich machen. Und sollten um 1885 in Lodsch deutsche Millionäre nicht lesen und schreiben gekonnt haben?*) Wußte Reymont nicht, daß gerade die Deutschen, vor allem Scheibler, die wichtigsten Grundlagen der sozialen Fürsorge geschaffen haben? Warum bringt er Szenen wie den hartherzigen Hinauswurf jener Frau mit ihren Kindern, deren Mann in den Rädern der Fabrik umgekommen ist? Auch wir kennen die schwachen Seiten des „Lodschermenschen" und wollen sie nicht leugnen. Aber bei Reymont finden wir sie in stilwidriger Weise verfälscht und verzerrt und die für die Erneuerung Polens so bedeutsame Industrialisierung des Landes zu einer hohlen Sensation herabgewürdigt. Reymonts Fabrikanten besitzen nur eine sündige Psyche, die mit noch sündigerem Fleisch umgeben ist, aber weder arbeitsharte Knochen noch Verstand. Daß damals die deutsche Industrie im Lande, politisch gesehen, schon eine polnische Angelegenheit war, daß 1889 die Lodscher Industriellen in der Broschüre „Walka Moskwy z Łodzią" um diese für Kongreßpolen so nützliche Einnahmequelle einen heftigen Kampf gegen die Maßnahmen der russischen Regierung zu bestehen hatten, diese Zusammenhänge sah Reymont nicht. Falsch ist auch das Bild des Lodscher Arbeiters, der damals längst von der polnischen Sozialdemokratie erfaßt und „aufgeklärt" war, was in dem Roman mit Stillschweigen übergangen wird. Da auch die Polen, wie Trawiński und Borowiecki, dekadente Typen und nur Karikaturen von Industriepionieren sind, ist unser Urteil nicht durch nationale Empfindlichkeit diktiert, sondern durch die Fehlleistung der „Ziemia Obiecana" in ihrer Gesamtheit.

Auch die polnischen Kritiker haben die Mängel des Romans oft gerügt. Falkowski (1927) erblickt in ihm das große Mißverhältnis zwischen hoher Kunst und ungenügender Logik, den Mangel an Kenntnis sozialwirtschaftlicher Zusammenhänge und eine „einseitige und oberfläche Synthese von Lodsch". Eine Fabrik sei für Reymont weiter nichts als eine apokalyptische Bestie, die den Menschen und sein Wollen

*) Vergl. Kurt Lück „Deutsche Aufbaukräfte.....", S. 348. Unter den ersten vermögenden deutschen Kaufleuten und Fabrikanten in Kongreßpolen besaßen viele Gymnasialbildung (nach 1830).

erdrückt. Er sehe kein Heldentum der Arbeit, natürlichen Wettbewerb, sondern nur Brandstiftungen, Betrügereien, Wechselfälschungen usw. Bukowski (1927) vermißt „die produktive Idee einer freudigen Arbeit zum Wohle der Gesamtheit", so daß der Roman nichts Reales und Positives, sondern nur eine tödliche Hoffnungslosigkeit biete. Vor allem aber hat Jan Lorentowicz (1909) die Reymontsche Darstellung beanstandet:

> „Nachdem man „Das Gelobte Land" durchgelesen hat, findet man nur die Worte: welch ungewöhnliches Sammelsurium von Schuften! Das ist vielleicht ein befreiender Ausruf. Aber krönt er in würdiger Weise die Anstrengung, 751 Seiten durchgelesen zu haben?" — „Die plötzliche innere Wandlung Borowieckis überzeugt keineswegs. Sie reizt vielmehr zu einem skeptischen Lächeln. Die Absicht, eine künstlerische Synthese eines der großen Industriezentren zu schaffen, ist also Reymont unvollständig gelungen. Der Mangel eines ideellen Gerüstes verhinderte den Aufbau eines einheitlichen Gebäudes. Er sah statt des Geistes nur Gesten und Grimassen."

Maria Krzymuska (1903) urteilt, der Roman sei „keine Photographie von Lodsch", sondern „ein künstlerisch aufgefaßtes Bildnis einer großen Industriestadt, die auf polnischer Erde durch fremde Elemente entstand". Keine der Figuren hätte der Dichter nach dem Leben gezeichnet, sondern nur alle möglichen Kennzeichen zusammengetan, um Typen von Emporkömmlingen zu entwerfen. Das letztere trifft aber kaum zu, da man damals in Lodsch mit der Romanfigur des Baumwollkönigs Buchholz allgemein den Großindustriellen Kunitzer in Zusammenhang brachte. Ludwik Stolarzewicz (1935) kritisiert den Roman als „oberflächlich und verfehlt", soweit er ein Bild der Stadt Lodsch vom Ende des 19. Jahrh. sein soll. Reymont sei „kein Dichter der Stadt", urteilt K. Czachowski (1934). „Das Gelobte Land" ist wohl „sein fehlerhaftester Roman in bezug auf die Konstruktion" (Borkiewicz). Obwohl schon früher alle Kritiker den Mangel an Stilechtheit bedauert haben, stellt der Pole Prof. Juliusz Kleiner „Die polnische Literatur" (Wildpark-Potsdam 1929, S. 92) den Roman als „eine grausig naturwahre Darstellung des Lodscher Menschen" hin. Dieses Fehlurteil ist um so bedauerlicher, als eine für den deutschen Leser bestimmte Literaturgeschichte am ehesten die Pflicht gehabt hätte, die Verzerrung der Romanfiguren aufzudecken. Wie wenig aber polnische Literarhistoriker bisher daran interessiert waren, gerade diese uns angehenden Zusammenhänge zu entwirren, beweist die für den Abiturienten und jungen Studenten als Handbuch bestimmte Monographie „Władysław St. Reymont" von Prof. K. Borkiewicz (Lemberg 1930, S. 31). Obwohl Max Baum, eine der Hauptgestalten des Romans, ausdrücklich als Deutscher auftritt, sein Vater die „Kölnische Zeitung" und das „Familienblatt" liest, „protestantische Grundsätze" und „evangelische Wandsprüche" besitzt usw., charakterisiert ihn Borkiewicz als einen idealen „ehrlichen Juden", während er bei dem Juden und Gauner Moritz Welt die Volkszugehörigkeit nicht angibt. Die beste Kritik des Romans hat kürzlich M. Romankówna „Das ‚Gelobte Land' Reymonts und die Lodscher Wirklichkeit" (poln. 1937) geliefert, obwohl auch sie nicht die Verzerrungen der deutschen Figuren sichtbar macht. Sie stellt jedoch fest, daß der Roman mit der geschichtlichen Lodscher Wirklichkeit nicht übereinstimme.

Mögen die Kritiker noch so oft „Das Gelobte Land" bemängelt haben, mögen inzwischen in den Schränken der Gelehrten zahlreiche wissenschaftliche Werke stehen, die voller Anerkennung die Leistungen der deutschen Industrieschöpfer in Polen preisen, der Reymontsche Roman ist trotzdem die Hauptquelle aller Unkenntnisse über den „Lodschermenschen" in Polen geblieben, zumal er als Lesestoff in den höheren Schulen benutzt wurde.

Bei alledem sei anerkannt, daß dieser erste große Roman dennoch manche künstlerische Werte besitzt, die die genialen Gaben des späteren Schöpfers der nobelpreisgekrönten „Bauern" bereits erkennen lassen[5]).

Zwanzig Jahre später, und zwar in seiner 1919 erschienenen Novellensammlung „Za frontem" (Hinter der Front) nimmt Reymont nochmals heftig gegen die deutschen Industriellen in Lodsch Stellung. Ein Bettler, der früher einmal bei ihnen als Torhüter gearbeitet hatte, erzählt: „Zwei Jahre arbeitete ich schwer für diese Heiden. Soviel habe ich von ihnen erduldet, daß ich vor jedem Kreuz, vor jeder Figur und vor jeder Kirche Gott um Pest und Seuche für diese verfluchten Henker anflehe."

Reymont und seine Vorgänger lieferten allen zeitgenössischen Schriftstellern, die die Stadt Lodsch oder überhaupt die deutsche Industrie in Polen als Stoff zu ihrem dichterischen Schaffen erwählen, die Schablonen. Zygmunt Bartkiewicz hat den in der polnischen Literaturwelt allgemeine Münze gewordenen Ausdruck „Złe Miasto" (die böse Stadt) für Lodsch geprägt. „Złe Miasto" (1930) ist der Titel einer Serie lose aneinandergereihter Skizzen, die zusammen ein Bild des „Lodschermenschen" ergeben sollen. Auch Bartkiewicz schildert, wie Reymont, mit Vorliebe und sichtlichem Wohlbehagen das Thema der deutschen Emporkömmlinge. Doch vergißt er bei allen unangenehmen Seiten, die er ihnen mit mehr oder weniger Unrecht zuschreibt, nicht, ihre charakteristische peinliche Ordnungsliebe und ihren Fleiß zu erwähnen — gewissermaßen das epitheton ornans für den Deutschen in der polnischen und russischen Literatur überhaupt. Das deutsche Gepräge der Industrie ist noch immer sichtbar gemacht. Daneben steht freilich schon die große polnische Arbeitermasse, die in dem Deutschen nicht nur den Fremden, sondern auch den Klassenfeind sieht. Reymonts Einfluß ist unverkennbar. Die Industriellen sind „grausame Alchimisten", dunkle Betrüger. Auch hier kehrt die Legende der Volksüberlieferung wieder, die deutschen Millionäre seien auf einem von zwei Hunden gezogenen Karren nach Polen eingewandert. Einige Spieler mit „ausdrücklich teutonischen Merkmalen" schauen „idiotisch" auf ihre Würfel. Die Söhne der deutschen Industriebarone sind „Ungeheuer ohne Hirn und Herz", die Champagner trinken, laut singen „Wer liebt kein Weib, kein Wein, kein Gesang" (wörtlich zitiert!) und „wild, unmenschlich" Hurra brüllen. Z. Bartkiewicz hat auch in der Novellensammlung „Psie dusze" (Hundeseelen. 1910) zweimal die Lodscher Deutschen „charakterisiert". In „Stary Pan" tritt ein Industrieller auf, schlecht polnisch sprechend, klein von Gestalt, fett, krummbeinig, mit geistlosem, in allen Zügen ordinärem Gesicht, grob, spuckend, der einen alten polnischen Edelmann, seinen Angestellten, hinauswirft, weil er nicht schnell genug Prozente ausrechnet, und ihn „Halunke" schimpft. In „Na łódzkim torze" wird geschildert, wie in der mächtigen Woge der deutschen Sprache „das polnische Knarrschen"

untergeht, die hochgekommenen Spießbürger Interesse für ein Pferderennen zeigen, obwohl ihnen das nicht im Blute liegt. Der Titel der Sammlung entspricht ihrem künstlerischen Wert.

Die Novelle „Neftzowie" in Kazimierz Przerwa-Tetmajers Sammelband „Z wielkiego domu" (1908) enthält deutlich sichtbar die etwas abgewandelten herkömmlichen Schablonen. Der junge deutsche Fabrikantensohn Philipp Neftzke stellt der jugendlichen polnischen Fabrikarbeiterin Józia Pasternak nach. Sie benutzt diese Gelegenheit, um ihm von ihrem Elend zu erzählen. Ihr Vater war vor einigen Jahren auch in der Fabrik des Baumwollkönigs Neftzke beschäftigt, aber wegen Fahrlässigkeit entlassen worden. Seitdem lebte er, da er keine Unterstützung erhielt, in so bitterem Elend, daß er seine damals dreizehnjährige Tochter als Dirne auf die Straße schickte. Der Jüngling ist von ihren Geständnissen so erschüttert, daß er sich vor ihr auf die Knie wirft. Dann erzählt er ihr von der Verschwendungssucht seines Vaters, von seinem Großvater, der als Spinner anfing, durch Tüchtigkeit, eine reiche Heirat und Betrügereien hochkam. Seinen Vater, einen durchtriebenen Schuft und Leuteschinder, nannten die Arbeiter „den rothaarigen Hund". Durch die Erzählung des Mädchens ist dem jungen Philipp die Verworfenheit seines Vaters erst richtig klar geworden. Er stürzt, das Mädchen an der Hand, in das Arbeitszimmer des Alten und schleudert ihm Anklagen ins Gesicht:

„Das ist deine Arbeiterin, Vater, dieses Mädchen aus deiner Fabrik, das ist eine Menschenschinderei, und der Patron dieser Menschenschinderei bist du, Vater, Wilhelm Neftze, Baumwollkönig, Millionär, du."

Und weiter:

„Wilhelm Neftze, Eigentümer der Baumwollfabrik, ich fordere dich auf, gib das Geld zurück, das du aus diesen armen Leuten gesogen hast, reinige deinen Namen von der Schande und falle vor diesem Mädchen, dieser Kranken, Diebin, Prostituierten auf die Knie und flehe sie um Verzeihung an, so wie ich vor ihr gekniet habe."

Die Szene wird noch dramatischer, als der alte Neftze sich weigert. Da reißt Philipp einen Revolver von der Wand, um sich selbst zu erschießen und auf diese Weise das Unrecht des Vaters zu sühnen. Der Fabrikant aber schlägt die Waffe nach der Seite. Es kracht ein Schuß. Tödlich getroffen sinkt — das Mädchen zu Boden.

Das kümmerlichste Machwerk dieser Gattung von Romanen ist K. Laskowskis „Lokaut. Powieść Łódzka," der, außer der Idee des Lokaut, alles von seinen Vorgängern entlehnt und noch weiter verzerrt hat. Auf der einen Seite der schuftige Lodscher Baumwollkönig Berlinski, ein Deutscher von der Spree, ferner die Großindustriellen namens Krachstifter, Bluthsauger, Bauerwürger, Bengelmann, Stapler, auf der anderen das ausgesogene, unglückliche, kranke, edle polnische Arbeitervolk. Berlinski versucht die schöne Arbeiterin Julka vergeblich durch Brillanten und Rubel als Geliebte zu gewinnen. Der deutsche Spitzel „Gotlib," der Uneinigkeit in die Reihen der Arbeiter sät, wird heimlich erschossen. Die von Berlinski teuflisch ersonnene Aussperrung der Arbeiter schreit nach Rache zum Himmel. Diesem Schrei kann sich der deus ex machina nicht verschließen und, obwohl der Baumwollkönig in Berlin noch gerade lebenslustig Champagner getrunken hatte

und ihm beim Anblick einer schönen spanischen Tänzerin das Wasser im Munde zusammengelaufen war, trifft ihn der Schlag. — Happy end: Julka heiratet ihren edlen polnischen Freund. —

Radikale Töne der Demagogie und des Klassenkampfes zwischen dem Lodscher polnischen Arbeiter und dem deutschen Industriellen stimmt Stefan Żeromski in seinem Bühnenwerk „Róża" (1909) an. In der Szene „Versammlung in der Fabrikhalle" halten die Arbeiter leidenschaftliche Ansprachen:

> Wer und was hat daran gewonnen, daß wir, das polnische Volk, hier im Rauch, im Staub der Baumwolle, im Gestank der Farben zur Erhöhung des Reichtums der aufgeblasenen Deutschen und der reich gewordenen Juden umkommen? Hat daran unser Vaterland auch nur ein Gröschlein gewonnen?"
>
> „Der Reingewinn geht nach Berlin, in die Kassen der deutschen Fabrikanten. Kein Schilling ist durch unsere Arbeit der polnischen Seite, dem polnischen Interesse zugute gekommen. Wir haben hier, auf diesem Golgatha des polnischen Volkes, einen teutonischen Vorposten, ein uns feindliches Nest, eine deutsche Festung angelegt. Der Deutsche speit uns für unsere Mühe ins Gesicht, an dem Ort, wo wir soviel leiden." —
>
> „Wir werden keine Erze vom Krummhorn und Baumwolle aus Amerika einführen, um die Bedürfnisse der Kirgisen und Jakuten zu befriedigen. Dann werden wir nicht in Bałuty verfaulen, damit der Deutsche aus unserem Herzblut sich einen Marmorpalast in Berlin erbaut und uns von dort aus das Todesurteil verkündet." —
>
> „Hört auf diese männlichen Worte, ihr Sklaven, denen das jüdisch-deutsche Paradoxon vom Wohlstand oder die blinde Sucht des Nützlichkeitsgedankens das Gebet der Freiheit in den Seelen vergiftet hat."

Zum Thema Lodsch kehrt Żeromski nur noch einmal flüchtig in der Erzählung „Doktor Piotr" zurück. Ein befähigter polnischer Chemiker erhält trotz aller guten Zeugnisse und Empfehlungen keine Stellung in der Stadt, da dort schon die Juden und Deutschen alles erfunden, alle Stellen besetzt und die Großindustrie in Gang gebracht haben.

Schrille Töne des Klassenkampfes kehren auch in späteren Dichtungen häufig wieder, z. B. bei Władysław Broniewski in der Sammlung „Troska i pieśń" (1932), vor allem im Gedicht „Łódź":

> Aus Feuer und Blut macht man Gold,
> Papiere fliegen in bauchige Kassetten.
> In Werkstätten schnell das Rad der Arbeit rollt,
> es mästen sich durch Lodsch die Scheibler, die fetten.
> Ihnen — wächst Freude aus unserem Leid,
> uns — auf den Straßen die Hufe der Pferde.
> Eine Wolke von Hagel zieht von weit,
> in Blitzen steht bald die Heimaterde.

Der Name Scheibler hat, was der Dichter nicht zu wissen schien, in der polnischen Wirtschaftsgeschichte einen besseren Klang als in seinem Gedicht. Karl Scheibler († 1881) wurde oft „der Vater der Stadt Lodsch" genannt, da er nicht nur Fabriken und Banken, sondern auch Kirchen, Schulen, Krankenhäuser gebaut und als erster den Arbeiterschutz, die Krankenversicherung und Waisenfürsorge eingerichtet hat. Gerade er ist auch ein typisches Beispiel für die Unechtheit aller dich-

terischen Fabeln, daß die größten Millionäre in Lodsch „auf Hundekarren" einwanderten. Als 1850 Scheibler nach Ozorków kam, war er schon ein vermögender Mann, und als er sich 1853 in Lodsch niederließ, hatte er 180000 Rubel, um seine große Spinnerei zu errichten.

Die jüngsten schöngeistigen das Lodscher Leben behandelnden Werke versuchen eigentlich gar nicht mehr, sich mit dem deutschen Problem in ernst zu nehmender Weise auseinanderzusetzen.

In dieser Richtung bewegt sich die Darstellung in „Baśń i legenda Łodzi" (Lodscher Märchen und Legenden) von Stanisław Rahalewski (Lodsch 1935). Der Verfasser übergeht ganz auffallend das deutsche Thema der Stadt, und da es ja nicht anging, die deutsche Einwanderung überhaupt nicht zu erwähnen, so erfindet er die symbolische Gestalt eines Marek Kamizela oder Ślązak, der da aus seinem „Vaterland" nach Lodsch gezogen kommt:

> „Und was war dieser Kamizela? Ein Pole war es, vom Vater, Großvater und Urgroßvater her. Er war es, wenn er es auch selbst nicht wußte... Er nannte sich Marek Ślązak, und die schlesische Erde nannte er sein Vaterland... Entschieden und hitzig bestritt und protestierte er, wenn es jemand versuchte, ihn einen Deutschen zu nennen." — „Und es freute sich der Bürgermeister Czarkowski über Marek Kamizela, der sein Gehöft aus Verehrung für seine uralte Piastenheimat in seiner Sprache Schlesing nannte, welcher Name auch heute unter den Arbeitern volkstümlich ist." — „Auf dem Lodscher Schlesing mögen wir also die Schatten des Marek Kamizela suchen. Er ist nicht gestorben. Sein Geist hat sich in den Schützen und Webstühlen verkörpert und lebt in der Melodie der Transmissionen, im Klappern der Räder, Kolben und Schrauben."

Es ist nun freilich geschichtlich nicht zu leugnen, daß vereinzelte Weberankömmlinge slavische (tschechische) Namen trugen, aber ihr Prozentsatz war so verschwindend klein, daß dem Marek Kamizela wirklich jede Lebensberechtigung vom Standpunkt der Wirklichkeit, die einst gewesen ist, abgesprochen werden muß. Im übrigen verewigt Rahalewski Deutsche nur noch in der Gestalt eines Henkers „Richard Fremel" und eines wild gewordenen Aufrührers in der Legende „Die Satanstat des Webers Grym". Gerade weil dieses letzte schöngeistige Werk den Titel „Lodscher Märchen und Legenden" trägt, gilt es, die Tatsache festzuhalten, daß es einen die Rolle des deutschen Lodscher Industriepioniers lebenswahr darstellenden polnischen Roman bisher nicht gibt. Im Lichte der geschichtlichen Tatsächlichkeit erweisen sich alle Kennzeichnungen, die wir bisher behandelt haben, als unecht, stilwidrig, oft geradezu als Lug und Trug und als Mißbrauch der dichterischen Freiheit.

Eine Ehrenrettung des „Lodschermenschen" hat vor einigen Jahren der Historiker Edward Rosset in seiner Forschung „Lodsch in den Jahren 1860—70" (poln. — Lodsch 1928) unternommen. In diesem Jahrzehnt wohnten in Lodsch noch 41,5 Prozent deutsche Protestanten und schätzungsweise 10 Prozent Deutschkatholiken. In der Industrie war die Vorherrschaft des deutschen Elements noch unbestritten. Das leider bisher den Literarhistorikern entgangene Urteil des Wirtschaftshistorikers will ich seiner Gerechtigkeit wegen wörtlich bringen, dies um so mehr, als sein Buch sich vorwiegend auf den „Lodschermenschen" deutscher Volkszugehörigkeit bezieht:

„Rührigkeit und Fleiß waren die sprichwörtlichen Charakterzüge der Lodscher, durch die sie vorteilhaft auf dem weiten Schauplatz des Lebens hervorgehoben wurden. Doch blieben auch ihre Untugenden nicht verborgen, ihr Mangel an Idealismus, was wieder ungünstig auf die Meinung über die Lodscher einwirken mußte. Der den Menschen eigene Hang zum Kritisieren und zum Verurteilen anderer, neigte die Waagschale der Kritik in dem Sinne, daß der Name „Lodschermensch", wie man im Laufe der Zeit den typischen Lodscher getauft hatte, zu einem Synonym der ihm eigenen Fehler wurde. Heute, wo der Typ des Lodschermenschen schon verschwindet und wo die Zeitperspektive seine gerechte Beurteilung erlaubt, kann man behaupten, daß das bis noch vor kurzem eingebürgerte Urteil über den Charakter des Lodschers, wenn nicht ganz falsch, so doch auf jeden Fall einseitig war, denn es berücksichtigte nicht seine in hohem Maße guten und teilweise sogar hervorragenden Eigenschaften. Wir denken an die ungewöhnliche Arbeitskraft, die eine Reihe Lodscher Geschlechter gezeigt haben, indem sie das größte Industriezentrum im Lande schufen und ständig ausbauten." — „Man muß anerkennen, daß die alten Lodscher Geschlechter, also die, die man so häufig ungerecht „Lodschermenschen" schmähte, für die Entwicklung Lodsch's und der ganzen nationalen Wirtschaft unvergängliche Verdienste haben. Die Früchte ihrer Arbeit werden für immer die Quelle des Volksvermögens und der Faktor seines weiteren Wachsens bleiben."

In den von der polnischen Kritik gelobten poetischen Reisebeschreibungen der Hanna Mortkowicz „Na drogach Polski. Pamiętnik z wędrówek po Polsce" (War. 1935) finden wir anerkennende Hinweise auf die Leistung der deutschen Industriellen in Lodsch: „Es wanderte nun einer nach dem andern ein, mit Kapitalien, mit Unternehmungsgeist, mit technischem Wissen, die Industriellen aus Deutschland: Grohmann, Peters, Scheibler, Moes und so viele andere nach ihnen" (S. 310/11). — „Die Deutschen haben dieser Stadt Geldmittel geliefert und haben dem Antlitz der Stadt ihren Stempel aufgedrückt."

Außer den Romanen, deren Seele die polnische „Stadt der Arbeit" ist, gibt es noch solche, die den deutschen Industriepionier auf einem andern Hintergrunde darstellen und sich mit ihm auseinandersetzen. Der Stettiner Großkaufmann Matschke in Maria Rodziewiczs „Szary Proch" (1889) hat einen tüchtigen Kapitän Lorentz Karewis, der der Herkunft nach ein einfacher litauischer Bauernsohn ist. Matschke will ihn zu seinem Teilhaber machen und bietet ihm auch seine Tochter als Frau an. Für den nüchternen Kaufherrn spielen weder Religion noch Herkunft noch Nationalität eine Rolle:

„Ein Bauer bist du? Und was tut das zur Sache? Karewis ist ebenso gut wie Matschke. Katholisch! Auch das gehört nicht zum Geschäft. Wenn Grete will, kann sie ja deinen Glauben annehmen. Religion ist bei mir 'ne Kleinigkeit. Die Hauptsache ist ein guter Kopf und Ehrlichkeit. Du kannst Geld machen, Grete liebt dich — ich brauche euch beide. — Bruck lacht, daß ich nicht Matschke und Sohn schreiben kann. Dem wird das Lachen vergehen, wenn er das „Matschke und Schwiegersohn" erblickt. In 10 Jahren haben wir Bruck verschluckt und einige andere dazu."

Der im Grunde seines Herzens edle litauische Bauernsohn, den die deutsche Umgebung und Kultur verflacht und verfälscht hat, besucht eines Tages sein Heimatdorf. Trotzdem er schon nur noch deutsch spricht, denkt, singt und flucht, packt ihn doch die Sehnsucht. Und nun umfängt ihn die Heimat mit tausend Armen und läßt ihn nicht mehr los. Er verzichtet auf seine deutsche Braut und auf den Reichtum und bleibt daheim.

Die Poesie des litauischen Bauerndorfes hat über die Verlockungen der deutschen materiellen Kultur triumphiert!

Im Dombrowaer Kohlenbecken spielt vermutlich, obwohl der Ort nicht ausdrücklich genannt wird, Artur Gruszeckis Roman „Krety" (1897), der 1922 eine dritte Auflage erlebte. An der Haupthandlung sind Deutsche nicht beteiligt. Doch geschieht ihrer ab und zu Erwähnung, z. B. eines Steigers, der als strenger, geiziger Vorgesetzter mit „finsterer Stirn" umhergeht und der „um eines Rubels willen einen Bergmann opfern würde". — Ein aus Oberschlesien zugewanderter Arbeiter erzählt, dort hätte man ihn „Schweinskerl, polnischer Hund, verfluchter Wasserpolack" geschimpft. Zwar fluche man hier auch, aber wenigstens in polnischer Sprache. „Bei uns fehlt es auch nicht an Deutschen," wirft eine Frau ein. Und ein Bergmann seufzt: „Schwer ist es unser einem, denn die Deutschen würgen, am liebsten möchten die einem das ganze Blut aussaugen."

Alle Mängel der kitschigen Groschenliteratur besitzt Kazimierz Laskowskis „Kulturtraeger" (um 1895). In einer Zuckerfabrik an der Weichsel gibt es zwei Parteien. Auf der einen Seite steht der schon 25 Jahre die Leitung innehabende Direktor Otto Kurzbach, sein Sohn und Amtsnachfolger Horst, die höheren Angestellten und Vorarbeiter, alles Deutsche, auf der anderen Seite der Vizedirektor Olszyński, der Chemiker Słodowski und die breite Masse der Arbeiterschaft, einige Großgrundbesitzer, alles Polen. Otto Kurzbach ist die uns schon bekannte Schablone: dick, plump, grob. Er schlägt die Arbeiter, brüllt, flucht, schimpft, säuft. Doch kommt bei ihm noch hinzu, daß er sich seiner Sendung als Vertreter des deutschen Dranges nach Osten bewußt ist und seinen Sohn in diesem Geiste erzieht. Ein wegen eines geringen Versehens vom Direktor verprügelter und entlassener polnischer Arbeiter zündet die Fabrik an. Der Verfasser will den Kampf der beiden nationalen Lager zugunsten der Polen entscheiden. Da er aber einen solchen Schluß offensichtlich nicht logisch aus dem gewerblichen Wettkampf der beiden Parteien zu entwickeln versteht, bestellt auch er wie schon andere vor ihm den deus ex machina. Der junge Direktor Horst Kurzbach, der schon als Student in Deutschland zahlreiche Liebschaften unterhalten hat, macht sich an die Schwester Olszyńskis heran. Dies veranlaßt deren Verehrer Słodowski, nebst einigen handgreiflichen Belehrungen, zu der Drohung, er werde sich rächen, wenn Kurzbach das Mädchen nicht heirate. Der Schreck fährt dem Deutschen so in die Glieder, daß er den Vorposten des deutschen Drangs nach Osten verläßt und nach Deutschland zurückkehrt. Die polnische Partei hat auf diese Weise den Sieg im industriellen Wettbewerb davongetragen. Der geisteskrank gewordene Arbeiter, der die Fabrik angezündet hatte, hält mit einem Knüppel an der Weichsel Wacht, um die Deutschen nicht wieder zurückzulassen. „Solange die Welt wird sein, wird der Deutsche dem Polen kein Bruder sein", philosophiert der Großgrundbesitzer

Bruzdowicz. Und während sich in der letzten Zeile des Romans Fräulein Olszyńska in die Arme Słodowskis hineinschmiegt, klingt aus dem nahen Dorfe ein Volkslied herüber:

Mutter Gottes Polens, behüt die Polen fein,
wirf die hergelaufenen Schwaben ins Gesträuch hinein!

Ist schon die Handlung des Romans jedes geistreichen Gedankens bar, so langweilt der Stoff mit den nun schon abgeklapperten Schablonen, durch die sprachliche Fehlerhaftigkeit bei der Verwendung von deutschen Sätzen und Worten, durch das Fehlen jeglicher Erzählkunst[6]). —

Einen neuen, aber von den bisherigen „Mustern ohne Wert" ebenfalls beeinflußten Typ hat Maria Konopnicka in der Novelle „Pod prawem" (1899) zum Gegenstand ihrer Abneigung gemacht, den deutschen Mühlenbesitzer Fabich. Die folgende, gekürzt wiedergegebene Szene zeigt, wie die Dichterin das Verhältnis zwischen dem deutschen Arbeitgeber und dem polnischen Arbeitnehmer, in diesem Falle einem aus dem Gefängnis entlassenen Mädchen, charakterisiert:

„Hanka schlief jedoch nicht, als sie von der Stimme eines kräftig bellenden Hundes auffuhr, hinter dem der Müller Fabich in einer aufgeknöpften Nankingweste und einer kurzen Pfeife im Munde einherkam. Schon von dem Gang in der Mühle hatte er bemerkt, daß ihm etwas auf dem Felde herumkriecht und hatte von dort aus der am Zaune sitzenden Gestalt schon einige energische Donnerwetter geschickt.

„Was Teufel, kriecht das Mädel denn auf meinem Eigentum herum. Wußte sie denn nicht, daß das mein Feld ist? He?"

Hanka stand eilig auf: „Ich gehe schon ... ich wußte nicht ... Ärgern Sie sich schon nicht (Niech się pan nie gniewa)." —

„Ärgern Sie sich nicht! Ärgern Sie sich nicht! Bei ihnen heißt es immer: Ärgern Sie sich nicht! Aber ich will mich ärgern, Donnerwetter! Ich habe das Recht, mich auf meinem Boden, auf meinem Felde zu ärgern*). Zur Arbeit kann man keine Leute finden, aber zum Rumkriechen haben sie Zeit. Ich suche Leute zum Kartoffelausmachen, ich zahle gut und kann niemanden finden, und sie wird an dem Zaun dösen." In Hankas Augen kam ein Hoffnungsstrahl: „Ich suche auch Arbeit"... Der Müller: „So! das ist etwas anders. Jetzt will jeder Arbeit haben. Was zum Teufel soll man mit all den Arbeitern. Das Geld ist jetzt teuer, aber der Arbeiter billig. Was wollt Ihr denn haben für das Kartoffelausmachen?"

„Das was Sie den anderen geben, nehme ich auch."

„Ich zahle," sagte der Müller, — hier wollte er den üblichen Lohn nennen. Als er jedoch die ärmliche Kleidung des Mädchens sah, hielt er sich noch rechtzeitig zurück und sagte: „Ich zahle 24 Groschen und die Kartoffeln zu den Mahlzeiten."

Hanka war es recht.

„Hacke und Plaue sind vorhanden?"

„Ich habe weder Hacke noch Plaue."

*) Im Original heißt es: „Nech sze pan nie knifa! Nech sze pan ne knifa! U nich wszystko: nech sze pan ne knifa! Aber ja sze chce knifać, donnerwetter! Ja mam prawo sze knifać na swój grunt, na swoje pole!..." Alle Antworten des Müllers sind ein furchtbarer Mischmasch.

„Das ist was anders! Ohne Hacke und Plaue zahle ich ein bißchen weniger. Da gebe ich 20 Groschen und Kartoffeln zu Mittag ..."

Hanka wollte auch mit diesem Lohn zufrieden sein.

„Aber wenn ich meine Hacke und meine Plaue gebe, muß ich meiner Sachen sicher sein und muß wissen, wo meine Arbeiter wohnen."

„Ich habe kein Haus ... Ich stehe unter Polizeiaufsicht."

„Unter Polizeiaufsicht? Das ist eine sehr dumme Sache. Aber wenn das so ist, kann ich nicht so viel geben. Wenn das so ist, gebe ich 10 Groschen täglich und Kartoffeln zu Mittag."

„Mögen es 10 Groschen sein. Gott danke Euch auch dafür. Laßt mir nur die Hacke geben."

„Aber wozu denn gleich die Hacke? Das wäre ja keine Rechnung. Bis zum Abend würde sie einen Dreck ausmachen, und ich müßte ihr die Kartoffeln geben!"

Hanka winkte entschlossen mit der Hand. „Dann werde ich so, ohne Mittag, die Kartoffeln ausmachen!"

„Das ist etwas anders! Das ist richtig." Der Deutsche nickte mit dem Kopf und hieß das Mädchen folgen. — —

Niemand wird leugnen, daß es auch solche Typen unter den Deutschen gegeben haben könnte. Da ihnen aber immer nur Geiz und Härte im polnischen Schrifttum nachgesagt werden, sei richtiggestellt, daß seit jeher in ganz Polen der polnische Landarbeiter in Wirklichkeit am liebsten zum deutschen Arbeitgeber gegangen ist, weil ihm dort die herrschende Ordnung, die pünktliche Lohnauszahlung und die gerechte Behandlung gefiel. Er ging auf alle Fälle immer lieber zum Deutschen als zu seinem eigenen Volksgenossen. Gerade diese tatsächlich vorhandene Einstellung des polnischen Landarbeiters mag manchen Schriftsteller bewogen haben, aus politischen Gründen das Gegenteil zu erdichten.

An künstlerischer Darstellung übertrifft alle bisher erwähnten Werke der Roman von Józef Weyssenhoff „Sprawa Dołęgi" (1902), obwohl auch er weltanschaulich nicht tief schürft. Der in Berlin ausgebildete Ingenieur Dołęga braucht zur Durchführung seines Planes, ein Netz von gepflasterten Straßen zu schaffen, die Unterstützung der polnischen Aristokratie und des deutschen Warschauer Großindustriellen Arnold Helle. Dołęgas Angelegenheit versandet, da die Fürsten Zbarazki und deren Freunde unfähig sind, wirtschaftliche Dinge folgerichtig und nüchtern zu betreuen. In der Meinung der Zbarazki beruht der Hellesche Reichtum „auf unsauberen und riskanten Unternehmungen", doch empfindet der Leser aus dem Zusammenhang heraus sofort, daß diese Denkweise als verfehlt erkannt werden soll. Zwar haften auch Helle verschiedene Eigenschaften der alten Schablonen an, unkultiviertes Auftreten, Trotz, kalte Berechnung, die Angelei nach einem fürstlichen Schwiegersohn, doch fehlt ihnen die plumpe Verzerrung, die uns bisher immer wieder auffiel. Weyssenhoff beschränkt sich auf eine elegante Ironisierung der menschlichen Schwächen. Dem energischen deutschen Millionär, der der Aristokratie so besonnen und ehrlich seine Meinung sagt, der den Fabrikanten, nicht den Landedelmann, als den modernen Hauptvertreter eines Volkes ansieht, schenkt der Dichter sogar einige Sympathie. Helle, ein guter Menschenkenner, ist der ein-

zige, der zu Dołęgas Projekt sachlich Stellung nimmt. Dem jungen Fürsten Zbarazki erklärt er, er kenne die Aristokratie besser als sie sich selber. Dołęga, den diese Kreise enttäuscht haben, erkennt an, daß in England ein Mann wie Helle ein Lord geworden wäre[7]).

Sogar Henryk Sienkiewicz hat einmal flüchtig das Problem der wirtschaftlichen deutsch-polnischen Auseinandersetzung angeschnitten, und zwar in der Novelle „Dwie drogi" (1901). Während der Edelmann Złotopolski leichtsinnig sein Gut an deutsche Kolonisten verkauft, führt der vom Dichter idealisierte Direktor Iwaszkiewicz seinen Plan durch, alle Ausländer aus seinem Fabrikbetrieb zu entfernen, durch Volksgenossen zu ersetzen, um „ihnen die Liebe zur Industrie einzuimpfen". Bei ihm sind alle Arbeiter und ihre Familien versichert, versorgt, so daß sie beim Schmieden mit den Eisenhämmern laut ihre Lieder singen. In den „anderen" Betrieben ist es nicht so, denn „da wirken Ausländer", und wenn dort ein Arbeiter stirbt, muß auch die Familie untergehen. — Hier entfernt sich Sienkiewicz, wie in so vielen seiner Romane, weit von der geschichtlichen Tatsächlichkeit, da bekanntlich alle sozialen und sanitären Einrichtungen gerade von deutschen Industriellen und Arbeitern nach Polen verpflanzt worden sind. E. Boss unterstreicht in seiner wissenschaftlichen Forschung „Die Arbeiterfrage im Königreich Polen usw." (poln., War. 1931, S. 136) die positive Rolle der deutschen Handwerker und Arbeiter in Kongreßpolen:

> „Auf dem Gebiet der eigentlichen Arbeit brachten sie Tüchtigkeit und Erfahrung mit, auf dem Gebiete des sozialen und organisatorischen Zusammenlebens waren sie die ersten Vorbilder für viele spätere polnische berufliche und soziale Organisationen. Übrigens sind auch alle beruflichen und Selbsthilfeorganisationen der Handwerker und Arbeiter unter Mitwirkung der deutschen Einwanderer gegründet worden, z. B. die Zünfte und deren Handwerkerladen (skrzynki rzemieślnicze), Brüderkassen (kasy brackie) und andere. In nationaler Hinsicht hatte die Einwanderung einer so großen Zahl von Deutschen keine nachteiligen Folgen für die Belange des polnischen Volkes ..."

Welch radikaler Widerspruch zwischen Dichtung und Wahrheit!

Sienkiewicz hat seine sozialen Ideen nicht folgerichtig verfochten, wie er ja auch dem Positivismus den Rücken kehrte, als er 1882 die Schriftleitung des „Słowo" übernahm und ins konservative Lager herüberschwenkte. Sein Bekenntnis in der „Rodzina Połanieckich" (1895), „daß der Pole von der Erde, vom Acker hergekommen ist und es ihn zum Acker ziehe", bedeutete einen ganz anderen Standpunkt als die Novelle „Dwie drogi".

In den anderen Literaturen des Ostens unterscheidet sich die Kennzeichnung des deutschen Industriepioniers wenig von der im polnischen Roman gebräuchlichen. Saltykov wirft in „Jenseits der Grenze" den Deutschen vor, daß sie den russischen Arbeiter mitleidlos knechten, daß die Habsucht ihre hervorstechendste Eigenschaft sei und deshalb Rußland von ihnen nur Schaden zu erwarten habe. Und der Ukrainer S. Čerkasenko läßt in seiner Bühnendichtung „Märchen einer alten Mühle" (1913) den deutschen Ingenieur Wagner auf dem Hintergrunde der poesievollen ukrainischen Steppe auftreten. Eine Müllerstochter stürzt sich in den Mühlbach, weil Wagner sie in ihren Hoff-

nungen betrogen hat. Der Gegensatz zwischen dem ukrainischen Märchenland und dem kalten Materialismus des Deutschen durchzieht das Stück, wenn auch dem letzteren trotz allem ein kleiner Teil Romantik zugebilligt wird.

Während des Krieges schrieb J. Conrad (Józef Konrad Korzeniowski) seinen Roman „Victory" (1915), der 1931 aus dem Englischen ins Polnische übersetzt wurde*). Die groteske Figur des deutschen Hotelbesitzers Schomberg, der dumm, idiotisch, lächerlich, bösartig, boshaft, geschwätzig, seiner Frau gegenüber brutal, lüstern, feige, hitzig, argwöhnisch, verbrecherisch usw. erscheint, steht ganz unter dem Zeichen der anormalen Kriegspsychose, wenn der Verfasser auch im Vorwort beteuert, „so sei unbestreitbar die Psyche eines Deutschen".

In der Nachkriegszeit hat die Galerie der Schablonen keinen Zuwachs mehr erfahren. Mag auch ab und zu in der Literatur Polnisch-Schlesiens das Verhältnis des einheimischen Arbeiters zur deutschen Industrie beiläufig gestreift werden, so sind doch grundsätzliche Auseinandersetzungen zwischen polnischer und deutscher Wirtschaft nicht mehr angepackt worden.

Zweifellos haben die meisten Romanschriftsteller mehr ihre eigene Ahnungslosigkeit als den fremden Industrieherrn gekennzeichnet. Die stolze und verachtungsvolle Geste ihrer Kritik und ihrer Abneigung entsprang oft der inneren Leere, der Unreife, der Hilflosigkeit, der Geringachtung der Arbeitsleistung, der rückschrittlichen Einstellung, die sie zu dem notwendigerweise von Deutschland kommenden wirtschaftlichen Fortschritt und Aufbau besaßen[8]). Über ihre frucht- und kraftlosen Jeremiaden ging die Entwicklung hinweg. Ihren Lieblingen, die, wie Goliński, Rumiński, Borowiecki, Olszyński usw., gegen die deutsche Industrie kämpfen, sie veredeln oder polonisieren sollten, fehlt die Lebenswahrheit und der Stil. Sie begriffen alle nicht das Wesentliche, was den historischen deutschen Schöpfern der größten Industriezentren Polens eignete: gediegene Fachkenntnisse und das nüchterne Heldentum der Arbeit. Und so hatte wohl der alte Lodscher Industrielle recht, der vor Jahren bei einer Unterhaltung über Reymont „Das Gelobte Land" lächelnd erklärte: „Das Schicksal hat es schon gut gemeint, als es nicht die Romanschriftsteller, sondern uns dazu ausersah, die Industrie aus dem Boden zu stampfen."

Publizistische Urteile Bolesław Prus' über die Deutschen

Bolesław Prus gehörte zu den wenigen wahren Positivisten, denen die Geringschätzung der materiellen Eroberungen der europäischen Kultur nicht nur fremd war, sondern die sich tapfer für sie einsetzten. Der Geist seiner „Wiederkehrenden Welle" kehrt in seinen späteren Werken nie wieder. Dagegen verkündet er ohne Unterlaß den Wert aller neuzeitlichen gewerblichen Einrichtungen, die eine neue Aera des Fortschritts und der Arbeit bringen. Prus' große Romane kennen, heißt Gewinn ernten. Wer sie, vor allem die schon genannte „Wiederkehrende Welle" und den „Wachtposten" liest, könnte wie Wł. Studnicki äußern,

*) Korzeniowski, ein gebürtiger Pole, lebte Jahrzehnte hindurch in England und schrieb alle seine Werke in englischer Sprache.

er habe sich „die Sporen durch seinen Kampf gegen das Deutschtum verdient". Prus hat jedoch auch Urteile gefällt, leider an heute unsichtbaren Stellen, die von großer Sachlichkeit zeugen, z. B. in der „Gazeta Polska" (Januar 1901):

„Mit dem deutschen Volke hatten wir immer die allerbesten Beziehungen. Von ihm übernahmen wir den gotischen Stil in der Baukunst, die Schnitzerei, eine Menge Geräte, Gefäße und Handwerkszeuge, eine Menge wissenschaftlicher Kenntnisse, die Handwerke und Gewerbe, den Handel, viele Gebräuche, viele Organisationsformen ... Schämen wir uns nicht der Wahrheit: diesem edlen Volke verdanken wir den größeren Teil unserer Zivilisation" *).

Kennzeichnend für Prus ist eine Anekdote, in der er die Fehler seines Volkes im Vergleich mit den Deutschen und Franzosen geißelt**):

„Ich sah dort drei arbeitende Menschengruppen: 100 Franzosen, 100 Deutsche und 100 Polen. Jede dieser Gruppen sollte ein besonderes Gebäude aus großen Quadratsteinen errichten, für deren Aufstellung ihnen ein Franc pro Stück gezahlt werden sollte.

Die Deutschen und Franzosen wählten sofort je fünf Direktoren und machten sich an die Arbeit. Bei den Polen wollte anfänglich jeder Direktor werden, weshalb sie in Streit kamen und auseinanderliefen. Erst der Hunger vereinte sie wieder, und nachdem sie sich bei Franzosen und Deutschen, Passanten und müßigen Zuschauern Rat geholt hatten, wählten sie ihre Direktoren, und zwar zu einem Zeitpunkt, als bei dem französischen und deutschen Gebäude schon die Grundmauern standen." —

„In der französischen und deutschen Gruppe wurden die 100 verdienten Francs folgendermaßen verteilt: zum Unterhalt der Direktoren rechnete man 25 Fr., auf Sparkonto gingen 25 Fr. und die restlichen 50 Fr. wurden unter alle verteilt — es erhielt jeder 25 Centimes.

In der polnischen Gruppe bekam auch jeder 25 Cent. Das Besondere daran war, daß die Direktoren 50 Fr. nahmen und nichts aufs Sparkonto gelegt wurde.

In den Gruppen arbeitete man auch sehr verschieden. Die starken phlegmatischen Deutschen brachten 12 Steine auf einmal und schafften in der Stunde 5 Runden. Die kleinen beweglichen Franzosen trugen nur 6 Steine, schafften aber stündlich 10 Runden. Die Polen aber, die durch ihr Abenteuer ausgehungert waren, konnten nur je 8 Steine tragen und machten 6 Runden in der Stunde.

*) Nach Czesław Jankowski: „Sześćset lat stosunków polsko-pruskich", Wilno 1902, S. 82.

**) Wieża paryska. Sympozjon II. Wybór Prozaików Polskich wieku 19. i 20. Lemberg War. 1926. Die Anekdote erschien erstmalig im „Kurier Warszawski" vom 28. 2. 1887. Man mißt ihr in Polen anscheinend eine große Bedeutung bei, da sie in der Zeitschrift „Prosto z Mostu" 1938 Nr. 1, S. 12 nochmals veröffentlicht worden ist. Es versetzt uns allerdings in Erstaunen, daß weder Prus noch die Wiederholer seiner Anekdote gemerkt haben, daß die Rechnung darin falsch ist. Wenn 50 Fr. auf 100 Arbeiter verteilt werden, dann müßte jeder 50 Cent. erhalten. Rechnet man von den 100 arbeitenden Menschen die 5 gewählten Direktoren ab, dann entfiele auf den Arbeiter 50 : 95 = 0,526 Fr.

Nach Ablauf von 10 Stunden stellte sich die Sache folgendermaßen dar:

Jeder Franzose und jeder Deutsche hatte 3 Fr. verdient. Außerdem hatte jeder Direktor 30 Fr. erhalten und jede Gruppe besaß 150 Fr. auf dem Sparkonto. Die Polen hatten pro Person 2,40 Fr. verdient, Spareinlagen besaßen sie nicht, ihre Direktoren hatten aber je 46 Fr. erhalten.

In der Freizeit kauften die Deutschen für das gesparte Geld Erbswurst, ein Fäßchen Bier und kräftigten sich so, daß jeder 5 Pfd. zunahm. Die Franzosen tranken Wein, knabberten Schokolade und ließen sich ein Theater kommen, das die ihnen angeborene geistige Lebhaftigkeit aufrecht erhielt. Die Polen gingen nicht sehr gekräftigt schlafen. Ihre Direktoren aber veranstalteten einen Polnischen Ball, von dem ganz Paris bewundernd sprach.

Am nächsten Tage hatte einer der französischen Direktoren, die auf der Maskerade waren, den Gedanken, eine Maschine zu bauen, die für 100 Menschen Arbeit leistet. Zur gleichen Zeit entwarfen die deutschen Direktoren, nachdem sie Euklid und Archimedes studiert hatten, den Plan zu einer Maschine, die für 90 Menschen Arbeit leistet. Die polnischen Direktoren jedoch, ermüdet vom Tanzen, schliefen bis gegen Mittag und erst gegen Abend hatte sich einer von ihnen eine neue Masurfigur erdacht, ein anderer ein kunstvoll zusammensetzbares Bett, aus dem sowohl ein Karabiner, als auch ein Klavier zu machen war. Es bestand aber keine Möglichkeit, auf dem Klavier zu spielen, mit dem Karabiner zu schießen oder in dem Bett zu schlafen!

Im Laufe der kommenden Tage erhöhten sich die Einkünfte der Franzosen um das Doppelte, die der Deutschen beinahe um das Doppelte und die der Polen blieben die gleichen. Einen Monat später erstrahlte das von den Franzosen errichtete Gebäude in Schönheit. Das der Deutschen imponierte durch Kraft und Plumpheit, und das polnische begann, kaum angefangen, schon zu zerfallen. Die Arbeiter hatten die Lust am Werk verloren, schimpften auf die Direktoren, und da diese wußten, daß an dem Bau nichts mehr zu verdienen sei, gründeten sie eine Tanzgruppe, mit der sie Europa zu bereisen gedachten."

Im Jahre 1895 machte Prus seine einzige Reise ins Ausland. Sie führte ihn auch nach Deutschland, das den allergrößten Eindruck auf ihn machte. „Ein prächtiges Land," schrieb er, „ich bin entzückt. Wieviel große und kleine Sachen gibt es hier, die wert sind, gesehen und nachgeahmt zu werden." Die Augen wurden ihm geöffnet, wie schrecklich ärmlich es in Polen ist, „wo man wie Maulwürfe neben einer zivilisierten Welt haust". In Berlin, wo ihm die vielen Anlagen, „die hübschen und fröhlichen Kinder" auffielen, blieb er mehrere Wochen. „Heute oder morgen verlasse ich dieses schöne Gefängnis und fahre nach Dresden." — „Mit Freude denke ich daran, daß ich Berlin verlasse. Hier sind die Menschen ehrlich und gut und sogar höflich, aber sie haben wohl steinerne Herzen, so seltsam ist ihr Aussehen und ihr Benehmen. Es ist dies ein Volk, in dem sich Gedanke und Wille auf Kosten des Gefühls entwickelt haben." — „Ich hatte hier Eis im Herzen und Blei im Kopf."

Die Süddeutschen gefielen ihm besser als die Preußen. In Stuttgart überkam ihn ein bitteres Gefühl, als er diese Stadt mit Warschau ver-

glich: „Du hast keine Ahnung, was für Elendswürmer wir sind, um so ärmere, weil die Quelle unserer Not in unseren Charakteren liegt. Wir, wir sind schuld, nicht nur die politischen Umstände."

„Wenn Berlin eine große Schule des Wissens und der Tatkraft ist, so ist die Schweiz eine Schule ruhiger Tatkraft und des Edelsinns. Ein goldenes Volk!"

Sehr abfällig äußert sich Prus über Paris: „Dresden ist angenehmer als Paris, Nürnberg interessanter, Berlin vielseitiger... ich bin restlos enttäuscht."

Die Deutschen haben nach seiner Ansicht die höchste Form der sozialen Organisation erreicht, sie sind geradezu wie Bienen und Ameisen zum „kollektiven, ordnungsmäßigen, unindividuellen Leben geschaffen".

„Die Preußen besitzen keine gesellschaftlichen Gaben, aber haben sie kein Gefühl? Ich traf höfliche Frauen und Arbeiter an, die sogar bei der Arbeit ordentlich angezogen waren. Sie bauen Krankenhäuser, Invalidenkassen für die Arbeiter, Erholungskolonien, Rettungsstationen. Sie haben Musik, Tanz, schöne Volkslieder. Sie lieben Pflanzen und Tiere, haben hübsche Kinder..."

„Das Gesicht eines Deutschen ist langweilig und seine Gestalt ungeschickt, oft ordinär. Die Hände in den Taschen, rempelt er einen Vorbeigehenden oder Nachbarn an wie die Kuh einen Baum."

„Die Deutschen sind jedoch nicht schlecht."

„Ihre Blumen haben Farbe und Geschmack, aber keinen Duft. Ihr Haus hat ein schöneres Äußere, aber keine gute Küche. Ihr Leben hat Verstand und Arbeit, aber keine Poesie. Deutschland, das ist ein großer, starker, grob gehauener Sockel, der keine feinen Umrisse besitzt."

Prus schätzt und bewundert aber ehrlich das, was ihm an dem Nachbarvolk als Tugend erscheint. Das Gesamturteil hat er in einer Bilanz der guten und schlechten Eigenschaften zusammengefaßt, und zwar nach den Gesichtspunkten a) Idee, b) Gefühl, c) Tat, d) Fähigkeiten des Geistes und seine Beherrschung, e) individuelle Züge. Mit einem Minuszeichen erscheinen dabei u. a.: Nächstenliebe, Anwendung (Genuß), Jugendlichkeit, soziales Leben, Verarbeitung, Gefühl, Individualität, Einfluß, Empfänglichkeit, Optimismus, Freiheit. Jedenfalls stehen zum Schluß im deutschen Volkscharakter 15 ungünstige 34 günstigen Zügen gegenüber[9]).

Diese Beispiele (vergl. auch S. 8) stellen Prus das Zeugnis aus, daß er als Verteidiger der Belange seines Volkes auch den Gegner gerecht zu beurteilen versuchte und daß man nicht einseitige Schlußfolgerungen aus der „Wiederkehrenden Welle" oder aus dem Roman „Placówka" (Der Wachtposten, 1886) ziehen darf, wie das schon oft geschehen ist.

Der deutsche Kaufmann

Von Gustav Freytag und Spielhagen entlehnte B. Prus wohl den Rahmen zu seiner Kaufmannserzählung „Lalka" (Die Puppe, 1890). Ihr Held, der Warschauer Wokulski, verkörpert in seinem Wesen und in seinen Handlungen zwei Welten, den Positivismus und die Romantik. Durch die Heirat mit der Witwe eines Deutschstämmigen, Minzel, die nach vier Jahren stirbt, kommt er in den Besitz eines Geschäftshauses und eines Barvermögens von 30000 Rubeln. Er zieht bald darauf in den Türkenkrieg, um mit einem durch Heereslieferungen auf dem Balkan

gemachten Vermögen von 250000 Rubeln zurückzukehren und nun die junge Gräfin Izabella Łęcka zu erringen. Sie verachtet aber den Kaufmann, und als er sie fast schon gewonnen hat, merkt er, daß sie ihn betrügt und eine „Puppe", ein hohles Wesen, ist. Und nun das Merkwürdige: der Mann, der bisher tatkräftig und hart wirtschaftliche Pioniertaten vollbracht hat, wird durch den Liebeskummer ein schwächlicher Romantiker. Er verkauft seinen Besitz einem Juden, vermacht sein Geld den Angestellten und macht schließlich seinem Leben ein Ende. In einer Ruine, wo er die schönsten Augenblicke mit der „Puppe" verlebt hat, sprengt er sich in die Luft.

Schon hier finden wir ein Motiv, das Sienkiewicz (Dwie drogi) von ihm übernommen hat:

> „Unsere Fabriken sind nicht in unseren Händen; in der Verwaltung der Fabriken sitzen Deutsche, die besser bezahlten Arbeiter sind Deutsche, mit deutschem Kapital wird gearbeitet. Der Aufsichtsrat sitzt sogar in Deutschland. Unser Arbeiter hat keine Möglichkeit zur Fortbildung, da er nur die Rolle eines schlecht bezahlten Knechtes spielt, schlecht behandelt und obendrein eingedeutscht wird," lehrt Wokulski.

Dennoch haben alle Kritiker der „Lalka" mit Recht hervorgehoben, daß die Rolle der deutschen Kaufleute im allgemeinen günstig dargestellt wird. Rzecki, eine der Hauptgestalten, geht zum deutschen Kaufmann Minzel in die Lehre, wo er Geduld, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Reinlichkeit und Ordnung lernt. „Prus führt Rzecki absichtlich in eine deutsche Umgebung, um gleichzeitig die positive Rolle der in Polen ansässigen Deutschen zu schildern. Wenn er auch die deutschen Kolonisten, die sich massenweise bei uns einfanden, Land kauften und dadurch höchst gefährlich wurden, als unerwünscht ansieht, freut er sich über die Ankunft einzelner deutscher Kaufleute, in der Meinung, daß durch sie der Handel, jenes bei uns so vernachlässigte und durch die Allgemeinheit verachtete Gebiet, sich entwickelt. Die aus Deutschland stammenden Kaufmannsgeschlechter verpolen sich schon im zweiten Gliede und bereichern das Polentum durch die realistische Lebensauffassung."

„Die Familie Minzel — das sind Durchschnittsmenschen, beschränkt in bezug auf ihre Interessen, und ein eintöniges, mechanisiertes Leben führend, — jedoch durch ihre Einstellung zur Arbeit und Sparsamkeit für die Allgemeinheit wertvolle Leute. Der alte Johann Minzel interessiert sich für nichts außerhalb seines Ladens: der ist seine Welt, sein Leben, Anfang und Ende seiner Sorgen, Bemühungen und Aufmerksamkeit. Im Laden bringt er die ganze Zeit zu (sogar die Sonntage), wobei er mit unbegreiflicher Achtsamkeit den Gang des Geschäftes verfolgt. Sein Verhältnis zur Arbeitsstätte ist grundverschieden von dem der Polen: Mraczewski oder Lisiecki betrachten ihre Beschäftigung als ein notwendiges Übel, dessen sie sich gern entledigen möchten, — für Minzel bildet der Laden das Wesen des Lebens, Freude und Stolz. Er strebt denn auch danach, daß sich seine Firma entwickelt, wächst. Tatsächlich kommt er Schritt für Schritt vorwärts, und indem er selber reicher wird, bereichert er das Land" (Szweykowski).

Natürlich muß auch in der „Lalka" der Deutsche Minzel mit einem von zwei Hunden gezogenen Karren nach Warschau gekommen sein. Als Rzecki einmal eine beim Wiegen heruntergefallene Rosine in den

Mund steckt, erhält er von Minzel Prügel. Sein Personal, das lebhaft an „Soll und Haben" erinnert, wird streng beaufsichtigt, ob es auch Spargroschen zurücklegt. „Wenn jemand nicht sparte, vielmehr nicht jeden Tag mindestens einige Groschen zurücklegte, war das in den Augen Minzels genau so ein Vergehen wie ein Diebstahl." Angestellte, die nichts sparten, entließ er. Der Grundsatz, Ersparnisse zu machen, wurde bei ihm schon eine krankhafte Grille. „Minzel war sehr ordentlich, liebte keinen Staub, wischte ihn von den kleinsten Gegenständen ab." Die alte Großmutter Minzel ist eine richtige „Hausmutter". Als Rzecki aus Idealismus 1849 freiwillig nach Ungarn in den Krieg zieht, schüttelt sie den Kopf: „Der Kaffee war doch immer gut und zu Mittag hat er sich doch immer vollgegessen... Wozu ist er bloß nach Ungarn gegangen?"

Von den beiden Söhnen Minzels ist einer schon verpolt, so daß er seinen noch deutsch fühlenden Bruder „podłe Szwabisko" nennt und ansagt, er würde die „hyclów Szwabów" überall prügeln, wo sich ihm dazu die Gelegenheit biete. Er fühlt „uraltes polnisches Blut in sich". Es treten auch noch andere polonisierte Deutsche auf.

Prus bedrückt es, daß die Polen neben ihrem Gefühl und ihrer Begeisterung nicht mehr Festigkeit und nüchternen Verstand besitzen. Was wäre sonst Polen für ein Land!

„Ich allein" — sagt Wokulski — „habe während eines halben Jahres zehnmal mehr verdient als zwei Geschlechter der Minzel während eines halben Jahrhunderts."

Aber die Fähigkeiten werden zunichte durch die Fehler des polnischen Nationalcharakters, so daß die Deutschen und Juden trotzdem die Gewinner sind.

Weite Umschau in der zeitgenössischen Literatur hat der Verfasser gehalten. Doch müssen wir es einer besonderen Einflußforschung überlassen, alle Quellen des wertvollen Romans aufzudecken. Da Prus lange Zeit in Lublin lebte, mag es stimmen, daß ihm der Laden eines dortigen Deutschen das Urbild für die Familie Minzel geliefert hat*) [10]).

Den Kult des Handwerks, der zugleich den Bruch mit den alten Vorurteilen bedingt, spiegelt Józef Korzeniowskis Roman „Krewni" (1857) wider. Auch hier wird ein junger polnischer Edelmann als Lehrling in ein deutsches Haus in Warschau geschickt. Zwar läßt der Verfasser den Besitzer der Großtischlerei, Hebel, ein verdrehtes Polnisch sprechen, einen Spießbürger sein, doch umgibt er ihn mit einer in der polnischen Literatur seltenen Achtung:

> „Es war das einer von jenen phänomenalen Deutschen, die ehrlich an dem Lande hingen, in dem es ihnen gut ging. Als Geselle wanderte er ein, und hier wurde er Meister. Hier verheiratete er sich, lernte schnell, wenn auch unvollkommen, die Landessprache, die er oft verdrehte und radebrechte, aber seine Kinder erzog er so, daß sie sie schon ausgezeichnet beherrschten und daß sie nicht einmal von Germanien träumten, woher ihr Vater stammte. Da er ehrlich, fleißig und anständig war, erlangte er schnell einen guten Ruf und seine Werkstätte in der Nähe der Dominikaner war allgemein bekannt und hatte die besten Bestellungen. In seinen Lebensgewohnheiten aber blieb er

*) Manche Figur späterer polnischer Romane erinnert an den Minzel der „Lalka", z. B. der deutsche Hotelwirt Panzer in Henryk Worcell „Zaklęte rewiry" (War. 1936).

ein richtiger, unversehrter Deutscher. Vom frühen Morgen an schaute er oft in die Werkstatt und hielt sein Personal an der Kandare. Zum Mittag mußte er einen Krug Bier und nach dem Essen eine Tasse Blumenkaffee haben, wobei er dann die Pfeife rauchte. An Sonn- und Feiertagen mußte er den Garten „Pod Węgrem" besuchen, einige Partien Kegel schieben und einige Gläser Bier trinken, und wenn schönes Wetter kam, nahm er seine Frau und Kinder ins Freie." —

Ja, es wird erstaunlicherweise sogar einmal gesagt, daß der Deutsche einen guten Lohn zahlte.

Prus scheint diesen Roman genau gekannt zu haben, als er seine „Lalka" schrieb.

Der deutsche Handwerker wird auch mitunter in anderen Dichtungen jener Zeit wohlwollend gekennzeichnet, z. B. in den „Pamiątki Soplicy" (1839) von Henryk Rzewuski, wo einem wandernden deutschen Schnitzer, der für Kirchen und Gutshöfe Holzbildhauereien geschaffen hat, das Zeugnis ausgestellt ist: „wie ein Deutscher hatte er zu allen Sachen Geschick".

Den Konkurrenzkampf zwischen deutschen und polnischen Maurern und den Brotneid der letzteren versucht Aleksander Świętochowski in der Novelle „Karl Krug" (1879) auszumalen:

„Diese Hungerkünstler können wenig nehmen, wenn sie sich einmal am Tage den Bauch mit Kartoffeln vollschlagen, sind sie zufrieden; aber der Mensch muß doch mal ein Stück Fleisch essen und einen Schnaps trinken..."

„Wenn sie sich noch an Sachen heranmachten, mit denen sich unsereiner nicht befassen will. Wenn sie Hunde fingen oder von krepierten Pferden die Haut abzögen, oder in den Dörfern hausierten — aber sie belieben ein Handwerk zu betreiben — das Maurerhandwerk. Diese Kartoffelfresser!"

Die Warschauer polnischen Maurer überlegen, wie sie die Deutschen, die ihnen die Preise verderben, am schnellsten wieder loswerden könnten:

„Und wenn mal Gelegenheit ist, dann schlag auf jeden ein, der dir unter die Finger kommt. Er haut nicht wieder, weil er Angst vor uns hat, und zum Gericht wird er auch nicht gehen, weil er dumm ist und sich nicht verständigen kann. Und schließlich, wer würde auch zugunsten eines Lutheraners aussagen!" [11]).

Stefan Żeromski urteilt in seinen Werken auch ab und zu über die Deutschen als Vertreter der Wirtschaftsauffassung ihres Landes. In „Ludzie bezdomni" (1900) erklärt Dr. Judym, der die feuchte Luft des Kurorts Cisy durch Entwässerungsmaßnahmen beseitigen will, den widerspenstigen Leuten: „Lassen wir hier mal einen Deutschen herein und sehen wir, was er tun würde! Was wird er zuerst vornehmen, den Bau eines Tanzsalons oder die Entschlammung des Teiches?" [12]) —

Ein sympathischer, pedantischer Fabrikant Werner in Warschau sowie ein Arzt Seekampf, der einem Kinde das Leben rettet, treten als Nebenfiguren in Włodzimierz Perzyńskis Roman „Nie było nas, był las" (1926) auf. Die Werner sind eine geschichtliche Warschauer Familie, deren Nachkommen heute noch dort leben und z. T. noch am Deutschtum festhalten.

In den letzten Jahren sind eine Reihe polnischer Romane entstanden, die frei von den Schablonen der Vorkriegszeit und von der Psychose der Nachkriegsjahre in ihren Darstellungen und Erwähnungen deutscher Gewerbetreibender der geschichtlichen Wahrheit die Ehre geben. In Leon Kruczkowskis „Kordian i Cham" (1932), S. 292/93, weist pan Wencel darauf hin, „wer in Kongreßpolen die nationale Industrie ins Leben ruft, die Anfänge der neuzeitlichen Arbeit leistet!... Schau, das ist unser tiers état, der dritte Stand, die Prunkstücke des polnischen Bürgertums. Er schlug eine Zeitung auf und las: „Auszeichnungen für Produkte der heimischen Industrie auf der Ausstellung im Mai 1828 erhielten: die Goldene Medaille — die Herren Krause, Gregoir, Hartmann, Collet; die silberne Medaille die Herren Hoch, Geismar, Platte, Loth, Borman und Krug, Ritterich, Kruszewski, Wolfring, Grohmann, Sauter, Wernitz, Heinrich, Knusman, Schleydel, Weyß, Neumann, Kiedinger, Salye, Szipollt, Frenkiel, Evans, Leszczyński, Gerlach, Krantz, Kindler, Rittberger, Gebr. Fraget, Dabas, Bonnier, Taszyński, Vitou, Mathil, Lilpop, Max, Horalek, Ubusiewicz, Naybauer, Hildebrandt, Thomas, Jagielski (Schuhmachermeister), Kuparenko, Steinbach..."

Und dieser Blüte des neuen Mittelstandes stellt pan Wencel das einheimische, polnische Bürgertum gegenüber: „Hier war nur ein nationales Handwerk erblüht, bekanntlich das allergewöhnlichste, das dem kurzwährenden Gebrauch, dem schnellen Verbrauch dient (Schuhmacherei!)... Und außerdem — die Fleischerei und Hökerei auf dem Marktplatz der Altstadt!... Ja, das war das einheimische Warschauer Bürgertum!... Finster und abergläubisch, in einem elenden Dasein, in ordinärer Altbackenheit des Denkens, ohne das kühne Gefühl einer Standeswürde, betäubt durch die Erniedrigung — Spießer in Wirklichkeit, aber kein Bürgertum." — —

Hatte schon Kruczkowski der deutschen Einwanderung die Schaffung eines neuen polnischen Mittelstandes als Verdienst zugeschrieben (was eine geschichtliche Tatsache ist), so schreibt Herminia Nagler(owa) geradezu einen Roman vom triumphierenden Bürgertum „Krauzowie i inni („Die Krause und andere". 1936). In dem galizischen Städtchen Bory (Brody?) verkörpern in den Jahren 1865—67 die verpolten Nachkommen eingewanderter deutscher Kolonisten das aufbaukräftige Bürgertum.

Wie sehr den Verzerrungen Reymonts und vieler seiner Zeitgenossen die geschichtliche Echtheit fehlt, zeigt ein Vergleich mit der „biographischen Erzählung" Wacław Berents „Diogenes w kontuszu" (1937), einer vom Verfasser neu versuchten Form der künstlerischen Darstellung, die jedoch zugunsten der geschichtlichen Tatsächlichkeit weitgehend auf das Vorrecht der dichterischen Freiheit verzichtet. Berents Werk wurde von der Kritik als „interessant, klug und nützlich" bezeichnet. Es ist eine Lobeshymne auf die Kräfte im niedergehenden Polen zur Zeit der Teilungen, die sich seiner Erneuerung verschrieben hatten, vor allem auf den Geistlichen Franciszek Salezy Jezierski. Uns interessiert vor allem, wie der Verfasser das deutsche Warschauer Bürgergeschlecht der Schultz charakterisiert:

> „Die Familie Schultz stammte von Danziger Patriziergeschlechtern ab, sogar von zwei königlichen Historikern, von denen der erste einmal über den schwedischen Krieg und „De pace oliviensi" schrieb, der folgende ebenfalls in gelehrtem Latein über die Regierungszeit Sobieskis

und Augusts II. Außerdem hatte sie unter ihren Ahnen auch einen im 17. Jahrh. berühmten Maler und Schöpfer von Danziger Porträts polnischer Könige. Dieses bei uns ungewöhnliche städtische Geschlecht, das nicht von fremden Kaufleuten oder Handwerkern, sondern von Gelehrten und Künstlern abstammte, verbreitete sich von Danzig aus über Graudenz, Thorn, Posen und Warschau bis nach Wilna und Minsk, indem es überall geschätzte Lehrer, über ihre Materie schreibende Pädagogen, gelegentlich Herausgeber von Schriften, schließlich Ärzte und Architekten sowie Ingenieure (wie der seinerzeit berühmte Erbauer des Königskanals (Kanał Królewski) im Pinsker Land) hervorbrachte. Im Verzeichnis unserer Druckschriften des 17. und 18. Jahrh. kann man bei Estreicher sogar über 50 lateinische, deutsche und polnische Schriften finden, die von den Schultzens — es gibt die verschiedensten Schreibarten dieses Namens — stammen. Es befinden sich darunter sogar zwei gelehrte Frauen. Das ist das Geschlecht städtischer Gebildeter. Es verdient bei uns wohl mehr Beachtung als diese englischen Forsytes oder deutschen Buddenbrooks aus den übersetzten Romanen, in deren ausgedachte Erlebnisse sich unsere Öffentlichkeit heute mit solcher Aufmerksamkeit hineinliest... Der Bankherr Karl v. Schultz, der Schwiegersohn des berühmten Tepper, war in Polen kein Hergelaufener..."

„Vollkommen irrig sind indesen die von den Chronisten aufgefrischten Angaben, als ob er in dem berühmten Bankkrach zwei Jahre vor dem Aufstand zusammen mit Tepper und Blank vollkommen ruiniert worden und im Elend gestorben wäre. — In der „Beschreibung der Häuser" Warschaus finden sich schon zu preußischer Zeit (im Jahre 1797) ihm gehörende Häuser ohne seinen früheren Palast... (Das war zwar der aus dem Konkurs gerettete Rest des Vermögens, denn vor den Teilungen konnte er in Warschau die unglaubliche Anzahl von 60 Häusern bauen). Seine unter den Preußen wiederaufgenommenen Bankgeschäfte umfaßten wie vordem alle ehemaligen Woiwodschaften, trotz der neuen Grenzen.

Er war Freimaurer, war jedoch ausschließlich der Wohltätigkeit ergeben, die die Hauptaufgabe der niederen Logen bildete, zu denen die Städter zahlreichen Zutritt hatten. Auf diesem bescheidenen Gebiete menschenfreundlicher Tätigkeit zeichnete er sich aus als freigebiger Stifter unserer ersten Mittel für unentgeltliche Pockenimpfung (damals grassierte diese ständige Seuche empfindlich), als Spender von Grundbesitz für das erste polnische Armenhaus, schließlich — der Politiker zuckt mit den Schultern über solch eine Mangel an Ehrgeiz bekundende Tätigkeit — war er der erste in Polen, der die sogenannte Rumfordsuppe für die Allerärmsten verteilte. Bescheiden, sehr bürgerlich waren seine Verdienste um den Großgrundbesitz. Um so mehr mußten sie auf einen Menschen von ungewöhnlichem Wert gestützt sein, denn sein Verdienst... führte beim Volk zu jener Legende, die die erste Fabrikvorstadt der Hauptstadt — mit Recht oder zu Unrecht — mit seinen Namen verband" *).

„Der Bankherr Schultz war ein großer Bilderliebhaber und liebte auch die Musik leidenschaftlich. Er geizte nicht mit Geldmitteln für

*) Die Warschauer nannten damals den späteren Stadtteil Solec „na Solcu", „na Szulszczyźnie", „Szulec".

die Künstler und unterstützte besonders auch die Gesellschaft für Musik, die von dem preußischen Beamten und Literaten E. T. A. Hoffmann gegründet worden war."

„Der alte Schultz, der eifrig... jenen angenehmen und nützlichen Vergnügungen ergeben war, war jedoch unwillig über die modernen Reiselustigen, die um ähnlicher Vergnügungen willen sich verschwenderisch überall im Ausland herumtreiben. Er, der von Berufs wegen in fremde Taschen sah, verachtete sehr das Geld, das nur umläuft, aber sich nicht vermehrt. Jeder Wohlhabende, der sich nicht noch mehr bereicherte, war seiner Meinung nach nicht wert, daß ihn die Erde trug. Und nicht anders erschienen ihm nach den Teilungen alle polnischen Herren und überhaupt der ganze Adel in diesem Land. Diese Anschauung hatte er in tiefster Seele mit der preußischen Regierung gemeinsam."

Das Berentsche Werk zeigt, daß man bei einem ehrlichen Willen zur Stilechtheit und bei Vermeidung einer geistlosen Schablonennachahmung wahrheitsgetreuere deutsche Gestalten erstehen lassen kann als Reymonts Buchholz und die ihm verwandten Muster, die die Dichter auf jenem zum Überdruß erfundenen und abgeschriebenen „Hundewagen" nach Polen kommen ließen.

3. Kapitel.

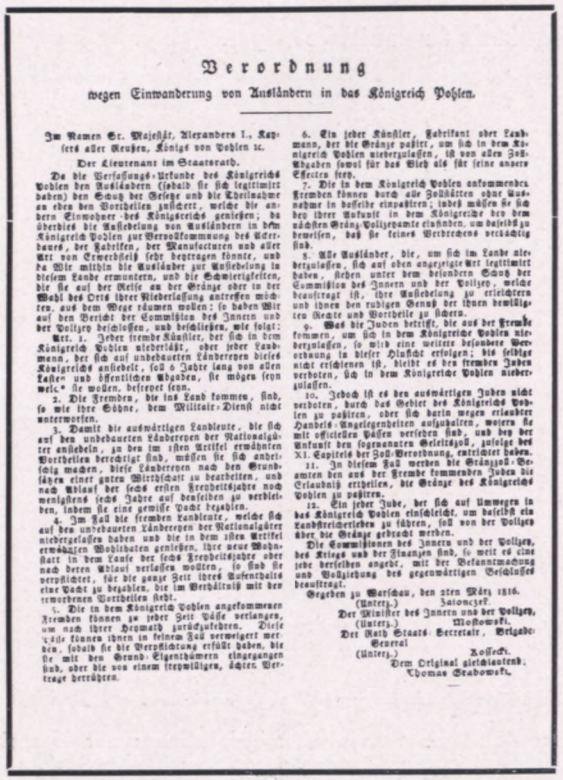
Hebung der Landwirtschaftskultur oder nur Kampf um den Boden?

Die Legende vom Drang nach dem Osten

Im 19. Jahrhundert entstand in Deutschland jenes geflügelte Wort vom deutschen „Drang nach Osten" zu einer Zeit, als er nur mehr noch eine Fiktion war. Angefangen vom 13. bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatten die Polen, vor allem der Adel, kein Mittel der Werbung unversucht gelassen, um deutsche Bürger und Bauern in ihr Land zu ziehen. Auch die polnische Forschung hat über jeden Zweifel hinaus festgestellt, daß die Hauptmasse der in Polen bestehenden deutschen Siedlungen mit dem politischen „Drang nach Osten" nicht das geringste zu tun hat. Im Gegenteil! Preußen hat mit allen, von der Geschichtswissenschaft noch viel zu wenig klargestellten Mitteln versucht, die seine Grenzgebiete entvölkernden Auswanderungen (also den „Drang nach Osten!") zu verhindern, hat in Warschau gegen die Einwanderungswerbung protestiert, die Agenten der polnischen Behörden verhaften lassen und für die nach Kongreßpolen mitgenommenen Waren und Geräte einen hohen Zoll verhängt. Deutsche Edelleute der Grenzgebiete holten vielfach die ihre Dörfer verlassenden Bauern mit Gewalt zurück. Schon lange vor den Teilungen waren Großpolen und Pommerellen völkisch polnisch-deutsche Mischgebiete. Was in den von uns behandelten polnischen Bauernromanen bzw. in den Werken der Literarhistoriker mythenhaft als „deutscher Drang nach Osten" bezeichnet wird, war in Wirklichkeit weiter nichts als ein Werk der polnischen Einwanderungswerbung. Erst als viele Tausende deutscher Handwerker und Bauern nach 1820 ins Königreich Kongreßpolen zog und durch den infolge des Lodscher Wettbewerbs verursachten Zusammenbruch der Posener Tuchmacherei weitere Tausende nach Amerika und Westdeutschland auswanderten, versuchte die preußische Regierung 1886, durch die Gründung der „Ansiedlungskommission" den katastrophalen Rückgang des Deutschtums in seinen damaligen östlichen Grenzgebieten aufzuhalten. Sie hat nur einen Bruchteil des Verlustes wettmachen können, der durch die Weiterwanderung nach Kongreßpolen und Bessarabien entstanden war*). Auch das sog. Enteignungsgesetz bedeutete

*) Vergl. dazu eine Einzelforschung: Kurt Lück „Das Deutschtum in Kolmar und Umgebung" (Posen 1937. S. 34—40).

Polnische Einwanderungsverordnungen und -werbeaufrufe in deutscher Sprache.



Verordnung

wegen Einwanderung von Ausländern in das Königreich Pohlen.

Im Namen Sr. Majestät, Alexanders I., Kayſers aller Reußen, Königs von Pohlen ꝛc.

Der Lieutenant im Staatsrath.

Da die Verfaſſungs-Urkunde des Königreichs Pohlen den Ausländern (ſobald ſie ſich legitimirt haben) den Schutz der Geſetze und die Theilnahme an eben den Vortheilen zuſichert, welche die andern Einwohner des Königreichs genießen; da überdies die Anſiedelung von Ausländern in dem Königreich Pohlen zur Vervollkommnung des Ackerbaues, der Fabriken, der Manufacturen und aller Art von Erwerbfleiß ſehr beytragen könnte, und da Wir mithin die Ausländer zur Anſiedelung in dieſem Lande ermuntern, und die Schwierigkeiten, die ſie auf der Reiſe an der Gränze oder in der Wahl des Orts ihrer Niederlaſſung antreffen möchten, aus dem Wege räumen wollen; ſo haben Wir auf den Bericht der Commiſſion des Innern und der Polizey beſchloſſen, und beſtellen, wie folgt:

Art. 1. Jeder fremde Künſtler, der ſich in dem Königreich Pohlen niederläßt, oder jeder Landmann, der ſich auf unbebauten Ländereyen dieſes Königreichs anſiedelt, ſoll 6 Jahre lang von allen Laſten und öffentlichen Abgaben, ſie mögen ſeyn welche ſie wollen, befreyet ſeyn.

2. Die Fremden, die ins Land kommen, ſind, ſo wie ihre Söhne, dem Militair-Dienſt nicht unterworfen.

3. Damit die auswärtigen Landleute, die ſich auf den unbebauten Ländereyen der Nationalgüter anſiedeln, zu den im 1ſten Artikel erwähnten Vortheilen berechtigt ſind, müſſen ſie ſich anheiſig machen, dieſe Ländereyen nach den Grundſätzen einer guten Wirthſchaft zu bearbeiten, und nach Ablauf der ſechs erſten Freyheitsjahre noch wenigſtens ſechs Jahre auf derſelben zu verbleiben, indem ſie eine gemiſſe Pacht bezahlen.

4. Im Fall die fremden Landleute, welche ſich auf den unbebauten Ländereyen der Nationalgüter niedergelaſſen haben und die in dem 1ſten Artikel erwähnten Wohlthaten genießen, ihre neue Wohnſtatt in dem Laufe der ſechs Freyheitsjahre oder nach deren Ablauf verlaſſen wollten, ſo ſind ſie verpflichtet, für die ganze Zeit ihres Aufenthalts eine Pacht zu bezahlen, die im Verhältniß mit den erworbenen Vortheilen ſteht.

5. Die in dem Königreich Pohlen angekommenen Fremden können zu jeder Zeit Päſſe verlangen, um nach ihrer Heymath zurückzukehren. Dieſe Päſſe können ihnen in keinem Fall verweigert werden, ſobald ſie die Verpflichtung erfüllt haben, die ſie mit den Grund-Eigenthümern eingegangen ſind, oder die von einem freywilligen, ächten Vertrage herrühren.

6. Ein jeder Künſtler, Fabrikant oder Landmann, der die Gränze paſſirt, um ſich in dem Königreich Pohlen niederzulaſſen, iſt von allen Zoll-Abgaben ſowol für das Vieh als für ſeine andern Effecten frey.

7. Die in dem Königreich Pohlen ankommenden Fremden können durch alle Zollämter ohne Ausnahme in daſſelbe einpaſſiren; indeß müſſen ſie ſich bey ihrer Ankunft in dem Königreiche den dem nächſten Gränz-Polizeyamte einfinden, um daſſelbe zu bewiſen, daß ſie keines Verbrechens verdächtig ſind.

8. Alle Ausländer, die, um ſich im Lande niederzulaſſen, ſich auf oben angezeigte Art legitimirt haben, ſtehen unter dem beſondern Schutz der Commiſſion des Innern und der Polizey, welche beauftragt iſt, ihre Anſiedelung zu erleichtern und ihnen den ruhigen Beſitz der ihnen bewilligten Rechte und Vortheile zu ſichern.

9. Was die Juden betrift, die aus der Fremde kommen, um ſich in dem Königreiche Pohlen niederzulaſſen, ſo wird eine weitere beſondere Verordnung in dieſer Hinſicht erfolgen; bis ſelbige nicht erſchienen iſt, bleibt es den fremden Juden verboten, ſich in dem Königreiche Pohlen niederzulaſſen.

10. Jedoch iſt es den auswärtigen Juden nicht verboten, durch das Gebiet des Königreichs Pohlen zu paſſiren, oder ſich darin wegen erlaubter Handels-Angelegenheiten aufzuhalten, wofern ſie mit officiellen Päſſen verſehen ſind, und bey der Ankunft den ſogenannten Geleitzoll, zufolge des XI. Capitels der Zoll-Verordnung, entrichtet haben.

11. In dieſem Fall werden die Gränzzoll-Beamten den aus der Fremde kommenden Juden die Erlaubniß ertheilen, die Gränze des Königreichs Pohlen zu paſſiren.

12. Ein jeder Jude, der ſich auf Umwegen in das Königreich Pohlen einſchleicht, um daſelbſt ein Landſtreicherleben zu führen, ſoll von der Polizey über die Gränze gebracht werden.

Die Commiſſionen des Innern und der Polizey, des Kriegs und der Finanzen ſind, ſo weit es eine jede derſelben angeht, mit der Bekanntmachung und Vollziehung des gegenwärtigen Beſchluſſes beauftragt.

Gegeben zu Warſchau, den 2ten März 1816.

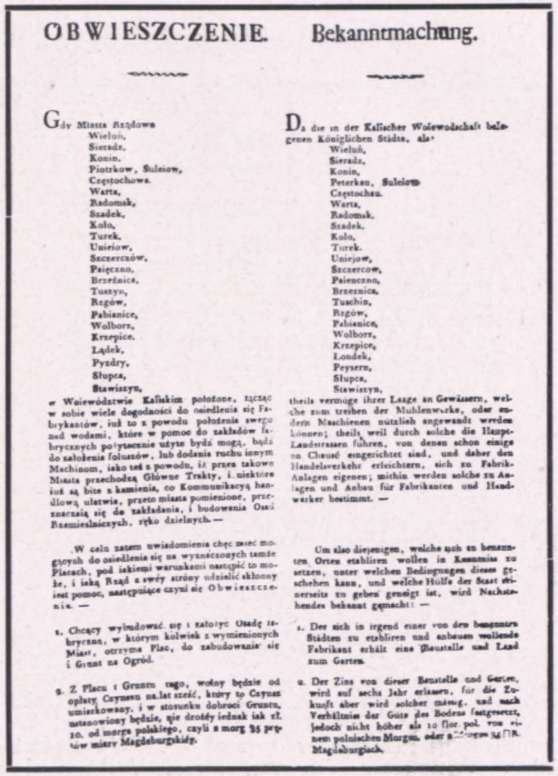
(Unterz.) Zaionczek.

Der Miniſter des Innern und der Polizey, (Unterz.) Moſtowski.

Der Rath Staats-Secretair, Brigade-General (Unterz.) Koſſecki.

Dem Original gleichlautend. Thomas Stabowski.

Urkunden zur Rechtsgrundlage der deutschen Einwanderung nach Kongreßpolen. Die Verordnung trägt die Unterschrift bekannter polnischer Persönlichkeiten.



OBWIESZCZENIE. Bekanntmachung.

Gdy Miasta Rządowe
Wieluń,
Sieradz,
Konin,
Piotrkow, Sulejow,
Częstochowa.
Warta,
Radomsk,
Szadek,
Kolo,
Turek,
Uniejow,
Szczercow,
Paięczno,
Brzeznice,
Tuszyn,
Rzgow,
Fabianice,
Wolbors,
Krzepice,
Lądek,
Pyzdry,
Słupca,
Stawiszyn,

D. a die in der Kalischer Woiewodschaft belegenen Königlichen Städte, als:
Wieluń,
Sieradz,
Konin,
Peterkau, Sulejow
Częstochau.
Warta,
Radomsk,
Szadek,
Kolo,
Turek.
Uniejow,
Szczercow,
Paiencano,
Brzeznica,
Tuschin,
Rzgow,
Fabianice,
Wolbors,
Krzepice,
Lendek,
Peysern,
Słupca,
Stawiszyn,

w Woiewództwie Kaliskim położone, znaczne w sobie wiele dogodności do osiedlenia się Fabrykantów, iuż to z powodu położenia swego nad wodami, które w pomoc do zakładów fabrycznych potrzebnie użyte bydź mogą, bądź do zakładnia folusznów, lub dodatnia ruchu innym Machinom, iako też z powodu, iż przez takowe Miasta przechodzą Główne Trakty, i niektóre iuż są bite z kamienia, co Kommunikacyą handlową ułatwia, przeto miasta pomienione, przeznaczaią się do zakładania, i budowania Osad Rzemieślniczych, ręko dzielnych. —

W celu zatem uwiadomienia chęć mieć mogących do osiedlenia się na wyznaczonych tamże Placach, pod iakiemi warunkami nastąpić to może, i iaką Rząd z swéy strony udzielić skłonny iest pomoc, następuiące czyni się Obwieszczenie. —

1. Chcący wybudować się i założyć Osadę iakiegokolwiek z wymienionych Miast, otrzyma Plac, do zabudowania się i Grunt na Ogród.

2. Z Placu i Gruntu tego, wołny będzie od opłaty Czynszu na lat dziesięć, który to Czynsz umierkowany, i w stosunku dobroci Gruntu, ustanowiony będzie, nie drożéy iednak iak zł. 20. od morga polskiego, czyli 2 morg 35 prętów miary Magdeburgskiéy.

Die erste Seite einer längeren Bekanntmachung vom 15. 8. 1823, die der Vorsitzende der Kalischer Woiwodschaftskommission, der Pole Radoszowski und der Kommissar für die Einrichtung von Fabriken, der Pole A. Dunin, unterzeichnet haben. Ausländer werden aufgefordert, sich bei Gewährung günstiger Bedingungen in den oben aufgeführten Städten niederzulassen.

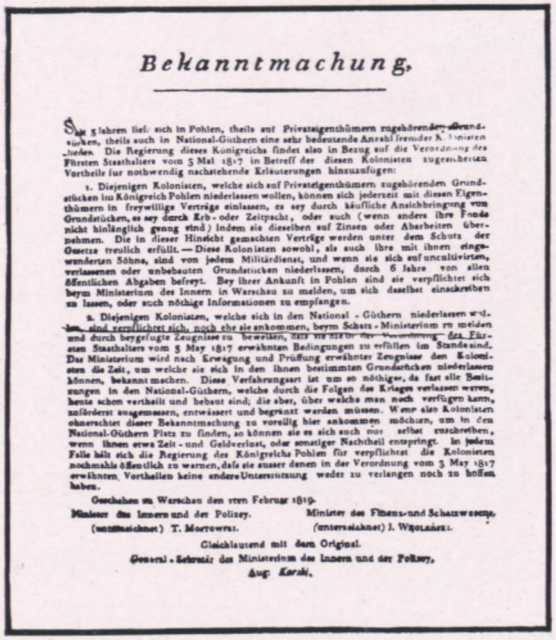
theils vermöge ihrer Lage an Gewässern, welche zum treiben der Mühlenwerke, oder andern Maschienen nützlich angewandt werden können; theils, weil durch solche die Haupt-Landesstrassen führen, von denen schon einige in Chaussé eingerichtet sind, und daher den Handelsverkehr erleichtern, sich zu Fabrik-Anlagen eignen; mithin werden solche zu Anlagen und Anbau für Fabrikanten und Handwerker bestimmt. —

Um also diejenigen, welche sich zu benennten Orten etabliren wollen in Kenntniss zu setzen, unter welchen Bedingungen dieses geschehen kann, und welche Hülfe der Staat einerseits zu geben geneigt ist, wird Nachstehendes bekannt gemacht: —

1. Der sich in irgend einer von den benannten Städten zu etabliren und anbauen wollende Fabrikant erhält eine Baustelle und Land zum Garten.

2. Der Zins von dieser Baustelle und Garten, wird auf sechs Jahr erlassen, für die Zukunft aber wird solcher mässig, und nach Verhältniss der Güte des Bodens festgesetzt, jedoch nicht höher als 20 flor. pol. von einem polnischen Morgen, oder 2 [illegible] Magdeburgisch.

Polnische Einwanderungsverordnungen und -werbeaufrufe in deutscher Sprache.



Bekanntmachung.

Seit 3 Jahren lief. sich in Pohlen, theils auf Privateigenthümern zugehörenden Grundstücken, theils auch in National-Güthern eine sehr bedeutende Anzahl fremder K[illegible]olonisten nieder. Die Regierung dieses Königreichs findet also in Bezug auf die Verordnung des Fürsten Statthalters vom 3 Mai 1817 in Betreff der diesen Kolonisten zugestandenen Vortheile fur nothwendig nachstehende Erläuterungen hinzuzufugen:

1. Diejenigen Kolonisten, welche sich auf Privateigenthümern zugehörenden Grundstücken im Königreich Pohlen niederlassen wollen, können sich jederzeit mit diesen Eigenthümern in freywillige Verträge einlassen, es sey durch käufliche Anschbringung vom Grundstücken, es sey durch Erb- oder Zeitpacht, oder auch (wenn anders ihre Fonds nicht hinlänglich genug sind) indem sie dieselben auf Zinsen oder Abarbeiten übernehmen. Die in dieser Hinsicht gemachten Verträge werden unter dem Schutz der Gesetze treulich erfüllt. — Diese Kolonisten sowohl, als auch ihre mit ihnen eingewanderten Söhne, sind von jedem Militärdienst, und wenn sie sich auf uncultivirten, verlassenen oder unbebauten Grundstücken niederlassen, durch 6 Jahre von allen öffentlichen Abgaben befreyt. Bey ihrer Ankunft in Pohlen sind sie verpflichtet sich beym Ministerium des Innern in Warschau zu melden, um sich daselbst einschreiben zu lassen, oder sich nöthige Informationen zu empfangen.

2. Diejenigen Kolonisten, welche sich in den National - Güthern niederlassen wollen, sind verpflichtet sich, noch ehe sie ankommen, beym Schatz - Ministerium zu melden und durch beygefugte Zeugnisse zu beweisen, [illegible] des Fürsten Statthalters vom 3 May 1817 erwähnten Bedingungen zu erfüllen im Stande sind. Das Ministerium wird nach Erwegung und Prüfung erwähnter Zeugnisse den Kolonisten die Zeit, um welche sie sich in den ihnen bestimmten Grundstücken niederlassen können, bekannt machen. Diese Verfahrungsart ist um so nöthiger, da fast alle Besitzungen in den National-Güthern, welche durch die Folgen des Krieges verlassen waren, heute schon vertheilt und bebaut sind, die aber, über welche man noch verfügen kann, zuförderst ausgemessen, entwässert und begrenzt werden müssen. Wenn also Kolonisten ohnerachtet dieser Bekanntmachung zu voreilig hier ankommen möchten, um in den National-Güthern Platz zu finden, so können sie es sich auch nur selbst zuschreiben, wenn ihnen etwa Zeit- und Geldverlust, oder sonstiger Nachtheil entspringt. In jedem Falle hält sich die Regierung des Königreichs Pohlen für verpflichtet die Kolonisten nochmahls öffentlich zu warnen, dafs sie ausser denen in der Verordnung vom 3 May 1817 erwähnten Vortheilen keine andere Unterstützung weder zu verlangen noch zu hoffen haben.

Geschehen zu Warschau den 1ten Februar 1819.

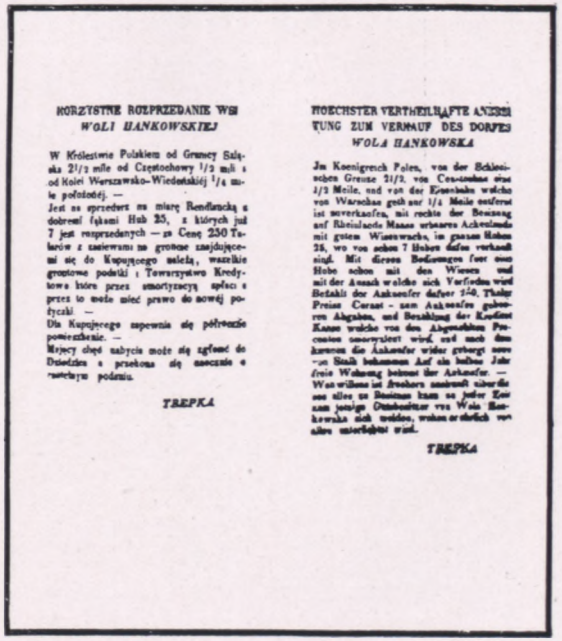
Minister des Innern und der Polizey. (unterzeichnet) T. Mostowski.

Minister des Finanz- und Schatzwesens. (unterzeichnet) J. Wodzicki.

Gleichlautend mit dem Original.

General-Sekretär des Ministeriums des Innern und der Polizey, Aug. *Koraki.*

Die polnischen Gesetzgeber waren seit Jahrhunderten die eigentlichen Veranlasser des von ihrem Volke und seinen Schriftstellern später irrtümlich ausgelegten „deutschen Dranges nach Osten."



KORZYSTNE ROZPRZEDANIE WSI
WOLI HANKOWSKIEJ

W Królestwie Polskiem od Granicy Śląska 2½ mile od Częstochowy ½ mili i od Kolei Warszawsko-Wiedeńskiéj ¼ mile położonéj. —

Jest na sprzedaż za miarę Rendfuncką z dobremi łąkami Hub 25, z których jest 7 jest rozpuszczonych — za Cenę 250 Talarów z zastrzeżeniem na grontach znajdujących się do Kupującego należą, waszelkie grontowe podatki i Towarzystwo Kredytowe które przez amortyzacyą opłaci a przez to może mieć prawo do nowéj pożyczki. —

Dla Kupującego zapewnia się półroczne powierzchnie. —

Mający chęć nabycia może się zgłosić do Dziedzica z przekonaniem się zaszczyta o zastałym podaniu.

TREPKA

HOECHSTER VERTHEILHAFTE ANZEIGUNG ZUM VERKAUF DES DORFES
WOLA HANKOWSKA

Im Koenigreich Polen, von der Schlesischen Grenze 2½, von Czenstochau eine ½ Meile, und von der Eisenbahn welche von Warschau geht nur ¼ Meile entfernt ist verkaufen, mit rechter der Benutzung auf Rendfuncka Masse wirtsame Ackerlande mit guten Wiesewachs, in grossen Hoben 25, wo von schon 7 Hoben dasse verkauft sind. Mit diesen Bedingungen fuer eine Hobe schon mit den Wiesen und mit der Aussaat welche sich Verkaufen wird Betahlt der Aufkaufer dafuer 250, Thaler Preise Corsat - zum Aufkaufer gehoerenden Abgaben, und Bezahlung der Kreditat Kasse welche von den Abgezahlten Procenten amortysiert wird, und auch dem kaufer die Aufkaufer wieder gutbergt sein — ein Stuck bekommen Auf ein halbes Jahr freie Wohnung beinem der Aufkaufer. — Wer willens ist sicchere auskunft uber diese sache zu Bezihen kann es jeder Zeit zum jetzigen Grundbesitzer von Wola Hankowska sich wenden, wohen er ebenfalls von alles unterrichtet wird.

TREPKA

Reklameblatt eines polnischen Edelmannes zur Heranholung deutscher Kolonisten in die Gegend von Tschenstochau.

Abwehr und nicht Angriff. Es wurde nur in vier Fällen auf ruinierte Güter angewandt, deren Eigentümer eine übermäßig gute Entschädigung erhielten. Die Agrarreformgesetze mancher Nachkriegsstaaten, u. a. in Polen und Lettland, waren viel härter als die Maßnahmen der Preußischen Regierung, der andererseits ein so zuständiger Kenner wie Prof. E. Romer das Zeugnis ausstellte, daß „sie riesige Summen zur Hebung der materiellen Kultur" in die Gebiete Posen und Pommerellen hineingesteckt habe*). Über 200 Jahre Gesamtsteuererträge Polens von 1934 seien notwendig, so schrieb ein deutschfeindliches polnisches Blatt, um ähnliche Aufwendungen in den Westgebieten zu machen. Wie milde (wiederum gemessen an der Agrarreform im Versailler Polen) die Rechtshandhabung der deutschen Behörden gewesen sein muß, ergibt sich auch aus der klaren Tatsache, daß das Polentum seinen Bodenbesitz in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege in erstaunlicher Weise ständig vergrößern konnte. Solange Jahrhunderte hindurch die polnischen Gutsbesitzer selbst ihre Güter mit deutschen Bauern kolonisierten, fiel es kaum jemandem ein, dagegen zu protestieren. Man sprach allerhöchstens von einem durch die wirtschaftliche Lage bedingten „notwendigen Übel". Nicht nur im russischen und österreichischen, sondern auch im preußischen Teilgebiet haben polnische Großgrundbesitzer noch nach den Teilungen ihre Güter freiwillig an deutsche Kolonisten aufgeteilt. Die Swinarski z. B. gründeten Sophienberg (1794), Romanshof (1796) bei Czarnikau im Westnetzegau, wobei eine 30jährige Entwässerungsarbeit als notwendig angesehen wurde, um die Sumpfwiesen ertragsfähig zu machen. Noch 1841 gründete dort der Pole Paliszewski das Dorf Paliszewo, wo er 14 Deutsche und 11 Polen ansiedelte. Graf Dąbski, ein anderer Posener Großgrundbesitzer, schuf damals 10 deutsche Kolonien. Andererseits waren auch die preußischen Behörden, ebenso wie schon der deutsche Ritterorden im 15. Jahrh. und später Friedrich d. Gr., den Polen gegenüber gerecht. In den im Bezirk Bromberg bis 1830 vom preußischen Fiskus gegründeten 13 Kolonien wurden 97 Deutsche und 109 Polen angesiedelt. Erst als im Deutschen Reich in den 80-er Jahren des vorigen Jahrhunderts die wirklichkeitsfremde Phrase vom „deutschen Drang nach Osten" immer lauter erscholl, übernahm sie die polnische Wissenschaft, Publizistik und Presse geschickt als Warnungssignal und Abwehrlosung. Das geflügelte Wort „niemieckie parcie na wschód" (made in Germany!) setzte alle Hebel des polnischen Widerstandsgeistes und Behauptungswillens in Bewegung. Damals aber verlief das biologische Gefälle in Wirklichkeit längst von Osten nach Westen, und in den Ostmarken befand sich das deutsche Element im Rückgang und in der Verteidigung. Aber die von Berlin immer lauter herüberklingende Fanfare verwirrte die Zusammenhänge, und als die polnischen Dichter ihren Kampf um den Boden begannen und, wie Bolesław Prus, die deutsche Siedlung angriffen, war ihnen nicht klar, daß der deutsche „Drang nach Osten" viel eher den Stempel „made in Poland" verdiente. Die von uns gebrachten polnischen Werbeaufrufe liefern eindeutige Beweise, wer die großen deutschen Einwanderungswellen immer wieder ins Rollen gebracht hat. —

*) E. Romer „Światła i cienie polskiego gosp. społ. z punktu widzenia geogr." In „Ilustr. Kurier Codzienny" vom 28. 8. 1934, S. 1.

Der Kampf der polnischen Dichtung gegen die deutschen Volksinseln in Polen

Das erste Werk der polnischen Literatur, in dem ein in Polen Land besitzender Deutscher auftritt, ist das Lustspiel „Pospolite ruszenie" (Der Landsturm) von Ludwik Dmuszewski (1777 bis 1847). Der preußische Justizrat Steinbrunner hat im Herzogtum Warschau ein Dorf gekauft. Als Ökonomen beschäftigt er den Polen Poczciwski, der die Kościuszko-Kämpfe mitgemacht und dadurch sein Gut verloren hat. Die Nebeneinanderstellung beider Figuren bildet das einzige trübe Moment in dem Lustspiel. Kaum sind 1807 die Franzosen in Posen und kaum nahen von Osten die Kosaken heran, da schickt Steinbrunner seinen Sohn Fritz mit Geld und Wertsachen nach Königsberg. Seine Tochter Emilie, die mit dem preußischen Kreisrichter Browius verlobt ist, liebt aber in Wirklichkeit den jungen Kazimierz Poczciwski, der ihr einmal das Leben gerettet hat. Eines Tages kommt Fritzens Begleiter mit der Schreckensnachricht zurück, daß die Kosaken ihn mitsamt den Talern abgefangen hätten. Da jagen der alte, der junge Poczciwski und einige polnische Landsturmleute hinter den Kosaken her und entreißen ihnen Fritz und das Geld. Selbstverständlich kriegt nun Kazimierz seine Emilie. Der Kampf um den Boden wird hier dadurch zugunsten der Polen entschieden, daß die Kinder des Preußen bereits ein polnisches Herz haben.

Gustav Freytags „Soll und Haben" (1855) veranlaßte den polnischen Schriftsteller Ignacy Kraszewski (Deckname: B. Bolesławita), einen Gegenroman „Na wschodzie" (Im Osten, 1866) zu schreiben. Im Vorwort klagt er darüber, daß das ganze deutsche Schrifttum Haß gegen das Polentum atme, daß Freytag es „von der unvorteilhaftesten Seite" darstelle. Deutschland habe ein doppeltes Gesicht: mit seiner Philosophie und Dichtung, seinem bewundernswerten Fleiß im Handel und Gewerbe sei das Vorgehen gegen die Polen unvereinbar. Das von Freytag „geschickt ausgewertete Negative" im polnischen Volkscharakter möge für die Polen eine Lehre sein. Nunmehr aber wolle er den Deutschen, wenn auch nur auf einem kleinen Abschnitt ihrer östlichen Volkstumsfront, ebenfalls den Spiegel vorhalten.

Merkwürdigerweise wählte Kraszewski als Ort seiner Handlung nicht Polen, sondern Rußland. Als die russische Regierung das Odessaer Küstengebiet vergeblich mit Slaven zu besiedeln versuchte, ließ man durch Werber Kolonisten aus Westdeutschland heranholen. Sie kamen auf mit Leinen bespannten Wagen, die, wie es im Roman heißt, von mageren Pferden oder Hunden (!) gezogen wurden.

> „Es liegt schon in der deutschen Natur, wie in der Natur einiger über die ganze Erde verbreiteten Pflanzen, daß es ihnen überall, auf jedem Boden, auf Sand, auf Lehm, auf Schwarzerde und Sumpf, immer gut geht."
>
> „Das kann man ihnen nicht abstreiten, daß sie wie Ameisen zu arbeiten verstehen."

In bewundernswerter Weise habe sich der tüchtige Deutsche in Rußland breit und unentbehrlich gemacht. Die Handlung spielt in dem von Joh. Gottlieb Schulze gegründeten Luisendorf. Schulzes Söhne bekleiden schon höhere Staatsämter. Er will seinen Besitz weiter aus-

dehnen, doch daran hindert ihn eine ärmliche bulgarische Siedlung, auf die die Kolonisten von der Höhe ihres „kulturträgerstwo" herabsehen. In dieses Dorf kommt nun eines Tages ein verunglückter Pole, der sich mit wichtigen Urkunden nach Odessa durchschlagen will. Mit Hilfe einiger Leute entkommt er der ihn schon verfolgenden Polizei, aber schließlich entlarvt ihn Schulzes Sohn, ein hartherziger General, und läßt ihn hinrichten. — Kraszewski stellt die Rußland regierenden Deutschen als große Polenfeinde hin, die mit allen Mitteln eine Versöhnung zwischen den beiden slavischen Völkern verhindern.

Kraszewski war allerdings nicht der erste, der die Dichtung in den Kampf um den Boden einspannte, sondern eine Frau Paulina Wilkońska. In ihren 1857 in Leipzig gedruckten „Obrazki Poznańskie" (Posener Bilder) greift sie scharf die Volksgenossen an, die ihren Grund und Boden an die Deutschen verkaufen. Zwei Deutsche namens Kopfmann und Werde werden in den dunkelsten Farben gemalt. Der Kampf um den Boden endet mit einem Siege über die Deutschen.

Vorbild und Anstoß für alle späteren dichterischen Darstellungen des angeblichen Ringens um den Boden wurde jedoch die 1880 begonnene, 1884 beendete und 1885 im „Wędrowiec" erstmalig veröffentlichte „Placówka" (Der Wachtposten) von Bolesław Prus, die die Kritik einmütig als eine literarische und völkische Tat ersten Ranges pries. Hier war nicht nur zum ersten Male das Wunschbild der Naturalisten meisterhaft und folgerichtig gezeichnet, sondern auch ein Thema berührt, das den Leser in seinen Bann ziehen mußte, der deutsch-polnische Gegensatz:

Ein polnischer Gutsbesitzer im Lubliner Lande verkauft während der Tanzpause einer Abendgesellschaft seinen Besitz einem Juden, dieser wiederum an zuwandernde deutsche Kolonisten aus dem Weichselgebiet. „Wir wollten hinter den Bug gehen," erzählen diese, „aber Hammer zog uns hierher." Der Held der Erzählung ist der polnische Bauer Ślimak, ein fast von tierischen Instinkten geleiteter, fauler, unbeholfener Mensch, der an seinem Haus und Boden genau so inbrünstig hängt wie das Vieh an seinem Stall. Er gerät mit seiner kleinen, auf einem sandigen Hügel und etwas außerhalb des Dorfes liegenden Wirtschaft mitten in die neu entstehende Kolonie. Sein Gegenspieler Hammer, der Führer der Kolonisten, möchte Ślimaks Hügel gern für seinen zweiten Sohn erwerben, der darauf eine Windmühle erbauen soll. Da der Bauer sich nicht entschließen kann, auf die wiederholten, verlockenden Kaufangebote einzugehen, bekommt er bald die Feindschaft der Deutschen zu spüren. Als in der Nähe eine neue Bahnlinie gebaut wird, reißen sie alle Arbeitsaufträge an sich und verhindern, daß auch Ślimak etwas dabei verdient. Die kleine Wiese, die er früher immer vom Gutsbesitzer gepachtet hatte, halten jetzt die Fremden in den Händen, so daß seine Kühe beinahe vor Hunger umkommen — seine Familie nicht minder. Sein jüngster Sohn Stasiek ertrinkt in dem Flüßchen, weil er zu sehr im Zuhören der „Wacht am Rhein" vertieft ist, die die Kolonisten im Chor singen. Sein Ältester kommt wegen einer Prügelei mit einem von ihnen unschuldig ins Gefängnis. Seine Wirtschaft brennt unter geheimnisvollen Umständen ab. Wer der Brandstifter ist, liegt auf der Hand. Das heilige Sakrament würde ihm im Halse stecken bleiben, wenn er den Niemcy den Boden überlasse, droht seine Frau ihm noch auf dem Sterbebette. Schon will er nach ihrem Tode dennoch wankelmütig werden und ver-

kaufen, da nimmt sich der Propst seiner an. Mit gemeinsamen Kräften schlägt man nun den Angriff auf das Stück polnischen Boden ab. Die deutschen Bedränger müssen — und hier überzeugt der sonst so vortrefflich aufgebaute Roman nicht — die Gegend verlassen, weil Hammers Sohn den Ślimakschen Sandhügel nicht für den Bau einer Mühle erwerben kann und dadurch seine Heirat mit einer reichen Müllerstochter ins Wasser fällt. Der Handlung fehlt, wie so vielen der die deutsch-polnische Auseinandersetzung behandelnden Romanen, der Abschluß, der sich mit zwingender Logik aus dem Kräftespiel ergibt. Wer die Grundlagen der geschichtlichen deutschen Ostsiedlung kennt, weiß, daß eine deutsche Kolonie sicher nie durch den Ausfall einer geldschweren Schwiegertochter zerplatzt ist. Außerdem hat Prus in der „Placówka" die Kolonisten „alle" Verdienste am Bahnbau, am Markthandel usw. einheimsen lassen, so daß der wirtschaftliche Grund für den Wegzug der Deutschen eine unrichtige Schlußbilanz des Romans darstellt. Jedenfalls feiert die polnische Verteidigung einen Triumph.

Mit künstlerischer Meisterschaft hat Prus den Unterschied zwischen den beiden bäuerlichen Volkscharakteren herausgearbeitet. Die Gegenüberstellung des ratlosen, finsteren polnischen Bauerntums und der Kultur und Organisation der tatkräftigen, ordentlichen, hochmütigen und fleißigen Deutschen mußte einen niederschmetternden Eindruck auf den Leser machen und ihn aufrütteln. Schon die Namen der beiden Partner sind programmatisch: Ślimak (Schnecke) und der harte Hammer. Auch Ślimak faßt alle möglichen Pläne zur Vergrößerung seiner Wirtschaft, doch scheut er nichts so sehr wie ihre Ausführung. Die Art, wie die Deutschen sich an die Arbeit machen, nötigt ihm zunächst wohlwollendes Staunen und Anerkennung ab:

> „Merkst du, wie schnell sie arbeiten? Von uns, von der Hütte aus ist es doch näher zur Schlucht als von dort aus, aber von uns geht man einen halben Tag nach Reisig. Die da werden in der Zeit fertig, in der man zwei Vaterunser spricht ... Und siehst du auch, daß sie alles gemeinsam machen? Allerdings kommt es auch vor, daß unsere Leute zusammen rausgehen, aber jeder bemüht sich für sich, er ruht nur öfter aus oder stört noch andere. Aber diese verflixten Kerls beeilen sich irgendwie, als ob einer den anderen antriebe." „Du darfst nicht faulenzen, wenn es dich gleich zu Boden drücken sollte, denn einer steckt dir Arbeit in die Hand, und ein anderer wartet schon darauf und drängt, daß du fertig wirst. Sieh nur zu und sag selbst!" ... „— Ein behendes Volk, diese Schwaben — murmelte er — und klug ... Sein Falkenblick hatte in einer halben Stunde zwei Geheimnisse der modernen Arbeitsweise entdeckt: Schnelligkeit und Organisation."

Die polnischen Bauern staunen über die neuartigen Häuser der Kolonisten:

> „Ihre Wirtschaften waren schön anzusehen. Jeder Hof stand inmitten der Felder, und alle waren einander ähnlich wie Wassertropfen. Am Wege ein zwei Morgen großer Garten, auf vier Seiten von einem hölzernen Zaun umgeben; an einer Seite der Umzäunung das Haus, in vier große Stuben eingeteilt und mit Schindeln gedeckt, und hinter dem Hause ein riesiger Hof, ringsherum von Gebäuden eingeschlossen. Jedes von diesen Gebäuden war unvergleichlich breiter, langgestreckter und höher als die Bauernhäuser. Sie sahen sauber und schön aus, aber

gleichzeitig auch steif und streng, denn während die Dächer der Bauernhütten und -schuppen nach vier Seiten abfielen, fielen die Dächer bei den Deutschen nur zur Vorder- und zur Rückseite des Hauses ab. Außerdem sah man große, aus sechs Scheiben bestehende Fenster und getischlerte Türen. Jędrek, der jeden Tag zu den Deutschen lief, erzählte sogar noch, daß in den Stuben ein Fußboden sei, daß die Küche im Hause abgetrennt sei und einen Ofen mit eisernen Platten habe... — ein ordentliches Volk — sprach Ślimak zu sich selbst. — Mit ihnen geht es sogar besser, als es mit dem Herrn gegangen ist."

Die Rodearbeit der Deutschen erregt Aufsehen:

„Einige Tage später quoll das Tal über von Menschen. Es waren Brettschneider und Zimmerleute, zum größten Teil Deutsche... Zuerst merkte man nichts von ihrer Arbeit. Bald jedoch konnte jeder, der ein gutes Gehör hatte und auf dem Hügel stand, ein vom Walde kommendes Geräusch vernehmen. Dieses Geräusch teilte sich nach und nach in einzelne Töne, als ob jemand auf einem Tisch trommelte, so daß man schließlich schon ganz deutlich das Schlagen der riesigen Äxte und das Krachen eines stürzenden Baumes hören konnte. Es war, als ob der Wald sich senkte, in seinem welligen Umriß zeigten sich immer neue Lücken, vor den Augen der Menschen verschwanden die Wipfel, in der dunkelgrünen Wand schien es zu schimmern wie Ritzen, dann wie Fenster, schließlich wie Breschen, durch die der Himmel hindurchblickte, verwundert, daß er, solange die Welt steht, sich zum ersten Male das Tal von dieser Seite besieht. Der Wald fiel. Übrig blieb nur der Himmel und die Erde und auf ihr einige Wacholderbüsche, einige Haselnußstauden, einige junge Kiefern, unzählige Reihen von Baumstümpfen und ganze Stöße gefällter Bäume, von denen man eiligst die Zweige abschlug. Das räuberische Beil schonte nichts von diesem Blättervolk... So ging einer der starken Bäume nach dem anderen zugrunde. Auf ihrem Grabe weinte der nächtliche Nebel und jammerten die Vögel, ihrer heimatlichen Nester beraubt...

Älter als der Wald und stärker als die Eichen waren die ungeheuren Steine, mit denen die Felder dicht besät waren. Die Bauern rührten sie nicht an, einmal deshalb, weil keiner sich von der Stelle bewegen ließ, und zum anderen, weil sie ihnen zu nichts nütze waren. Endlich ging unter den Leuten die Sage, daß in den ersten Tagen der Schöpfung die aufrührerischen Teufel mit diesen Steinen nach den Engeln geworfen hätten und daß es nicht lohne, sie fortzuschaffen, denn über die ganze Gegend könne ein Unglück kommen. Es lag also jeder auf seinem Platz, von Grasbüscheln umgeben und mit Moos bewachsen. Höchstens brannte ein Hirt, der auf dem Felde übernachtete, unter ihm ein Feuer an, ein ermüdeter Ochsentreiber hielt seine Mittagsruhe oder ein geldgieriger Mensch suchte unter ihm verborgene Schätze. Schlimmeres geschah ihnen nicht. Heute aber schlug auch für die Felsblöcke die letzte Stunde. Gleichzeitig mit der Vernichtung des Waldes begannen irgendwelche Leute sich rund um die ehrwürdigen Steine zu setzen. Im Dorfe dachte man zuerst, daß die Deutschen Schätze suchten, aber bald bekam Jędrek heraus, daß sie Löcher bohrten... Sie legten Ladung in die Bohröffnungen, schütteten sie voll Sand und begannen, die Felsblöcke zu sprengen. Einen ganzen Tag dauerte die Kanonade. Der Knall

drang bis zu den entferntesten Gegenden des Tales und verkündete allen und jedem besonders, daß sogar der Fels dem Deutschen keinen Widerstand leiste. — Ein hartes Volk, diese Szwaby! — murmelte Ślimak, während er die zerschmetterten Riesen betrachtete."

Der völkisch-erzieherische Wert dieses Romans kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Der polnische Bauer, geistig unmündig, ist Juden und Deutschen nicht gewachsen. Es ergibt sich daher für Adel und Geistlichkeit die völkische Pflicht, ihn um der gemeinsamen Sache willen zu unterstützen. Negativ begründet Prus das mit der Handlungsweise des Adligen, der das Dorf durch den Verkauf seines Gutes an die Deutschen in große Gefahr bringt, positiv mit dem Eingreifen des Propstes, der die einheitliche Abwehrfront im Dorfe herstellt und dadurch Ślimak rettet.

Daß Prus deutsche Kolonien gekannt hat, geht aus seiner Schilderung einwandfrei hervor. In „Z dziejów dawnego i współczesnego Nałęczowa" (War. 1925, S. 163) wird angegeben, Prus habe in dem westlich von Lublin gelegenen Erholungsort Nałęczów jährlich mehrere Wochen verbracht und von dort aus Abstecher nach der Kolonie Niemce bei Tomaszowice unternommen, um Stoff für die „Placówka" zu sammeln. Es wird eindeutig geschildert, die Kolonisten seien nicht aus Deutschland gekommen:

„— Wir sind Kolonisten von jenseits der Weichsel...

— Ihr müßt doch wohl keine Deutschen sein, denn ihr sprecht so fließend in unserer Sprache?

— Wir sind Deutsche...

— Aber ihr Deutschen müßt doch wohl kein eigenes Vaterland haben, weil ihr hierher zu uns kommt? *)

— Hier ist unser Vaterland — erwiderte eine von den Fahrenden — ich bin ja hier geboren, jenseits der Weichsel."

Auch daß die Kolonisten „herangeholt" worden sind, ergibt sich aus dem Text:

„... trzeba było z za Wisły kolonistów sprowadzić."

„... nasi chcieli iść za Bug, gdzie ziemia kupuje się po trzydzieści rubli morgę..." **)

Eine bedauerliche Legende der polnischen Literaturgeschichte gilt es aufzuzeigen. Sie haben, ohne daß der Roman dazu die geringste Veranlassung böte, die Handlung ins Posensche verlegt und ihn als Protest gegen Preußens Drang nach Osten proklamiert. Wilhelm Feldman, „Piśmiennictwo polskie ostatnich lat dwudziestu". T. I. (Lemb. 1902, S. 189/190) erklärt: „Wir werden auf die vom deutschen Drang nach Osten bedrohte Erde der Piasten versetzt", also nach dem Posenschen. M. Mann in „Powieść od r. 1831" in der „Encyklopedia Polska" XXII sieht im Roman „ein trauriges Bild der Verhält-

*) Im Original „kraj", das wir nicht mit Land übersetzen, um eine Verwechslung mit Land-Boden zu vermeiden.

**) „Man mußte von jenseits der Weichsel her Kolonisten herbeiholen." — „... die Unseren wollten hinter den Bug ziehen, wo man Land für 30 Rubel pro Morgen kauft."

nisse des Großgrundbesitzes im preußischen Teilgebiet". Eine noch peinlichere Form nimmt dieser Irrtum in K. Wojciechowskis sonst so vortrefflichen „Dzieje Literatury Polskiej". (2. Aufl. War. 1926, S. 285) an: „Der Gutsherr, seit altersher Eigentümer des Dorfes, verkauft auf einem Ball — während eines Masurs — sein von den Vorfahren ererbtes Gut im Posenschen der Ansiedlungskommission." Auch Chrzanowski und Szweykowski, die diese 2. Auflage bearbeiteten, haben diesen Fehler übersehen. Prof. Juliusz Kleiner (Pole) „Die polnische Literatur" (Wildpark-Potsdam. 1929, S. 18) nennt die „Placówka" den „Kampf mit Preußens Drang nach Osten". Und dieser Irrtum hat sich bis in die kleinen Handbücher für Schüler und Studenten hinein ausgebreitet*).

Wie ist das nur möglich, wo der im Lubliner Lande beheimatete Prus im Roman von Rubeln, von Złoty (15 Kopeken), vom Straschnik (russischer Polizist), vom Gutsbesitzer, der nach Warschau zieht, mehrmals vom Bug, von der Weichsel usw. spricht! Sagt er nicht ausdrücklich, daß die Kolonisten „herangeholt" worden sind (S. 134)? Und wie konnte in dem 1884 beendeten und 1885 zum ersten Male veröffentlichten Roman ein Gut an die Ansiedlungskommission verkauft werden, die erst 1886 entstanden ist?

Diese so falsch eingeschätzte Richtung der „Placówka" veranlaßt uns, nun auch noch auf deren geschichtlichen Hintergrund einzugehen und Dichtung und Wahrheit einander gegenüberzustellen. Gründliche siedlungsgeschichtliche Forschungen über das Deutschtum der von Prus als Ort seiner Handlung gewählten Gegend westlich des Bugs gestatten uns, ein unbestechliches Urteil zu fällen**). Aus den amtlichen polnischen Urkunden des Aktenbündels „Akta Generalia Kolonistów Osiadania w Królestwie, 1817—1864", das sich im Lubliner Staatsarchiv (Sign.: Arch. 25) befindet und die Maßnahmen der Polen zur Ansiedlung deutscher Kolonisten in den Gouvernements Lublin und Siedlce widerspiegelt, zitieren wir folgende Stellen: „Die Bedingungen sind vorbereitet, unter welchen diese Ausländer ins Land gelassen werden, und man hat Maßnahmen getroffen, um soviel Landwirte wie nur möglich in den Regierungsländereien unterzubringen . . ." „. . . wodurch bei eifriger Tätigkeit der Behörden und Mitwirkung der Gutsbesitzer das Land an Bevölkerung und Gewerbe bedeutenden Nutzen erlangen könnte" (1817).

Am 12. Mai 1819 erließ die Warschauer Regierungskommission für Angelegenheiten des Inneren und der Polizei einen Erlaß für alle Woiwodschaften: „daß jeder Kolonist, der sich untersteht, die hiesigen Bewohner (gemeint sind die deutschen Einwanderer!) zur Auswanderung aus dem Lande zu bewegen, gemäß Art. 91 des Strafgesetzbuches vors Gericht gestellt wird." — Die Kolonisten sollten also unter allen Umständen festgehalten werden.

„. . . wobei ein warnender Hinweis hinzuzufügen ist, welche Aufwendungen ungefähr die Bearbeitung des sich eignenden Bodens verlangen

*) Vergl. K. Borkiewicz „Bolesław Prus". Charakterystyki pisarzy Polskich. (Lemb. 1930, S. 92): „Es entstand die Placówka als Abwehr gegen den Andrang der Deutschen auf den polnischen Boden in Großpolen."

**) Vergl. Kurt Lück „Die deutschen Siedlungen im Cholmer und Lubliner Lande." Plauen 1933, S. 30 ff.

wird und zu welcher Vermögensklasse der Kolonist gehören muß, der die Bearbeitung übernehmen kann" (1835). — „... daß Gutsbesitzer Kolonisten aus dem Auslande unter Bedingungen kommen lassen, die sie später nicht einhalten wollen, wie das verschiedentlich festgestellt worden ist..." (1844).

Noch 1866 zahlte man Agenten, die deutsche Kolonisten nach dem damaligen Westrußland heranholten, ein nicht niedriges Kopfgeld: drei Taler für eine männliche, zwei Taler für eine weibliche Person. — Soweit die Lubliner amtlichen Woiwodschaftsakten!

Die Kolonien zwischen Wieprz und Bug entstanden viele Jahrzehnte vor dem Erscheinen der „Placówka": 1782 Michelsdorf, 1803 Załucze, 1828 Dębowiec, um 1830 Nadrybie, 1845 Władysławów und Wanda, 1844 Juljopol, Sewerynówka, Amelin, Antonówka, Wólka Siemieńska usw. Zahlreiche weitere Siedlungen wurden zwischen 1860 und 1863 gegründet. Erst als der Mohr nach jahrzehntelanger Rodungs- und Entwässerungsarbeit seine Schuldigkeit getan hatte, kam man auf den Gedanken, er könne gehen. Die Zeitung „Gazeta Lubelska" 1876 Nr. 49, 51 und 1877 Nr. 34 schlug wegen der raschen Zunahme der Kolonien Alarm, obwohl sie andererseits die deutsche Kolonisation als „notwendiges Übel", als eins der Mittel zur Rettung des polnischen Großgrundbesitzes vor dem drohenden Ruin bezeichnete. Obwohl 1864 schon viele Dutzende deutscher Siedlungen im Gouvernement Lublin bestanden, gab die Zeitung unrichtig an, es hätte bis zu diesem Jahre keine einzige gegeben. Auf diese Weise flößte man der ahnungslosen polnischen Öffentlichkeit die Legende ein, es handle sich um eine gegenwartsnahe Gefahr des deutschen Drangs nach Osten und um einen „Kampf um den Boden". Das erwähnte Aktenstück mit den zahlreichen Einwanderungsprivilegien lag verstaubt und vergessen im Archiv. Daß die Kolonisten einen erbitterten Kampf nicht gegen die Polen, sondern gegen den Sumpf geführt und sie einer wie der andere tausende Fuhren Sand herangeschleppt hatten, um den Niederungen eine halben Morgen Acker abzutrotzen, war ebenfalls vergessen. Wie wenig der polnische Bauer damals einen Kampf um den Boden mit den Kolonisten zu führen gehabt hat, beweist ein Artikel in der „Gazeta Lubelska" 1876 Nr. 51: Selbst wenn den polnischen Bauern angeboten wurde, sich an der Parzellierungs- und Urbarmachungsarbeit zu beteiligen, lehnten sie ab, da sie — wir zitieren wörtlich — „gewöhnlich voller Mißtrauen ans Geschäft herangehen, wankelmütig sind und lieber teurer fürs Land bezahlen, wenn sie es mit fertigen Dingen zu tun haben". Das bestätigt auch die Überlieferung der Kolonisten: der Pole überzahlte lieber fertiges Land, als daß er sich in Sumpf und Wald gesetzt hätte, wo die Gründung einer Wirtschaft jahrzehntelange Quälerei bedeutete. Er quittierte die Ansetzung der Deutschen auf den Blotten mit einem mitleidigen, ungläubigen Lächeln und spottete mit einem Sprichwort „gdzie żaba skrzeczy, tam Niemiec beczy"*). Die unserer Arbeit über „die deutschen Siedlungen im Cholmer und Lubliner Lande" beigefügte Karte ermöglicht die Feststellung, daß die Kolonien fast durchweg auf sumpfigen Böden entstanden sind. Noch um 1890 suchten polnische Grundbesitzer für ihre Ländereien vergeblich deutsche Käufer, obwohl sie in einzelnen Fällen Schleuderpreise, 5 Rubel für den Morgen, ansetzten. Daß sich

*) „Wo der Frosch quakt, blökt der Deutsche."

Ich Andreas von Lubieniec Niemojewski / Erb-Herr auff Sluschewe. &c. &c. &c. Czesnik der Inowrotzlawischen Woywodschafft in Kujawien.

Entbiete meinen Gruß / und thue hiemit Jedermänniglich kund und zuwissen / und sonderlich denen / daran gelegen So Jemand Lust und Belieben hätte / sich auff meinen Grund und Erb-Stadt SLUSCHEWE in Pohlen / drey Meilen von THORN gelegen zu setzen / absonderlich Lutherische und der Augspurgischen-Confession zugethane Leute / sie seyn Kauff- Krähmer- oder Handwercks-Leute: Denen trage Ich wolmeinend / Treu / Redlich / und Auffrichtig / ohne einigen Betrug oder Hinderkist / bey meiner Adelichen Parole, nicht allein frey Bau-Holtz / sondern auch sechs Jährige Freyheiten an / Von aller Contribution, Gaben und Unpflichte / wie sie immer Nahmen haben mögen. Und zwar von Anno 1685. anzurechnen / biß Anno 1691. mit dieser Begnädigung und Gerechtigkeit. Daß Sie (1.) Ihre freye Wahl haben sollen / Bürgemeister / und tüchtige Stadt-Obrigkeitliche Ampts-Personen zu wehlen / die Ich nachmahlens als Erb-Herr Confirmiren und bestätigen werde. Dann und vors (2.) Sollen sie die Freyheit und Gerechtigkeit zu Ewigen Zeiten haben / vor sich und angräntzende Landschafft / einen Lutherischen Prediger zu beruffen und zu halten / welchem freystehen solle: Inn- und ausserhalb der Stad SLUSCHEWE zu Tauffen / Trauen / Begraben. Und weil in der Eyl sie nicht werden können eine Kirche auffbauen / so reume Ich ihnen also fort auf meinem Raht-Hause in SLUSCHEWE den grössesten Saal ein / welchen sie ihnen / nach ihrem Gefallen zu einer Kirchen auffs beste ziehren und zurichten / auch dazu behörige Glocken zum Kirchen-Geläute auffbringen mögen. So dann auch darinnen Predigen / daß Heilige Abendmahl / und also ihren offentlichen GOttes-Dienst halten / Tauffen / Trauen / und sonst andere Ihrer Religion nachgebräuchliche Ceremonien, frey und ungehindert halten / und abwarten mögen. Auch sol ihnen (3.) frey stehen ihrem Belieben und Gefallen nach / eine Lutherische Schul auff zurichten / und dazu einen tüchtigen Lutherischen Rectorem Schulmeister Cantorem und Glöckner oder Kirchen-Diener vociren / und zu halten. Denen Ich so wol als dem Luterschen Prediger / Obrigkeitlichen Schutz / wieder alle Geist- so wol als Weltliche Personen / welche sie etwa anfechten und Sie in Ihrem Ampt und Ampts-Verrichtungen hindern / oder Ihm solches gar legen wolten / verspreche. Dann und vors (4.) reume Ich / ihnen also fort auff Meinem Grund und Boden / bey der Stadt SLUSCHEWE einen bequemen Platz und Ort ein / zu ihrem Kirch-Hoffe und Begräbniß / mit demselben nach ihrem Gefallen ohne eintzigen Zinß und Contribution oder Auflagen zu gebrauchen / und mit offentlichen Glocken-geläute und Schul-Processionen ihre Todten darauff zubegraben. Sollen auch (5.) nicht befuget gezwungen oder gedrungen seyn / Catholischer Geistligkeit ichts waß / so wol vom Tauffen / Trauen / als auch Begräbnüssen zu geben / sondern alle hie von gefällige Accidentien sollen ihrem Lutherischem Prediger / Rectori, Cantori, Schulmeister und Glöckner rein und allein zufallen. Vors (6.) spreche ich sie loß auff hierüber erhaltene Freyheiten / von den Catholischen Feyer-Tagen / das sie selbte wie sie immer Nahmen haben mögen durchs gantze Jahr / mit zuhalten und zu feyren / nicht sollen gezwungen seyn. Ohne was der heiligen Mutter GOttes und Gebährerin Christi der heiligen Jungfrauen Marien Feyertage betrifft: wann selbte gefeyret werden / sollen alsdann auch die Lutherischen mit Feyren / und ihrer Werckstäten und Handwercks Arbeiten sich enthalten. Nach verflossenen oben gedachten 6. Jährigen Freyheit aber / sollen sie Befugt seyn: die Contribution An- und Zulage zu geben / gleich wie Rawicz und Lissaw / auff derer Privilegia, Freyheit und Gerechtigkeit / ich Mich bezühe und darnach richte. Dabey Ich mich den zu allem Uberfluß erkläre / daß Ich / über die oben Specificirte Geist- und Weltliche Freyheiten / noch andere Puncta mehr eingehen werde / was etwa noch künfftig der Billigkeit gemeß / von der Deutschen Lutherischen Bürgerschafft / Zunfft / Zechen / oder auch der gantzen Gemeine bey Mir gebührend gesucht werden möchte / alles sonder List / Betrug und Gefehrde. Zu mehrer Urkund / Ich mich Eigenhändig unterschrieben / und mit meinem Angebohrnen Adelichen Insiegel bekräfftiget. So geschehen in SLUSCHEWE den 2. Junii. im Jahr Christi 1684.

ANDREAS von Lubieniec NIEMOJEWSKI,
Czesnik der Inowrotzlawischen Woywodschafft in Kujawien.

219

Polnisches Reklameblatt für die Ansiedlung deutscher Einwanderer in der Stadt Służewo vom 2. 6. 1684

Das Original befindet sich in der Danziger Stadtbibliothek in dem Sammelbande N 1. 105, 4° (Vergl. DWZP Heft 28 S. 135/6). Ähnliche Werbeaufrufe bringt 1.) A. Warschauer „Reklameblätter zur Heranziehung dt. Kolonisten" in „Zschr. d. HG. f. d. Prov. Pos." Bd. 13. 2.) Kurt Lück „Die dt. Siedlungen im Cholmer u. Lubliner Lande" S. 30 ff. 3.) K. Lück „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens" S. 262, 416, 240. 4.) K. Lück „Der Mythos vom Deutschen . . ." S. 338/39. Diese Urkunden widerlegen die in der poln. Presse dauernd wiederholte Legende, die Deutschen in Polen seien von Preußen als Avantgarde des „deutschen Drangs nach Osten" vorgeschickt oder angesiedelt worden.

die erste Generation buchstäblich totgeschuftet hat, daß sie jahrelang in einfachen Strauchhütten saß und die Wölfe bei großen Schneefällen in den Schornstein hineinsahen, das hat Prus in seinem Roman verschwiegen. Er läßt die Kolonistenwirtschaften einfach und schnell „wie Pilze" aus dem Boden wachsen. Die deutschen Siedler haben die Jahrzehnte, in denen sie für sich und ihre Nachkommen eine Heimatscholle aus Sumpf und Unland schufen, auf eine wirklichkeitstreuere, sprichwörtliche Formel gebracht: „Der Erste arbeitet sich tot, der Zweite litt noch Not, der Dritte erst hatt' Brot." Den eigentlichen Sinn und Hintergrund der deutschen Siedlung in Polen hat Prus vollkommen verkannt oder der Tendenz zuliebe nicht kennen wollen.

Über die Herkunft der Siedler führt die „Gazeta Lubelska" 1876 Nr. 51 aus: „Die Neuerwerber sind nicht direkt aus Preußen zu uns gekommen, sondern aus den an ihr ursprüngliches Vaterland grenzenden Gebieten, und zwar aus den Gouvernements Kalisch, Plozk und teilweise Warschau. Den größten Schub lieferten die Umgegenden von Turek, Dobre, Krośniewice, Gostynin und Kutno."

Daß nun Prus diese seit über 200 Jahren auf polnischer Erde wohnenden Kolonisten am Flüßchen Białka in der Nähe des Bug die „Wacht am Rhein" singen läßt, die sie nie kannten und bis heute nicht kennen, ist ein stilwidriger Griff, der in einem sonst so guten Roman nicht angewandt werden durfte, ebenso wie das Sprengen von Felsblöcken, das in Wirklichkeit in Ermangelung so großer Steine in jener Gegend nie vorgekommen ist. Wie anders sieht M. Boruckis Charakteristik der deutschen Kolonisten um Leslau in „Ziemia kujawska..." (Leslau 1882, S. 234) aus: „Die seit früheren Zeiten hier angesiedelten deutschen Kolonisten sind gastfreundlich, dem Gesetz gehorsam, und da sie in der Nachbarschaft der kujawischen Bauern lebten, haben sie ihren ursprünglichen teutonischen Charakter geändert."

Da man damals in Kongreßpolen gegen die russischen Unterdrückungen nicht schreiben durfte, hielt man die Nerven des polnischen Volkes durch den Kampf gegen das Deutschtum in Spannung, in der Hoffnung, daß dem Volke auf dem Umwege auch der Haß gegen die Russen eingeflößt werden würde. Mickiewicz und Sienkiewicz haben diesen Ausweg selber zugegeben, wie wir nachher noch sehen werden. (S. 385 ff., 421 f.).

Damit konnten wir zur Genüge nachweisen, daß sich die Dichtung in der „Placówka" mit der geschichtlichen Wirklichkeit nicht deckt. Wie Reymonts „Ziemia obiecana", die Auseinandersetzung mit der deutschen Industrie, so ist die „Placówka", die oft nachgeahmte erste Auseinandersetzung mit der deutschen Bauerneinwanderung in Polen, eine historische Fiktion. Fünfzig Jahre hindurch wurde dieser Roman als Pflichtlesestoff in den polnischen höheren Schulen verwandt und hat, unterstützt von einer oberflächlichen kritischen Auslegung, jenen Mythos von der deutschen Kolonisation in Polen geschaffen, der ihrer Kulturleistung sowie ihren geschichtlichen und rechtlichen Grundlagen nicht entspricht*) [1]).

*) Der Roman, der vor wenigen Jahren in einer französischen Prachtausgabe erschien, ist auch gekürzt unter dem Titel „O ojcowiznę czyli jak sobie jeden chłop z Niemcami poradził" herausgegeben worden. Diese Kürzung erlebte 1924 ihre 6. Auflage. — Einen Überblick über das ganze Problem gibt Kurt Lück „Der Bauer im polnischen Roman des 19. Jahrhunderts." In „Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen." Heft 6, S. 71—132.

Übrigens hat Prus das Thema des Kampfes um den Boden schon vorher in zwei Novellen angeschlagen. In „Anielka" (1880) besteht zwischen Gutsbesitzer und Bauernhof nicht nur keine Gemeinschaft, sondern Meinungsverschiedenheit. Als die Bauern vom Juden Szmul erfahren, daß der Pan sein Gut den Deutschen verkaufen will, bitten sie die ahnungslose Pani inständig, sie möge das verhindern. Ihre Bekannten aus dem Nachbardorf hatten geraten, sich mit dem Herrn zu vertragen, weil bei ihnen das Gut auch an einen Deutschen gekommen war und er zehnmal schlimmer gewesen sei als der Pole. Als alles nichts nützt, zündet der Bauer Gajda den Gutshof an, der aber dennoch in deutsche Hände übergeht. Nach dem Tode seiner Frau heiratet der Pan eine Baronin Weiß. Auch hier erscheint das einfache Volk verantwortungsbewußter als der Adel. Über die Vernachlässigung der Bauern klagt Prus auch in „Wieś i miasto". Der stark karikierte Pan Letkiewicz hat, wie das Dorf selbst sagt, nur Zeit für Juden und Deutsche. Er verliert seinen Besitz, der beinahe einem deutschen Agenten Oschusta (oszust! — Betrüger) in die Hände gefallen wäre.

Eine Reihe späterer polnischer Werke, die den Kampf um den Boden mit behandelten, entlehnt ihre Motive der „Placówka". Dies gilt vor allem von H. Sienkiewiczs Novelle „Dwie Drogi" (Zwei Wege, 1901):

Der junge Gutsbesitzer Złotopolski ist in so großen Geldschwierigkeiten, daß ihm sein Rechtsberater den Verkauf an deutsche Kolonisten vorschlägt. Hof, Garten und einige Morgen Wald bleiben dann wenigstens für ihn übrig. Der Verkauf kommt zustande. „Anscheinend hat der Herrgott die Deutschen zu dem Zweck geschaffen, den polnischen Adel zu retten":

> „In Złotopole war es laut, geräuschvoll und lustig. Der Pan war angekommen und mit dem Pan noch andere Herren. Auch aus Preußen waren die Herren Szulce, Miller, Mitke, Jausch, Wiseman, die Bevollmächtigten der Kolonisten, gekommen. Die Verhandlungen sind lebhaft, und es geht schnell voran. Einmal kommen die zukünftigen Besitzer von Złotopole vom Verwalter, bei dem sie Aufenthalt genommen haben, auf den Hof, wo der Pan mit den anderen Herren steht. Die Kolonisten freuen sich, als sie sehen, wie der Wind über das Getreide auf den masovischen Fluren weht, und auch der junge Besitzer bemerkt mit Befriedigung die gefüllten Taschen der Herren Szulce, Miller, Jausch und Co. Nur im Dorf herrscht Angst vor den künftigen Nachbarn, aber wen kümmert das? Es sammeln sich kleine Gruppen von Bauern und überlegen. Es steht auch ihnen frei zu beraten, jeder möge nur ruhig an sich denken. Ganz Złotopole ist aufgelebt und erscheint noch schöner als sonst. Auch das ist gut! Je schöner Złotopole aussieht, desto mehr werden die Deutschen für Złotopole geben. Außer den Bauern sind alle zufrieden."

Typisch für die Art, in der Sienkiewicz häufig das deutsche Wesen malt, ist eine Szene auf dem Felde. Dort befindet sich ein alter sogenannter Schwedenhügel, in dem die Gebeine der im Kampf gegen die nordischen Eindringlinge gefallenen Polen, darunter auch wohl die eines Vorfahren Złotopolskis, ruhen (!) *).

*) Daß diese Schwedenhügel mit den polnischen Gefallenen der Schwedenkriege nichts zu tun haben, sei nebenbei erwähnt.

„Bald erblickten sie... einen hohen Erdhügel, der eine weite Sicht auf die Umgebung gestattete. —

— Hier braucht man nur etwas Erde zu beseitigen, dann trifft man gleich auf Knochen... Ich bin gespannt, was die Deutschen mit den Knochen machen werden, die sie hier finden. Aber (hier wandte sich Złotopolski an Maszko) wurde der Hügel bei der Vermessung mit einbezogen, oder gehört er mir?

— Nein, nein! Der wird uns gehören! — rief plötzlich eine Baßstimme hinter Jaś.

Es waren die Deutschen.

— Was werdet ihr damit machen?

— Wir sind nicht so dumm, daß wir einen so guten Platz ungenutzt ließen. Hie werden Gurken wachsen.

— Das ist ein alter Friedhof, hier liegt alles voll von Knochen.

— Das schadet nichts! Die Knochen kommen weg, und hier werden Gurken wachsen... (Aus dem Sande kommt ein Schädel zum Vorschein)...

— Oh! — rief Herr Jausch, als er den Schädel erblickte — es stimmt, hier sind Knochen, aber damit machen wir so! — Hier stieß Herr Jausch kräftig mit dem Fuß an den Schädel, daß er hinab in das Heidekraut rollte.

— Ha! Ha! Ha! Ein harter polnischer Kopf. Hier werden Gurken wachsen.

Herr Jausch lachte herzlich, und Herr Wiseman lachte noch herzlicher.

Złotopolski stieg plötzlich das Blut zu Kopfe und die Augen glühten wie Kohlen. Einen Augenblick später, und Herr Jausch würde vom Hügel hinunter dem Schädel nachgeflogen sein, aber der Besitzer beherrschte sich... Schließlich waren diese Kolonisten deshalb hergekommen, um den Landadel zu retten — schließlich hatte der Herrgott sie zu dem Zweck geschaffen. Wenn sie die Lebenden retten, mögen sie schon die Toten mit dem Fuß stoßen. Honny soit, qui mal y pense!"

Vergeblich versuchten die polnischen Bauern des Nachbardorfes durch inständige Bitten, den jungen Herrn vom Verkauf abzuhalten:

„Das ist Land der Masovier und nicht der Kolonisten... wir möchten lieber, daß der Herr das Gut hat und nicht die Kolonisten"... „wir würden ein Stückchen Wald kaufen für das, was wir zusammengelegt haben, nur damit diese Heiden nicht herkommen."

Es bleibt aber bei dem Verkauf:

„Die Gebäude wuchsen schnell; niemand hinderte die „Kulturträger" (auch poln. „kulturträger"). Manchmal nur ballte irgendein empörter Masovier die mächtigen Hände zu Fäusten, wenn er an den im Bau befindlichen Häusern vorbeiging, und sah von der Seite auf seine zukünftigen Nachbarn, wie ein Hund an der Kette. Aber es kam nicht zu Zwischenfällen...

Wer abends an den Gesindehäusern vorbeiging, der konnte meinen, daß er durch irgendeine Zauberei in das Land der Spree versetzt worden sei. Aus den Fenstern fiel helles Licht und drang der Lärm angeregter Gespräche; manchmal bellte ein Pudel, manchmal klimperte eine Gitarre, klirrten Bierkrüge. An Stelle jener einfachen Lieder

von Jasieńko und Kasieńka erklangen jetzt lebhaftere Melodien: „W o i s t d a s d e u t s c h e V a t e r l a n d ?(!)", an Stelle des traurigen: „danaż, oj dana!" war das lustigere „e i n , z w e i , d r e i!" zu hören. Nie war so viel Leben in Złotopole, höchstens vielleicht zu den Zeiten, als Haus und Hof erfüllt waren von dem Gewimmel des Adels, der sich zum Feldzuge gegen die Türken oder Schweden versammelt hatte. Aber heute war das ein ruhigerer und unserem Zeitalter angemessenerer Anblick. Statt schrecklicher gepanzerter Ritter drehten sich auf dem Hofe hellhaarige M ä d c h e n , auf den Zäunen hingen an Stelle von Sätteln und Kriegswerkzeugen hellblaue Strümpfe dieser selben M ä d c h e n. Etwas andere Zeiten, und jene sind vergangen, so wie viele andere Dinge, die auch dahin sind ..." *)

Aber es gibt auch noch verantwortungsbewußte Polen, nämlich den Fabrikdirektor Iwaszkiewicz, der planmäßig alle deutschen Arbeiter und Angestellten aus seiner Fabrik entfernt. Das ist der bessere der „zwei Wege". Die Novelle schließt:

„In Złotopole blühten die Gurken auf den Schwedenhügeln, nur die Knochen der Geweihten fanden solange keine Ruhe, bis das Bauernvolk sich über sie erbarmte und ‚jene heiligen Gebeine der Soldaten' in geweihter Erde begrub."

Die „Placówka" von Prus und die „Bauern" Reymonts, die auch eine kurze und sehr scharfe Auseinandersetzung mit den deutschen Kolonisten enthalten, kann man immer wieder lesen. In ihnen sind unsere Kolonisten zwar in mancher Hinsicht nicht stilecht gesehen, jedoch nicht tendenziös verzerrt. Aber Sienkiewiczs chauvinistische Novelle, in der die Deutschen einem Totenschädel einen Fußtritt versetzen und auf Gräbern Gurkenbeete anlegen, legt man voller Widerwillen für immer aus der Hand**) [2].

Zweifellos hat R e y m o n t vor allem aus der Novelle „Dwie drogi" (1901) die Hauptanregung zur Behandlung des Motivs vom Kampf um den Boden in den „C h ł o p i" (Die Bauern, 1904) geschöpft. Während aber bei Prus und Sienkiewicz die deutschen Kolonisten das Spiel gewinnen, packt Reymont das Problem ganz neuartig an. Die polnischen Bauern warten gar nicht erst ab, bis die Kolonisten sie bedrängen, wie in der „Placówka", sondern gehen mit rücksichtslosen Mitteln zum Kampf über und vertreiben sie. Der Verfasser des gigantischen Bauernromans, — des besten, den die Weltliteratur besitzt — hat ja bekanntlich den polnischen Bauern und seine Seele ins Riesenhafte ausgebaut. Dichterisch konnte er den Kampf gegen die deutschen Kolonisten, der im Radomer Gebiet stattfindet, gar nicht anders sehen, obwohl dort die spärlich gesäten deutschen Kolonien in Wirklichkeit mit ihren polnischen Nachbarn seit jeher in guter Nachbarschaft zusammengelebt haben.

*) Die gesperrt gesetzten Worte sind auch im polnischen Text deutsch, z. B. „Mädchen", „Gitarre".

**) Die Szene mit dem Totenschädel ist als „Niech żyje kolonizacja!" (Es lebe die Kolonisation!) in dem polnischen Schullesebuch „Mówią wieki" (Teil IV, Lemb. 1936, S. 52—59) abgedruckt. Das Schullesebuch war behördlicherseits auch für den Unterricht in den deutschen Gymnasien, z. B. in Posen, eingeführt. Das Lesestück war schwerlich geeignet, unsere deutsche Jugend die Achtung vor der polnischen Geisteskultur zu lehren.

Bei der Wiedergabe des Kampfes um den Boden, der im Roman nur die Rolle einer kleinen Nebenhandlung spielt, halten wir uns meist wörtlich an das polnische Original, da die bei Diederichs erschienene Übersetzung einige besonders harte Ausdrücke verschönert hat:

Den Bauern von Lipce wurde es schon in ihrem Dorfe zu eng. Das schlechtverwaltete Nachbargut sollte zwar verkauft und parzelliert werden, niemand jedoch von den polnischen Bauern dachte daran, für sich oder für die heranwachsende Jugend neue Grundstücke zu erwerben, denn es mangelte allen an Geld. An Sparsamkeit war man nicht gewöhnt, wohl aber an das Saufen und Prozessieren. Nun drang plötzlich die Kunde zu ihnen, daß deutsche Kolonisten mit dem bankrott gewordenen Gutsbesitzer verhandeln, um Land von ihm zu erwerben. Nach kurzer Zeit erfuhren sie sogar, daß eine ganze Anzahl deutscher Kolonisten auf dem Wege zum gekauften Gutshof in den Dorfkrug einkehrte, um hier zu rasten. Unruhe und Neugier überkamen die Bauern. Sie liefen zur Schenke und sahen wirklich viele bunte Wagen auf eisernen Achsen, alle auf Federn, mit Frauen, Kindern, Hunden und verschiedenem Hausgerät. In der Schenke befanden sich einige Bauern.

„Stark waren die Schufte, breitschultrig und kräftig, in blauen Jacken, mit silbernen Ketten auf gemästeten Bäuchen, und die Fressen — die glänzten ihnen vom guten Essen."

Die polnischen Bauern, die einige Brocken deutsch verstanden, wollten ein Gespräch mit den Ankömmlingen anknüpfen, aber die deutschen Bauern wandten den Polen den Rücken. Da hielten es die Polen kaum aus.

„Die Schweinefressen ihnen vollhauen" — rief einer.

„Mit einem Stock muß man ihnen die Seiten betasten, — dann werden sie reden." —

„Ich werde diesem am Rande einen Hieb in die Kaldaune versetzen, und wenn er über mich herfällt, dann schlagt zu!" So riefen die Polen durcheinander und zwangen die Deutschen, die Schenke schleunigst zu verlassen.

„Eilt nicht so, ihr Lumpen, sonst verliert ihr noch die Pluderhosen." — „Schweinskerle!" — riefen ihnen die Burschen nach (Wł. St. Reymont „Chłopi", 1914, III, S. 361 ff.).

Mißgunst und Neid ließen ihnen keine Ruhe mehr. Sie wollten und konnten es nicht zulassen, daß Fremde, und dazu noch Deutsche, in den Besitz eines so schönen Gutes gelangen sollten. Es käuflich zu erwerben, waren sie kaum in der Lage, um so weniger, als die Deutschen mit barem Gelde zahlten. Hatten in Sienkiewiczs „Dwie drogi" die Bauern dem Pan erklärt: „Neben den Kolonisten kommen wir elendig um", so fürchten sie bei Reymont, daß ihnen die Deutschen die Luft zum Atmen wegnehmen würden. „Möge uns Gottes Hand vor deutschen Nachbarn bewahren." Sogar der Dorfjude hielt es mit den Polen:

„Wo nur die Deutschen hinkommen, da ernährt sich kein armer Jude, viel weniger noch ein Hund."

„... aber die Deutschen sind ein anderes Volk, gelehrt und wohlhabend ..."

Was tun? Sie beschlossen, List und Gewalt anzuwenden. Unter der Führung eines „Dorfheiligen" begaben sich die Bauern von Lipce zu den deutschen Kolonisten und erklärten ihnen unter Fluchen, Schwören und Drohen, daß sie sich den größten Verfolgungen seitens der polnischen Bauern aussetzen würden, falls sie sich unterfangen sollten, das zu verkaufende Gut zu erwerben und sich dort anzusiedeln:

„Wie das Feuer das Stroh verzehrt, auch Mauern vernichtet, das Getreide auf den Äckern frißt, wie das Vieh auf den Weiden fällt und kein Mensch vor dem Unglück fliehen kann... denkt daran, was ich sage, so werden wir euch durch Krieg verfolgen, am Tage, in der Nacht, an allen Orten."

Die Kolonisten waren über das Ansinnen der Bauern erstaunt:

„Das Land gehört dem, der dafür zahlt."

„So ist das nach eurer Ansicht, nach unserer ist es anders," antworteten die polnischen Bauern, „es muß dem gehören, der es braucht."

Beinahe wäre es zu einer großen Schlägerei gekommen, denn die Deutschen hatten schon Gewehre, Holzstangen und Steine in der Hand. Aber sie hielten sich zurück, als einer von den anderen drohte:

„Schießt du, Pluder, auf einen, dann schlagen dich die anderen wie einen räudigen Hund tot."

Staunen und Furcht überkamen die Ansiedler, und die Polen entfernten sich langsam, wobei sie im Groll die Fäuste ballten und schrecklich drohten. (S. 448 ff.)

Und wirklich: ein schwerer Schlag nach dem andern traf die Deutschen. Ein Unglück nach dem andern brach über sie herein. Sie wurden überfallen, blutig geschlagen, alles Vieh kam ihnen auf rätselhafte Weise um. Kaum waren einige Wochen nach diesem Vorfall verstrichen, als die Deutschen zu ihrem Leidwesen einsahen, daß sie mit den polnischen Nachbarn nie in Frieden leben können, daß man sie rascher, als man glauben könnte, ganz zugrunde richten werde. Auch das Verhalten des Gutsbesitzers, den der Ortsgeistliche gegen die Bauern zu stimmen suchte, war mehr als zweideutig. Die Ansiedler beschlossen daher, um nicht alles zu verlieren, ihren Feinden aus dem Wege zu gehen und die unwirtliche Gegend, die so viele Opfer von ihnen forderte, zu verlassen. Es war an einem Feiertage, am Peter-Paul-Tage, als die Kolonisten ihren Rückzug antraten. In Lipce fand gerade in der Kirche ein Festgottesdienst statt. Während man in der heiligen Stätte in gehobener Stimmung sang, auf den Knien heiße, inbrünstige Gebete flüsterte, — zeigte sich im Dorfe eine ganze Anzahl mit Leinwand bedeckter Wagen der vertriebenen Kolonisten. Ein Teil der Andächtigen strömte aus der Kirche heraus, viele liefen auf den Weg, um sich die Deutschen näher zu betrachten: „Nichtswürdige Luder" — „Sauschwanzriemen" — rief man den Vorüberziehenden zu, die schweigend die Pferde mit ihren Peitschen antrieben, um nur aus dem Gedränge hinauszukommen. Die jüngeren Burschen warfen mit Steinen und eine Frau drohte mit der Faust und rief: „Möchtet ihr wie tolle Hunde alle bis auf den Letzten verderben!" Ein anderer schrie: „Die schwarze Pest soll euch holen, ihr Hundeketzer."

Und solch eine große Schadenfreude übermannte die Bauern von Lipce, als sie die Fliehenden aus ihren Augen verschwinden sahen, daß niemand mehr imstande war, sein Gebet fortzusetzen. Die Andacht in der Kirche hielt aber weiter an. (IV, S. 57 ff.)

Reymonts großes Werk ist in 18 fremde Sprachen übersetzt worden, zuletzt ins Japanische, und wurde auch von der deutschen Kritik begeistert anerkannt[3]).

Schon Sienkiewicz hatte in einer Novelle „Bartek Zwycięzca" (1882) eine neue Form der deutsch-polnischen Auseinandersetzung literaturfähig gemacht, die Prügelei zwischen Deutschen und Polen. Der polnische Bauer Bartek, der im Kriege 1870/71 für seine Tapferkeit im Kampf gegen die Franzosen eine Auszeichnung bekommen hatte, kommt später wegen einer siegreichen Prügelei mit Deutschen ins Gefängnis. Währenddessen leiht ein Kolonist Barteks Frau Geld, damit sie die hohe Strafe bezahlen kann, zu der ihr Mann außerdem noch verurteilt worden war. Mit List und Tücke bringt der deutsche Gläubiger dann die ganze polnische Familie um ihren Boden. Es dürfte lehrreich sein, des Gegensatzes wegen, den deutschen Roman „Das schlafende Heer" von Clara Viebig mit Sienkiewiczs Novelle zu vergleichen. Dort droht den deutschen Ansiedlern die Gefahr der Verpolung. Das polnische Bauernvolk glaubt selbstbewußt an den kommenden Freiheitskampf und an das im Kahlenberge (Łysagóra) schlafende polnische Heer. Das deutsche Element unterliegt auch politisch*).

Kurz vor dem Kriege schrieb Sienkiewicz sein gereimtes Märchen „Kwiaty i krzemienie" (Blumen und Steine). Das „Brandenburger Schwein" will mit seinem Rüssel die polnische Erde durchfurchen, um ein neues Schweinereich zu gründen. Es gelingt ihm, die Blumen zu zerstören, aber an den Steinen reibt es sich den Rüssel blutig und muß seinen Plan aufgeben.

„Bartek Zwycięzca" und „Placówka" mögen Adolf Dygasiński bewogen haben, sich am „Kampf um den Boden" mit einigen wilden Schwertstreichen seiner scharfen Feder zu beteiligen. Er war ein unerbittlicher Feind der Deutschen, deren Vernichtung im Interesse eines dauerhaften Friedens in Europa er in Broschüren und Artikeln immer wieder forderte. „Man muß sie schlagen, ihnen die Knochen zerbrechen, bis ihnen die Seele im Leibe zu piepsen aufhört", heißt es in seiner Novelle „Demon" (1886)**). Schon Ende 1885 erschien die Erzählung „Von Molken":

Der sehr begabte uneheliche Sohn eines Grafen Lutowojski wird zusammen mit dem ehelichen erzogen. Da der französische Lehrer seinen Vornamen Majcherek nicht aussprechen kann, nennt er ihn Molken,

*) Ein ähnliches Thema wie „Bartek Zwycięzca" schlägt die Erzählung von W. Chołkowski „Kobiece rządy" in „Siedm powiastek z życia ludu wiejskiego" (Posen 1888) an. Der Bauernjunge Antek wird im deutschen Heere, dessen entsittlichender Einfluß betont wird, halb germanisiert und dem Dorfe entfremdet. Als er heimkehrt, nennen ihn die andern „Szwab w strasznych pludrach" („Szwabe in fürchterlichen Pluderhosen"). Die Frauen gewöhnen ihm aber seine mit deutschen Brocken gemischte Redeweise ab und stutzen ihn wieder zurecht. — Eine Szene aus dem „Bartek Zwycięzca" ist abgedruckt in dem auch für die deutschen Gymnasien im ehem. Polen vorgeschriebenen Schullesebuch „Mówią wieki" (Teil IV. Lemberg 1936, S. 95—102).

**) Vergl. W. Wolert „Dygasiński o Niemcach". In „Ilustrowany Kurjer Codzienny" (Beilage) vom 28. 6. 1939.

woraus der deutsche Lehrer „von Molken" macht. Dieser Name bleibt an ihm hängen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kümmert sich im russischen Teilgebiet die Schlachta nicht um ihre Besitzungen, so daß die Deutschen daraus Nutzen ziehen. Auch der junge Graf, Zygmunt Lutowojski, muß sein Gut einem Gläubiger, dem Juden Goldland, überlassen, der es mit großem Gewinn einem Deutschen Friedrich Jantsch zu Kolonisationszwecken weiterverkauft. Der Jude und der Deutsche streiten sich noch oft wegen der Auseinanderrechnung und Aufteilung der alten Familienstücke des gräflichen Hauses. Da tritt von Molken alias Majcherek auf den Plan:

„Von Molken ging wieder nach Pałki, wo Jantsch die Streitigkeiten mit Goldland immer noch nicht ganz beigelegt hatte. Diese beiden Zivilisatoren, wie sie sich selbst nannten, waren dem Jüngling gegenüber höflich, denn wegen seines Namens und der Fertigkeit, mit der er fremde Sprachen beherrschte, hielten sie ihn nicht für einen Polen.

— Was halten Sie von meiner Besitzung, Herr von Molken? — fragte Jantsch, indem er sich auf einen prächtigen, altertümlichen Stuhl stützte.

— Ich denke so darüber, wie es ist. Die polnischen Bauern haben sich einen deutschen Herrn erarbeitet. Sie haben gearbeitet und gearbeitet, Jahrhunderte hindurch, um für Herrn Jantsch ein reichliches Lebensmahl zu bereiten. Sie schöpfen jetzt aus diesem Jahrhunderte alten Kapital und freuen sich, daß sie auf der Welt ein angenehmes Leben haben. Meiner Meinung nach müßten Sie den Pałecker Bauern mindestens die Hälfte dieser Besitzung abgeben; denn sonst eignen Sie sich zu viel von fremdem Gut an. —

Jantsch begann aus vollem Halse zu lachen und erzählte das Goldland, der beinahe vor Lachen platzte. So erheiterte den Deutschen und den Juden das wirtschaftliche Paradoxon vom Eigentum.

Am Tage nach diesem Gespräch ging von Molken nahe an den Gutsställen vorbei und hörte einen Schmerzensschrei. Als er darauf näher heranging, überzeugte er sich mit eigenen Augen, daß der Verwalter von Jantsch, ein preußischer Deutscher, Staszek, den Viehhirten, zu Boden geschlagen hatte und ihm mit einer abgeschnittenen Spießrute schmerzhafte Hiebe versetzte, während er ihn mit dem Fuße niederstieß. Unser Held bedachte sich nicht lange; er brach einen dicken Pfahl aus dem Zaun und drang so heftig und unerwartet auf den Deutschen ein, daß er ihn mit einem starken Schlag auf den Kopf auf die Knie zwang; dann prügelte er ihn mit der Stange und rief mit vernehmlicher Stimme:

— Höre, du niedriger Tyrann, so schlug Moses die ägyptischen Häscher zu Tode, die die Kinder Gottes gemordet hatten! —

Und von neuem schlug er wieder und wieder auf den blutüberströmten Deutschen ein, wie auf einen Klotz.

— Das Volk braucht Menschen wie Moses! — schrie der von Furien beherrschte Verrückte — damit sie es aus den Händen der Heiden befreien! —

Die Schläge prasselten wie Hagel auf den Deutschen, der keinen Augenblick Zeit fand, sich aufzurichten. Wenn jemand schlägt, sollte er so schlagen, wie der Verrückte, von Molken.

Es erhob sich ein großes Geschrei und große Aufregung. Die deutsche Dienerschaft von Jantsch flüchtete aus den Scheunen, denn auch die Bauern entzündeten sich an der Wut des Verrückten und griffen nach Dreschflegeln und Rungen.

Unser verrückter Held ließ schließlich von dem wie zu einem sauren Apfel zusammengeschlagenen Verwalter ab, und mit wuterfüllten Blicken, zerzaustem Haar und schäumendem Mund brüllte er mit heiserer Stimme, während er seine schreckliche Waffe triumphierend schüttelte:

— Mir nach, Leute, nehmen wir den Deutschen Pałki wieder ab! Zum Schloß! —

Aber nur Staszek schob sich langsam aus der Menge mit einer riesigen Sense in der Hand. Denn gerade kam eine Gruppe von Deutschen aus dem Schloß, die verschiedene Waffen aus der Waffensammlung der Lutowojski trugen, und an ihrer Spitze lief Jantsch mit einer Doppelflinte, die er schußbereit hielt. Der Verrückte hatte jedoch einen so schrecklichen Ausdruck im Gesicht, und ein solches Feuer der Wut brach aus ihm hervor, daß die Schar der Deutschen in einiger Entfernung anhielt. Jantsch zielte auf von Molken.

— Schießt, ihr Schufte, Wehrlose kann man leicht totschlagen! — rief der Jüngling, indem er auf seinen Gegner zuging. — Nun, niedriges Volk, schlimmer als alle Lumpen auf der Welt, Schande des Jahrhunderts, Auswurf der Menschheit! Schießt doch! —

Aber als er schon nahe herangekommen war, gab Jantsch ein Zeichen und seine Bande warf sich auf den Jüngling, schlug von allen Seiten auf ihn ein, drückte und würgte ihn. Als er am Boden lag, fesselte man ihn sofort mit Stricken.

— Na, ein barbarisches Land! — rief Jantsch und schielte mißtrauisch nach der Richtung, wo der Haufe von Bauern stand, die wie Eichen gewachsen waren." — — —

Von Molken wird verhaftet. Man stellt Anzeichen von Wahnsinn fest. Er wird ins Kreiskrankenhaus eingeliefert[4]).

Aber schon in der zweiten Novelle, die dem Kampf um den Boden gilt, unterliegen die Deutschen, und zwar in „Dwa diabły" (1888):

Der Gutsherr von Zaborzany ist auf seine Bauern nicht gut zu sprechen und denkt darüber nach, wie er ihnen Böses antun kann. Da kommt der adlige Teufel Rokita zu ihm und rät ihm, deutsche Kolonisten herbeizuholen. Die würden die Bauern schon kleinkriegen. Der Vorschlag wird ausgeführt.

„Nach Zaborzany kamen die Deutschen. Die einen trugen ein Wams, die anderen einen städtischen Rock, und um den Gutshof herum war vom Bauernrock keine Spur mehr. Diese Kerle waren einer wie der andere dick wie die Kühe. Niemand von den Leuten konnte sich vorstellen, daß so etwas überhaupt mit Pferden umgehen konnte, sich zu Knechts- oder anderen Arbeiten eignen würde, und gerade zu diesem Zweck waren sie gekommen. Sie fraßen alle Weißbrot mit Käse und Butter oder anderen Fetten."

„Jene Deutschen, die der Gutsherr geholt hatte, sahen sich zuerst mal eine Zeitlang die Wirtschaft an. Dann sagten sie dem Gutsherrn, daß bei ihm alles schlecht sei, daß auf dem Felde hundsmäßig schlecht gearbeitet werde, daß nirgends eine Aufsicht sei und daß sie es besser

machen würden. So begann man sofort, Häuser aus „preußischer Mauer" (Ziegelfachwerk im Gegensatz zum Lehmfachwerk) für sie zu bauen, absichtlich solche; für die eigenen Leute hätte der Gutsherr nie daran gedacht, soviel zu tun. Ein Verwalter, auch so ein eingefleischter Deutscher, wurde auf dem Gutshof aufgestellt; er fluchte, der Hundefuß, den ganzen Tag, und es bebte von seinen „verflucht's" so, daß man es in ganz Zaborzany hören konnte. Den Bauern nannte er nicht anders, als „świajn", und manche behaupteten, das bedeutet soviel wie świnia". —

„Wo man auch hinging, überall kam man mit den Deutschen in Berührung. Niemand konnte neben ihnen sein täglich Brot finden, weil sie sogar den alten Frauen verboten, in den Wald zu gehen, damit sie keine Pilze mehr sammelten." —

Es wird dann geschildert, wie die Deutschen sehr viel in den Wald gingen und Beeren, Holz und Pilze einheimsten.

„Die Deutschen sind schrecklich vorsorglich... Noch niemals ist jemandem der Gedanke gekommen, daß in der Nähe der Straße in den Sümpfen irgend etwas Nützliches sein könnte. Aber als die Deutschen sich das Moor und die Seen betrachteten, sagten sie gleich zueinander „Fisch", daß dort wohl Fische sein würden. Schon möglich, daß da ein Fisch war, denn im Frühling kam das Wasser von den Flüssen in die größeren Seen, und mit dem Wasser kamen auch die Fische geschwommen; aber niemand aus Zaborzany wollte je in den Sümpfen rumplanschen. Der Deutsche drang auch dorthin vor." —

„Góra (ein Bauer) hatte noch niemals einen Deutschen aus der Nähe gesehen und hatte doch schon so viel Seltsames gehört, da wollte er sich mal überzeugen. Na ja, diese Leute trugen ärmellose Leibchen, die bis zum Gürtel reichten, manche liefen sogar aufgeknöpft herum. Zwischen den Zähnen hatte jeder eine drollige Pfeife, in die wohl ein Viertel Tabak reinging, aber diese Pfeifen waren weiß, mit sinnreichen Malereien: höfischen Damen, Hunden und anderen wundersamen Dingen. Ein Szwab sah besonders häßlich und lächerlich aus. Dieser deutsche Kerl hatte Bastschuhe um die Füße hängen, so was wie Schuhe, und dazu wieder blaue Strümpfe bis an die Knie, — bekanntlich schmücken sich so die Edelfräulein. Über den Knien waren die Beine in Hosen drin. Jeder, der sie sah, mußte lachen, da man sonst solche kurzen Höschen nicht zu sehen bekam. Das wäre schon noch gegangen, obwohl sich jeder wunderte, aber auf seinen Schädel hatte er sich noch eine Schlafmütze gezogen, einen unförmigen Sack mit einer Quaste, einem Haarbüschel wie ein mächtiger Ziegen- oder Hasenschwanz. Sein großes Gesicht war glatt rasiert, vom Kinn bis an die Ohren zog sich noch ein Streifen, wie ein Kranz, von rötlichen Haaren. Er grinste andauernd, und sobald er den Mund aufsperrte, sah man riesige gelbe Pferdezähne." —

„Es wurde viel gekauderwelscht, aber niemand verstand, worum es den Abtrünnigen eigentlich ging. Die Bauern hielten von ihnen so viel, wie von einem Hundeschwanz, aber der Gutsherr klammerte sich an diese Bande. Die Leute kamen aus dem Staunen gar nicht heraus. Im Dorfe sprach man nur von diesen Vogelscheuchen. Aber als das noch in die Schenke zu kriechen begann, war des Lachens kein Ende, denn

so ein Pluderhosenträger blökte immer nur „bir, bir", konnte aber auf keinen Fall „piwo" sagen. Wenn sich einer sehr überwand und anstrengte, sagte er „pif". Über dieses Volk mußten die Zaborzaner Bauern lachen, bis sie fast platzten, und niemand wollte mit dem Kroppzeug etwas zu tun haben." *) —

Es beginnt nun ein haßerfüllter Kleinkrieg zwischen den deutschen und den polnischen Bauern. Aber der Teufel der Bauern läßt diesen keine Ruhe, und sie beginnen zu begreifen, daß die Deutschen auf Veranlassung des Gutsherrn hierher gekommen sind. Dafür wollen sie sich an ihm rächen. Ein Bauer kann der Versuchung des Bauernteufels nicht widerstehen und steckt die Scheune des Gutsherrn in Brand. Rokita kommt aber seinem Schützling, dem Gutsherrn, zu Hilfe, und es entspinnt sich ein erbitterter Kampf zwischen dem Bauernteufel und dem Adelsteufel. Der eine will das Feuer schüren, der andere löschen. Da die Bauern sich jedoch fast gar nicht an der Rettungsaktion beteiligen, verbrennt das ganze Vermögen des Gutsherrn. Er kann nun die deutschen Bauern nicht mehr bezahlen, und deshalb wandern diese wieder nach ihrer Heimat zurück[5]).

Ein Versuch, die in der französischen Literatur öfter angewandte Dämonisierung des deutschen Wesens nachzuahmen, ist A. Dygasińskis Novelle „Demon" (1886). Ein Warschauer Pole lernt auf der Fahrt nach Ojców einen Deutschen kennen, der mit ironischem Lächeln die polnische Landschaft und dann mit geschlossenen Augen durch einen winzigen Spalt seiner Augenlider ihn selbst betrachtet. In Ojców stellt er fest, daß dieser „Dämon" der Bevollmächtigte eines polnischen Grafen ist und den Namen Schmidt trägt. Nichts ist vor ihm sicher. Er sucht nach erzhaltigen Steinen, untersucht die Beschaffenheit der Felsen, holt deutsche Kolonisten und Handwerker herbei, so daß für die Polen nur die allerniedrigsten Arbeiten übrigbleiben, räubert das Holz aus den Wäldern, sorgt für die Einfuhr deutscher Waren und führt die Deutschen an.

„Wer hat soviel Verwüstungen in den Ojcower Wäldern angerichtet? —

Sagt mir genau, wer hier soviel Verheerungen angerichtet hat? —

— Nun, die Deutschen, die Deutschen, wer denn sonst? —

Unwillkürlich fiel mir mein Reisegefährte jetzt ein. Der polnische Bauer sprach weiter:

Ja, sie, sie! — Und mit diesen Worten hob der weißhaarige Greis seine nervige, abgearbeitete Hand in die Höhe, sein Gesicht nahm einen sonderbar harten Ausdruck an, und er rief feierlich, gleichsam einer Eingebung folgend:

Möge ihnen der Herr Gott Holz für ihren Sarg verweigern, dafür, daß sie uns hier so vernichten."

Überall nehmen die Deutschen den polnischen Bauern die Arbeit weg, saugen sie aus, machen sie zu ihren Sklaven.

„Ich hoffe jedoch, daß alle deutschen Gifte es nicht fertigbringen, unseren sozialen Organismus zu vergiften... Der Bauer liebt seine Erde und haßt die Deutschen."

*) Man beachte die Neutrumsform „das" für die Deutschen und vergleiche S. 153, 360.

In der ersten Nacht, die der Warschauer Schlachtenbummler wieder daheim verbringt, quält ihn ein entsetzliches Alpdrücken. Der Dämon Schmidt dringt mit einem Heer von Deutschen auf ihn ein, drängt ihn an einen Felsen ... Ausrotten, klingt seine Parole.

Adolf Dygasiński, der Naturalist, hat eine Menge wirklich entzückender Tiergeschichten geschrieben. Wir wollen es ihm deshalb nicht nachtragen, daß er uns so wenig menschliche Züge schenkt, um so weniger, als in seinen anderen Erzählungen („Niezdara", 1888. — „Dramaty Lubądzkie", 1897. usw.) die polnischen Bauern noch weit düsterer charakterisiert werden als die deutschen[6]). Aber ist das eine stilechte Würdigung der deutschen Einwanderung?

Asnyks Lustspiel „Bracia Lerche" (1888) schildert zwei Stiefbrüder Otto und Stefan Lerche. Otto, rücksichtslos, grob, geldgierig, ein harter Deutscher, Sohn einer deutschen Mutter, sticht ungünstig von seinem edlen Stiefbruder Stefan ab, dessen Mutter Polin war. Auch er fühlte sich zuerst als Deutscher, wurde aber aus Abneigung gegen das Volk der gewalttätigen Germanisatoren ein Pole. Durch eine edle Tat rettet Stefan polnischen Boden vor dem Schicksal, in deutsche Hände übergehen zu müssen, und erringt dadurch die schöne Polin Irena Radwan.

Deutschen Bediensteten, die beim polnischen Edelmann beschäftigt sind, stellt Gabryela Zapolska im Drama „Małaszka" (1883) ein schlechtes Zeugnis aus. Hans und Franz machen sich über die polnische Herrschaft lustig und verabreden mit den Juden einen Pferdediebstahl. Die Juden sollen nachts kommen und die Tiere holen. Sie werden die Augen zudrücken, nichts gesehen haben und den Raub mit den Dieben teilen. Natürlich radebrechen die beiden Deutschen polnisch und wirken lächerlich.

In Jan Zachariasiewicz' Roman „Chleb" (1895) warnt der alte Lelewita seinen Sohn:

> „Es ist dir wohl bekannt, daß uns jetzt das von den Vorvätern ererbte Brot fortgenommen wird. Die Deutschen haben für den Ankauf unserer Familiengüter 100 Millionen auf den Markt geworfen. Die einen locken sie mit den hohen Preisen, die anderen enteignen sie hinterhältig. Unseren Gütern, den Schatzkästlein unserer herrlichen Überlieferung, nehmen sie den alten Zauber und teilen sie an die deutschen Ansiedler auf"... (S. 29).
>
> „Sie bedeuteten uns ja nicht nur Brot, sie waren ein Wachtposten, der uns von unseren Vätern anvertraut war und den wir Jahrhunderte lang verteidigen mußten."

Dennoch verkauft Witold Lelewita nach dem Tode seines Vaters das an der Netze gelegene Familiengut der Ansiedlungskommission. Deren Agent, Herr Greifer (!), erklärt (S. 9): „Der Ansiedlungskommission geht es vor allem darum, daß sich die Polen vor der Welt nicht beklagen, man werfe sie mit Gewalt von ihren alten Wohnsitzen herunter. Wir wollen im Gegenteil, daß ihr uns freiwillig verkauft, und — wie eure Fürsten ehemals in den Verkaufskontrakten mit dem Ritterorden schrieben — freiwillig, bei gesundem Verstande und mit einem Lächeln im Gesicht."

Auch Stefan Żeromski stand dem Problem des Ringens um den Boden kampfbereit gegenüber. Das beweisen u. a. einige Stellen in dem vielgelesenen und wertvollen Roman „Popioły" (1904).

Ein junger Edelmann Cedro ist vom Wiener Hofe zurückgekehrt und erklärt seinem alten Freunde die Notwendigkeit, die Deutschen kennenzulernen:

„Wir müssen zu den Deutschen gehen. Eben gerade zu Ihnen, in ihre Häuser; wir müssen ihr Leben beobachten, ihre Kraft zu erkennen versuchen. Wie könnten wir anders Schicksalsschläge abwenden? Es ist nötig, Verbindungen anzuknüpfen, um sie ausnützen zu können." (II. S. 189). —

„Du kennst die Deutschen nicht. Das ist keine Nation mehr, das ist geradezu ein furchtbarer Orden, der hervorragend organisiert ist und der uns am hellerlichten Tage träumende Landleute ausrotten wird." (II. S. 192).

Der Alte:

„Ich spotte über die Deutschen, solange ich auf Grund und Boden sitze. Was nützt es, ihre Ordensstatuten kennenzulernen, wenn man keine eigenen schafft. Glaubst du, daß unsere slavische Seele sich durch Zuschauen und durch Lehren in eine deutsche Seele verwandeln wird? Niemals, wir sind grundverschieden. Du Freund, mach' dich an die Landwirtschaft, die du nutzlos in Händen hältst. Wenn du aus ihr alles herausgeholt hast, dann wird sich der ganze deutsche Orden an dir allein die Zähne ausbrechen." (II. S. 192).

Der alte Trepka erklärt dem Vater Cedro, warum er dessen Sohn geraten habe, mit Napoleon gegen die Preußen mitzumachen:

„Bedenke nur, wie sie aus preußischen Banken Geld liehen und so ihr Land auf ewig verkauften. Der Deutsche verhöhnte uns durch seine Taten, Einrichtungen, verführte sie (die Polen im preuß. Teilgebiet) zum verschwenderischen Leben. In 50 Jahren wäre von diesem Südpreußen kein Fußbreit mehr polnisch gewesen. Die Bauern hätten sie in deutschen Schulen mit deutscher Kultur germanisiert, den Adel verdrängt, die Städte mit Handel und Industrie vollgepfropft. Die Jugend ist verkommen, Schlechtigkeit und Dummheit haben das ganze Volk befallen wie die Pest." (III. S. 275).

Das Enteignungsgesetz, das erst 1912 in vier Fällen angewandt wurde, den Deutschen in der Meinung der Welt aber ungeheuer geschadet hat, rief sofort die polnische Dichtung auf den Plan: u. a. das Drama „Bodenhain" (1907) von Łucjan Rydel, Erzählungen wie „Die Enteigneten" in A. Brezany'owa „Serce Matki" (Lem. 1910) und andere.

Im Drama „Bodenhain" lebt der Pole Graf Ziemowit Zbąszyński mit einem schönen, aber verdorbenen deutschen Frauenzimmer zusammen, das ihn verdirbt und ruiniert. Obwohl seine Verwandten erklären, daß in Zukunft jeder Pole von seinen Volksgenossen geächtet würde, wenn er polnischen Boden an Deutsche verkaufe, überläßt er sein Gut den Agenten der preußischen Ansiedlungskommission, den preußischen „bydlętom" (S. 21) *).

*) Bydlęta = Viecher.

Nicht nur der Roman, sondern auch die sonstige Dichtung greift in den Kampf um den Boden ein. Jan Kasprowicz („Poezje". 1889, S. 46) klagt:

Keine Woche mehr, keine Stunde,
daß nicht käme traurige Kunde,
dort wo die Unsern einst lebten,
die Fremden jetzt ihr Nest anlegten.
Ach, jedes Beet das zittert vor Schmerzen,
jedes Erdkrümchen gibt quälenden Laut
am ruhmlosen Tage der ehrlosen Herzen.
Wenn der fremde Pflug die Erde bebaut,
unser Auge traurig den Scheideweg erschaut.

Kasprowicz hat das gleiche Thema in „Salusia Orczykówna" (Erzählungen eines Posener Bauern) etwas handfester behandelt. Das Kaufangebot des Deutschen Blum wird abgelehnt. Die Weiber greifen nach Besen und Feuerzangen und treiben „die deutsche Hundebande' in die Flucht. Eine kurze Probe aus der Dichtung:

„Pewnieś czytał, że i dwór dąbiecki
Meklebury czy Pomry zabrali —
Słyszesz, słyszesz?... szczeka pies niemiecki,
Znają go tu i wielcy i mali:
Stąd-ci wszystko, co dawne, wygnali,
Nawet psiarnię, „bo polska to psiarnia",
Jak te mądre przybysze gadali.
I na ludzi stąd przyszła męczarnia:
Rozpierzchli się po świecie, że aż strach ogarnia."

Das bedeutet: Die Mecklenburger und Pommern haben sich auf dem Nachbargut festgesetzt. Man hört den deutschen Hund bellen. Alles was früher dort war, haben die Deutschen weggejagt, sogar die Hunde, weil es „polnische Hunde" waren. Auch über die Menschen kam die Plage, so daß sie sich in der ganzen Welt zerstreuten*).

Noch leidenschaftlicher sind die Dichtungen der Maria Konopnicka, z. B. das Gedicht „Chodziły tu Niemce":

Es kamen die Deutschen her,
Es drängten die Verräter sehr:
„Bauer, verkauf' dein Feld,
von uns bekommst du Geld!

Wir bezahlen dein Haus,
bezahlen dein Land...
hast Taler dann
bis an des Tisches Rand."

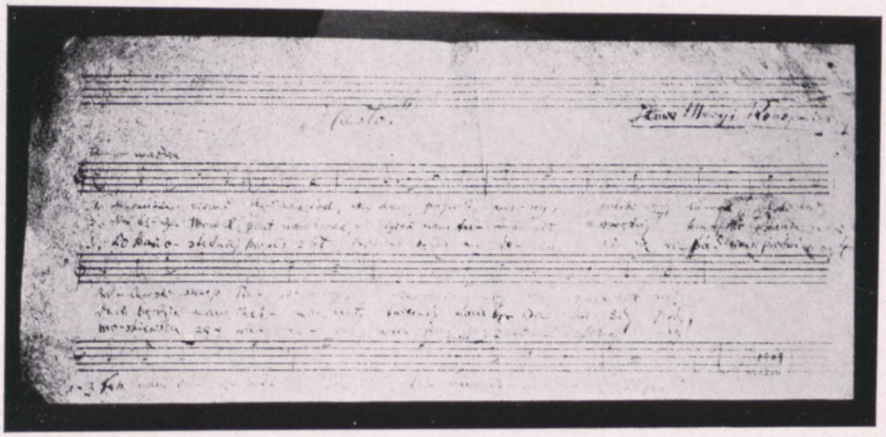
„Lieber Deutscher mein,
kannst, wo du willst, hingeh'n,
doch meinen Acker! Nein!
den sollst du nie ersteh'n.

Steck' ein deine Münzen,
das silberne Geld;
wer's Land verkauft,
nicht zu uns hält.

Deutscher, reicher Mann,
voll dein Geldsack ist,
aber doch für unser Land
du zu arm noch bist.

Deine Taler bezahlen
nur Äcker und Rain;
wer aber ersetzt mir
des Mondes Silberschein?

*) Jan Kasprowicz. Dzieła. T. IV. „Z chłopskiego zagonu". (Krak. 1930, S. 219, 232).



Das Original der Komposition der „Rota“

Hier richtet sich der Text nicht gegen den Deutschen, sondern gegen den „Moskal“ (Moskowiter). Siehe 3. Wort der 2. Strophe.

Und wer bezahlt
das göttliche Licht,
das früh am Morgen
durch mein Fenster bricht?

Es folgt nun eine begeisterte Schilderung der schönen Heimat und der Schlußvers:

Den Acker verkauf ich nicht,
Behalt, Deutscher, dein Geld.
Denn wer sein Land verkauft,
Nicht zu uns hält*).

Eine ungeheuerliche Verzerrung der Verhältnisse im Posenschen enthält Maria Konopnickas Dichtung „Do granicy" (Nach der Grenze). Auf Grund eines behördlichen Befehls müssen polnische Bauernfamilien, von Soldaten angetrieben, ihre Heimat verlassen. Unterwegs sterben viele infolge der Strapazen. Eine alte Frau, die vor Erschöpfung nicht weiterkann, wird von einem Soldaten brutal gestoßen, fällt nieder und bleibt auf dem Wege als „pieczęć krzywdy naszej", als Wahrzeichen des den Polen zugefügten Unrechts liegen. Ein Waisenkind, das ebenfalls immer wieder angetrieben wird, fällt tot hin. Nach drei Tagen und drei Nächten kommen die Vertriebenen an der Grenze an, um einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen.

Keine Dichtung aber hat eine so große Volkstümlichkeit erlangt, wie die heute noch gesungene „Rota" (Der Eid). Ihre Urfassung richtete sich nicht gegen die Deutschen, sondern gegen die Russen. Maria Konopnicka hat sie um 1908 gedichtet. Von Feliks Nowowiejski in dieser Urform vertont, wurde sie, auf die Deutschen umgemünzt, zum ersten Male bei der Einweihung des Grunwald-Denkmals in Krakau (1910) gesungen. Nachher wurde sie das Kampflied der Piłsudski-Legionen.

Die Rota.

Wir lassen nicht vom Boden, sind sein Sohn,
Wir lassen unsre Sprach' nicht sterben.
Wir sind der Polen Volk, Nation,
der königlichen Piasten Erben.
Verdeutschen soll uns nicht der Feinde Heer.
Dazu verhelf uns Gott der Herr!

Und bis zum letzten Atemzug
verteidigen wir des Geistes Gut.
Bis sich zu Schutt und Staub zerschlug
der Kreuzritter böse Brut.
Des Hauses Schwelle sei uns Festungswehr!
Dazu verhelf uns Gott der Herr!

Nicht mehr wird der Deutsche uns spei'n ins Gesicht,
die Kinder uns nicht germanisieren.
Bald kommt der Waffen ehernes Gericht,
der Geist wird uns anführen.
Blitzt nur der Freiheit goldnes Horn — zur Wehr!
Dazu verhelf uns Gott der Herr!

*) Dieses Gedicht wurde oft für die praktische Volksbildung fruchtbar gemacht. Vergl. J. Święcicka „Wieczornica poświęcona Marii Konopnickiej: „Chodziły tu Niemce" — inscenizacja". In Zschr. „Oświata Pozaszkolna". 1936, S. 267.

Vor einigen Jahren wurde gegen die letzte Strophe der „Rota" von Schriftstellern wie Boy-Żeleński und anderen heftig Sturm gelaufen. Nie seien, so erklärten die Angreifer, die Polen so mißachtet worden, daß man ihnen ins Gesicht gespien hätte. Die betreffende Wendung in einer Nationalhymne sei eine Sünde gegen die Würde des polnischen Volkes. Der Erfolg war, daß u. a. in Wilna die täglich von der Kathedrale geblasene Melodie der „Rota" durch ein anderes Lied ersetzt, daß sie aus einzelnen Liederbüchern ausgemerzt, aber von der nationalen Jugend weiterhin gesungen wurde. Uns Deutsche berührte die Wendung nicht.

Eine sinnbildliche Gestalt des bäuerlichen Widerstandes gegen das Deutschtum ist Michał Drzymała geworden, der nach 1911 in einem Zigeunerwagen auf seinem Felde wohnte, weil er nicht die Erlaubnis zum Bau eines Hauses erhalten hatte. Um diese Gestalt hat sich im Laufe der Zeit ein ganzer Kranz von Legenden gebildet, die sich vor allem gegen die preußische Verwaltung richten. Wie wenig Drzymała deutschfeindlich eingestellt war, beweist die Tatsache, daß er bei den letzten Reichstagswahlen vor dem Kriege im Städtchen Rothenburg (Rostarzewo) den polnischen Wahlzettel zerriß und für den deutschen Kandidaten, den Grafen Westarp, stimmte. Zwei seiner Söhne heirateten in Nordwestdeutschland deutsche Frauen, änderten ihren Namen in Berger um und wurden Deutsche. 1920 wurde Drzymała von einer polnischen Bank zwangsversteigert. Erst später schenkten ihm die Polen eine Landwirtschaft im Kreise Wirsitz. Im Jahre 1927 wandte sich das Ossoliński-Institut an den Dichter Józef Weyssenhoff mit der Bitte, eine volkstümliche Lebensbeschreibung Drzymałas zu liefern. Es kam jedoch nicht dazu. Eine Aufhellung des Falles und eine Einschränkung der Legendenbildung wäre eine Aufgabe, für die sich beide Völker interessieren sollten*).

Die „Schuld" der Deutschen an der polnischen Auswanderung nach Übersee

Gleichsam den leidenschaftlichen Bemühungen der Dichtungen zum Trotz verstärkte sich in diesen Jahrzehnten die Auswanderung polnischer Bauern nach Amerika. Ihre Anfänge reichen in die siebziger Jahre zurück, doch nahm sie erst nach 1885 einen die Politiker und Großgrundbesitzer beunruhigenden Umfang an. Die Stellungnahme der polnischen Presse war geteilt. Erstens war die Auswanderung nach Amerika eine allgemein europäische Angelegenheit, wobei Deutschland am allerstärksten beteiligt war. Zweitens wanderte mancher Pole aus, um mit einem Beutel voller Dollare und reich an nutzbringenden Erfahrungen wieder in die Heimat zurückzukehren. Die schöngeistige Literatur dagegen nahm einmütig einen ablehnenden Standpunkt ein. Der notorische Mangel an Fähigkeit, wirtschaftliche Zusammenhänge nüchtern zu zergliedern, veranlaßte die Dichter, einen Sündenbock zu

*) Vergl. „Dziennik Poznański" vom 22. 8. 1937, S. 5. — Ein Lesestück „Wóz Drzymały" von J. Weyssenhoff enthielt das auch für die deutschen Gymnasien eingeführte Schulbuch „Mówią wieki" (Teil IV, Lemb. 1936, S. 195—203). Daß in dieser Erzählung die Deutschen „Hundebrüder" genannt werden, störte die Polen nicht, sie zur Pflichtlektüre für die deutschen Privatgymnasien zu bestimmen. Es gab auch einen poln. Drzymała-Film.

suchen. Was lag näher, als die Deutschen dazu auszuersehen. Und so ist es den sich gegen die Amerikawanderung richtenden Dichtungen und Erzählungen gemeinsam, daß irgendein im Solde des deutschen Dranges nach Osten stehender Agent oder hinterlistige Kolonisten als Käufer des polnischen Bodens Ursache des unbeschreiblichen Elends sind, das über die bedauernswerten Opfer der deutschen Intrigen in der Neuen Welt hereinbricht.

1876 wurde mit großem Erfolg Władysław Ludwik Anczyc' Drama „Emigracja Chłopska" (Die Bauernauswanderung) aufgeführt, das als Buch mehrere Auflagen erlebte. In einem Dorf zwischen Tarnów und Krossen (Krosno) in Galizien herrschen der Jude und der Schnaps. Hier hat der deutsche Auswanderungsagent zusammen mit einem ortsansässigen Sohne Israels ein leichtes Spiel, um die dummen Bauern nach Amerika zu locken:

Schultze (rothaarig):

„Ihr versteht mit den Bauern kein „Geschäft" zu machen, man muß hier unser Element einführen. „Bei uns in Posen ist es anders." Die polnischen Bauern können sich der deutschen Kultur nicht widersetzen. Sie wandern in Scharen aus, und wir kaufen ihr Land. Dort ist Sand und Sumpf, hier ausgezeichneter Boden. Hier liegen Millionen in und unter der Erde: Petroleum, Kohle, Eisen, alles wartet auf deutsche fleißige Hände, auf deutsche Ausdauer, deutschen Handel, deutscher Verstand, auf unsere Kultur. Alles muß hier unser werden."

Mendel (betrachtet ihn spöttisch):

„Ja, ja! Sie haben Recht!"

Schultze:

„Diese barbarische, faule, versoffene, abergläubische Rasse muß unserem Volke weichen, das die Bestimmung hat, die Welt zu regieren. Die slavische Rasse muß abtreten oder vernichtet werden, denn das ist der Kampf ums Dasein."

Mendel:

„Herr Schultze, Sie sind ein großer deutscher Patriot, größer als Fürst Bismarck. Sie müssen viel bei der Transatlantischen Dampfertransportgesellschaft verdienen, wenn Sie so für das deutsche Element arbeiten." —

Die Bauern werden von dem deutschen Gauner mit List und Tücke nach Amerika gezogen, wo sie ins bitterste Elend geraten. Dort versucht er nochmals, sie über's Ohr zu hauen, indem er ihnen in Arizona goldene Berge verspricht, wo sein Freund namens Schwindelberg eine neue Siedlung gründen will:

Schultze (erzählt weiterhin von den Vorzügen Arizonas):

„Göttliches Klima! Ewiger Frühling! Ein Acker Erde bringt 300 Büschel Weizen — — die Hühner legen zweimal am Tage, die Kühe kalben dreimal im Jahr. Das ganze Land ist mit Gold überwachsen, wie Kalifornien!"

Die Menge (hört man zweifeln).

Schultze:

„Ihr Edlen glaubt mir nicht? Hier sind leibhaftige Zeugen. (Er ruft) Master Schimek — Miß Kaschka! (Er stellt sie auf eine Bank). Seht, diese beiden Leute kommen aus einem barbarischen Lande, es heißt Polen. Sie haben zu Hause in Erdhöhlen gewohnt und sich von Maikäfern ernährt."

Szymek:

„Du lügst, Lump!"

Schultze (leise zu Szymek):

„Schweig, oder ich brenn dir eins auf den Schädel. (Laut): Sie sind barfuß aus Europa gekommen, in Bärenfelle gekleidet. Nachdem sie drei Monate in Arizona waren, haben sie so viel Gold gegraben, daß sie Gentlemen wurden. Seht, ihre fetten Gesichter, die starken Arme, was für Schultern. Wollt ihr reich werden wie sie?"

Die Menge:

„Ja, ja!"

Schultze:

„Dann schreibt euch als Siedler nach Arizona ein... Es kostet 60 Dollar — — billiger als geschenkt — — für 60 Dollar wird jeder von euch ein reicher Mann."

(Die Menge schreibt sich ein, zahlt Geld. Schultze gibt Quittungen am laufenden Band.)

Aber den Gauner ereilt die rächende Hand des deus ex machina. Es kommt zum Streit. Schultze zieht den Revolver, trifft aus Versehen den unschuldigen Polen Wojtek, wird aber im selben Augenblick vom amerikanischen Banditen Wellmers niedergeknallt. Die Polen kehren in ihr Heimatdorf zurück, wo die Juden schon den Pan und die dagebliebenen Bauern gänzlich in der Tasche haben. Aber gleich ist der deus ex machina wieder zur Stelle, diesmal in einer die ganze Logik des Dramas zerstörenden Weise. Der junge Gutsbesitzer erbt von einem verstorbenen Onkel in Amerika (!) 20000 Dollar, mit deren Hilfe die Juden aus dem Dorfe verdrängt werden[7]).

Diese neue Schablone von der deutschen Schlechtigkeit war viel zu zugkräftig, als daß sie nicht Nachahmer gefunden hätte. In Henryk Sienkiewiczs Novelle „Za chlebem" (Ums tägliche Brot. 1882) lassen sich ein alter Bauer und seine Tochter von deutschen Agenten durch Versprechung goldener Berge zum Auswandern überreden. In New York geht es den Betrogenen schon so schlecht, daß der ratlose Alte seine Tochter mit Gewalt ins Wasser werfen will, um ihr weiteres Elend zu ersparen. Endlich gelangen sie durch Vermittlung eines Landsmannes zu einer in sumpfiger Wildnis neu begonnenen polnischen Siedlung, die aber durch Fieber und Überschwemmung bald vernichtet wird. Marysia allein kommt mit Hilfe mitleidiger Leute nach New York zurück. Elend und geisteskrank, gepackt von der Sehnsucht nach Polen, findet sie ein trauriges Ende.

In den düstersten Farben schildert Adolf Dygasiński die polnische Auswanderung nach Brasilien in dem zweibändigen Roman „Na złamanie karku" (Auf Tod und Leben. 1893). Ein nicht näher gekennzeichneter Agent verteilt in einem Dorfe bei Rypin im Auftrage

einer portugiesischen Zentrale deutsche Aufrufe zur Auswanderung nach Brasilien. Als ein Auswanderungstrupp hinter der preußischen Grenze über die Felder eines deutschen Bauern geht, überfällt der sie zusammen mit seinen Knechten und Hunden und prügelt sie unmenschlich. Nur einer von den Polen nimmt dem Deutschen den Knüppel ab und verdrischt ihm das Fell. Am schlimmsten ergeht es einem Weibe, der schwangeren Dąbkowa, die von zwei deutschen Hunden (diesmal handelt es sich wirklich um Tiere) angefallen wird und bei der Flucht ihr Jüngstes aus dem Tuch verliert, in dem sie es getragen hatte. In der Hitze des Gefechts merkt sie das nicht einmal. Nachher fehlen insgesamt fünf von ihrer Schar. Ein deutscher Beamter haut vor Wut ein Tintenfaß auf den Tisch, daß der Inhalt den Polen ins Gesicht spritzt. In Brasilien geht es den Auswanderern so schlecht, daß sich die am Leben gebliebenen zur Rückkehr in die Heimat entschließen.

Maria Konopnicka weist in der Novelle „Głupi Franek" (Der dumme Franek. 1891) dem Dorfdummen die Rolle zu, die Bauern vor dem Verkauf ihres Landes und vor der Auswanderung zu warnen. Hier sind die „gierigen" deutschen Kolonisten diejenigen, die zum Auswandern raten. Und das Traurige ist, daß „der dumme Franek" als einziger die deutsche Gefahr erkennt. Nach einem Jahr würden die Kolonisten alles gekauft haben, sogar die Gräber der Altvordern und den blauen Himmel. — Diese Novelle wurde später von Andrzej Marek zu einem Einakter „Bociany" (Die Störche) verarbeitet. „Bauer, verkaufe deine Muttererde nicht den Deutschen", ruft Franek den Polen zu*).

An der Warthe spielt in der Zeit zwischen 1860—1872 die Erzählung Józef Laskownickis „Najdroższy skarb" (Der teuerste Schatz. 1892). Ein Bauer Grzegorz hat sein Land dem Deutschen Hermann Fresser (!) verkauft, um nach Amerika zu gehen.

> „Der arbeitsame und sparsame Deutsche wußte, daß Zeit Geld ist, daß im Wirtschaftsleben der Verlust einer Stunde unwiederbringlich ist. Er machte sich gleich an die Arbeit und pflügte von Mittag an den Acker der polnischen Erde. Abends kam seine Frau mit den Betten und verschiedenen Wirtschaftsgeräten. Obwohl Grzegorz mit seiner Familie noch in der Hütte wohnte, nistete sich Fresser sogleich mit seiner ganzen Geschäftigkeit ein." (S. 51).
>
> „Fresser rieb sich die Hände, als er die Abfahrenden sah. Von den Bauern gab kaum einer Grzegorz die Hand zum Abschied." (S. 55).
>
> „Fresser hatte zwar anfänglich nicht viel Geld, aber infolge seiner Sparsamkeit, Arbeitsamkeit und seines klugen Wirtschaftens war er sicher, nach einigen Jahren einen neuen Bauernhof kaufen zu können." (S. 66).
>
> „Man muß zugeben, daß die Deutschen emsig arbeiteten und niemals auch nur eine Stunde vergeudeten, jedes Fleckchen Erde ausnutzten, den geringsten Vorteil wahrnahmen. Bei ihnen wurde nichts schlechter, es ging auch nichts zugrunde. Die Sparsamkeit war bei ihnen vorbildlich und nachahmenswert, und dazu waren sie auf jeden Groschen erpicht. Sie bestellten das Feld gut, legten einen Garten mit Edelobst an. Sie versorgten das Vieh gut, was sich ihnen reichlich bezahlt machte, da sie Käse und Butter in die Stadt brachten und genügend Geld dafür

*) Vergl. Zschr. „Teatr ludowy" Jg. IV, Nr. 3, S. 47.

bekamen. Im Hause und in den Wirtschaftsgebäuden zeichneten sie sich durch Reinlichkeit und Ordnung vor den anderen Bauern aus. Grzegorzs Hütte sah wie ein kleiner Gutshof aus, weiß gestrichen mit großen Fenstern, einem schönen Aufgang, das Dach mit Schindeln gedeckt. Es war nicht zum Wiedererkennen."

Nach 1871 aber gelingt es dem Vater des Verkäufers, die Wirtschaft wieder zurückzuerwerben.

Die Standarddichtung dieser Gruppe der literarischen Schöpfungen ist Maria Konopnickas großes Epos „Pan Balcer w Brazylii" (Herr Balzer in Brasilien. 1910), das in einzelnen Teilen schon in der „Biblioteka Warszawska" in den Jahren von 1892—1906 veröffentlicht worden war. Die Massenauswanderung polnischer Bauern aus Kongreßpolen in den Jahren 1890—91 nach Übersee lieferte den Stoff zum ersten Teil. Auch hier verwertet die Dichterin ein erfundenes Motiv, daß Deutsche das von den Polen verlassene Land in Besitz genommen hätten:

Während der Hinfahrt nach Brasilien wird auf dem Schiffe das Gespräch auf die Deutschen gelenkt:

„Ein Deutscher aus der Kolonie erzählte uns" — begann eine Frau, die sofort von den anderen mit folgenden Worten unterbrochen wurde: „Wie kann man einem Deutschen, einer Bestie, trauen! Der Glaube eines Deutschen und der einer Katze — ist eins!" —

Eine zweite fuhr fort: „Der Deutsche ist schlimmer als eine Schlange. Wir haben in diesem Jahre unsere Habseligkeiten den Schwaben aus der Umgebung von Mława verkauft, aber der Groschen zerrann uns unter den Händen! Wir hatten keinen Nutzen davon."

Als die hilf- und ratlosen Polen in den brasilianischen Baracken nach der Weisheit „jakoś to będzie" der Dinge harrten, die da kommen würden, erschien ein Trupp deutscher Einwanderer. Das waren keine Träumer. Jeder von ihnen nahm sich sofort eine Arbeit vor, den Hammer und Schleifstein, Schraubstock und Feile. Die Polen hielten sich aus Abneigung von ihnen fern.

„Wir konnten mit dem Gesindel keine Gemeinschaft pflegen, weder wir Männer noch unsere Weiber, denn man konnte mit ihnen, die die Taufe nicht durch das Kreuz, sondern durch Wasser empfangen, weder sich verständigen noch in Frieden leben. Es waren gewöhnliche Luthers oder Kalviner, wie diejenigen, die bei uns auf den Hauländereien sitzen. Sagst ihnen: „Gelobt sei", und der Nichtsnutz — statt „In alle Ewigkeit" — zu erwidern, brummt sich etwas unter der Nase."

Der Argwohn der Polen gegen die Deutschen war so groß, daß sie die Fäuste ballten und einander vor den „Lumpen" wie vor einer drohenden Gefahr warnten. Die Sterblichkeit unter den Polen war infolge des gelben Fiebers sehr groß. Die Deutschen, die die Ursachen der verheerenden Krankheit bald erkannt hatten, zogen ins Gebirge, wo es trockner war, und brannten Scheiterhaufen, um sich auf diese Weise gegen die Malaria besser zu schützen. Ihnen nachzuahmen, hielten die Polen nicht für angebracht. Als sie aber während eines Begräbnisses Deutschen begegneten, die ihre Häupter nicht entblößten, überfielen sie diese „nichtswürdigen Lumpen". Die Prügelei endete mit der Flucht der blutiggeschlagenen Deutschen, denn auch die Wachtmeister mit ihren Hunden eilten den Polen zu Hilfe. (Vergl. S. 187).

Als die brasilianische Ansiedlungskommission von den Einwanderern Bescheid verlangte, in welchem Staate sie sich anzusiedeln beschlossen hätten, sagte „die deutsche Bande" wie ein Mann: Blumenau. Im Gegensatz zu ihnen zankten sich die Polen heftig, da jeder nach einer anderen Himmelsrichtung wollte. Kaum hatten sie an Ort und Stelle kümmerliche Hütten errichtet, da erschien auch schon ein Deutscher mit kaufmännischem Geschick und machte einen Laden auf. — — Die Deutschen schimpfte man „psiawary Szwaby" (schwäbische Hundebande). Einer von ihnen wurde totgeschlagen, weil er ein polnisches Mädchen schänden wollte. Wie in allen anderen Erzählungen dieser Gattung kehren auch im Epos der Konopnicka die polnischen Auswanderer in ihre Heimat zurück, da sie es vor Not und Sehnsucht in der Fremde nicht aushalten*).

Mochten in jenen Jahrzehnten, in denen diese Dichtungen entstanden, die politische Tendenz und die Gegenwartsnähe den Blick für die wirklichen Zusammenhänge trüben, so mußte die nächste Generation in Polen, die das künstlerisch zweifellos wertvolle Epos „Pan Balcer w Brazylii" u. a. als Pflichtlesestoff las, dessen mangelnde Logik und Geschichtstreue erkennen. Waren die Polen wirklich so schlappe Kerle, daß sie bei ihren Auswanderungen in jämmerlicher, niederdrückender und rührseliger Weise versagten und nur bei Prügeleien mit den Deutschen ihr großes Heldentum präsentierten? Außerdem aber war in Amerika das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen ein ganz anderes. Władysław Studnicki, ein mutiger Kämpfer gegen die Legendenepidemie, hat in seinem „System polityczny Europy a Polska" (War. 1935, S. 235) festgestellt, daß in den Vereinigten Staaten Nordamerikas die Polen sich „elementar zu einer Zusammenarbeit mit den Deutschen drängten". Sie hätten an ihnen immer einen guten Rückhalt gehabt. — In Brasilien war es kaum anders. Und daß ausgerechnet immer deutsche Agenten die polnischen Auswanderer ins amerikanische Unglück gestürzt haben (es leben heute zwei Millionen wohlhabender Polen in Amerika!), können wir mit gutem Gewissen als ein tendenziöses Märchen bezeichnen[8]**). Die für die Polen in Brasilien unangenehme Nachbarschaft der Deutschen schilderte neuerdings Bohdan Pawłowicz im Roman „Pionierzy". (2 Bde. War. 1938).

Über die mittelalterliche deutsche Kolonisation in der Literatur nach dem Weltkriege

In der Nachkriegsliteratur kehrt vor allem in den Werken der Meisterin des heutigen polnischen Romans, Zofia Kossak-Szczucka, die polnisch-deutsche Auseinandersetzung um den Boden wieder, wobei das mittelalterliche Schlesien (1234—41) den Stoff liefert. In ihrem „Legnickie Pole" (1930) stehen die deutschfreundlichen Piasten Heinrich der Bärtige und sein zweiter Sohn, Heinrich der Fromme, dem ältesten

*) Vergl. den deutschen Roman von J. Gillhof „Jürnjakob Swehn. Der Amerikafahrer", in dem die polnischen Auswanderer in Amerika wegen ihrer Unsauberkeit usw. verspottet werden. (Ausg. 1920. S. 47/48, 170, 173/174).

**) Vergl. auch J. L. Popławski „Emigracja Brazylijska w rzeczywistości i w poezji" in „Szkice literackie i naukowe". War. 1910.

Sohn Konrad gegenüber, der ein begeisterter Pole und zugleich ein unversöhnlicher Feind der Deutschen und ihres Wesens ist*). Zu jedem Mittel würde er greifen, um Schlesien von den eingewanderten Deutschen zu reinigen, da sie dem Schlonsakenvolk auf der Piastenerde Schaden bringen. Er legt keine deutsche Tracht an wie die anderen, ihm imponiert nicht die deutsche Wirtschaft, die Ordnung der Sachsen.

„Sie werden uns auffressen, diese hinterlistigen Deutschen. Mit allem werden sie uns auffressen, nichts wird übrigbleiben. Weder Sprache noch Sitte."

Die Schriftstellerin hat das Privileg der dichterischen Freiheit weidlich ausgenutzt.

Wer von den Brüdern Konrad und Heinrich der ältere war, ist in der Geschichtsforschung umstritten. Die Dichterin kann sich natürlich für Konrad entscheiden. Sie unterstreicht damit das Unrecht, das ihm von seinen deutschfreundlichen Angehörigen zugefügt wird. Die Zweifel der polnischen Wissenschaft an dem Zusammenstoß der beiden Brüder und dem Hintergrund eines Nationalitätengegensatzes dabei hat inzwischen ja Grodecki in der „Historia Śląska" (Bd. I, S. 220, Anm. 2) ausgesprochen. Der historische Konrad kann, was schon O. Forst-Battaglia im Schlußwort zur deutschen Übersetzung des Romans hervorhebt, zwanzig Jahre vor den geschilderten Ereignissen gestorben sein. Hat Z. Kossak-Szczucka schon allgemein Kolorit des 14. und 15. Jahrh. ins 13. Jahrhundert zurückgespiegelt, so trägt der Patriotismus Konrads ausgesprochen Züge unserer Gegenwart. Eine unerlaubte Geschichtsfälschung begeht die Verfasserin, wenn sie die Polen Land für die einwandernden Deutschen roden läßt. Konrad fragt seinen Bruder:

„Habt ihr neue Deutsche herbeigerufen?" — Heinrich ereiferte sich: „Jawohl, drei Familien, in jeder ein Haufen Leute. Vorzügliche Ansiedler von weither aus der Gegend von Bamberg. Du wirst staunen, was das für Wirte sind! Sie werden ein Vielfaches der Körner ernten, die sie aussäen. Unser Herr Vater schenkte ihnen Ackerland bei Buczyna und dazu Felder im Odergebiet." — „Wohin sind die Kocura und Biesaga gekommen, die bei Buczyna saßen?" — „Der Herzog gab ihnen Land in Großpolen zu roden!" — „So," entrüstete sich Konrad, „warum siedeln denn die Deutschen sich nicht auf Rodeland an?" Heinrich lachte überlegen: „Die würden roden! Sie sind nicht an derlei Arbeit gewöhnt. Nur mit Mühe hat man sie auf die Ackerfelder gebracht, obzwar sie je drei Malter Getreide zur Aussaat erhielten. In die Wildnis gingen sie unter keinen Umständen." Konrad runzelte die Brauen. — „Und wenn die Kocura das Neuland gerodet haben, dann gebt ihr es wieder an Deutsche, denn diese sind an die harte Arbeit nicht gewöhnt! Hätten doch die Kocura ihnen die Knochen zerschlagen und das wohlerworbene Eigene nicht im Stich gelassen."

Und dann weiter:

„Die Unseren roden nur Neuland und mühen sich ab. Haben sie einen Streifen urbar gemacht, dann gebt ihr ihn an Deutsche, und jene schickt ihr weiter hinein in den Urwald."

---

*) Übersetzt von O. Forst-Battaglia „Die Walstatt von Liegnitz". München. Verlag J. Kösel und F. Pustet.

Oder an einer anderen Stelle:

> Schon wieder sind zwei Wagen mit Deutschen eingetroffen. „Ist schon bekannt", versetzte Słup, „es sind neue Ansiedler aus der Gegend von Bamberg." „Sie haben sich so angefressen, daß man's nicht mehr erdulden kann," fuhr Konrad zornig fort, „wirft man einen Stock irgendwohin, so trifft man einen Deutschen, und mein erlauchter Vater, der Herzog, ruft immer neue und neue herbei."

Die Edelleute stimmen ihm zu: „Die Deutschen sind eine Plage, möge sie der Teufel holen!"

Es gibt auch polnische Edelleute, die versöhnlicher denken — Andreas Sreszowic:

> „Der Herr Herzog rufen sicher deswegen die Deutschen herbei, weil sie klug und brauchbar sind." „Ja", pflichtete ihm Spicymir geschwind bei, „der Herr Herzog wollen Schlesien prächtig ausschmücken und bereichern." „Was haben wir davon", brach Konrad los, „ich ziehe vor, nichts von jenem Reichtum und keine Städte zu sehen, doch dafür keine Deutschen anzutreffen. Hund und Katze, Pole und Deutscher gehören nicht zusammen. Wir brauchen sie hier nicht. Bleibe lieber alles beim alten! Der Vätter Sitte war gut."
>
> „Ja", stimmte aus Gewohnheit auch diesmal der Vogt bei. „Entsetzlich bedrücken sie uns", mengte sich Dzierżek ein, „vom Bauern nehmen sie den Zehnten für Kirche und Burg, der Deutsche aber siedelt nach seinem Recht, kümmert sich um nichts und macht sich breit."
>
> „Kaum hast du den Deutschen über die Schwelle gelassen, so gehört Ihm schon die ganze Hütte", pflichtete Słup, des Domosław Sohn, bei.
>
> „Wer wüßte gegen sie Rat", seufzte verzweifelt Jarach Klimowic, „wer wird uns erretten?"
>
> „Jeder wüßte Rat", schrie heftig der Jägermeister, „wenn nur Bauern und Wlodyken zusammenhalten und diese Pest aus dem Lande treiben! Wenn wir das nicht tun, dann seht zu, wie wir zu Bettlern werden." —
>
> Die Deutschen verjagen, das war seit den Kinderjahren sein liebster Traum. Schlesien von ihnen säubern, möge es dann auch arm und kulturlos sein! Was galten ihm da Vater und Bruder. — —
>
> Er haßte die Deutschen Tag und Nacht, daheim und auf dem Felde, grausam, wütend."

Es ist zur Genüge bekannt, daß die Waldhufendörfer in Schlesien nur zu einem winzigen Teil slavische Ortsnamen tragen und daß gerade die deutschen Einwanderer die Roder gewesen sind*).

Konrad versammelt seine polnischen Anhänger, wird aber von Heinrich mit seinen deutschen Rittern in die Flucht geschlagen und kommt dabei im Moor um. Heinrichs zur Versöhnung gereichte Hand hat er vorher zurückgewiesen und nochmal genau erklärt, weshalb er ein Feind der deutschen Kolonisation sei. Einflüsse von Prus (Placówka)

*) Vergl. Bernhard „Die Waldhufendörfer Schlesiens."

und Reymont sind deutlich sichtbar. Der Hinweis auf die durch die Deutschen angeblich veranlaßten sozialen Mißstände gemahnt verblüffend an aktuelle Bestrebungen der polnischen Wissenschaft (Tymieniecki), die deutsche Kolonisation für die ungünstige Entwicklung der Agrarstruktur im polnischen Reiche verantwortlich zu machen. Heinrichs Gattin Anna, im Roman boshaft, bigott, hochmütig, unverträglich, geizig dargestellt, die mit allen möglichen Zaubermitteln Konrad aus der Welt schaffen möchte, war in Wirklichkeit eine gute, fromme Herrscherin. Auch an anderen Stellen des Buches wird der Wunsch der Verfasserin spürbar, Schatten auf das Bild der Deutschen zu werfen, z. B. der an der Schlacht teilnehmenden deutschen Ordensritter und des Landmeisters Osterna. Die einzige der Trebnitzer Nonnen, die sich auf das Illuminieren von Handschriften versteht, soll eine Italienerin gewesen sein. Das steht in Widerspruch zu der Feststellung der Bamberger Einwirkung auf die Trebnitzer Buchkunst. Wieso war Albrecht der Bär zur Zahlung des Peterspfennigs verpflichtet? Und worauf gründet sich die gegen ihn erhobene Beschuldigung des Überfalls auf den Legaten? Wir kennen keinen Anhaltspunkt, der eine solche „Ausschmückung" rechtfertigen würde. In Trebnitz dürften wohl kaum jemals Bergleute gewesen sein. Unhistorisch ist auch die im Anschluß an Longinus (Długosz) gebrachte Fabel: Wolstatt — Bonus campus — Dobre pole, sowie die lang vorbereitete Wahl des Schlachtfeldes durch die Mongolen. Diese Proben genügen für unsere Feststellung, daß auch heute der polnische Roman noch weit davon entfernt ist, dichterische Freiheit mit geschichtlicher Stilechtheit zu verbinden.

Zofia Kossak-Szczucka hat sich noch in zwei anderen Romanen der Geschichte Schlesiens zugewandt. „Wielcy i Mali" (1927) schildert die ungeschickte Politik Sigismunds III., die durch die Entsendung der „Lisowczycy" nach Wien die Habsburger rettet, sowie die Tragödie des Aussterbens der schlesischen Piasten, deren Erbe in deutsche Hände übergeht. „Nieznany kraj" („Das unbekannte Land", 1932) ist eine Synthese der Geschichte Schlesiens, die mit den Kämpfen Boleslaus' des Tapferen gegen den deutschen Drang nach der Oder beginnt und dem siegreichen Marsch der polnischen Aufständischen 1921 nach der Oder endet.

In der Zeit des großen Tatareneinfalls spielt auch F. A. Ossendowskis historischer Roman „Wańko z Lisowa" (1929). Hier läßt der Verfasser Mieszko den Kahlen von Masovien gegen die deutschen Kolonisten in Polen Stellung nehmen, die im Falle eines Krieges schlechtbewaffnete und unfähige Kämpfer seien, die Bodenschätze und Früchte des Landes betrügerisch den Ihrigen zuschanzten.

> „Unsere Väter lebten ohne die deutsche Kotzbaie und deutsches Tuch, ohne Branntwein, der Gold verschlingt, ohne Magdeburger Säbel, Nürnberger Panzer und andere Sachen, und sie fühlten sich wohl dabei! Jetzt nimmt unser Boden ab, und die besten Strecken gibt der Fürst den deutschen Gaunern (Niemcom oszajcom), und die fremden Leute regieren sich selber, und keiner der Lechiten weiß, wie sich die Einwanderer verhalten, wenn in den Westmarken Krieg zu führen ist? Werden sie zu uns halten, oder die Schärfe ihres Schwertes gegen uns richten? — Das ist wahr, — rief Wańko. — Die Fürsten freuen sich,

daß vor ihren Burgen in Krakau, Liegnitz, Plozk reiche Siedlungen entstanden sind. Aber was soll daraus werden, wenn in ihnen der feindliche Deutsche wie im eigenen Lande regiert"*). — —

In der polnischen Geschichtsforschung ist der deutschen Kolonisation manch ehrenhaftes Zeugnis ausgestellt worden. Wer einmal durch die Weichselniederung gewandert ist, der weiß, warum deutsche Bauern nach Polen geholt worden sind, der achtet auch ihr Heldentum der Arbeit. Die polnische Erneuerung nach den Teilungen schufen nicht die, die lediglich Haß predigten oder sich als Apostel gebärdeten, sondern die, die arbeiteten und neue Werte und Grundlagen aufbauten. Die polnische schöngeistige Literatur aber hat bisher zu wenig Fähigkeit für die Erkennung wirtschaftspolitischer Notwendigkeiten entwickelt, um unsere Kolonisation gerecht würdigen zu können. „Kolonizacja niemiecka i wpływy niemieckie były czynnikiem siły Polski przez długie wieki" (Die deutsche Kolonisation und die deutschen Einflüsse waren viele Jahrhunderte hindurch ein Faktor der Stärke Polens), stellt Władysław Studnicki (1935) fest. Ein solches Zeugnis ist ein Beweis für die starke innere Haltung dem deutschen Partner gegenüber. Es nötigt uns ein Gefühl der Achtung ab, das wir vielen polnischen Dichtungen versagen müssen, weil in ihnen der wichtigste Entstehungsgrund der deutschen Volksinseln, die polnische Einwanderungspropaganda, verschwiegen und ein völlig verfälschtes Bild der deutschen Rodungs- und Entwässerungsarbeit gezeichnet wird. Wir Deutschen lesen aus der wissenschaftlichen Erforschung der deutschen Siedlung in Polen etwas anderes heraus als die polnischen Dichter, nämlich das Heldentum bäuerlicher Arbeit im Kampfe für Polens kulturelle Aufwärtsentwicklung[9]).

Die Zeit von 1886—1914 mit der Ansiedlungskommission und dem Enteignungsgesetz (1908) spielt in der Beurteilung der deutschen Siedlung in Polen und ihres Umfanges im Grunde genommen eine verschwindend geringe Rolle. Die polnische Gefühlsreaktion in jenen Jahren hat jedoch dazu beigetragen, daß das Gesamtbild der deutschen Kolonisation verdunkelt und verfälscht wurde, obwohl die polnische Wissenschaft ja richtig festgestellt hat, daß in Westpreußen und Posen von 1886—1914 trotz aller deutschen Maßnahmen der polnische Bodenbesitz in 49 Kreisen zugenommen und nur in 15 abgenommen hat.

*) Diese Stelle erinnert an einen bis in die letzte Zeit hinein wachgehaltenen Argwohn, der auch in Sienkiewicz's „Potop" im Verhalten der Lutheraner gekennzeichnet wird. Vergl. auch Kurt Lück „Vom Mißbrauch der strategischen Gefahr". In „Nation und Staat". Zeitschrift für das europäische Minoritätenproblem. 1929, H. 6.

4. Kapitel.

Erbfeindschaft oder die friedlichste Nachbarschaft in Europa?

Deutsche Blutopfer für Polen im Spiegel der Geschichtsforschung

Im Urteil der Antike über die Germanen kehrten besonders zwei Eigenschaften immer wieder, ihre Leibesgröße und ihr furor teutonicus, in dem man etwas Barbarisches sah. In wildem Ansturm, ohne Scheu vor Tod und Gefahr gingen sie auf den Gegner los. Persönliche Tapferkeit galt ihnen als die höchste Tugend. Auch in den polnischen Quellen des Mittelalters wird den Deutschen im allgemeinen der Vorwurf ungestümer, grausamer Heftigkeit gemacht. So wird in der Cronica Polonorum wiederholt von den „impetuosis Alemannis" gesprochen. Der Kriegsruhm der Deutschen bestand in der europäischen Meinung ungeschmälert bis ins 16. Jahrhundert hinein und teilweise darüber hinaus. So schreibt der Lemberger Chronist B. Zimorowicz von einem tapferen deutschen Verteidiger der Stadt, dem Schöffen Ferdinand Lechner: „Ein Mann von deutschem Geiste." Bekanntlich haben Jahrhunderte hindurch deutsche Ritter und Soldaten mitgeholfen, Polens Ostgrenzen gegen Tataren, Kosaken und Türken zu verteidigen. Schon Boleslaus den Tapferen begleiteten 1018 dreihundert deutsche Ritter bei seinem Feldzug nach Kyjiv (Kiew). St. Zakrzewski, einer der scharfsinnigsten Erforscher der ältesten polnischen Geschichte, stellt fest, daß „Kasimir d. Gr. in seinen Kriegen um Rotreußen sich der Hilfe der deutschen Ordensritter bediente". „Die Teilnahme der Kreuzritter an der ganzen Aktion besaß für Polen eine hervorragende Bedeutung. In Hinsicht auf die bei ihnen verfügbaren Kräfte erhöhten sich außerordentlich die Hoffnungen auf den Sieg." Die Bedeutung der deutschen Edelleute für die Verteidigung Podoliens hat Prochaska mehrmals rühmend anerkannt. Diese Fremden seien oft „den Heldentod bei der Verteidigung des Landes im Kampfe gegen die Tataren" gestorben. In der Schlacht an der Worskla (1399), in der Witowt eine furchtbare Niederlage durch die Tataren erlitt, fielen auch mehrere Hundert deutsche Ritter. Bei Kopestrzyn (1432) gegen Swidrigail, wo es um Podolien ging, hätten die Polen sicher eine Niederlage erlitten, wenn nicht der deutsche Schlesier Konrad Kemlitz durch einen verwegenen Angriff seiner Hundertschaft auf die Reußen und Tataren das Schlachtenglück gewendet hätte. Ein polnisches Soldatenlied aus dem Jahre 1541 erfleht Gottes Fürsorge nicht nur für die Polen, sondern auch für die deutschen

Ritter, die sich im Namen Christi mit den Ungläubigen schlugen. Die betreffende Strophe lautet:

Żal sie bog riczerstwa cznego	Herr Gott, nimm Dich der Edlen an,
Tego ludu Niemieczkiego.	der Ritterschaft vom deutschen Stamm.
Day Christe, bi zthobą bili	Möge Christus sie zu sich bitten,
Bocz sie w gimie twoie bily.	da sie in seinem Namen gestritten.

Den berühmten Tatarenkämpfer des 16. Jahrhunderts, den Deutschen Bernhard von Prittwitz, nennt ein polnischer Chronist „die Mauer des podolischen Landes", ein zweiter „würdig des Gedenkens aller Polen". Die ukrainische Geschichtsforschung hat sogar die Ursache für die Niederwerfung der Kosakenaufstände des 17. Jahrhunderts, die Polen an den Rand des Abgrunds brachten, darin gesehen, daß soviele deutsche Söldner im polnischen Heere kämpften. „Alle diese blutigen Mißerfolge und schweren Niederlagen fügten den Kosaken nicht so sehr polnische als vielmehr deutsche Truppen zu, die Polen im damaligen Deutschland oder Österreich angeworben oder vom brandenburgischen Kurfürsten oder kurländischen Herzog erhalten hatte" (Oljančin).

1648 verteidigten u. a. 600 deutsche Soldaten monatelang die vorgeschobene Festung Kudak gegen die aufständischen Kosaken, als Chmielnyćkyj schon vor Lemberg stand. Sie ergaben sich, zusammen mit dem tapferen polnischen Kommandanten Grodzicki, nicht und wurden alle niedergemacht. Es ist dies eines der glänzendsten Blätter der polnischen Kriegsgeschichte, das vorwiegend mit deutschem Blut beschrieben wurde. „Schau, o Krone", schreibt damals der Pole Okolski von den deutschen Soldaten im polnischen Heere, „auf deine Diener, obwohl sie Fremdländer sind, wie sie doch für die Unversehrtheit, Gesundheit und Ehre deiner Grenze ihr Blut vergießen und mit ihm deinen Ruhm besiegeln." Als 1671 „die Vormauer des Christentums" Podolisch-Kamentz nicht mehr gegen die Türken zu halten war, zog der deutsche Artilleriemajor von Heyking den freiwilligen Tod einer schmachvollen Übergabe vor. Er sprengte sich mitsamt dem Pulverturm in die Luft.

In den „Satiren oder Ratschlägen zur Besserung der Ordnung und Sitten in Polen" (poln.), die 1650 aus dem Gefühl ehrlicher Besorgnis der Schriftsteller Krzysztof Opaliński schrieb, kommt die Einstellung zu der deutschen Hilfeleistung in den ukrainischen Ostmarken in bezeichnender Weise zum Ausdruck: „Ich gebe folgenden Rat, wie er bei den Römern galt, die colonias veteranis, das heißt also superflua plebe, anlegten. Ich verstehe das so: in den wichtigeren Siedlungen praesidii loco hundert oder zweihundert Deutsche haben, denen ihr Schwur nicht gestattet, die Fahne zu verlassen, solange sie aufgepflanzt bleibt. Daraus würde sich ergeben, daß sie sich dort auch ansiedeln möchten, wozu sie durch Zuteilung von Grund und Boden, und die Freiheit Concesso stipendio ermuntert werden müßten: und es müßten weiterhin solche hinzugeholt werden, die zu Bürgern werden"*).

*) Krzysztof Opaliński „Satyry albo przestrogi do poprawy rządu i obyczajów w Polsce" (Poznań 1840, S. 276) in der 8. Satire des 5. Buches „Abo zdanie i rozsądek o nowych osadach i słobodach ukrainnych". Der uns interessierende Ratschlag lautet: „W celniejszych osadach praesidii loco mieć sto, dwieście Niemców, których przysięga nie cierpi odstąpić Chorągwi pokąd stawa; ztądby to urosło, żeby tam i osiadać chcieli, do czego ich przychęcać pozwoleniem gruntu, i wolności Concesso stipendio..." Daß diese Ratschläge Opalińskis keine Theorie blieben, beweist jene ukrainische Ballade, die von den „zamočky nemečky i bašty turećki" singt.

Vor Wien (1683) fiel u. a. im Heere Sobieskis einer der zahlreichen Deutschen, die damals in seinem Heere fochten, „der tapfere Major Greben" (von der Gröben). Die Zahl der Deutschen, die in früheren Jahrhunderten für Polens Unversehrtheit heldenmütig ihr Blut oder Leben hingegeben, Festungen gebaut und Waffen geschmiedet haben, ist Legion. In seinem Buch „Ludzie, Idee i Czyny" (War. 1936, S. 7) schreibt Władysław Studnicki, dessen Werke bisher in Europa durchweg ein lautes Echo hervorgerufen haben: „Als ich während des Weltkrieges nach dem befreiten Warschau eilte, einige Tage nach dem Abzug der Moskowiter, sah ich ein riesiges Feld frischer Gräber: Bayern, Hannoveraner, Württemberger, Sachsen, Preußen, Deutsche aus allen Teilen des Reiches lagen hier auf polnischer Erde, und als Folge dieser Opfer entstand das freie Polen. Freilich haben sie nicht mit dieser Absicht gekämpft. Sie kämpften um die Geltung ihres Volkes in der Welt, um seine internationale Lage, aber das Ergebnis dieser Kämpfe war unsere Freiheit. Wie wir nicht ohne Widerwillen an den denken können, der uns sogar ohne böse Absicht ein riesiges Leid angetan hat, so können wir nicht ohne Rührung an das Volk denken, das ohne wohltätige Absichten dennoch die größte Wohltat erwies, die Möglichkeit, unsere Freiheit zu erlangen."

Die deutsch-polnische Grenze ist eine der friedlichsten in Europa gewesen. Olgierd Górka bezeichnet sie sogar als „die am meisten beständige und ruhige Grenze der Welt bzw. Europas", denn sie hat u. a. 306 Jahre hintereinander keine Veränderungen erfahren. Alle Behauptungen von „einem ununterbrochenen tausendjährigen deutsch-polnischen Kampf" sind eine historische Fiktion[1]). Daß es 1939 zum Kriege kam, lag an der Kurzsichtigkeit der Warschauer Regierung, die sich vor den Wagen der englisch-französischen Politik spannen ließ. — Daß es eine unumstößliche Wahrheit der Geschichte ist, daß Boleslaus der Tapfere die Gebiete bis an die Elbe und Saale schrecklich verwüstete und Polen ein erheblicher Anteil am Untergang des ostelbischen Slaventums zugeschrieben werden muß (man denke an die Schilderung der Pommernabschlachtung in der Chronik des Gall), hat die polnische Dichtung außer acht gelassen. Sie läßt die Polanen immer nur als Befreier der Westslaven auftauchen.

Man selbst ist tapfer, der Gegner ist furchtsam

Die nie volkstümlich gewordenen Urteile der Wissenschaft über den deutschen Soldaten werden völlig überschattet durch den Hang der Volksüberlieferung und des schöngeistigen Schrifttums, den Polen als edel und mutig und den Gegner als unedel und feige hinzustellen. Dies ist in den Spottversen über die „Furchtsamkeit des Deutschen" schon für die Volksmeinung erhärtet (S. 256). Im polnischen und ukrainischen Volksschauspiel des 16.—18. Jahrh. erfreut sich der großschnäuzige deutsche Soldat, der sich aber letzten Endes als furchtsam erweist und Prügel bekommt, einer nie versiegenden Beliebtheit. Natürlich haben wir es hier mit nichts anderem als der Kopie des alten „miles gloriosus" zu tun. Typisch ist dabei, daß der Deutsche mit dem Degen ficht, während der Pole mit dem Dreschflegel schlägt. Der Niemiec klagt, daß er nur mit einem, sein Gegner aber gleich mit anderthalb Stöcken

schlägt[2]) *). J. Hordyńskyj hat in den „Pamiatky ukrajińskoi movy i literatury", (Bd. VIII Lemberg 1930, S. 25 ff.) ein ukrainisches „Intermedium" aus dem 17. Jahrhundert für zwei Personen (deutscher Soldat und ukrainischer Bauer) veröffentlicht. Es zeichnet sich durch eine herzerfrischende Derbheit aus. Der hungrige Soldat tritt auf und bittet in einem fürchterlichen Polnisch um frische Butter, süße Milch und Käse, Weißbrot, Bier, warme Kissen und Federbetten, Honig mit Ingwer, Rosinen mit Zucker. Wenn er das nicht bekäme, würde er krank werden:

„Ciołem mosci Panowie dayze Szczęscie Boze
a jeżeli sie przedcie, y Niemiec spomoze.
Cy nie macie na przedaż masielky mlodegi
Mliky slodki i syra, y chleby białegi,
Piwy, ciepłe poduszky mięky i pierzyny,
Miody z imberem gr(z)ane y s cukrem rozyny,
tegi ia wszystiegy dzis u was potrzebuie,
Bo gdy tegy nie staie, to ia iuz choruie."

Der Ukrainer begrüßt ihn freundlich und fragt, ob er nicht mit trockenem Brot und Wasser fürliebnehmen möchte, worauf der Soldat ihn Hurensohn nennt und mit dem Kantschuk droht. Es kommt zum Wortgefecht. Der Deutsche schimpft (gleichsam in seiner Sprache):

„Kym hir na szponder hanc, a na szwachter tuchter
far szwarc i to gdy ten szelmy, dorabey zur duchter."

Der Bauer nimmt den Dreschflegel, der Deutsche zieht den Degen und rühmt sich, er habe zwanzig Meilen vor Podolisch-Kamentz „die Tataren mordsmäßig geschlagen", einen getötet und zwei gefangen genommen.

Der Bauer lacht ihn aus:

„Höchstens hast du, Scheißkerl, von Kamentz gehört,
standest zwanzig Meilen entfernt mi'm Gefährt.
Ich hab' erfahr'n, daß ihr euch mit den Tataren gerissen
und vor Angst alle Pluderhosen vollgeschissen,
und daß ihr zwei Tataren habt bekommen —
die Tataren aber von euern hundert genommen.
Ich hör', du hättest ruhmvolle Taten vollbracht,
hast wohl 'ner Baba auf'm Ofen ein Ding gemacht." Usw.

Der Deutsche bekommt nun Prügel mit dem Dreschflegel, so daß er hinpurzelt. Doch klingt der Schluß wieder versöhnlich:

„Steh auf, zum Teufel, was liegst? Genug geschlagen,
Komm rein ins Haus, wir woll'n uns vertragen."

Hordyńskyj veröffentlicht (S. 28—31) noch ein zweites „Intermedium", in dem ein Kosak einen Polen und einen Deutschen besiegt.

Ähnlich behandelt den deutschen Krieger auch das polnische Volksschauspiel, in dem ganz allgemein der Deutsche mit seinen Lächerlichkeiten und Fehlern als Scharlatan, schlechter Diener und feiger Soldat eine Lieblingsfigur gewesen ist. Im satirischen Zwiegespräch „Służały

*) Vergl. S. 65, S. 242 „Anderthalb Stock".

z wojny cesarskiej przyjechawszy, kiełbasą się uzdrowił" (Wie der aus dem kaiserlichen Kriege gekommene Dienstmann sich mit Wurst auskurierte) treten neben dem Deutschen Zeelman drei Polen, irgendein Mann, ein Knabe und ein Koch auf. Zeelman erzählt von den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges und der Sinnlosigkeit des Mordens. In dem Augenblick, in dem er vor Hunger und Ermattung ohnmächtig wird, erblickt er einen Polen und ruft um Hilfe, bittet um Butter und heißes Bier, da er herz- und leberkrank sei. Um ihn zu verspotten, legt ihm der Pole einen leeren Teller auf das Herz. Da Zeelman meint, man müsse eine Wurst auf das Herz legen, das helfe besser, läßt der Pole eine durch einen Jungen holen, der dem Kranken die Wurst immer nur vor die Nase hält und sie wieder wegzieht. Als der Koch angelaufen kommt, dem die Wurst gestohlen wurde, rückt auch der Deutsche aus und kann laufen wie ein Gesunder. Noch drastischer ist ein satirisches Zwiegespräch „Służały rozmaitego chleba spróbowawszy, do Niemca na wojnę przyjdzie" (Ein Dienstmann, der auf verschiedene Art sein Brot gesucht, geht mit dem Deutschen in den Krieg). Der polnische Knecht schmeichelt aus Spott dem reichen Hanus. Er habe viel von seinen Kriegstaten gehört. Der Deutsche rühmt seinen Degen, mit dem er in die Mauern von Smolensk ein großes Loch geschlagen habe. Nachher aber erweist es sich, daß er vom Kriegshandwerk nichts versteht. Er will die Sporen anmachen und dann erst die Stiefel anziehen. Als hinter ihm jemand heimlich eine luftgefüllte Schweinsblase zerschlägt und es laut knallt, stößt Hanus einen lauten Angstschrei aus. Er schaut sich um und sieht, wie jemand mit gespanntem Bogen nach ihm zielt. Da rückt er aus.

Diese komischen Zwiegespräche, die u. a. auch als Einlagen in den Pausen zwischen den Akten eines Dramas vorgetragen wurden, erweckten im 16., 17. und 18. Jahrh. Beifallsstürme der polnischen Zuschauer.

Als feiger Prahlhans wurde der Deutsche nicht nur im Volksschauspiel, sondern auch in der Dichtung gezeichnet. Mikołaj Rey spottet in seinem auf unserer Seite 182 ganz übersetzten Gedicht:

„... wenn der Kerl flüchtet, man ihn ereilt und stellt,
weil er sich in die Pluderhosen verwickelt und fällt."

Als Probe aus den Scherzgedichten des 17. Jahrh. soll Wezpazyan Kochowski (1633—99) zu Worte kommen:

Entschlossenheit ist mehr als Kraft.

„Ein Masovier und ein Deutscher fuhren auf sehr enger Straße.
Aus dem Wege! Brüllt auf den Deutschen der andere in strengem Maße.
Weich aus, du Pluder, sonst sollst du gleich schauen,
wie ich gestern schon einen, will ich dich heut' verhauen.
Der Deutsche tat's und fragt, da ihn die Angst beschlichen:
Wozu das? — Wärst du nicht feige, wär' ich ausgewichen" [3].

In einem von Stanisław Trembecki 1784 verfaßten und an I. Krasicki gerichteten Gedicht heißt es:

„Niemals machten uns durch Tapferkeit Furcht der Teutonen Leiber.
Sie drangen vor durch List, durch Handel und durch Weiber" [4].

Antoni Łabęcki (geb. 1786) spottet:

„Sollte in den Krieg mal ziehn ein echter Schwab',
Der sich immer nur an Trank und Speis gelabt,
Braucht man keine Regimenter bereit zu machen,
Auch keine Kessel, Pauken, Trompeten gegen den Schwachen.
Es genügt, tut man dem Schwaben einen Hasen zeigen,
Der kann dreihundert Schwaben schrecken und vertreiben" [5]).

Es wiederholt sich auch oft das schon in dem ukrainischen „Intermedium" verwandte Motiv, daß sich der Deutsche vor Angst in die Hosen macht.

Stryjkowski (16. Jahrh.) sagt u. a. in einer Beschreibung der Schlacht bei Tannenberg-Grunwald von den Ordensrittern: „Und sie rückten aus, indem sie die Pluderhosen fallen ließen, mancher machte auch in sie hinein." Das letzte Glied einer Kette solcher Darstellungen ist Michał Rusineks „Burza nad brukiem" (War. 1932). Ein österreichischer Offizier muß 1919 vor den wütenden Galiziern fliehen. Ein Pole versteckt ihn im Abtritt und gibt ihm seinen Anzug zur Flucht. Als er die Uniformhosen des Flüchtlings wegräumen will, kommen sie ihm so sonderbar schwer vor...

Wie die Volksüberlieferung, so hat auch das schöngeistige Schrifttum Freude daran, bei Prügeleien immer die Deutschen unterliegen zu lassen. In der „Placówka" schlägt Jędrek den Hermann nieder. Dafür muß er vor der Flinte eines anderen Deutschen ausreißen und nachher zur Strafe sitzen. Der Bauer Seweryn in Dygasińskis „Demon" treibt ein ganzes Rudel Deutscher auseinander, die in achtungsvoller Entfernung Steine in die Taschen sammeln. Er droht ihnen, er würde sie alle aus Polen vertreiben, weil sie den einheimischen Bauern das Brot wegnehmen.

In Reymonts „Chłopi" spottet der Pole Gschela über die Deutschen:

„Die sind zu zart für eine Nachbarschaft mit uns Bauern, und wenn denen nur einmal einer auf den Schädel klopft, dann fallen sie gleich um..."

„Hat sich denn einer mit ihnen geprügelt?" fragt der Gutsherr neugierig.

„Was ist da zu prügeln? Mathias hat einen umgestoßen, weil er auf sein „Gelobt sei Jesus Christus" nichts geantwortet hat, da hat er gleich Blut von sich gelassen; ein Wunder, daß ihm die Seele nicht auf und davon geflogen ist."

„Ein ganz weiches Volk! Fürs Auge sehen die Kerle wie die Eichen aus, und haust du mit der Faust zu, dann ist es, als ob du ein Federbett triffst..."

„Bartek der Sieger" von Sienkiewicz verhaut den deutschen Lehrer samt seinem erwachsenen Sohn, steckt ihn mit dem Kopf zuerst in ein Wasserfaß und hält mit einer Zaunlatte die zu Hilfe eilenden Kolonisten in Schach, bis ihn ein heimtückischer Steinwurf an den Kopf zu Boden wirft. Aber auch dann wagen sich die Deutschen immer noch nicht an ihn heran.

Nur in großer Überzahl trauen sich die Deutschen, einen Polen anzugreifen, z. B. in Artur Gruszeckis „Szarańcza" (1899), wo vierzig deutsche Jungen über einen alten Schlonsaken und einige

Frauen herfallen und ihn ohnmächtig prügeln. Der Streit beginnt damit, daß die Knaben den Alten wie einen Hund locken[6]).

Mit Vorliebe werden Gefechte geschildert, in denen die Deutschen ausrücken oder versagen. Walery Łoziński (1837—61) läßt in seinem einst sehr bekannten Büchlein „Ludzie z pod słomianej strzechy" den braven Bauern Maciek Zerwikaptur in einer Schlacht gegen den Orden ein einzigartiges Wunder der Tapferkeit vollbringen. Drei Kreuzritter stehen vor ihm. Er warnt sie menschenfreundlich, und als das nichts fruchtet, schlägt er mit einem einzigen Hieb seines Schwertes gleichzeitig allen drei Gegnern das Haupt vom Rumpfe. König Lokietek (Ellenlang) belohnt diese Wundertat mit der Verleihung eines Adelswappens, das drei Hammelköpfe enthält. Kazimierz Przerwa-Tetmajer läßt im Drama „Zawisza Czarny" (1901) seinen Helden mühelos den deutschen fürstlichen Ritter Felsburg besiegen, der nachher in Polen zusammen mit dem deutschen Abt Barber eine Verschwörung anzettelt, um König Jagail sein Reich abzujagen. Die Polen nennt er „slavisches Vieh", zu dem er als Halbgott Wotan käme. Vom toten Kasimir sagt er: „Möge ihm die Erde leicht werden, oder vielmehr der polnische Dreck..." In Żeromskis „Popioły" werden fünfhundert Deutsche (lutry) in Tschenstochau von Polen und Franzosen belagert. Die Bauern aus der Umgebung müssen an vielen Stellen Feuer anzünden, um starke Belagerungstruppen vorzutäuschen. Schon auf die Drohung hin, daß die Stadt sofort bombardiert wird, ergeben sich fünfhundert Soldaten mit dreihundert (!) Geschützen einem fünfmal schwächeren Feinde. — Sienkiewicz läßt in „Bartek Zwycięzca" die Deutschen „aus Angst" — die „Wacht am Rhein" singen. Walery Przyborowski betitelt ein Buch: „Wie die Preußen aus Warschau ausrückten" (poln. 1911). Besonderer Vorliebe erfreut sich die Niederlage der Preußen 1806/07, z. B. im „Pan Tadeusz" von Adam Mickiewicz:

„Von Herren Todwen kam ein Bote in aller Eil' —
Grabowski las den Brief — rief: „Jena! Jena! Heil!
Die Preußen sind geschlagen! auf's Haupt geschlagen! Sieg!"
Kaum hört' ich die Worte, als ich sofort vom Pferde stieg,
Um kniend dem Herrn zu danken. — Wir sind in die Stadt gefahren.
So — scheinbar nur in Geschäften, als hätten wir nichts erfahren.
Siehe da! alle Landräte, Hofräte, Kommissäre
Und alles Geschmeiß der Art, was gibt uns das für Ehre:
Verbeugt sich uns tief — es zittert, es erbleicht die Brut,
Wie wenn man die deutsche Schabe begießt mit heißem Sud.
Wir reiben uns lachend die Hände — bitten ganz untertänig:
Was Neues? Was hört man von Jena? — Ha, die erschraken nicht wenig!
Sie staunen, daß wir vom Unglück ihrer Armee
Schon wissen — die Deutschen schrei'n: Ach Herre Gott, oh weh'!
Und rennen mit langen Nasen nach Haus — dann weiter Reißaus!
War das ein Laufen! Die Straßen nach Groß-Polen hinaus,
Alles voll fliehender Deutschen! Das kroch euch, wie die Ameisen,
Und schleppt das Fuhrwerk, Kutschen und Droschken, wie sie das heißen,
Alles schwer bepackt, die Weibchen wie die Männchen,
Mit Pfeifen, mit Kisten und Kasten, Bettstellen und Kaffeekännchen.
Reißaus, was Platz hat! Indessen besprechen wir uns ganz leise:
Holla, zu Pferd! Verleiden wir diesen Deutschen die Reise! —

Hei! Hofratsrippen geschunden! Landräte und andere Hundebrüder gehackt!
Die Herren Offiziere bei den Zöpfen gepackt!
Und General Dombrowski stürzt schon herein nach Posen,
Und bringt: Befehl zum Aufstand vom Kaiser der Franzosen!
Acht Tage — und die Preußen waren hinausgetrieben:
Nicht für ein Medikament war einer übrig geblieben!" [7])

Friedrich Wilhelm III. wird in Żeromskis „Popioły" verspottet:

„Warschau hat er genommen, Tschenstochau besetzt, und bis vor Krakau ist er gezogen. Und jetzt hast du Pluder die Hosen verloren, jetzt rückst du aus! Wo ist denn dein Land? Zeig' mal! Hast kein Berlin mehr, kein Stückchen Land, du Dieb fremden Gutes..."

In manchen Erzählungen wird die Furchtsamkeit geradezu als Volkseigenart der Deutschen hingestellt.

Als ein zu seinem Schwiegersohn nach Nieśwież gekommener deutscher Fürst sich unvermutet zwölf zahmen und abgerichteten Bären gegenübersah, packte ihn große Furcht („Książę, choć panujący, ale zwyczajnie, jako Niemiec lękliwy"). Diese Szene schildert in einer seiner Erzählungen Rzewuski*). — Prinz Wilhelm von Österreich wird in Gabriela Puzyninas Drama „Jadwiga" (1886) als ein „Hasenherz, das sich hinter einer schönen Rüstung verbirgt", als ein Ausreißer gekennzeichnet, während natürlich die polnischen Herren von Mut strotzen.

Die überspitze Feder des Nachkriegsschriftstellers Maciej Wierzbiński vermag es, die deutschen Heere wie Seifenblasen zerplatzen zu lassen. Die Deutschen werden jedenfalls immer besiegt und sind ein von lächerlicher Furchtsamkeit beherrschtes Volk. — Erschlägt in der Dichtung der Deutsche im Kampfe einen Polen, so gilt das selbstverständlich als ein Akt der Blutgier, der Grausamkeit, Feigheit und in der Darstellung schwingen Töne heiligster Empörung mit. Erschlägt aber ein Pole einen Deutschen, dann kommen als Beweggründe nichts anderes als Vaterlandsliebe, Rechtsgefühl, Heldentum in Frage und in die Feder des Dichters fließen Gefühle des Triumphes und des Stolzes.

Kurzum, es ist eine Regel in der dichterischen, nachbarlichen Auseinandersetzung, sich selbst als edel und siegreich, den Gegner als den unedlen Unterlegenen darzustellen.

Aus dem vom Warschauer „Wissenschaftlichen Heeresverlagsinstitut" 1931 herausgegebenen kleinen Buch von A. Sosna „Jaśko z Pomorza" zitieren wir als Beispiel für unzählige andere Dokumente des polnischen Größenwahnsinns den Vers:

Jeszcze Polska nie zginęła	Noch ist Polen nicht verloren
i nigdy nie zginie.	und wird nie untergehen.
Jeszcze Prusak Polakowi	Es wird der Preuße dem Polen
będzie pasał świnie.	noch einmal die Schweine hüten.

Die ältesten slavisch-deutschen Kämpfe

Wir wollen auf deutsche bzw. germanische Rittergestalten der ältesten deutsch-slavischen Auseinandersetzung hinweisen, die uns in der Dichtung unseres Nachbarvolkes begegnet sind.

*) „Nie-Bajki. Powieści luźne przez autora Listopada" (1851). — Der Roman von F. A. Ossendowski „Orły Podkarpackie" (1938 S. 91/2) schildert wie die poln. Ritter 1410 die feigen deutschen Bürger in Bromberg verprügeln.

Der Ritter von Kostryn, der listig, verschlossen, hinterhältig, aber kühn ist, und für den die Erde nicht genug Edelmetalle hat, um ihm den Schlund zu füllen, fällt auf dem Hintergrunde des Dramas „Balladyna" (1834) von Słowacki nicht unangenehm auf, da auch bei den Lechiten Gift, Mord und Verrat einander ablösen. Der Deutsche wird von Baladyna vergiftet. In den Rhapsodien des „Król Duch" von Juliusz Słowacki (1847) wird in phantasiebeschwingter Poesie, sprachlich in formvollendeter Schönheit, das Thema der ältesten deutsch-polnischen Nachbarschaft berührt. Popiel wird Führer einer Schar „düsterer und wilder Germanen", mit deren Hilfe er Wanda stürzt. Schon hier taucht auch während der Kämpfe der Polen gegen das deutsche Reich der Name Udo auf, der in späteren Dichtungen als Markgraf Hado wiederkehrt. Unübertroffen an Schärfe ist die Charakteristik der ins Land der Polanen einfallenden Wikinger in St. Żeromskis „Wiatr od morza" (1922) *):

> „Sie verfielen in Zerstörungswahnsinn. Sie ließen sich hinreißen von der Furie des blutgierigen Instinktes. Die Panzer von dem Schmutz des Kampfes mit Blut abwaschen. Mit den Klauen die Eingeweide aus den mit dem Messer aufgeschnittenen Bäuchen reißen. Sorgfältig die ohnmächtigen, vor Angst erblindeten, flehenden Augen ausstechen. Die Rippen bis zu den Hüften aufbrechen, wie Unkraut, so daß die Wunden der Brust einen Anblick bilden wie ausgebreitete Adlerschwingen. Mit dem Schwert die Visiere zerschlagen und bei lebendigem Leibe den Skalp von den Schädeln der gefangenen Krieger reißen. Mit der Streitaxt die zum Kampfe erhobenen Hände abschlagen wie die Baumzweige im Walde. Mit dem Speer aus schlankem Ulmenholz mit vergifteter Spitze die wie Rosen blühenden Wunden öffnen. Das wilde Kreischen der noch unerwachsenen Mädchen hören, die auf die Erde zwischen die Eroberer geworfen wurden. Dumpf schlafen diese im Dunst von heißem Blut, das über den Fußboden fließt und auf den Stufen der eroberten Burg gerinnt, dumpf schlafen sie auf den stöhnenden Schößen der an den Händen gefesselten Frauen" (S. 4).

Kinder werden gemordet, klagende Mütter erstochen... Verrat geübt.

Żeromski schildert auch die wildesten Kämpfe zwischen Sachsen und Westslaven, die besiegt und ihres Volkstums beraubt werden. Doch nicht überall können die Deutschen das Slavenvolk zertreten. Sie stoßen auf Mieszko, den Fürsten der Polanen, der ihr ihn unerwartet überfallendes Heer zerschmettert und die beiden Anführer, den Markgrafen Hodo und den Grafen Siegfried von Walbek, zur Flucht zwingt. Das Polenreich steht auf der Wacht.

Von den zur Zeit der Ottonen über die Elbe ziehenden sächsischen Siedlern entwirft Żeromski folgendes Bild:

> „In diese slavische Ebene kamen die Sachsen mit langen Schädeln, hellen Haaren rötlicher Schattierung, blassen Augen mit dem Ausdruck der Grausamkeit, vollen Gesichtern, großen Händen und Füßen,

*) Das Werk, das in der Zeit der Nachkriegspsychose entstanden ist, wurde dem Nobelpreisausschuß zur Auszeichnung vorgelegt, der es jedoch in seinem Urteil „wegen schmutziger antigermanischer Tendenz" ablehnte. Das in Polen sehr geachtete und verbreitete Werk zeichnet sich durch kunstvolle sprachliche Gestaltung und eine hinreißende Wucht aus.

fetten, weißen Leibern, die sich langsam bewegten, gierig auf Fleisch und Käse, zum Suffe hinneigend und unbarmherzig, mit Kreuz, Schwert und Strang, um im Schweiße ihres Angesichtes an der Unterjochung zu arbeiten, um Ströme von Blut zu vergießen, um ganze Völker bis auf die Wurzel auszurotten, zu vertreiben, zu vertilgen, um die Welt mit Verbrechen anzufüllen (S. 44)."

Die Slaven schildert er dagegen als wohlgebaut, mit runden Köpfen, Adlernasen, dunklen Augen, schmächtig, schlank, brünett, ihre Frauen als wohlgestaltet, mit hübschem Antlitz, kleinen Händen und Füßen.

Dem aufmerksamen Leser fällt sofort der Widersinn in der Darstellung des Äußeren der Sachsen auf. Sie haben lange Schädel, aber volle Gesichter. Sie haben fette Leiber, die sich langsam bewegen, aber rotten ganze Völker aus und schwitzen. (Was für schwächliche Gegner müssen es gewesen sein, die sich von diesen schwerfälligen Fettklößen ausrotten ließen!). Zwei einander widersprechende Zerr- und Wunschbilder beißen sich hier gegenseitig aus. Der Gegner soll möglichst grausam wirken, aber man will auch nicht darauf verzichten, ihn lächerlich zu machen[8]).

Was die polnische Dramenliteratur anlangt, so ist wohl das bekannteste die älteste deutsch-slavische Auseinandersetzung darstellende Werk Łucjan Rydels Dreiakter „Jeńcy" (Die Gefangenen. 1902). Er erinnert stark an die Gudrunsage, aus der der Dichter auch zweifellos Anregungen geschöpft hat.

Zwei von den Deutschen geraubte slavische Fürstentöchter Śwityna (Gudrun!) und Wichna müssen bei der Markgräfin Gerta (Gerlinde!) in einer Burg in Westslavien die gemeinsten Arbeiten verrichten, werden blutig gepeitscht, sind an den Händen gefesselt, werden „heidnische Hundebrut" gescholten, müssen hungern, denken noch mit Schrecken an den blutigen Tag zurück, an dem die „niemieckie rabuny" (deutschen Räuber) kamen, alles erschlugen und sie mitnahmen, sehnen sich nach dem fernen Gottesland, „wo es keine Deutschen gibt". Markgraf Hado kehrt von einem Streifzuge blutbesudelt zurück, hinter ihm mit einer Schlinge um den Hals, die am Sattel befestigt ist, ein alter, blinder, slavischer Barde Dembiec, den die Ritter als Spion unterwegs aufgegriffen haben. Er wird halb zu Tode gepeinigt, sagt aber nichts aus. Erst als er mit den beiden Gefangenen allein ist, verrät er ihnen, daß der junge Polanenfürst Mieszko mit Heeresmacht herbeizieht, um die deutsche Feste zu vernichten. Dembiec erschlägt während des Sturmangriffs die kleine Wichna mit seiner Leier und veranlaßt Śwityna, die Gebäude der Burg anzuzünden. Alle drei kommen freiwillig in den Flammen um. Mieszko zieht als Sieger in die Feste ein. Das Slavenland ist frei. —

Hado erscheint als ein grausamer, blutrünstiger Ritter, der seine Frau barsch behandelt, die polanischen Fürstinnen mit Fußtritten traktiert. Wie in allen Werken, die die bewaffnete Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Slaven behandeln, fehlt es auch in den „Jeńcy" nicht an Formeln von der Unüberbrückbarkeit des deutsch-polnischen Gegensatzes. Der Barde Grabiec erklärt:

Wo der Deutsche den Fuß hinstellt,
hundert Jahr Blut aus der Erde quillt.
Wo der Deutsche aus der Quelle trinkt,

sie hundert Jahr nach Fäulnis stinkt *).
Wo der Deutsche atmet dreimal,
bleibt hundert Jahr die Pest im Tal.
Wo der Deutsche reicht seine Hände,
ist es mit der Eintracht zu Ende,
denn alles ihn reizt und stört,
was nicht zu seiner Herrschaft gehört.
Der Frosch im Teich gefällt ihm nicht,
weil er nicht seine Sprache spricht.
Der Vogel mißfällt ihm im Wald,
weil sein Lied nicht deutsch erschallt.
Und hat jemand etwas seit tausend Jahr,
sein muß es werden, so ist's fürwahr.
Er betrügt, beraubt die Großen,
und die Kleinen muß er stoßen.
Tät' nicht der Weg zum Himmel fehlen,
würd' er sogar den Herrgott bestehlen.

Daß der Dichter Rydel dabei nicht an seine eigenen Vorfahren gedacht hat! Er entstammt selbst doch vermutlich einem deutschen Geschlecht Riedel. Seine Mutter war eine geborene Kremer **).

Im allgemeinen bestehen in der polnischen Vorstellung von jener Zeit der ältesten deutsch-slavischen Auseinandersetzung zwei sich radikal widersprechende Legenden in ungestörter Eintracht nebeneinander. Eine, die in der schöngeistigen Literatur immer wiederkehrt, predigt, die Deutschen hätten mit unglaublicher Grausamkeit die westslavischen Völker hingemordet und ausgerottet. Die zweite, die von manchen polnischen Wissenschaftlern forciert wird, behauptet, im ostelbischen Deutschland wohnen vor allem alte, gemanisierte Slaven. Selten greift die polnische Wissenschaft mit so harter Logik in diese Fiktionen hinein wie Olgierd Górka in „Naród a Państwo jako zagadnienie Polski" (1937, S. 300). Er weist darauf hin, daß einerseits damals die westslavischen Gebiete „unerhört spärlich" besiedelt waren und daß andrerseits die Deutschen durch den Verpolungsvorgang genau so viel Blut verloren hätten. Man müsse in erster Linie in der blutmäßigen Auseinandersetzung an der Volkstumsgrenze einen natürlichen Vorgang erblicken [9]).

Die Legende vom Danziger Massenmord (1308)

Eine der unsaubersten Legenden der polnischen Propagandahistorie und der schöngeistigen Literatur ist die häufig wiederholte Greuelmäre von der heimtückischen Abschlachtung der 8—10000 friedlichen slavischen Bewohner Danzigs und von der Zerstörung der Stadt durch die deutschen Ordensritter im Jahre 1308.

---

*) Im polnischen Text „gnije".

**) Diese Einstellung Rydels erinnert an ein Gedicht Artur Oppmanns (Or—Ot), in dem die Wendung vorkommt (Alles Deutsche ist verräterisch, alles Polnische — heilig). Oppmann ist Nachkomme sächsischer Einwanderer in Warschau. Gerade die Renegaten deutscher Herkunft sind meist die glühendsten Hasser des Volkes, dem sie ihr Blut und Leben verdanken.

Die wildeste dichterische Ausmalung enthält St. Żeromskis „Wiatr od morza": Die Ordensritter kommen nach dem damals angeblich vorwiegend slavischen Danzig im Einverständnis mit dem polnischen König, um die Stadt von den Brandenburgern zu befreien, nachdem sie sich verpflichtet hatten, sie wieder zu verlassen. Statt dessen kerkern sie Bogusz, den Anführer der Polen, ein und lassen an einem Jahrmarktstage die wehrlosen Bewohner Danzigs und die vom Lande herbeigeeilten Besucher hinmorden. Bei Żeromski steht von den Untaten der „deutschen Hunde" u. a. also geschrieben:

„Bei der neuen Stadtmauer krallten sich die Leute, die nicht wußten, wo sie sich verstecken sollten, mit den Fingernägeln in die hohe, blinde und stumme Wand, als wenn sie in plötzlicher Verblendung glaubten, daß diese steinerne Mauer Mitleid empfinden würde, wenn die Menschen es verloren hatten. Aber der „Kiek in die Kök" war stumm und ohne jedes Gefühl, groß in seiner Rache, hart in seiner Verachtung und mit Wollust tötend, wie die Menschen. Dort an seinem Fuße wurde das Gemetzel zu einem wahren Höllenbild. Die Kreuzrittersöldner, geschult in den ausgesuchtesten Verbrechen in den Wäldern und auf den Brandstätten der preußischen Unterjochung, hieben die Menschenmasse zusammen, wie der Holzfäller, der stöhnend bei seiner Arbeit und schwitzend vor Anstrengung, Bäume fällt."

„Die Soldaten des Ordens drangen in beide Kirchen ein und vergossen das Blut an den Pfeilern, vor den Beichtstühlen und an den Stufen der Altäre. Die Kreuzritteraxt ließ niemand auf den Markt durch. Sie rasten im Wahnsinn des Verbrechens, in wildem Rausch, in der Rache um der Rache willen und in einer wahren Kunst des Mordens. Einer hieb mit einem Schlag die Köpfe von den Rümpfen, ein anderer hieb von den Armen die flehend erhobenen Hände ab. Bis die Schweine, die in ihren warmen Pfützen lagen, verwundert in dem mit Blut durchtränkten Boden zu schmatzen begannen."

„Es flossen die roten Ströme ins Bett der Radaune. Die Wasser der Mottlau färbten sich rot" (S. 134).

Adam Cehak-Stodor besingt diese grausigen Erfindungen ebenfalls, und zwar in der Dichtung „A w Raduni krwawa woda" (Und in der Radaune ist blutiges Wasser). Hier läßt der Dichter die Ereignisse in einer Novembernacht geschehen. W. Budzysz dichtete im Grunwaldjahr (1910) „Na pamiątkę 14. listopada 1308 w Gdańsku" (kaschubisch). In der Wochenschrift „Myśl Narodowa" 1927 Nr. 20 erinnert Stanisław Obrzud in dem Sonett „Wieczór jesienny w Pucku" an das Danziger Blutbad. Und Fr. Sędzicki leitet in der Dichtung „Gdańsk" (1929) aus der Schilderung dieser Moritat Polens moralisches Recht auf Danzig her. Artur Gruszecki zitiert im Roman „Tam gdzie się Wisła kończy" (1930) ein angeblich altes (?) Volkslied, das auch schon Hieronim Derdowskis „O panu Czorlińscim, co do Pucka po sece jachoł" (1880) enthält. Am Wortlaut (bei Gruszecki Bd. II, S. 120) wird jeder Volkskundler sofort erkennen, daß dieses Lied, wie alle Volksüberlieferungen von historischen Ereignissen, keinerlei Rückschlüsse auf die geschichtliche Tatsächlichkeit zuläßt.

Luli, luli, mały synku,
zabili ci ojca w rynku.
Zabili go z drugimi,
toporami żelaznymi.
A w Raduni krwawa woda,
ojca szkoda, dziecka szkoda.

Wianek bierzesz do domu sobie,
kładziesz go na tatki grobie;
klęcząc modlisz się za ojca,
co go zabił krzyżak zbójca.
A w Raduni krwawa woda,
ojca szkoda, dziecka szkoda.

Luli, luli, kleines Söhnchen,
deinen Vater erschlugen sie am Markt.
Ihn und die anderen
erschlugen sie mit der eisernen Axt.
Und die Radaune ist von Blut so rot,
schade um den Vater, schade um das Kind.

Nimm dir den Kranz nach Hause,
leg' ihn auf des Vaters Grab;
knie nieder und bete für den Vater,
den der Kreuzritter-Mörder erschlug.
Und die Radaune ist von Blut so rot,
schade um den Vater, schade um das Kind.

Gruszecki bringt zu dem Liede (II, 124) folgende Erklärung:

„Ich kenne das Lied aus der Kindheit", —— sagte der Schiffer —— „alle kennen es. Das muß aber ein Morden gewesen sein, wenn die Radaune, auf der die Schiffe nach Danzig fahren, rot von Blut war". — „Die Deutschen haben ja auch eine ganze Menge umgebracht, an die zehntausend" — — sagte Stach. „So viele, wie ist das möglich, haben sie sich nicht verteidigt?"... Das war so: „Die Deutschen hatten Danzig besetzt, aber sie merkten, daß wir sie los werden wollten. Also, an einem Jahrmarktstage, an dem viele wehr- und waffenlose Leute hereinkamen, schlossen sie die Tore und schlachteten alle ab, bis das Wasser der Radaune rot vom Blut der Polen war"... „Es muß ein furchtbares Hinschlachten gewesen sein, wenn das Volk bis heute daran denkt. Und diese Mörder hat man nicht gehenkt?" —

Auf eine Dichtung sei noch wegen ihrer originellen Einfalt hingewiesen, und zwar auf Kazimierz Mrówczyńskis Drama „W dzień wtorkowy" (Die Schlacht bei Grunwald) aus dem Jahre 1931, das dem tschechischen Staatspräsidenten Masaryk gewidmet ist. Hier wird erwähnt, daß die Ordensritter 8000 Danziger Bewohner, „Brüder von unserem Fleisch" („rdzennych nam braci") grausam hingemordet und dann aus ihrem Lande neue Siedler herangeholt hätten, die „auf Hunden" ankamen.

Es ist das Verdienst Erich Keysers, schon 1919 die in der polnischen Tendenzhistorie herumspukende Legende von der Zerstörung Danzigs und von dem Massenmord widerlegt und die gegnerische Geschichtsforschung angeregt zu haben, die Vorkommnisse der Jahre 1308/9 endlich einmal leidenschaftslos zu überprüfen. Nach Keyser, der sich auf die Ordenschroniken stützt, wurden von den Ordensherren 15 oder 16 pommerellische Ritter als Räuber und Wegelagerer hingerichtet. Diese Tatsache führte schon damals zur Entstehung eines Gerüchts, das man in Form einer Anklage sogar dem Papst vortrug, der Orden hätte in Danzig 10000 Menschen hingemordet. Polnischerseits hat nunmehr 1932 Karol Górski festgestellt, daß diese in der Anklage von 1310 angegebene Zahl eine Erfindung ist, daß die alte slavische Siedlung von den Ereignissen überhaupt nicht berührt wurde, daß an dem Tage der Einnahme Danzigs ein Jahrmarkt (vergl. Żeromski und andere!) überhaupt nicht stattgefunden hat*). Górski glaubt sogar annehmen zu können, daß die Diplomatie der Ordensritter die Führer der ihre Pflicht

*) „powstała błędna tradycja o zdobyciu Gdańska w czasie jarmarku".

nicht ganz erfüllenden polnischen Besatzung übertrumpfte und daß diese dann später ungenaue Angaben machten und ihre Schuld verschwiegen. Marian Małuszyński, der 1935 die ganze Streitfrage nochmals untersucht hat, entscheidet über die vermutliche Zahl der Opfer: „Auf alle Fälle konnte die Zahl der Erschlagenen höchstens einige zehn Menschen betragen", wohlgemerkt: höchstens*). Selbst diese Ziffer kann von der polnischen Forschung noch nicht einmal bewiesen werden, ebenso wenig wie der Vorwurf der Legende, daß hierbei ein heimtückischer Mord vorläge.

Die von den polnischen Dichtungen immer wieder angeführten Zahlen von 8000 oder 10000 Abgeschlachteten zerfallen aber schon in ein Nichts, wenn man bedenkt, daß die ganze damals übrigens längst schon ein überwiegend deutsches Gepräge besitzende Stadt kaum mehr als 1200 Einwohner gehabt haben kann.

Vergleicht man nunmehr die Ergebnisse der letzten polnischen Geschichtsforschungen (oder gar der deutschen von Erich Keyser) mit den Greuelmären der Pseudohistoriker, Dichter und Schriftsteller (vor allem Żeromskis!), dann dürfen wir wohl mit gutem Recht die Bitte an die Legendenfabrikanten richten, diese Giftpille auf dem europäischen Markte nicht mehr feilzubieten, wie das leider noch 1937 Jan Kilarski in seinem Propagandawerk „Gdańsk" (Danzig) getan hat. Obwohl Kilarski die mehrere Jahre vorher im „Rocznik Gdański" erschienenen Arbeiten Górskis und Małuszyńskis bestimmt kennen mußte, fälscht er: „In der Zeit des Ablasses des Hl. Dominik gelangten sie (die Ordensritter) in die Stadt und schlachteten seine — vorwiegend deutschen — Bewohner ab, mit ihnen auch die aus den benachbarten Dörfern in Scharen zum Jahrmarkt herbeigeeilte kaschubische und polnische Bevölkerung. Sie schonten dabei weder Frauen noch Kinder. Die wenigen Überlebenden warfen die Kreuzritter aus der Stadt heraus, und die Stadt zerstörten sie von Grund auf" (S. 25/26). Da Walter Recke im „Danziger Vorposten" vom 10. 7. 1937 nachgewiesen hat, daß Kilarskis Buch von Fehlern und Einseitigkeiten strotzt, darf man die Wiederholung der Blutbad-Legende nicht nur als Irreführung, sondern auch als Unfähigkeit zu wissenschaftlicher Darstellung brandmarken **[10]).

Die „Kreuzritter" bei Mickiewicz als getarnte Moskowiter

Nach dem Verlust der Freiheit Polens suchten die Dichter nach Motiven in der Geschichte, die ihrem Volke den Glauben an sich selbst und den Abwehrgeist gegen die Teilungsmächte einflößen konnten. Solche Motive lieferten in reichem Maße die geschichtlichen Kämpfe zwischen Litauen-Polen und dem deutschen Ritterorden. Gegen Rußland durfte man den Mund nicht auftun. Der einzige Gegner, den die russische Zensur ungestört angreifen ließ, waren die Deutschen. Als der Dichterfürst Adam Mickiewicz seine „Grażyna" (1821) schrieb, hing nicht das preußische, sondern das russische Damoklesschwert über dem Lande. Preußen war damals nicht hartherzig gegenüber seiner polnischen Bevölkerung, die eine verhältnismäßig große politische und

*) „. . . najwyżej kilkudziesięciu ludzi. Nazwisk ich nie znamy zupełnie".
**) Vergl. auch die vernichtende Kritik in „Ostlandberichte", 1937, Nr. 2, S. 67-77.

kulturelle Freiheit genoß. Wenn auch Mickiewicz mit den „Kreuzrittern" in der „Grażyna" die Russen nicht in deutlich sichtbarer Weise genannt hat, so mußte doch auf alle Fälle der Zwang, alle seine Gefühle auf einen Gegner zusammenfassen zu müsen, dessen Bild stark beeinflussen, um so mehr, als der Orden vor 500 Jahren wirkte und längst im Bewußtsein des Volkes als lebendiges Symbol der Feindschaft untergegangen war. St. Bełza in „Niemcy u Mickiewicza" (War. 1911, S. 9, 31) steht auf dem Standpunkt, daß der Dichter die zeitgenössischen Deutschen mit seinen Werken nicht zu treffen beabsichtigte, da Preußen die Polen damals korrekt behandelte und nur Rußland schlimm vorging. In Wilna, wo Mickiewicz studiert hatte, unterrichteten 17 deutsche Professoren, als deren „Werk und Verdienst" ein polnischer Denker „die ganze Blüte der Wilnaer Universität mit ihrem Philaretentum und der Romantik ihrer Schüler" bezeichnet. Mickiewicz verdankt z. B. einen großen Teil seiner Bildung dem deutschen Gelehrten Gottfried Ernst Groddeck. Sollte in dieser Umgebung der junge Dichter Haß gegen das deutsche Wesen aufgenommen haben? Wenn wir nicht wüßten, daß später Sienkiewicz ein sich gegen die russische Unterdrückung richtendes Werk nur deshalb auf den deutschen Gegner ummodelte, weil die russische Zensur sonst das Erscheinen verhindert hätte, würde uns die Ansicht von Bełza allzu kühn vorkommen. Es kann jedoch keinem Zweifel unterliegen, daß Mickiewicz in diese Dichtung tatsächlich den ganzen Groll gegen Rußland hineinlegte. So tritt denn in der „Grażyna" zum ersten Male eine Person auf, die die polnische Literatur bis dahin nicht kannte, nämlich ein von maßloser Feindschaft gegen das Deutschtum erfüllter und vor allem gegen den Orden eingestellter Kämpfer, der Litauer Rymwid. Seine Ansichten über die Ritter von der Marienburg sind ein einziges Bekenntnis der Unüberbrückbarkeit des Gegensatzes zu den Deutschen.

Vergebens sich bemühen wird,
wer uns mit den Kreuzrittern will verbinden.
Denn weder beim Fürsten noch beim Hirt
wird sich in Litauen einer finden,
der nicht die List und Anmaßung kennen sollte,
und sie nicht mied wie die Krimer Pest.
Der nicht lieber von ihrer Waffe wollte
den Tod, als sich von ihnen helfen läßt.
Lieber die Hände am glühenden Eisen lassen,
als der Kreuzritter Rechte fassen *).

Der Überfall der Ordensherren auf Litawors Burg mißlingt. Sie werden besiegt und niedergemacht. Der gefangene Komtur wird zusammen mit der gefallenen Grażyna und dem sich freiwillig anschließenden Litawor auf einem Holzstoß verbrannt. Da alle Personen der Dichtung ungeschichtlich sind, wollen wir auf die Handlung nicht weiter eingehen.

Konnten bei der „Grażyna" noch Zweifel auftauchen, daß die „Kreuzritter" nur eine Fassade waren, um eine Haßpredigt gegen Rußland zu verschleiern, so steht die moskaufeindliche Tendenz des „Konrad Wallenrod" (1827) einwandfrei fest, obwohl auch hier nur der Orden als Feind auftritt.

*) Vergl. auch unsere S. 36.

Die Kreuzritter fallen in Litauen ein und nehmen den kleinen Sohn Alf eines gefallenen Feindes mit ins Ordensland, wo er am Hofe Winrichs von Kniprode mit aller Liebe erzogen wird. Ein Waidelote (lit. Barde) sorgt aber dafür, daß in dem Jungen die Liebe zur Heimat und der Haß gegen die Mörder seines Vaters wachbleiben: „Du bist ein Unfreier", lehrt er ihn, „die einzige Waffe des Unfreien ist der Verrat. Bleibe noch und erlerne die Kriegskunst von den Deutschen. Versuche ihr Vertrauen zu gewinnen." Während der deutsch-litauischen Kämpfe geht Alf zu Keistut über, heiratet dessen Tochter. Nach einem blutigen Einfall des Ordens beschließt er, ihn durch einen kühnen Verrat zugrunde zu richten. Er verläßt seine Heimat, und es gelingt ihm, nach mehrjährigen Kriegsfahrten durch Europa Ordensritter und später sogar Hochmeister zu werden. Jetzt reift sein Plan. Er führt das Ordensherr nach Litauen und sorgt dafür, daß es dort fast ganz vernichtet wird. Nach seiner Rückkehr wird er zum Tode verurteilt, verübt aber vorher Selbstmord durch Gift.

Die Dichtung ist also eine Heiligsprechung des Verrates. Doch war Mickiewicz selbst ein viel zu edler Charakter, um nicht die leidenschaftliche Liebe zum unterdrückten Vaterlande als erklärenden Umstand immer wieder hervorzukehren. Er läßt zum Schluß den harten Hasser Wallenrod sogar einmal weich werden: „Genug jetzt der Rache — auch die Deutschen sind Menschen." Mickiewicz hat den historischen Hochmeister Wallenrod in genialer Weise zu einer vollkommen ungeschichtlichen Gestalt umgewandelt und dadurch eine große dichterische Wirkung erzielt. Beide Kriege der Dichtung, die 1362 und 1370 stattfanden, sind geschichtlich.

Um den politischen Sinn des „Konrad Wallenrod" zu erfassen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß 1823 die russische Polizei den Wilnaer Philareten den Prozeß wegen staatsfeindlicher Geheimbündelei machte, Mickiewicz für sechs Monate ins Gefängnis wanderte und durch Gerichtsurteil zur Zwangsaussiedlung nach dem Inneren Rußlands verdammt wurde. Als er trotzdem in Moskau an russischen Gesellschaften teilnahm, machte ihm sein Freund Jan Czeczot heftige Vorwürfe. Da antwortete ihm der Dichter u. a.: „Was meine Lektüre anlangt, so lese ich jetzt Schillers „Fiesko" und die Geschichte Macchiavells." Und gerade in dieser Zeit schrieb er den „Konrad Wallenrod", so daß schon polnische Literarhistoriker auf den Zusammenhang zwischen den Vorwürfen Czeczots, der Antwort des Dichters und der Tendenz seines damaligen Schaffens hingewiesen haben. Mazanowski sagt z. B. vom Motto, das Mickiewicz seinem Werke vorangestellt hat: „Es war dies ein offensichtliches Hinlenken der Blicke des Lesers auf das Verhältnis zwischen Polen und Rußland und ein Hinweis für den Leser, die Beziehung dieser Sätze (d. h. des Mottos) zu den Taten des Helden der Dichtung zu erkennen. Es war vollkommen klar, daß ohne eine verändernde Bemäntelung die Zensur das Werk nicht durchgelassen hätte. Der Dichter versuchte daher nach Möglichkeit, den obigen Sinn zu vertuschen."

Dennoch witterte die russische Polizei die gegen Rußland gerichtete Tendenz und zwang Mickiewicz, im Vorwort der zweiten Auflage einen längeren Absatz über den „tugendhaften" Zaren Nikolaus, das Väterchen der Völker, einzufügen.

Der bekannte polnische Literarhistoriker Wilhelm Bruchnalski hat die Richtung des „Konrad Wallenrod" am eindeutigsten klargestellt: „... eine Erzählung, die hinter der Form von Allegorien das wichtigste Problem des ganzen Volkes verbirgt: den Kampf auf Tod und Leben mit Rußland"*).

Bald vergaß man aber in Polen den ursprünglichen Sinngehalt des Werkes, in dem man statt „Kreuzritter" immer „Moskowiter" lesen sollte. Es blieb das Bild vom „ewig hungrigen" Orden, von der grausamen Hydra, der unheilbringenden Pest, den blutrünstigen Rittern, das nun in der Folgezeit von anderen als Anregung zu ihren Kreuzritterdichtungen benutzt wurde, die sich im Sienkiewiczschen Roman bis zur Greuelpropaganda auswuchsen. Die merkwürdige Entstehungsgeschichte des Kreuzritterkomplexes im polnischen Schrifttum ging im Wirrwarr neuer Legenden unter und fristet in einigen wissenschaftlichen Büchern ein wenig beachtetes Dasein. Die breite Masse der polnischen Leserschaft hat von diesen Zusammenhängen nicht die geringste Ahnung[11]).

Der erste, dem Mickiewiczs Dichtungen Anregungen gaben, war Juliusz Słowacki. Seine Jugendwerke „Hugo, eine Kreuzrittererzählung" (1829) und das fünfaktige Drama „Mindowe" (1829) stehen so sehr im Zeichen seines Vorgängers, und behandeln in so paralleler Weise die Auseinandersetzungen Litauens mit dem deutschen Orden, daß sich eine Inhaltsangabe erübrigt. Doch fällt hier schon der Seitenblick auf die Moskowiter fort. Unter dem Einfluß Mickiewiczs und Walter Scotts entstand Feliks Bernatowiczs (eigtl. Name Bern) Roman „Pojata, córka Lezdejki" (1826), der in vier fremde Sprachen, auch ins Deutsche, übersetzt wurde. Der Ordenskomtur Sundstein, der die Litauerin Pojata ihrer Schönheit wegen raubt und als Geisel nach Marienburg entführt, ist abstoßend, hochfahrend, verräterisch und lüstern. Die Leidenschaft hat ihn so blind gemacht, daß er den Kampf vergißt und von den mit Jagail verbündeten Polen überrumpelt und besiegt wird. Auf Grund seiner Anklage wird Pojata wegen Hexerei zum Tode verurteilt, aber zuletzt gerettet. Sundstein kommt um. Sein Freund, der für die Unschuld des Mädchens eintritt, ist eine liebenswertere Gestalt.

Damals beginnt auch die polnische Malerei, die „Untaten" der deutschen Ritter auf der Leinwand darzustellen.

Die „Krzyżacy" von Kraszewski, Sienkiewicz und bei Żeromski

Den ersten „Krzyżacy"-Roman mit dem Untertitel „Bilder aus der Vergangenheit des Jahres 1410" hat der Vielschreiber Józef Ignacy Kraszewski (1874) verfaßt. Er ist schwach, wenig künstlerisch und spannend im Aufbau, wurde aber 1929 neu verlegt, obwohl ihn die meisten Literaturgeschichten totschweigen. Die Hauptheldin ist Ofka Noske, die Tochter einer reichen Kaufmannsfrau in Thorn, die Spionage für den Orden treibt. Sie vergiftet, um ihm einen Dienst zu

*) Adam Mickiewicz „Konrad Wallenrod". Wyd. wstępem i objaśnieniami opatrzył Wilhelm Bruchnalski. Lemberg 1922, S. LXXV „... opowieść, ukrywająca pod formą alegorii najważniejsze zagadnienie całego narodu: walki na śmierć i życie z Rosją". Auch die bekannte „Rota" der Maria Konopnicka richtete sich in ihrer Urfassung gegen die Russen. Vergl. S. 361 und Bild S. 362/63.

erweisen, den Kastellan von Nakel, Wincenty von Granowo, und Jaśko Sokół, den Liebling des polnischen Königs. Am Schluß tritt sie in ein Kloster ein, wo sie die Nonnen und die Kranken unfreundlich und hart behandelt. Der Deutsche gilt als „der verschworene Feind der slavischen Völker. Er hat ihr Land besetzt, die Menschen daraus vertrieben und wird nicht aufhören, sie auszurotten, solange er lebt." (I, 89). Der Komtur des Ordens, Lichtenstein, wünscht Krieg mit Polen:

„Wir sind hier die Vorkämpfer des Glaubens und des Lichts. Einmal müssen wir die Barbaren ausrotten und endgültig das Land besetzen, das die Päpste und Kaiser uns gegeben haben, das uns gehört, mit unserem Blute getränkt ist. Von diesem Volk kann man nichts Gutes erwarten. Es ist störrisch und wild, man muß es vernichten; unsere Landsleute aus Deutschland können kommen und das Land aufs Neue bevölkern. Hier wird es uns besser gehen als woanders auf Sandboden; hier ist das Gelobte Land, wo Milch und Honig fließt, es braucht nur Deutsche zum Aufblühen. Diese Wilden werden immer Wilde bleiben'" (I, 23).

„Es ist zulässig, gegen Heiden jedes Mittel anzuwenden, um das Land von diesem Gewürm zu reinigen, und was sind diese Leute, die gegen das Kreuz zu kämpfen wagen, anders als Heiden?" (I, 24).

Über eine Schlacht zwischen den Ordensrittern und Polen sagt der Verfasser:

„Es waren zwei Gewalten, die hier zusammentrafen, die menschliche und die göttliche." — „Das sind weder Ordensbrüder noch Soldaten Christi, sondern Baalskinder und Betrüger ... Gott selbst hat die Hand Jagails gelenkt, daß er ihre Macht bräche" (II, 102). — „Aus dem Deutschen kann man nur ein gutes Fell für die Trommel machen, sonst nichts" (II, 120).

Ein Ordensritter vergleicht beide Völker:

„Ich kenne die Polen: es ist wohl ein tapferes Volk, aber es kann nicht auf einer Stelle stehen bleiben ... In der ersten Stunde sind sie schrecklich, aber später! Dann kann selbst ein Kind mit ihnen fertig werden. Der Deutsche hat eine andere Natur: man kann ihn zu Boden werfen, er läßt sich fangen, aber langsam gewinnt er wieder Kraft und packt den Sieger beim Nacken."

Das Christentum ist in den Händen des Ordens nur ein Mittel zur Enteignung und Ausrottung der heidnischen Völker.

„Er zieht Nutzen aus Gott, aber dient ihm nicht ... Auf wessen Land sitzen sie denn? Warum eignen sie es sich an? Das Elend und die Unfreiheit des unterjochten Volkes, das ich gesehen habe, schreit nach Rache an ihnen" (I, 69). — „Suche den Wind auf dem Felde, wenn du den Deutschen auf sein Wort hin freigelassen hast" (II, 119). —

Packender ist Henryk Sienkiewiczs bekannter Roman „Krzyżacy" (1897—1900). Der unvergleichliche Meister der Epik, Nobelpreisträger, Verfasser eines der meistgelesenen Werke der Weltliteratur („Quo Vadis") schuf das Bild vom „Kreuzritter", das über alle geschichtlichen Tatsachen hinweg eine uneingeschränkte meinungsbildende Kraft in der polnischen Leserschaft erlangt hat. In den letzten Jahren ist unter den polnischen Literarhistorikern und in der Presse ein Streit in der Frage der Geschichtstreue oder -untreue der Werke des Meisters

entbrannt. Als Ergebnis kann der unbeteiligte, nicht polnische Forscher, wenn er das Für und Wider vorurteilslos abwägt, buchen, daß Sienkiewiczs Romane als Quelle der Geschichtsbildung abgelehnt werden müssen. Ihm ging es ja aber auch nicht um die Schaffung historischer Romane, sondern um künstlerische Konstruktionen, die seinem in Unfreiheit lebenden Volke den leidenschaftlichen Abwehrgeist und den Glauben an seine einstige Größe einflößen sollten. Dieser keineswegs unedlen Tendenz zuliebe hat er geschichtliche Tatsachen und Zusammenhänge nicht nur einseitig dargestellt, sondern oft bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet und seiner schöpferischen Eingebung keine Schranken gesetzt. Die geniale Kunst des Schriftstellers hat dem Geschichtsbilde der letzten polnischen Generation vom Ritterorden seinen Stempel aufgedrückt, hat den poetischen Mythos seiner Werke lebendige Überlieferung werden lassen. Darum wollen wir auf die „Krzyżacy" ausführlicher als auf alle anderen Romane eingehen.

Zwar spielen die Ordensritter in der zeitlich zwischen Płowce und Tannenberg-Grunwald liegenden Handlung nicht die Hauptrolle, doch sind sie die Kraft, die alles in Bewegung hält.

Wir wollen das, was im Roman am Gegner anerkannt wird, nicht übersehen. Trotzdem Sienkiewicz den Orden in der Zeit seines beginnenden inneren Verfalls schildert, gilt sein Land nach außen immer noch als Musterstaat. „Die Kreuzritter haben mehr Geld, bessere Ausbildung, die Burgen sind wehrhafter und das Kriegsgerät geeigneter" als das der Polen (II, 273), Sie haben eine „vortreffliche Polizei" (II, 264) und eine eigene Art von Post: „Dieser Brief wurde sofort durch einen der Knechte des Ritters an die Grenze geschickt. Von dort sollte er weiter nach Marienburg durch die Post gehen, die die Kreuzritter viele Jahre vor den anderen erfunden und in ihrem Gebiete eingeführt hatten" (II, 28). Die preußischen Städte fallen durch Sauberkeit und Ordnung auf (II, 104). Auf den Straßen kam man schnell vorwärts, „denn ... die Städte und Städtchen waren durch Landstraßen verbunden, die die Kreuzritter oder vielmehr die in den Städten angesessenen Kaufleute in gutem Zustand hielten" (II, 106). Die Marienburg war ein Bauwerk, das „das Herz jedes Polen mit Furcht erfüllen konnte, ... denn mit jener Festung ... konnte sich keine andere in der ganzen Welt auch nur annähernd vergleichen" (II, 262). Aus aller Welt kam man herbei, um von den Rittern zu lernen.

> „Mit der Macht des Schwertes und der geistlichen Gewalt vereinigte sich hier ein ungeheurer Reichtum und gleichzeitig eine eiserne Ordnung, die, obwohl sie schon in den Provinzen ... gelockert war, sich in Marienburg selbst noch infolge der früheren Gewohnheit hielt. Die Herrscher kamen nicht nur hierher, um mit den Heiden zu kämpfen oder sich Geld zu borgen, sondern auch, um die Kunst des Regierens, die Ritter — um die Kriegskunst zu lernen. In der ganzen Welt konnte nämlich niemand so regieren und Krieg führen, wie damals der Orden. Als er einst in jene Gegend kam, gehörte ihm außer einem kümmerlichen Fleckchen und einigen Burgen, die ihnen der unvorsichtige polnische Fürst schenkte, kein faustgroßes Stück Land. Jetzt beherrschte er dagegen ein riesiges Gebiet, größer als viele Königreiche, voll fruchtbarer Erde, mächtiger Städte und unbesiegter Festungen. Er herrschte und wachte wie eine Spinne mit ihrem ausgespannten Netz, dessen sämtliche Fäden sie unter sich zusammenrafft. Von dort, aus dieser

Hochburg, gingen Befehle des Hochmeisters und der Weißmäntel nach allen Seiten: an den Lehnsadel, den Rat der Städte und die Bürgermeister, die Vögte, Untervögte und Hauptleute der Söldnertruppen, und was hier Gedanke und Wille erdachte und beschloß, führten dort sofort hundert und tausend eiserne Hände aus. Hierher strömte das Geld aus dem ganzen Lande, Getreide, jede Art von Nahrungsmitteln. Abgaben der unter dem harten Joch stöhnenden weltlichen Geistlichkeit und anderer Klöster, auf die der Orden mit scheelem Blick sah; von hier aus griffen raubgierige Arme nach allen Nachbarländern und -völkern" (II, 268).

Im Kampfe besitzen die Ritter eine hervorragende Taktik. „Zbyszko (ein junger polnischer Ritter) war nicht sehr erfreut, daß sie in Schlachtordnung gingen. Er wußte aus Erfahrung, wie schwer es in solch einem Falle ist, die deutsche Meute auseinanderzusprengen, und wie solch ein Haufe es versteht, sich zu verteidigen im Zurückgehen und zu hauen, wie ein von Hunden umlagerter Eber" (II, 160). Sehr begehrt wegen ihrer Güte und Kostbarkeit waren bei den Polen die deutschen Rüstungen und Kriegsgeräte. Zwei polnische Ritter besiegen zwei Friesen im Zweikampf und machen reiche Beute: vier Wagen, vier riesige Hengste, neun Diener, „zwei ausgezeichnete Rüstungen, wie du bei uns selten welche finden wirst", „eine vortrefflich geschmiedete Kiste, voll von kostbaren Gewändern" (I, 20), „eine Schüssel, ganz aus Silber und ein ebensolcher, wunderbar gearbeiteter Becher" (I, 179) und „Kämme, aus Büffelhörnern gemacht" (II, 314). Die polnischen Ritter übernehmen höfische Sitten von den Deutschen. Sie wählen sich ihre Herzensdame und schwören ihr Treue bis zum Tode (I, 7). Auch auf dem Gebiet des Rechtswesens ist das deutsche Vorbild maßgebend: in den Dörfern in Polen gab es „Schultheißen, die nach deutschem Recht dort saßen" (II, 329).

Diesen wenigen sachlichen Erwähnungen stehen leider seitenlange gehässige Anklagen und Beschuldigungen gegenüber.

„Merkwürdig ist die Natur des Kreuzritters. Wenn es dem Ritter schlecht geht, ist er vernünftig wie ein Franziskaner, demütig wie ein Reh und süß wie Honig — so daß du auf der Welt keinen besseren findest. Aber laß ihn nur eine Macht hinter sich fühlen, — dann gibt es keinen aufgeblaseneren und bei niemandem wirst du weniger Erbarmen finden. Offensichtlich hat ihnen der Herr Jesus Kieselsteine statt Herzen gegeben. Ich habe die verschiedensten Völker kennengelernt und oft gesehen, wie ein echter Ritter einen anderen, der schwächer war, schonte, indem er sich sagte: „Es wird mir keine Ehre einbringen, wenn ich den Liegenden erschlage." Aber der Kreuzritter ist gerade dann am unversöhnlichsten. Pack ihn beim Kopf und laß nicht los, denn sonst geht es dir schlecht" (I, 46).

„Der Kreuzritter bleibt immer ein Kreuzritter. Obgleich er weiß, daß du stärker bist und daß mit dir schlecht zu streiten ist, wird er auf dein Eigentum lauern, denn er kann nicht anders" (II, 328). „Wenn dich der Deutsche umarmt und auf den Mund küßt, ist er bereit, dich jederzeit von hinten mit dem Messer zu erdolchen."

Die hervorstechendste Charaktereigenschaft der Kreuzritter ist ihre Habgier. „Es gab keine schwierigere Sache auf der Welt, als einmal

zusammengerafftes Geld dem Rachen der Kreuzritter zu entreißen" (II, 231). „Der Kreuzritter wird dir das, was er einmal verschlungen hat, nicht zurückgeben, höchstens mußt du ihm den Bauch aufschneiden" (II, 333). Die Ritter entführen sogar Kinder reicher Eltern, um nachher von den Eltern Lösegeld zu fordern (II, 242). Bei einem Austausch von Gefangenen ergab sich folgendes: In polnischen Händen waren viele erwachsene Männer im besten Alter, mit bewaffneter Hand in Grenzkämpfen und Gefechten gefangengenommen, in den Händen der Kreuzritter aber zum größten Teil Frauen und Kinder, die während nächtlicher Überfälle zur Erlangung von Lösegeld ergriffen worden waren. Sogar der Papst in Rom wurde darauf aufmerksam... und drückte laut seinen Zorn und seine Empörung darüber aus (II, 257). Die habgierigen Ritter scheuen auch vor Erpressung nicht zurück. Einem polnischen Ritter, den sie durch Entführung seiner Tochter von sich abhängig machen wollen, drohen sie mit Ermordung seines Kindes, um ein höheres Lösegeld von ihm zu erpressen.

Feigheit ist für einen Ritter die größte Schande, deshalb wird diese Eigenschaft den Kreuzrittern reichlich zugeschrieben. Bei einem Gefecht mit den Samaitern wurden sie besiegt. Das Siegesgeheul der Samaiter „erstickte die um Erbarmung flehenden Stimmen und das Stöhnen der Sterbenden. Die Besiegten warfen die Waffen fort; einige versuchten, in den Wald zu entkommen; einige fielen auf die Erde, als ob sie getötet wären; einige standen gerade mit schneeweißen Gesichtern und geschlossenen Augen; andere beteten; einer, dem sich anscheinend der Geist vor Entsetzen verwirrt hatte, begann auf einer Pfeife zu blasen, lachte dabei und hob die Augen zum Himmel, bis ihm eine samaitische Keule den Schädel zerschmetterte" (II, 163). Der polnische Ritter Maciej forderte während der Verfolgung der Besiegten „einen Ritter zum Kampf auf nach der Sitte der Ritter; als der aber tat, als ob er taub sei und sogar den Schild fortwarf zur Erleichterung des Pferdes und sich vorbeugend, diesem die Sporen in die Seiten stieß, hieb Maciej ihn nieder" (II, 165). Vor dem entscheidenden Kampf der Kreuzritter mit den Polen „betteln die Ritter schon an allen Höfen um Hilfe und die Mützen brennen ihnen auf den Köpfen, wie gewöhnlich bei Dieben, denn schließlich ist die königliche (polnische) Streitmacht kein Scherz" (II, 132). In der Beschreibung der großen Entscheidungsschlacht zwischen Polen und dem Orden sind ebenfalls mehrere unwürdige Szenen eingeflochten, anscheinend zu dem Zweck, den polnischen Sieg desto glänzender erscheinen zu lassen. Die sehr einseitig gefärbte, den Gegner herabsetzende Schilderung trägt jedoch nicht zur Verwirklichung dieser Absicht bei:

> „Hier und da ließen sich um Gnade flehende Stimmen hören. Hier und da brach irgendein ausländischer Ritter aus dem Gewühl mit einem vor Angst und Schrecken bleichen Gesicht und floh in Verwirrung, wohin ihn das nicht weniger verstörte Roß trug" (II, 368).
>
> „Ein Ritter, der sonst immer besonders geprahlt hatte, schrie: — Erbarme dich meiner — und faltete vor Angst die Hände" (II, 375).
>
> „Ein Teil der Ritter hatte sich im Walde versteckt. Am Morgen spiegelte sich die Sonne in ihren Waffen und verriet sie. Sie fielen alle zusammen auf die Knie und ergaben sich sofort" (II, 375).

Feigheit, Unterwürfigkeit und Lüge sind verwandte Eigenschaften. „In der Not versteht niemand, unterwürfiger zu sein, als die Kreuzritter" (II, 234). „Ihre Lügereien sind wie ein Wald; vom Rande aus kann man noch etwas sehen, aber, je tiefer man hineinkommt, desto größer ist das Dickicht, so daß sich der Mensch verirrt und vollkommen den Weg verliert" (II, 39). Ein angebliches masovisches Sprichwort führt Sienkiewicz hier an: „Jako tchórz cuchnie, tak krzyżak łże." (Wie ein Iltis stinkt, so lügt der Kreuzritter. I, 247). Dieses „Sprichwort" hat Sienkiewicz natürlich selbst erst gedichtet. Unter ihren ausländischen Gästen verbreiten die Ritter Lügen über den polnischen Nachbarn; sie erzählen von dem Jähzorn und den groben Sitten der Polen, so daß die Fremden später über deren Gutmütigkeit erstaunt sind und Schlüsse auf die Bösartigkeit der Kreuzritter ziehen (II, 279). „Ausflüchte waren schon eins der unentbehrlichsten Mittel des Ordenslebens" (II, 13).

Wortbruch ist ebenfalls im Ordensstaat Mode. „Sie halten dort kein Versprechen" (II, 106). Der Litauerfürst Witowt „täuscht den Orden mit Verträgen", das wird aber damit entschuldigt, daß die Kreuzritter selbst nie ihre Versprechungen hielten (II, 136).

Mit den Rittern, diesen „Wölfen", diesen „Hundebrüdern" (II, 107, II, 124), ist kein Frieden möglich. „Der Frieden wird nicht lange dauern. Mit dem Wolf gibt es keine Einigung, denn er muß von fremdem Gut leben" (I, 109). Ein polnischer Ritter findet einen ironischen Vergleich für diesen scheinbaren Frieden mit dem Orden: „Die Bären schlossen Frieden mit den Imkern und zerstören nun keine Bienennester und essen keinen Honig!" (I, 24).

Vor dem Verrat des Ordens müssen sich die Polen in acht nehmen. „Hüte dich vor Verrat. Bei ihnen kann man leicht auf Verrat treffen" (I, 106).

Der Orden kann nicht von Räuberei und Überfällen lassen: „Unersättlich ist dieser Stamm, schlimmer als die Türken und Tataren. Denn im Grunde fürchten sie sich vor dem König und vor uns, aber trotzdem können sie nicht von Raub und Mord ablassen. Sie überfallen Dörfer, metzeln die Bauern nieder, ertränken die Fischer, packen die Kinder wie Wölfe" (II, 242).

Das in Schlesien stark verbreitete „deutsche" Raubritterunwesen greift zum Schrecken der Bauern auch auf die polnischen Grenzgebiete über (I, 59).

Da die Deutschen jeder ernsten Auseinandersetzung ausweichen und nur etwas wagen, sobald sie in der Übermacht sind, beschränken sich ihre kriegerischen Taten zumeist auf Überfälle auf Wehrlose. Die Einnahme der Stadt Sieradz soll sich folgendermaßen abgespielt haben:

> „Die Kreuzritter überfielen in der Nacht die Stadt und brannten sie gleich nieder. Wir sahen von den Mauern aus, wie sie auf dem Marktplatz Männer, Kinder und Frauen mit Schwertern niederhieben und wie sie Säuglinge ins Feuer warfen ... Ich sah auch erschlagene Priester, denn in ihrer Wut verschonten sie niemanden ... Den Prior banden sie an den Schwanz eines Pferdes. Am Morgen war keine lebende Seele mehr in der Stadt außer den Kreuzrittern", und einem Polen, dem es gelang sich zu verbergen (I, 199).

„Man schonte sogar die Kirchen und Priester nicht, und das Blut der Greise, Frauen und Kinder rieselte an den Beinen der Eroberer herab.

Die Kreuzritter, immer die Kreuzritter!" (II, 92). In Płowce „mordeten sie die Kinder in den Wiegen, verbrannten Burgen und Schlösser" (II, 93). Zwei polnische streitsüchtige Saufkumpane „sind schlechte Kerle ... obgleich sie gegen Kinder keine Hand aufheben. Pfui, so etwas tut höchstens ein Kreuzritter!" (II, 73). Es ist „eine schwere Sache, selbst für den Allergrausamsten, die Hand gegen ein wehrloses Weib, gegen ein unschuldiges Kind zu erheben, ... aber nicht für einen Kreuzritter" II, 154). Der Kreuzritter Schomberg erwürgt eigenhändig die Kinder Witowts (I, 244). — Die Vorsicht gebietet, sich bei vielen derartigen Unternehmungen nicht selbst in Gefahr zu begeben. Zur Entführung eines polnischen Edelfräuleins dingen die Ritter Räuber und Diebe. Falls diese Erfolg haben, werden sie belohnt, andernfalls erhängt (I, 248). Die Denkweise der Ritter herrscht auch bei den Söldnern. Auf den wehrlosen Polen Jurand, der im Büßergewand vor den Toren der Ordensburg so lange warten muß, bis es den Deutschen gefällt, ihn einzulassen, beginnt „das rohe Soldatenvolk, mit Schneeklumpen, Eis, Schutt und Steinen zu werfen" (I, 326). Am nächsten Morgen weckt ihn ein deutscher Knecht mit einem Tritt in die Hüfte und der Aufforderung: „Auf die Beine, du Hund!" (I, 330).

„Innerhalb des Ordens beruht alles auf menschlichem Unrecht... Sie schämen sich mehr vor Fremden als vor uns (den Polen), aus Furcht, jene könnten an fremden Höfen von ihren Verrätereien und unehrlichen Machenschaften erzählen" (II, 39). Der polnische Ritter Zbyszko überlegt sich, daß sein Onkel, dem eine alte Wunde zu schaffen macht,

> „wenn er stürbe, auch durch die Deutschen den Tod fände, durch die er selbst fast um seinen Kopf gekommen wäre, durch die alle seine Vorfahren und die Mutter von Danusia und viele, unschuldige Menschen, die er kannte oder von denen er durch Bekannte gehört hatte, umgekommen waren, und ein Erstaunen ergriff ihn: Gibt es denn in diesem ganzen Königreich einen Menschen, der von ihnen kein Unrecht erlitten und nicht den Wunsch hätte, sich zu rächen?" (I, 121).

Aber nicht nur die Polen leiden Unrecht und fürchten den deutschen Nachbarn. Auch die Litauer fliehen die Deutschen, die Sienkiewicz u. a. auch mit „Aussatz" (II, 304), „Pest" (II, 93) und „germanischer Überschwemmung" (II, 376) bezeichnet. „Das ganze Volk, das dieses Land bewohnt, wollte es schon aufgeben und ein anderes suchen, wenn auch am Ende der Welt, wenn auch bei den Kindern Belials, nur weit fort von den Deutschen" (I, 3).

Die polnischen Bauern, die im Ordensgebiet wohnen, seufzen am schwersten unter dem kreuzritterlichen Joch. „Der Orden verstand es, einen solchen Haß gegen sich zu erregen, daß alle in Preußen die Ankunft des jagellonischen Heeres als Erlösung ansahen" (II, 298). „Die Masuren flohen in Scharen in das polnische Gebiet, trotzdem die Flüchtlinge, falls man sie ergriff, (von den Kreuzrittern) gehängt wurden ... Mancher zog den Tod dem Leben unter dem schrecklichen deutschen Joch vor" (II, 332). Ein Bauer erzählt:

> „Schwer ist das Leben unter unseren deutschen Herren. Sie haben das Gemahlene so besteuert, daß der arme Mann das Korn mit der Spreu essen muß, wie das Vieh. Wo sie in der Hütte eine Handmühle finden, da mißhandeln sie den Bauern, nehmen seine Habe fort, auch den Kindern und den Frauen lassen sie nichts. Sie fürchten nicht Gott

und nicht den Priester... Oh, schwer ist es unter den Deutschen! Wenn jemand Korn zwischen zwei Steinen zerquetscht, so bewahrt er die Handvoll Mehl auf für den heiligen Sonntag, und am Freitag muß er essen, wie die Vögel. Aber Gott sei auch dafür gedankt, denn wenn die Zeit vor der Ernte kommt, wird auch davon nichts bleiben... Fische darf man nicht fangen... Wild auch nicht... nicht so wie in Masovien" (I, 321).

„In Samaiten zeigte sich der Ausländer nur in der Gestalt eines Kreuzritters oder Schwertritters, die in die stillen Waldsiedlungen Feuer, Gefangenschaft und Taufe mit Blut brachten... Auch das Heidentum war hartnäckiger, weil nicht ein sanfter Verkünder der guten Botschaft die Achtung vor dem Kreuz mit der Liebe eines Apostels lehrte, sondern ein bewaffneter deutscher Mönch mit der Seele eines Henkers" (II, 146).

„Wenn hier das Kreuz herrschen würde, dann würden die Ritter den Vorwand zu Überfällen, zur Herrschaft über dies Land und zur Unterdrückung dieses unglückseligen Volkes verlieren" (II, 169). Die Samaiter flehen die Polen um Hilfe an:

„Wir waren ein freies Volk von edlem Blut, nun will uns der Orden zu Unfreien machen! Es geht ihm nicht um uns, sondern um Land und Reichtümer. Unser Elend ist schon so groß, daß nur noch betteln oder losschlagen übrig bleibt. Wie können sie uns mit Taufwasser waschen, wenn sie selbst keine reinen Hände haben! Wir wollen die Taufe, aber nicht durch Blut und Schwert, und wir wollen den Glauben, aber nur den, den die ehrenwerten Herrscher Jagail und Witowt lehren. Hört und rettet uns, denn wir gehen zugrunde. Der Orden will uns taufen, damit er uns leichter unterdrücken kann. Nicht Geistliche, sondern Henker schickt er uns. Schon haben sie uns Bienenhäuser, Viehherden, alle Ackererzeugnisse fortgenommen. Schon ist uns verboten, Fische zu fangen und Wild in den Wäldern zu töten. Wir flehen euch an! Hört, denn sie haben uns unsere früher freien Nacken zur Nachtarbeit auf den Burgen gebeugt, die Kinder haben sie uns als Geiseln entführt, und unsere Frauen und Töchter entehren sie vor den Augen der Männer und Väter. Wir sollten eher stöhnen, anstatt zu reden! Unsere Familien haben sie verbrannt... und wie die Wölfe saufen sie unser Blut... Wir sind schließlich Menschen, keine Tiere, darum bitten wir den Heiligen Vater, daß er polnischen Bischöfen befehlen soll, uns zu taufen, denn mit ganzer Seele ersehnen wir die Taufe, aber die Taufe mit Wasser der Gnade, nicht mit dem lebendigen Blute der Vernichtung" (II, 138).

Wenn es gilt, einen lästigen Gegner zu beseitigen, kennt die Roheit und Grausamkeit der Ritter keine Grenzen, und jedes Mittel ist ihnen recht zur Erreichung dieses Ziels. Der alte Masure Jurand, dessen an der Grenze gelegenes Land den Rittern schon lange begehrenswert erschien, gerät durch Verrat und Hinterlist in die Gewalt einiger Ordensritter. „Jurand quälten sie mit so grausamen Martern, daß selbst die Tataren sich keine besseren hätten ausdenken können" (II, 114). Die mit sadistischer Genauigkeit beschriebene Szene der Marterung Jurands — man brennt ihm sein zweites Auge aus (das erste hat er schon früher verloren), schneidet ihm Zunge und rechte Hand ab — setzt allen vorhergehenden Schauergeschichten die Krone auf. Den gefolterten

Mann wirft man ohne Pflege in ein Verließ. „Er lebte, obgleich man ihm seine Wunden nicht verbunden und ihn in das schreckliche Kellergeschoß gestoßen hatte, wo es an feuchten Tagen aus den Gewölben tropfte und bei Frost die Wände sich mit einer dicken Schneeschicht und Eiskristallen bedeckten. Er lag auf Stroh, in Ketten" (II, 55). Wer in die Gefangenschaft der Ritter gerät, ist einer grausamen und demütigenden Behandlung gewiß. „Viele samaitische Jünglinge, die als Geiseln in Preußen waren, nahmen sich das Leben, weil sie Erniedrigungen und Grausamkeiten, die die Kreuzritter an ihnen geschehen ließen, nicht ertragen konnten" (II, 138). In einem Grenzgefecht kam es keinem der Kreuzritter in den Sinn, sich zu ergeben, obgleich sie schon am Verlieren waren, „denn da sie selbst die Gefangenen nicht schonten, wußten sie, daß sie nicht auf das Erbarmen des zur Verzweiflung gebrachten und aufrührerischen Volkes rechnen konnten" (II, 162). Die Ritter zeichnen sich auch sonst durch „Mangel an Mitleid und Mangel an Mäßigkeit im Strafen" aus (II, 109).

Ihr Hochmut wächst gegenüber dem Besiegten (I, 326). Der Ritter Arnold von Baden „hatte den allen Kreuzrittern gemeinsamen Fehler, die, obwohl menschlich und sogar umgänglich im Unglück, niemals weder die Verachtung gegenüber dem Besiegten noch den grenzenlosen Hochmut zu mäßigen verstanden, wenn sie eine größere Macht hinter sich fühlten" (II, 199).

„Die Kreuzritter kennen keine Gottesfurcht." Auch vor Gotteslästerung schrecken sie nicht zurück. Zu dem Plan eines Meuchelmordes meint der Ritter Rotger: „Alles ist so klug überlegt, daß Gott unser Unternehmen segnen muß ... Gott segnet alles, was das Wohl des Ordens zum Ziel hat" (I, 249).

Wo die Deutschen hindringen, bringen sie den Slaven Vernichtung. „Wenn der Kreuzritter jemanden vernichten kann, dann tut er es" (I, 50). Der samaitische Stammesführer „Skirgail haßte die Deutschen wie die Pest. Auf deutsch kannte er nur drei Ausdrücke: Feuer, Blut und Tod" (II, 141). Es ist also „rühmlich und eine Gott wohlgefällige Tat, den Feind unseres Stammes zu verfolgen" (I, 168).

In den Charakteren der einzelnen im Roman hervortretenden Deutschen finden wir alle diese Eigenschaften noch einmal wieder. Um die Vertreter des verhaßten Nachbarn besonders unsympathisch darzustellen, werden sie teilweise auch äußerlich als abstoßend und häßlich geschildert.

Der einzige weiße Rabe unter ihnen ist der aus Geldern stammende Ritter de Lorche. Er ist aufgeschossen, mager, und hat eine fast weibliche Stimme. Er verbirgt seine guten Taten, ist gerecht und verachtet die Ritter wegen ihrer Habgier. In Gefahr ist er geistesgegenwärtig und opfert sich für andere auf. Als Gast der Ritter wird er wegen seines Reichtums und seiner vornehmen Herkunft sehr zuvorkommend behandelt. Er durchschaut sie aber, erkennt, daß das Recht auf seiten der Polen ist, und kämpft in der Schlacht bei Tannenberg im polnischen Heer mit. Nachdem er sich mit einer Polin verheiratet hat, siedelt er sich in Polen an und lernt bald fließend Polnisch.

Von den beiden Hochmeistern Konrad und Ulrich von Jungingen hat Konrad zwar „mehr Gottesfurcht" als die anderen Ritter und versucht, „die eiserne Hand des Ordens zu mildern". Es gelingt ihm aber nicht, die alte Zucht und Ordnung wiederherzustellen. „Er fühlte

sich als Führer eines Wagens mit durchgehenden Pferden, der die Zügel aus der Hand gleiten ließ und den Wagen dem Willen des Schicksals überläßt." „Er war kein schlechter und verdorbener Mensch... Er mußte Unrecht zufügen... und mußte lügen, denn die Lüge hatte er zugleich mit den Zeichen des Hochmeisters übernommen. Aber er war nicht grausam, fürchtete das Gottesgericht und hemmte den Hochmut und die Dreistigkeit der Würdenträger des Ordens, wo er konnte. Er war jedoch ein schwacher Mensch" (II, 259).

Ulrich von Jungingen ist „männlich und edel", „er achtet die Ritterehre" und ist gerecht. Er verliert allerdings auch die Schlacht bei Tannenberg.

Die schlimmsten Verbrecher unter den deutschen Rittern sind Danveld, Siegfried de Löwe und Rotger.

Danveld entwirft den Plan der Entführung der Tochter Jurands. Er ist ziemlich jung, aber aufgedunsen, mit dem Gesicht eines Säufers und dicken, feuchten Lippen. Seine Augen in dem „bösen, wollüstigen Bocksgesicht" sind rot und schillernd wie Wolfsaugen, seine Zähne sind morsch. Die Leute, die Jurands Tochter geraubt haben, läßt er nach der Tat betrunken machen und dann aufhängen, um die lästigen Mitwisser zu beseitigen. Als er das erste Mal mit Jurand im Kampfe zusammentrifft, sinkt ihm das Herz beim Anblick des starken Mannes. Er flieht und erkrankt infolge der ausgestandenen Furcht.

Siegfried de Löwe ist groß und hat strenge, aber edle Gesichtszüge. „In seiner Natur lag ein tiefer Haß gegen den polnischen Volksstamm, lag Grausamkeit, in der er sogar Danveld übertraf, und Wildheit, wenn es um den Orden ging, und Hochmut und Habgier, aber es war keine Vorliebe für Ausflüchte in ihr" (II, 13). Er liebt den Orden und seinen Ruhm und fordert von den Brüdern Entsagung und Härte sich selbst gegenüber. Seine raubgierigen Finger und sein rachsüchtiges und grausames Herz sind bereit zu jeglichem Verbrechen, zu Verrat und Grausamkeit. Die Folterung Jurands, bei der er kaltblütig zusieht, geschieht auf seinen Befehl, denn er will auf diese Weise den Tod seines Freundes Rotger, den er wie einen Sohn geliebt hat, rächen. Nach der Tat „dachte er unwillkürlich daran, daß er die Schande und Verantwortung für Jurands Leiden von sich und von dem Orden abwälzen könne", denn „seine Kreuzritterseele, ... obgleich sie mehr grausam als lügnerisch war, hatte sich unter dem Einfluß der unerbittlichen Notwendigkeit schon an Ausflüchte, Betrügereien und das Vertuschen blutiger Verbrechen des Ordens gewöhnt" (II, 56). Das Volk sagt von ihm: um der Rache willen hat er sich dem Teufel verkauft! (II, 106).

Rotger hilft Danveld und Siegfried de Löwe bei der Ermordung de Fourcys, der die schändlichen Pläne dieser drei zu verraten droht. Scheinheilig zeigt er auf den Ermordeten: „Seht, fromme Brüder, wie Gott schon die Absicht zu Verrat straft!" (I, 253). Er regt an, die Schuld an dem Mord den Polen zuzuschieben und die Ländereien Jurands, den sie ja nun in ihren Händen haben, einzuziehen.

De Fourcy, ein ausländischer Gast des Ordens, „war ausschweifend und zuchtlos, nahm aber die Fehler des Ordens nicht so schwer" (I, 253). Seine einzige edle Regung, den schändlichen Betrug an Jurand zu verhindern, muß er mit dem Tode büßen.

Zwei harmlose, etwas lächerliche Erscheinungen sind Arnold von Baden und der Händler Sanderus.

„Arnold von Baden war ein ziemlich einfacher Mensch, dessen größter Vorzug in seiner ungeheuren Armkraft bestand, ein ziemlicher Dummkopf, etwas geldgierig, aber beinahe ehrlich. Es war in ihm nichts von der Verschlagenheit der Kreuzritter" (II, 257). Er ist grenzenlos hochmütig, wenn er eine Macht hinter sich fühlt. Besiegte behandelt er verächtlich. Es ist leicht, das, was man wissen möchte, von ihm zu erfahren, denn er fällt auf plumpe Schmeicheleien herein. Er ist jedoch nicht feige. In der Schlacht bei Tannenberg geht er kämpfend zugrunde, als er sieht, daß er nicht lebend davonkommen wird.

Der Deutsche Sanderus, der mit falschen Reliquien handelt und dabei die Leute kräftig übers Ohr haut, ist im Grunde eine harmlose Seele. „In der Nacht reitet er nicht allein voraus, denn er ist furchtsam" und hatte immer schon ein Hasenherz. „Er aß und trank für vier, war dienstbereit und zeigte dem neuen (polnischen) Herrn eine gewisse Zuneigung. Außerdem kannte er die Kunst des Schreibens, worin er sogar Zbyszko über war" (I, 207).

Ein besonders unangenehmer Patron ist der Ritter Lichtenstein. Er ist von einem unglaublichen Hochmut, hinterlistig, unversöhnlich und rachsüchtig. Aus Feigheit stellt er sich, als er gefangengenommen ist, nicht zum Zweikampf, sondern versteckt sich hinter dem jedem Gefangenen zustehenden Schutz (II, 376).

Den heuchlerischen, blutrünstigen Mönchen des Marienordens stellt Sienkiewicz drei Typen idealer polnischer Geistlicher gegenüber.

Der Roman wurde, wobei einige Verschönerungen erfolgten, schon 1901 zum ersten Male ins Deutsche übertragen. Außerdem erschien er in russischer, französischer und finnischer Übersetzung.

Es ist wohl zwecklos, Sienkiewiczs Jägerlatein, das er mit so leidenschaftlicher Genialität erzählt, widerlegen zu wollen*) [12]).

Der Grad des Kreuzritterkomplexes in manchen polnischen Dichtungen, die immer nur von verwüsteten polnischen Dörfern und hingemordeten Bewohnern phantasieren, wird an der Feststellung eines der bekanntesten polnischen Historiker klar:

> „Es ist Wahrheit, daß die brandenburgischen Markgrafen und die Kreuzritter ihre Erwerbungen durch eine energische Kolonisation zu sichern bemüht waren. Wie jedoch die nationale Seite der Siedlung eine verhältnismäßig milde Rolle spielte, dafür liefert den Beweis die Tatsache, daß diese selben Kreuzritter im 15. Jahrhundert für ihre Siedlungspolitik fast genau so gut Deutsche wie auch Polen verwenden — eine in der Wissenschaft seit langem bekannte und genügend zum Ausdruck gebrachte Feststellung" **).

Und der polnische Hochschulprofessor Tadeusz Ladenberger anerkennt in „Zaludnienie Polski na początku panowania Kazimierza Wielkiego" (Lemb. 1930):

*) Eine richtige Beurteilung des Romans „Krzyżacy" bringt die Zeitschrift „Ostland" 1937 Nr. 20 S. 387—390.

**) „Prawdą jest, że i Margrafowie brandenburscy i krzyżacy starali się utrwalić swe nabytki za pomocą energicznej kolonizacji. Jak jednak narodowa strona kolonizacji grała stosunkowo łagodną rolę, dowód w tym, że ci sami krzyżacy w XV w. dla swej kolonizacyjnej polityki zużytkowują prawie tak dobrze Niemców jak Polaków — fakt od dawna już w nauce znany i należycie uwydatniony". (St. Zakrzewski „Zagadnienia historyczne". Lemb. 1936. Bd. II, S. 78). — Die gleiche Behandlung von Deutschen und Slaven durch den Orden betont auch J. Rink „Die Geschichte der Koschneiderei". Danzig 1932. S. 96.

„Branka Krzyżacka".
Die Gefangene der Kreuzritter.

Gemälde von Wojciech Gerson.

Ein Gemälde, dessen naive theatralische Pose an die Aufforderung eines schlechten Kleinstadtphotographen: „Bitte, recht freundlich" erinnert. Man beachte den eisernen Fuß des Ordensritters auf der Brust des toten Polen, den links auf der Erde liegenden Säugling, die links oben aus Feuerbrand und Rauch hervorragende Kirchturmspitze. Das Gemälde war sowohl einfach als auch farbig als Kunstpostkarte in Polen verbreitet und in jedem Papierladen erhältlich. Die bunte Postkarte trägt die Unterschrift „Pochód niemieckiej kultury na wschód" (Der Zug der deutschen Kultur nach Osten) und auf der Rückseite eine Erklärung: „... Feinde, die die Dörfer niederbrannten und die friedliche, christliche polnische Bevölkerung ermordeten". (Verlag „Polonia" Krakau. Nr. 818.) Es wurde zuletzt zusammen mit dem Kossakschen Gemälde „Jagd auf Menschen" in dem Schultaschenkalender „Ilustrowany Kalendarzyk Szkolny na r. 1936—1937" (Verlag Bracia Bażańscy. Bydgoszcz) wiedergegeben. Vergl. auch E. Niewiadomski „Malarstwo Polskie XIX i XX wieku" War. 1923 S. 109 Fig. 110, Andriolli „Niemcy idą" u. W. Gerson „Krzyżacy".

Dieses Titelbild des 1929 neu herausgegebenen Romans von Kraszewski ist typisch für die Art, wie die polnische Kunst die deutschen Ordensritter bildlich darstellt. Zwischen den Vorderbeinen des Pferdes sieht man einen Galgen, an dem die Bewohner des überfallenen und niedergebrannten polnischen Dorfes hängen. Wir wiederholen hier die schon im Text S. 398 gebrachte Feststellung des polnischen Historikers Stanisław Zakrzewski:

„Es ist Wahrheit, daß die brandenburgischen Markgrafen und die Kreuzritter ihre Erwerbungen durch eine energische Kolonisation zu sichern bemüht waren. Wie jedoch die nationale Seite der Siedlung eine verhältnismäßig milde Rolle spielte, dafür liefert den Beweis die Tatsache, daß diese selben Kreuzritter im 15. Jahrh. für ihre Siedlungspolitik fast genau so gut Deutsche wie auch Polen verwenden — eine in der Wissenschaft seit langem bekannte und genügend zum Ausdruck gebrachte Feststellung."

Welch gewaltiger Unterschied zwischen der nüchternen, gelehrten Forschung und den Propagandamätzchen der Malerei!

„Die Analyse überzeugt uns, daß auf die Verteilung der Bevölkerung in Polen zwei Dinge einen entscheidenden Einfluß ausübten: der Boden und die deutsche Kolonisation." — „Im Norden waren die Pioniere dieser Bewegung die Ordensritter. Der Orden brachte es fertig, im Kulmer Lande im Laufe von 100 Jahren an Stelle einer schwach besiedelten Wildnis volkreiche Städte und Dörfer anzulegen und das Land zur Blüte zu bringen. Ein Jahrhundert genügte, um dieses Land mit dem keineswegs besten Boden, vorwiegend Lehm, so zu besiedeln, daß es die höchste Bevölkerungsdichte Polens erreichte."

Und so dürften wir wohl vom Verdacht befreit sein, parteiisch zu urteilen, wenn wir der Greuelpropaganda der polnischen schöngeistigen Literatur den deutschen Stolz auf die gigantischen Kulturleistungen des Ritterordens gegenüberstellen. Wieviel Frömmigkeit und Menschlichkeit in den Reihen der Marienritter zu finden war, wie Außerordentliches sie für Kunst, Schulwesen, Büchereien, Sprache, Geschichtsschreibung geleistet haben, zeigt uns Walther Ziesemer in „Die Literatur des deutschen Ordens in Preußen" (Breslau 1928). In alten kaschubischen Volksüberlieferungen lebt die Ordenszeit als ein glücklicher und großer Zeitraum weiter. (Vergl. S. 279 f.). Kunst und Kunsthandwerk fanden im Orden ihre Förderer. Wer einmal vor den großen Domen in Königsberg, Frauenburg und Marienwerder gestanden hat, dem wird klar, daß die Tendenz jede Ritterlichkeit im Urteil vieler polnischer Romane erstickt hat. Sie wiederholen ohne Unterlaß, das Christentum sei den Ordensrittern nur ein Mittel gewesen, um die harmlosen, friedlichen Heiden auszurotten. Aber widerlegt nicht schon die Geschichte der Berufung des Ordens diese Behauptungen? Konrad von Masovien rief ihn ins Land, weil er sich der dauernden Einfälle der heidnischen Preußen nicht mehr zu erwehren vermochte. Melchior Wańkowicz lästert in seinem, im Tone billiger Kriminalromane geschriebenen „Na tropach Smętka" (1937. S. 167), die Deutschen hätten das Christentum im Osten nur verbreitet „zur Ausrottung der geistigen Werte dieses Landes"*).

Den Gipfelpunkt der Greuelliteratur über die Ordensritter erreicht Stefan Żeromski im Roman „Wiatr od Morza" (1922), aus dem wir schon die Schilderung des legendären „Danziger Blutbades" brachten. Hatte schon Sienkiewicz die „Kreuzritter" dämonisiert, so stellt Żeromski u. a. den Ordenswürdenträger Hermann Balk schon dem Satan Smętek vollkommen gleich (vergl. S. 65/7). Beide sind eines Geistes Kind und schließen einen Bund. Smętek rät dem Deutschen:

„So vertreibe denn von hier die Herde Menschen im Namen Jesu Christi, im Namen des Guten und der Tugend, im Namen der Verzeihung und der Liebe, im Namen der Vergebung der Sünde und der Verzeihung der Schuld, — verbrenne die Behausungen, die durch der Hände Mühe erbaut wurden, pflüge die Erde des Ortes um, auf der sie standen. Mag ein neuer Einwanderer sich auf der Asche niederlassen. Mag der Galgen überall im Lande stehen. Mag dein blankes Schwert nie in träger Ruhe trocken werden. Mag dein Strick immer angespannt sein" (S. 116). —

*) Eine Entlarvung dieses Hetzbuches bringt die Zschr. „Jomsburg" 1937 H. 3. H. Gollub „Ein böser Geist auf Reisen in Ostpreußen" (S. 369—373).

„Wehe den Widerspenstigen, die sich nicht taufen lassen wollen. Du wirst sie bis auf den letzten Mann mit Schwert und Strang ausrotten."

Das Anwachsen der Ordensmacht sieht folgendermaßen aus:

„Auf Mord und Gemetzel, auf Strömen von Blut, die wegen des Verrates Mendogs flossen, auf der Ausrottung der Menschen, da unter dem Schwert Ottokars und der Ritter die Völker Preußens tatsächlich dalagen wie Wälder, die man bis auf die letzten Überreste abgeholzt hat — darauf bauten sich die Mauern des Marienburger Hauses auf": (S. 130).

„Der (polnische) Bruder Iwo sah die Macht des Ordens, kurz gesagt, für die Offenbarung der allertiefsten Hölle auf dieser Erde an. Denn ähnlich — bewies er —, wie die Teufel meuternde Cherubime waren, ebenso nahmen diese ihre Ebenbilder auf der Erde ihren Ausgang von dem Guten, und wurden aus der reinsten menschlichen Tugend geboren. Erst durch den Hochmut und die Gier verleibten sie sich alle Teufeleien der menschlichen Natur ein und übertrafen schließlich noch den Teufel selbst in ihrer Verderbtheit. Sogar die Besten der Kreuzritter — versicherte er — müssen, da sie in der Sphäre der Teufeleien leben, als unter dem besonderen Einfluß des Satans stehend angesehen werden, als Sünder der untersten, dritten Kategorie" (S. 168).

Żeromskis Freude an der Grausamkeit verrät den Einfluß der Dichtungen Dostojevskijs. Zwar erscheint diese in den meisten Fällen als Eigenschaft des deutschen Gegners, doch schreibt er sie auch einmal den Polen zu. In „Powieść o Udałym Walgierzu" (1906) erläßt der polnische König (Boleslaus der Tapfere?) den strengen Befehl, die gefallenen Sachsen ihrer Rüstung zu entkleiden und die entblößten Leichen auf keinen Fall zu begraben, sondern der Fäulnis, den Wölfen und Geiern zum Fraß zu überlassen: „So befehle ich. Und wer sich meinem durch den ewig lebenden Gott gegebenen Willen widersetzt — wehe ihm." „Wir plündern die Städte und Dörfer und brennen alle Siedlungen bis auf den letzten Balken nieder." Der König, der dies ausspricht, wird jedoch idealisiert, nicht dämonisiert, wie das beim deutschen Gegner geschieht. Schon in diesem Roman finden wir ein im „Wiatr od morza" wiederholtes Motiv: die noch unreifen, von den Deutschen vergewaltigten, laut kreischenden slavischen Mädchen. Das Begräbnis der gefallenen deutschen Ritter erlaubt der König erst, als der weinende Bischof von Meißen im Büßergewande vor ihm erscheint und ihn anfleht.

Eine richtige Schlächterpoesie bietet Jan Korwin in der 1925 für die Jugend veröffentlichten Novelle „Zemsta" (Die Rache). Daß die Ordensritter verwundete Samaiter ganz totschlagen, als Gäste eingeladene Litauer ermorden usw., ist noch nicht genug. Vom Blutrausch gepackt, greifen sie mit den Händen in die sterbenden Leiber der Gegner, reißen sie in Stücke, ziehen mit den Fäusten die Eingeweide heraus, zerschneiden die Brüste und holen die noch zuckenden Herzen hervor. Aber den Komtur Albrecht von Hohenlingen ereilt die Rache. Keistuts bildschöne Tochter stößt ihm mutig den Dolch in die Brust, als er sie in seine Arme schließen will, und gibt dem sterbenden Körper einen Fußtritt. Ein entsprechendes Titelbild unterstreicht den edlen Inhalt (Einfluß Żeromskis!).

„Łowy na ludzi".
Jagd auf Menschen.

Ein Gemälde von Wojciech Kossak.

Die polnische Malerei kennt nur den Ordensritter, der Dörfer anzündet, Frauen raubt und die männlichen Bewohner niedermetzelt.

Darum sei auch zu diesem Bilde die Feststellung eines polnischen Historikers, Tadeusz Ladenberger, zitiert:

„Die Analyse überzeugt uns, daß auf die Verteilung der Bevölkerung in Polen zwei Dinge einen entscheidenden Einfluß ausübten: der Boden und die deutsche Kolonisation." — „Im Norden waren die Pioniere dieser Bewegung die Ordensritter. Der Orden brachte es fertig, im Kulmer Lande im Laufe von 100 Jahren an Stelle einer schwach besiedelten Wildnis volkreiche Städte und Dörfer anzulegen und das Land zur Blüte zu bringen. Ein Jahrhundert genügte, um dieses Land mit dem keineswegs besten Boden, vorwiegend Lehm, so zu besiedeln, daß es die höchste Bevölkerungsdichte Polens erreichte." (T. Ladenberger „Zaludnienie Polski na początku panowania Kazimierza Wielkiego", Lwów 1930.)

„Napad Krzyżaków".
Der Überfall der Kreuzritter.

Gemälde von Wojciech Kossak.

Dieses Gemälde war sowohl einfach als auch farbig als Kunstpostkarte in allen Papiergeschäften in Polen zu kaufen. (Wydawnictwo Salonu Malarzy Polskich w Krakowie). Die polnische Dorfbevölkerung wird hingemordet, die Siedlung in Brand gesteckt, ein minderjähriges Mädchen trotz des Flehens seiner Mutter geraubt. Die breite Masse des polnischen Volkes ahnte nicht, daß es sich hier um eine hemmungslose Greuelpropaganda handelt.

Von Geschmack- und Geistlosigkeit zeugt eine Anspielung auf die „Kreuzritter" in Wacław Sieroszewskis Roman „Zacisze" (1923). Ein polnischer Student erzählt einem deutschen Holzkaufmann auf die Frage, was ein großer Stein zu bedeuten habe, folgende witzig wirken sollende Legende:

„Oh, das ist eine lange und ungeheuer fesselnde Geschichte! — antwortete Izyda. — Man erzählt, daß ihn der Teufel hergetragen hat ... Auf jeden Fall diente er sehr teuflischen Zeremonien. Oben drauf ist eine Vertiefung und eine Furche ausgehauen. Das einfache Volk erzählt, daß sich in der Vollmondnacht um zwölf Uhr der Berg öffnet und unter dem Stein bärtige, weiß gekleidete Alte hervorkommen, mit Eichenkränzen auf der Stirn und mit goldenen Lauten in der Hand ... Hinter ihnen gehen andere, die einen mit Eisen gefesselten Ritter führen. Der Ritter trägt auf dem Mantel und der Brust ein schwarzes Kreuz. Vergeblich wirft er sich hin und her, flucht und ächzt und schleudert Blitze aus den Augen: Menschen in leinener Kleidung reißen ihm das Eisen und die Gewänder ab, ziehen ihn ohne Förmlichkeit auf den Stein, kreuzen ihm die Arme, ein alter Priester beugt sich über ihn und versenkt in die vor Schmerz gewölbte Brust ein scharfes Steinmesser ... Das Blut spritzt, der Kreuzritter brüllt wie ein abgestochenes Ferkel! Der Priester schiebt seinen Arm bis über den Ellbogen in die dampfende Wunde und sucht lange ... Diese ganze Geschichte endet schließlich ziemlich kläglich, denn anstatt des Herzens des Barbaren zieht er dort mit großer Anstrengung ... ein ziemlich umfangreiches aber leeres Portemonnaie von Berliner Fabrikat heraus ... Der Ritter hatte alles mit leichtsinnigen Slavinnen vergeudet ... vielleicht hatte er auch ihren Eltern gegen hohe Prozente Geld geliehen ... Wirklich, seht nur, ich habe so eins gefunden! ... — endete er feierlich und zog ein altes, regendurchweichtes, ganz verschossenes Portemonnaie aus der Tasche.

Die Jugend riß es ihm lachend aus der Hand und begann es mit großem Interesse zu betrachten.

— Bei Gott, das ist meins, ich habe es hier voriges Jahr verloren. Aber Geld müßte drin sein! Gib es her, Izyda! — rief Antoś.

— Ja! Dann schwelgst du also hier mit leichtsinnigen Slavinnen? Mit einem deutschen Portemonnaie? ... Das ist wirklich ... polnische Wirtschaft!

— Das ist aber eine fesselnde Legende! ... Das muß irgendeine alte Überlieferung sein ... — wandte sich Szmit an Izyda.

— Oh ja, das ist eine Überlieferung ... von dem Aufenthalt der geliebten Nachbarn ... noch ... aus den Zeiten Lokieteks!"

Kommentar überflüssig!

Auch den anderen Literaturen des Ostens ist der deutsche Ordensritter keine unbekannte Gestalt. Das Epos des lettischen Dichters A. Pumpurs „Lačplesis" (Bärentöter. 1888) spielt in den ersten Zeiten der deutschen Kolonisation in Livland, verzichtet jedoch bewußt auf jede geschichtliche Treue. Aus diesem Epos stammt die volkstümlich gewordene Vorstellung vom „schwarzen Ritter" (tumschais — melnais — bruninieks), des Symbols der niederzukämpfenden deutschen Gutsherrschaft, die auch im lettischen Volksliede (Thema: Herr und Knecht) schlecht wegkommt.

Die Grunwald-Dichtungen

Grunwald-Tannenberg (1410), in der Volksmeinung der Polen als Symbol einer sieghaften deutsch-polnischen Auseinandersetzung fortlebend, sah auf der einen Seite nur das 30000 Mann starke Heer des Ordensstaates, der nicht einmal ein Zwanzigstel des deutschen Volksraumes ausmachte, auf der Gegenseite aber 50000 Reußen (Ukrainer), Polen, Litauer, Smolensker Bojaren, Tataren, Tschechen, Slovaken und auch Deutsche. Der Held dieses Heeres, Sindram von Maszkowice, der einen Hauptanteil an dem siegreichen Ausgang der Schlacht hatte, stammte aus einem deutschen Bürgergeschlecht in Kleinpolen. Der Bannerträger der Ritterschaft des Krakauer Landes war „Mertin" von Wrocimowice, nachweislich der Bruder einer deutschen Bürgerfrau namens Stecher in Lemberg, also auch ein in Polen ansässiger Deutscher. Die Kosten des Feldzuges trugen zum großen Teil die deutschen Städte des damaligen polnisch-litauischen Doppelreiches, Lemberg allein 48000 polnische Silbergroschen. Eine Reihe von Verleihungsurkunden sind uns überliefert, in denen die Waffentaten deutscher Mitkämpfer in den Reihen Jagails gerühmt und belohnt werden. So erhielten u. a. der deutsche Edelmann Fredro für seinen Heldenmut in der Schlacht bei Grunwald die beiden Dörfer Fredrowce und Schurza in Podolien, der Bürger Nicolaus Schawer aus Lelow den Adel, usw.

Kann man diesen Sieg, den Witowt und Jagail, Litauer reußischer Zunge, erfochten, den übrigens die russische Geschichtsforschung allen Ernstes für die litauisch-reußischen Truppen in Anspruch nimmt, als echtes Symbol einer deutsch-polnischen kriegerischen Auseinandersetzung ansehen? Selbst polnische Urteile schreiben das Hauptverdienst am „großen Kriege" und am Siege dem Litauer Witowt zu, andere rühmen die Tapferkeit der Smolensker Bojarentruppen. Wie ungeklärt damals das Bild dieser Ereignisse war, beweist, daß Ladislaus Jagail zum Andenken an den Sieg ein Brigittenkloster in Lublin erbaute und in ihm deutsche Mönche und Nonnen ansetzte. Auf alle Fälle aber war Tannenberg-Grunwald ein großer Erfolg der polnischen Politik und einer der größten Tage der polnischen Geschichte und spielt deshalb im Geschichtsbewußtsein unseres Nachbarvolkes mit Recht eine große Rolle.

Zeißberg gibt an, daß sich aus jener Zeit 50 meist lateinische Gedichte über Grunwald erhalten haben, liefert aber nur für einige den Nachweis. In den Chroniken sind vereinzelte Verse oder Hinweise auf sie vorhanden. Einen literarischen Wert besitzen sie jedoch nicht. Am besten ist noch das Gedicht des Mikołaj von Błonie, der wenigstens Einzelheiten aus der Schlacht mitteilt. Die Kreuzritter werden zwar nicht von scharfer Kritik verschont (gens prava, perversa, maledicta, crucifiguli), doch weisen alle Verse eine große Mäßigung im Ausdruck des Triumphes auf. Gott, der Hochmut und Stolz bestraft, wird der Sieg gedankt. Wir hatten schon im ersten Teil unseres Buches ausgeführt, daß die polnische Volksüberlieferung arm an historischen Erinnerungen ist. Allerdings sind drei Bruchstücke von alten Volksliedern aufgezeichnet, doch ist es bisher nur gelungen, ein einziges Lied über Grunwald in der lebenden Überlieferung aufzufinden. (Vergl. S. 281).

Aus dem 16. Jahrh. stammt die erste vollständig erhalten gebliebene volkstümliche Dichtung „Pieśń o pruskiej porażce" (1510), deren

„Grunwald".

Gemälde von Jan Matejko.

Ein Ausschnitt aus dem Riesengemälde. Im Mittelpunkt Fürst Witowt von Litauen. Vergl. E. Niewiadomski „Malarstwo Polskie XIX i XX wieku" (War. 1923, S. 135) und F. Kopera „Dzieje Malarstwa polskiego od XIX—XX wieku" (Krak. 1929, S. 259 „Grunwald"). Als farbige Künstlerpostkarte des „Salon malarzy polskich w Krakowie" und als Wandbild verbreitet. Als farbige Postkarte herausgegeben wurde auch das Gemälde von S. Batowski „Bitwa pod Grunwaldem".

„Dwa miecze".
Zwei Schwerter.

Gemälde von A. Setkowicz.

Das in der Dichtung oft verwertete Motiv der Überreichung zweier Schwerter an Jagail und Witowt durch die Ordensritter (S. 403) hat auch die Malerei angeregt. Das Gemälde von Setkowicz ist als Kunstpostkarte verbreitet.

Verfasser umstritten ist (Łukasz Górnicki?). Hier sieht man schon das Lieblingsmotiv klar herausgearbeitet, das in fast allen späteren Dichtungen, ausführlich bei Kraszewski, wiederkehrt: die hochmütigen Ritter, die dem König aus Spott zwei Schwerter überreichen, um ihn zum Angriff zu reizen, und die demütige, gottergebene Haltung Jagails, die durch die Niederlage der Spötter belohnt wird. Zwar haben die Chronisten Bielski und Długosz in die Ansprache der Ritter an Jagail Spott und Hochmut hineingelegt, aber beide unterscheiden sich wesentlich im Ton und in der Länge, so daß ihre Zuverlässigkeit anzuzweifeln ist. 1516 gab Jan von Wiślica sein „Bellum Pruthenum" heraus, in dem 415 Zeilen der Schlacht gewidmet sind. Den Kampf beginnen die Tataren, dann folgen die Reußen, Litauer und Samaiter, zum Schluß greifen die Polen an, als die Front der anderen ins Wanken geraten ist. Die Ordensritter werden mit von Hunden gehetzten Hirschen verglichen. Im „Proporzec" von J. Kochanowski (1569) wird die Schlacht nur mit einigen Zeilen gestreift. Dagegen befindet sich in der Chronik von Maciej Stryjkowski (1582) eine längere gereimte Erzählung, in der die Litauer etwas verspottet, dagegen u. a. die tüchtige Haltung der Smolensker Bojaren Anerkennung findet. Zwar treten auch hier die beiden Gegner als Verkörperung des Hochmutes und der Demut auf, was besonders bei der Überreichung der beiden Schwerter zum Ausdruck kommt, doch fehlt allen Dichtungen bis 1820 die erst später einsetzende Gehässigkeit. Man bewunderte sogar unverhohlen die Herrlichkeit der Marienburg, z. B. in Andrzej Zbylitowskis „Droga do Szweciey" (Krak. 1597), wo sogar von „zacni Krzyżacy" (ehrbaren Kreuzrittern) die Rede ist. Im 17. Jahrhundert, das von dauerndem Kriegsgetöse widerhallte, verlor die Erinnerung an Grunwald ihre Bedeutung, so daß kaum ein Dichter (S. Zakrzewski, W. Kochowski) darauf verfiel. Die Literatur der Aufklärungszeit hatte noch weniger Interesse daran. Bei I. Krasicki findet sich in einer Dichtung ein trockener und kurzer Hinweis, auch später in J. P. Woronicz „Świątynia Sybilli" (1818), nur ein Abschnitt von sechs Zeilen, in Niemcewicz' „Śpiewy historyczne" (1816) nur achtzehn Zeilen.

Es braucht nicht eingehend begründet zu werden, weshalb im 19. Jahrhundert das polnische Volk öfter an den großen geschichtlichen Tag erinnert wurde. Waren alle bisher erwähnten Darstellungen poesielos, so begann mit J. Słowackis Dramenfragment „Zawisza Czarny" (1844) eine Reihe dichterisch wertvoller Werke. Mieczysław Romanowskis „Sen króla Jagiełły pod Tannenbergiem" (1860) wurde sogar vertont. 1878 schuf Jan Matejko, der Sohn eines Tschechen und einer Deutschen, das Riesengemälde „Bitwa pod Grunwaldem", das u. a. Maria Konopnicka die Anregung zu ihrem Gedicht „Grunwald" gab. Daß Kraszewski und Sienkiewicz in ihren schon erwähnten Romanen die Schlacht beschrieben, wurde schon angegeben. 1910, als man in ganz Polen die 500-Jahrfeier der Schlacht beging und man in Krakau das bekannte Denkmal errichtete, brach eine Hochflut meist wertloser Gelegenheitsdichtungen herein, die zusammen mit der Volks- und Jugendliteratur über die Schlacht bei Wiktor Hahn „Grunwald w poezji polskiej" (Krak. 1910) genau aufgezählt sind.

Nach dem Weltkriege hat Kazimierz Mrówczyński im Drama „Dzień wtorkowy" (1931) Grunwald nochmals dramatisiert. Um

nicht leeres Stroh zu dreschen, hat er nach neuzeitlichen Begriffen die Ordensritter zum „Herrenvolk", zu Pulverfabrikanten, zu Verbreitern der deutschen „Weltsprache" gemacht. Der zweite Akt schildert die Überreichung der beiden Schwerter, wobei der Verfasser sich zu den auffälligsten Stilwidrigkeiten hinreißen läßt. Einer der ersten Sätze lautet: „Solange die Welt Welt wird sein, wird der Deutsche dem Polen kein Bruder sein." Das Drama, das dem Präsidenten Masaryk zugeeignet ist, verherrlicht den Anteil der tschechischen Hilfstruppen am Siege.

Allen Dichtungen ist gemeinsam, daß sie phantastische Zahlen über die Stärke des Ordensheeres verzeichnen. Sebastian K. Zakrzewski in „Pruskich wojen rewolucja" (1626) gibt 140000 Ritter an, die aber von dem kleinen Heere Jagails besiegt werden, da das moralische Recht und nicht die Zahl entscheide. Ein jesuitischer Dialog „Władysław Jagiełło etc.", der 1663 in Pinsk aufgeführt wurde, wiederholt diese Zahl. S. K. Zakrzewski, Woronicz, Słowacki u. a. lassen 50000 Kreuzritter, Sienkiewicz 40000 Leichen auf dem Schlachtfelde liegen. Da der letztere außerdem den Leser belehrt, daß die Ordensritter immer nur anzugreifen wagten, wenn sie in der Mehrzahl waren, und er „100000 in Eisen gehüllte Deutsche" am Kampf teilnehmen läßt, gewinnen die Forschungsergebnisse des bekannten polnischen Heeresgeschichtlers Marian Kukiel an Interesse. Er nimmt nämlich an, daß auf der Ordensseite 30000 und auf der Gegenseite 50000 Mann gekämpft haben konnten[13]). Obwohl Kukiels gründliche Forschung über die Schlacht bei Tannenberg 1929 erschien, hat Mrówczyński noch 1931 in seinem Drama 50000 Ordensritter erschlagen und 10000 gefangennehmen lassen. — Überschaut man die gesamte polnische Grunwaldliteratur, dann fällt neben den Dichtungen der früheren Jahrhunderte und ihrer durchaus stilechten Freude am Siege der hemmungslose Chauvinismus vieler Stellen in den Werken Sienkiewiczs und Żeromskis doppelt auf*).

Deutsche Kriegergestalten des 17. Jahrhunderts.

Henryk Sienkiewicz hatte auf dem Gebiete des historischen Romans einige Vorgänger, z. B. H. Rzewuski, Z. Kaczkowski, J. J. Kraszewski, Z. Miłkowski (Jeż), die ihm den Weg bahnen halfen. Da er sie ganz überschattet hat, treten sie auch bei uns in den Hintergrund. Doch wollen wir wenigstens einen der bekanntesten Romane berücksichtigen, und zwar Kaczkowskis „Olbrachtowi rycerze" (1889), in dem die polnische Kultur vom Ende des 15. Jahrh. den großen Rahmen bildet und auch einige deutsche Gestalten an der Handlung teilnehmen. Der deutsche Lemberger Bürger Kundrat, Doktor beider Rechte, hat der Wissenschaft Lebewohl gesagt und den Posten eines Bevollmächtigten bei einem dortigen Kaufmann angenommen. Da er eine gründliche Bildung besitzt und regsam ist, hat er bald ein eigenes großes Vermögen erworben. Mit Rittern hat er nicht gerne zu tun, da er feige ist. Der Verfasser zeigt ihn mit Vorliebe in lächerlichen Lagen und in „deutscher Kleidung". Dagegen zeichnet sich der deutschstämmige Lemberger Franz Aichinger „durch Riesenkraft und ruhigen Mut" aus. Er ist gutmütig, körperlich und geistig langsam, von strengen Sitten und „deut-

*) Die jüngste Darstellung der Schlacht: im Roman von F. A. Ossendowski „Orły Podkarpackie" (1938).

scher Gründlichkeit", gefährlich im Zweikampf. Sein älterer Bruder Kunz Aichinger, „verständig, mutig und geschickt", „besitzt alle Tugenden, die einen Ritter zieren," aber auch Fehler. Er liebt den Trunk und das Würfelspiel und ist „Kater bei allen Strumpfbändern", obwohl er verheiratet ist. Bei einem Liebesabenteuer verliert er sein Leben.

Der Anteil deutscher Truppen an der Sicherung der Ostgrenzen des polnisch-litauischen Doppelreiches im 17. Jahrh. war so bedeutend, daß der historische Roman ihn nicht gut ganz verschweigen konnte. Darum finden wir in Henryk Sienkiewiczs erstem Teil der Trilogie „Ogniem i Mieczem" (Mit Feuer und Schwert. 1884) eine anerkennende Darstellung deutscher Söldnertruppen.

Mikołaj Potocki schickt 6000 Kosaken unter Krzeczowski und ein Regiment von ausgezeichneten deutschen Fußsoldaten gegen den aufrührerischen Chmelnyćkyj. Flik, der Kommandeur der Deutschen, will die belagerte Festung Kudak entsetzen. Krzeczowski einigt sich aber nicht darauf und geht sogar beim Herannahen der Aufrührer zu ihnen über. Auch die Deutschen versucht er zum Verrat zu überreden. Flik wird ermordet. Aber auch sein Nachfolger Werner zieht den Tod dem Verrat vor. Folgendermaßen schildert Sienkiewicz den Vorgang:

„Beide sprachen die Wahrheit. Daher wollte Krzeczowski den Kampf noch nicht beginnen, obwohl das Phlegma des Deutschen ihm das ganze Blut in Wallung brachte und die Wut ihn zu ersticken begann.

Ehe die Sonne an den Flußarmen untergeht — rief er — bedenkt euch, denn dann laß ich Feuer geben.

Und er fuhr eilig in seinem Wagen davon, um sich mit Chmelnyćkyj zu beraten.

Eine Weile des Abwartens begann. Die Baidaken der Kosaken umgaben in einem immer enger werdenden Ringe die Deutschen, die eine so kühle Haltung bewahrten, wie sie nur ein alter und wohlgeübter Soldat im Angesicht der Gefahr zu bewahren vermag. Auf die Drohungen und Beleidigungen, die alle Augenblicke von den Kosakenkähnen herüberklangen, antworteten sie mit verachtungsvollem Schweigen. Das war wirklich ein imposanter Anblick der Ruhe während der immer stärker werdenden Wutausbrüche der ukrainischen Burschen, die drohend ihre Lanzen und Pistolen schwenkten, die Zähne zusammenbissen und fluchten und ungeduldig auf die Parole zum Kampfe warteten.

Inzwischen nahm die Sonne, die vom Süden nach dem Westen des Himmels gewandert war, langsam den goldenen Schimmer vom Flußarm, der allmählich in der Dämmerung zu versinken begann.

Schließlich war er darin ganz untergetaucht.

Da blies eine Trompete, worauf von weitem die Stimme Krzeczowskis ertönte:

Die Sonne ist weg. Habt ihr Euch die Sache überlegt?

Schon! Antwortete Werner, und indem er sich den Soldaten zuwandte, schwang er den blanken Degen.

Feuer! Kommandierte er mit ruhiger, phlegmatischer Stimme.

Es krachte. Das Planschen der ins Wasser fallenden Körper, Wutgeschrei und eine fieberhafte Schießerei antworteten auf die Stimme der deutschen Musketen. Die ans Ufer geschobenen Kanonen begannen ihren Baß zu singen und die deutschen Baidaken mit Kugeln zu besäen. Der Pulverdampf vernebelte den Flußarm vollends. Inmitten des Ge-

schreis, des Lärms, des Sausens der Tatarenpfeile, des Schnarrens der Pistolen und Gewehre verkündeten die regelmäßigen Salven der Musketen, daß die Deutschen sich noch verteidigten.

Beim Sonnenuntergang tobte das Gefecht immer noch, aber es schien schwächer zu werden.

Schließlich wurden die Deutschen, soweit sie noch nicht verwundet, ertrunken waren, bis auf den letzten Mann niedergemacht."

Zwar entspricht dieser kleine Absatz in dem dreibändigen Roman nicht im entferntesten der großen Rolle, die damals deutsche Offiziere, Soldaten, Festungs- und Geschützbauer, Bürger und Bauern bei der Verteidigung der Ostmarken Polens gespielt haben, doch hat Sienkiewicz hier wenigstens ein sachliches Urteil gefällt*) [14]).

Um so trauriger ist es, daß er im dritten Band der Trilogie, „Pan Wołodyjowski" (1888), eine der lichtvollsten Gestalten jener Zeit, den deutschen Artilleriemajor von Heyking, als Schotten auftreten läßt, und zwar bei der Schilderung der Verteidigung von Podolisch-Kamentz gegen die Türken (1672). Der geschichtliche Hintergrund war folgender: Das ganze Jahrhundert hindurch rekrutierte sich hier die Festungsartillerie aus Deutschen, die zeitweise sogar eine protestantische Schule im benachbarten Paniowce und noch 1672 eine eigene lutherische Kapelle in einer Bastion hatten. Als die Türken vor der Stadt erschienen, die sich in schlechtem Verteidigungszustande befand, hielten 1100 Mann Besatzung, Polen und Deutsche, den Stürmen des Riesenheeres der Türken, Kosaken und Tataren stand. Daß von Heyking die Festungsartillerie leitete, die nach dem Bericht eines türkischen Annalenschreibers den Angreifern zu schaffen machte, steht fest. Wer Heykings Tat verstehen will, muß wissen, daß ein Jahrhundert vorher der livländische deutsche Adel sich selbst und die Festung Wenden, deren Verteidigung von Polen vernachlässigt worden war, in die Luft sprengte, um sich den Moskowitern nicht ergeben zu müssen (1577). An diese stolze Tat, die in der Überlieferung des baltischen Adels erzieherisch weiterlebte, erinnert David Hilchen die polnische Krone in „Suspiria Livoniae". Auch in Heykings Seele — sein Geschlecht lebte in zwei Linien in Livland — mochte diese Überlieferung wirksam sein, als er sich entschloß, eher sich und den Pulverturm in die Luft zu sprengen, als vor den Türken die Waffen zu strecken. Von mehreren Berichten über seinen Opfertod verdient der seines Waffengefährten Łącki Glauben: „Als der Herr Major Heyking von den Geschützen die große Unordnung unter der Schlachta sah, wodurch die Festung untergehen mußte, sprengte er sich mit Pulver in die Luft. Auf einer Tonne sitzend, zündete er sie an, und so kam er um. Die übrigen Pulvervorräte jedoch zündeten die unseren an, und es kamen über 800 Menschen dabei um, zur Hälfte Soldaten, der Rest verschiedene andere Leute." 200 Pulverfässer mitsamt dem Pulverturm und einem Teil der Burg soll Heyking dadurch zerstört haben. Die nicht im Turm liegenden Pulvervorräte haben, wie weitere Berichte besagen, die Polen „aus Unvorsichtigkeit" angezündet, wodurch unnötig viele Menschen umkamen.

Aus diesem Heyking hat Sienkiewicz einen romantischen, feinfühligen Schotten Haßling-Ketling gemacht, den er schon im „Potop" (1886)

*) Vergl. K. Lück „Deutsche Aufbaukräfte..." S. 244—60. — D. Oljančin „Učast' i rola nimećkoho vijska w vijnach Polšči z Kozakami." In Zschr. „Postup" Lemb. 1930, H. 1/2, 3, 5.

als einen von einem Kurländer in die Adelssippe adoptierten Schotten auftreten läßt. Daß Sienkiewicz von der nichtschottischen Volkszugehörigkeit des Helden wußte, kann angenommen werden, da schon vor ihm in Darstellungen der Verteidigung von Podolisch-Kamentz vom deutschen Artilleriekommandanten die Rede ist. Sienkiewicz hätte also Gelegenheit gehabt, Großmut zu beweisen und die leuchtende Tat des deutschen Edelmannes anzuerkennen. Da aber seine Tendenz „die Stärkung der polnischen Herzen" war, hat er Heykings Haltung auf den Polen Wołodyjowski übertragen, der in der historischen Wirklichkeit gar nicht daran dachte, sich freiwillig in die Luft zu sprengen. So sind denn die letzten Seiten des Romans der Ehrung und dem Andenken des Helden Wołodyjowski gewidmet, während der schottisch getarnte Deutsche mit keinem Wort mehr erwähnt wird.

Auch im zweiten Teil der Trilogie, im „Potop" (Sintflut. 1886), treten deutsche Offiziere auf, z. B. am Hofe des Fürsten Janusz Radziwiłł Korf, der Kommandant der Artillerie, Ganzhof, „ein unerschrockener Soldat", der Führer der Reiterei. Als Radziwiłł Partei für die Schweden ergreift, verlassen ihn die Polen, während die Deutschen ihm treu bleiben. Der dickbäuchige, prahlerische Magenphilosoph Zagłoba sagt z. B. zu Stanisław Skrzetuski aus Großpolen: „Bei euch in Großpolen gibt es unzählige Lutheraner, ihre Nasen witterten denn auch sogleich den Schweden, mit denen sie nun zusammenhalten." Diese Phrase wiederholt sich im Roman in unzähligen Variationen. Und dafür nahm man später Rache an ihnen. Als Kmicic mit seinen Tataren in Preußen einfiel, ließ er die deutschen Städte, Siedlungen und Kolonien einäschern und die Einwohner ausrotten. „Kmicic, der selbst seine Hände mit dem Blute der Wehrlosen nicht befleckt hatte, schaute mit Genugtuung auf das rinnende Blut. Seine Seele war ruhig, auch empfand er keine Gewissensbisse, denn das war ja nicht Blut von Polen, sondern von Ketzern, und er dachte sogar, daß er ein gottgefälliges Werk tue, sich besonders den Heiligen verdient mache." An einer anderen Stelle sagt Kmicic zu Wołodyjowski: „Ich werde mit meiner Schar gehen, wohin man mich schickt, bis nach Birż! Und wie viel es mir möglich sein wird, Blut von Ketzern zur Ehre Gottes zu vergießen, werde ich noch vergießen." Und wiederum ist es eine Entstellung geschichtlicher Tatsachen, wenn behauptet wird, daß nur oder hauptsächlich die Protestanten es waren, die den schwedischen König mit hochverräterischem Eifer empfingen. Denn auch die angesehensten katholisch-polnischen Magnaten taten dasselbe. Der Kastellan von Kalisch, Grudziński, begrüßte ihn feierlich in Rogasen, der Woiwode von Posen, Opaliński — in Gnesen. Sogar ein Domherr überreichte ihm hier in der alten Metropole ein Begrüßungsgedicht. Demgegenüber ging der lutherische Senior Ossowski, als einer der ersten, nach Schlesien zu Johann Kasimir und sammelte dann auch Truppen gegen die Schweden. Auch der Birnbaumer Erbherr Christoph von Unruh sammelte seinem Könige ein Regiment. Der Unitarier Zbigniew Morsztyn kämpfte in den Reihen der Verteidiger des Landes, ebenso der Unitarier Johann von Schlichting, der sich in Samogitien hervortat. Aber nicht nur großpolnische Herren mit Opaliński an der Spitze und Radziejowski standen auf schwedischer Seite, sondern auch der spätere Held, König und Liebling des Volkes, Jan Sobieski. Sienkiewicz hat „aus Liebe zum Vaterlande" die Ge-

schichte für seine Tendenz zurechtgeformt und meist geradezu auf den Kopf gestellt[15]).

St. Zakrzewski hat noch 1935 ein Urteil aufrecht erhalten, das er 26 Jahre vorher gefällt hatte: „Wenn wir das zusammenfassen, was im 19. Jahrh. diese Dichter und später Kraszewski und Sienkiewicz für die Geschichte getan haben, so kann man kühn behaupten, daß sie die eigentlichen Geschichtslehrer gewesen sind und nicht die historischen Fachgelehrten."

Weil damals Kunst und Wissenschaft in dem Dienst der polnischen Politik standen, heiligte der Zweck jedes Mittel. Aber gerade darum ist nach dem Weltkriege Sienkiewicz ins Kreuzfeuer der Kritik geraten. Gegner der Legende, wie Olgierd Górka, leugnen den nationalen Wert seiner Romane keineswegs. Doch stehe heute fest, daß sie deswegen gefährlich sind, weil sie dem Leser ein verfälschtes Gesichtsbild einprägen. Schon Boleslaus Prus hatte dem Verfasser des „Ogniem i Mieczem" vorgeworfen, daß er die düstere Mißwirtschaft der Schlachta in einer das Gerechtigkeitsgefühl verletzenden Weise verherrlicht habe: „Wir sehen nicht die, die man schlug, denen man ihre Habe, ihre Frauen und Töchter raubte ..." Einer der Literarhistoriker hat wohl richtig geurteilt, daß der polnische Leser in den Kosaken des Romans die zeitgenössischen Moskoviter fühlen und erkennen sollte. Daher sei eine geschichtstreue Darstellung, die den Polen unbedingt hätte Unrecht geben müssen, nicht am Platze gewesen. Wenn wir zwei Drittel der den „Krzyżacy" aufgebürdeten Untaten auf das Konto der Schlachta in „Ogniem i Mieczem" umbuchten, wäre die geschichtliche Wahrheit wenigstens in diesem Punkte wiederhergestellt*) [16]).

Im übrigen sind in den letzten Jahren von verschiedenen polnischen Verfassern in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen insgesamt viele Hundert Seiten geschrieben worden, um nachzuweisen, wieviel Kilometer oder Meilen sich Sienkiewicz von der geschichtlichen Wahrheit entfernt hat. Wollten wir Deutsche all das, was über uns im geschichtlichen polnischen Roman oder Drama stilwidrig oder geschichtsuntreu dargestellt ist, richtigstellen, dann müßten wir eine besondere Schriftenreihe ins Leben rufen[17]). Da aber die meisten Dichter so offensichtlich auf eine historische Linienführung verzichtet haben, vor allem, soweit es sich um die deutsch-polnischen Beziehungen handelt, wäre das ein müßiges Unterfangen.

Hätte man z. B. den geschichtlichen Roman von Wincenty Rapacki „Hanza" (Die Hanse. 1890), der 1928 in einer Neuauflage erschien, in Einklang mit der geschichtlichen Wirklichkeit zu bringen, dann müßte buchstäblich jede Zeile umgeschrieben werden. Das Geschlecht Boner erscheint 200 Jahre zu früh in Krakau, dessen mittelalterliche deutsche Bewohner eine Horde von Fälschern, Betrügern, Ehebrechern, Falschmünzern, Mördern usw. sind. Besonders schlecht kommen die Vertreter der Hanse weg, die die Bürgerschaft der Hauptstadt Polens terrorisieren (!). An der Spitze der gegen die verbrecherischen Machenschaften gerichteten polnischen Bestrebungen steht Wierzynek (ein in Wirklichkeit deutsch gewesener Bürger Wirsing!). Es kommt zu blutigen Auseinandersetzungen, bei denen die Deutschen

*) Sehr besonnen nimmt gegen die Romane Sienkiewicz's und ihre Verwendung als Schullektüre der Krakauer Gelehrte Zygmunt Mysłakowski „Państwo a wychowanie" War. 1935 S. 63/64 Stellung.

„räudige Hunde", „Diebe und Plünderer", „deutsche Teufel", „Quelle alles Bösen", „Erbfeind" usw. genannt werden. Auf die vielen offensichtlichen Lächerlichkeiten des Romans noch irgendwelche Worte der Kritik zu verschwenden, halten wir für überflüssig.

Überschauen wir zum Schluß den Stoff dieses Kapitels noch einmal, so spiegelt sich auch in ihm die Fiktion von der ewigen Nachbarfeindschaft wider. Daß es Jahrhunderte fruchtbaren Nebeneinanderwohnens unserer Völker gegeben hat, in denen durch die deutsche Anstrengung unvergängliche Kulturwerte entstanden, haben die Polen nie sehen wollen. Da deutsch-polnische Waffengänge im Verhältnis zur deutsch-französischen Narbarschaft erstaunlich selten vorgekommen sind, hat man die wenigen gestaltungsfähigen Motive (Grunwald, Kreuzritter, Aufstände usw.) so häufig verwandt, daß ihre Figuren oft auf den Unwert billiger, sich wiederholender Abziehbilder herabsanken und die dick aufgetragene Schwarzweißmalerei ihre überzeugende Wirkung nur auf einzelne zum Nachdenken fähige Leser verfehlte, im übrigen aber die breite Masse des polnischen Volkes zu blindem und wildem Deutschenhaß erzog*).

*) Dies gilt vor allem für ein Trauerspiel von Antoni Waśkowski „Wikinda. Tragedia w trzech aktach" (1933). Der Inhalt ist folgender: Der Ordenshochmeister Winrich von Kniprode, ein Urkundenfälscher, Giftmörder, der Leuten die Zunge herausreißen und die Augen ausbrennen läßt, vergiftet einen litauischen Barden und will dessen Tochter, eine Tempelhüterin, seinen Gelüsten gefügig machen. Kaum aber berührt sein Mund ihren Busen, da zischt eine dort verborgen gehaltene Giftschlange hervor und beißt ihn in die Lippe. Und nun erweist sich der „Dichter" als noch grausamer als der Hochmeister. Er läßt ihn ganze 10 Seiten hindurch langsam, aber sicher sterben (von S. 119—129!). Die Ordensritter sind eine sittenlose Bande. Eine der vier Hauptpersonen heißt bezeichnenderweise „Hundsohn", der selber wiederum die deutsche Ritterschaft „krzyżackie psy" (Kreuzritterhunde) nennt. Zwar hat Waśkowski nach alten Suppenrezepten gekocht, aber ihm gebührt sicher der Rekord in der Herstellung des „traurigsten" Trauerspiels.

5. Kapitel.

Literarische Sprachenkameradschaft und Sprachenfeindschaft

Deutsche im Dienst der polnischen Sprache

In der polnischen Wissenschaft und schöngeistigen Literatur finden wir immer wieder Feststellungen, daß die Polen die deutsche Sprache wegen ihrer Plumpheit und Grobheit geringachteten. Dasselbe Vorurteil herrschte aber auch umgekehrt bei uns. Konrad Celtis (um 1500), Thomas Lansius (1613) und andere bezeichneten die sarmatische Zunge als barbarisch. Und bis heute herrscht bei den Deutschen, die nicht polnisch verstehen, die Meinung, diese Sprache sei unschön. Seit jeher hatte sie aber auch Verteidiger. Reinesius (1640) erklärte, daß man in Italien und Frankreich infolge der Sprachunkenntnis Fehlurteile über das Deutsche fällte. Aber wir müßten auch vor der eigenen Tür kehren, denn bei uns würde selbst in gebildeten Kreisen die slavische Sprache verlacht und „nach übler Sitte als bäurisch, rauh, unsauber und eines freidenkenden Menschen unwürdig angesehen". Besonders in Polen wohnende Deutsche sind oft für die Geltung des Polnischen eingetreten. So klagte 1755 der in Warschau wirkende Sachse Mitzler von Koloff: „Es ist schade, daß so wenig Ausländer der polnischen Sprache mächtig sind, und sich keinen Begriff von den polnischen Musen machen können. Die meisten stecken in dem Vorurtheil, daß ein polnisches Gedicht nicht so schön als ein Französisches oder Deutsches seyn könnte, weil ihnen die Sprache selber rauh vorkommt. Es ist dieses alles eine Einbildung"*).

Ein Verteidiger entstand ihr in dem Buche des Posener Gymnasialdirektors J. Samuel Kaulfuß „Über den Geist der polnischen Sprache" (Halle 1804): „Es ist allgemein bekannt, wie unvorteilhaft die Deutschen von jeher über den Geist, Charakter, die Sprache und Literatur, überhaupt über die polnische Nation geurteilt haben. Ohne ihre Sprache zu verstehen, ohne ihre Geschichte genau zu kennen, ohne von ihrer Literatur nur das Geringste zu wissen, hielt man sie schlechthin für barbarisch ... Da man nun einmal, gerade wie Frankreich es mit den Deutschen gemacht hatte, die Polen für Barbaren hielt, so

*) Anerkennend beurteilt die polnische Sprache auch D. Jenisch „Philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von 14 älteren Sprachen Europens". Berlin. 1796. S. 66, 104/5, 487/88. Die polnische Sprache sei in mancher Beziehung glücklicher gebaut als die deutsche. Man könne auch als Deutscher von ihrem Wohlklang bezaubert werden.

mußten sie auch eine barbarische Sprache haben, keine Literatur besitzen, am wenigsten etwas, das mit deutschen Produkten nur irgend zu vergleichen wäre... Wenn manche nach und nach auch billiger zu urteilen anfingen und nicht mehr glaubten, wie der Baron von Bielefeld in seinen „institutions politiques" t. 3 p. 633 zu sagen sich erfrechte, daß der Polen größter Scharfsinn in Abrichtung der Bären bestehe, so war dies doch nur bei wenigen besser unterrichteten und billigen Deutschen der Fall. Der größte Teil stellte die Polen, wenigstens ihrer Sprache und Literatur nach, den Irokesen und Korjäken gleich, und das geschieht von sehr vielen noch jetzt."

Kaulfuß erklärte, der Deutsche mit seiner rauhen Sprache habe kein Recht, der polnischen den Wohlklang abzusprechen, um so weniger, als diese Ansicht unbegründet sei. Eine richtige Erlernung des Polnischen, das dem Deutschen in mancher Hinsicht überlegen sei, würde die Spötter zu einer besseren Kenntnis und einer Wertschätzung des Nachbarvolkes bringen. Kaulfuß trat aber in einer anderen Arbeit auch für die Verbreitung der deutschen Literatur in Polen ein.

Schon 1820 ergriff C. S. Th. Berndt in „Die deutsche Sprache in dem Herzogtume Posen" (Bonn 1820) ebenfalls das Wort zu dieser Frage: „Eine gewisse gegenseitige Geringschätzung, selbst Verachtung ist nicht zu verkennen; und sind die Deutschen zu tadeln, daß sie auf diejenigen, die in Bildung und Wissenschaft allerdings noch weit hinter ihnen zurück sind, mit Geringschätzung hinsehen und meinen, die slavische Sprache sei ihnen zu ihrem Forschen und Wissen überflüssig und nicht förderlich, so sind doch die Polen wegen ihrer Geringschätzung noch weit mehr zu tadeln. Denn außerdem, daß beim Wägen der wissenschaftlichen und allgemeinen Bildung ihre Schale hochsteigt, so haben sie, wenn nicht allein den Deutschen — um nicht zu viel zu behaupten, und zum Widerspruch zu reizen — doch überhaupt den Westeuropäern allein alles, was sie an Bildung und Wissenschaft haben, zu verdanken, denn alles Gute ist ihnen nur vom Westen gekommen, von der Zeit an, da das Christentum unter ihnen Eingang fand."

Der polnische Sprachforscher Kazimierz Nitsch (1936) steht auf dem Standpunkt, daß sich das Polnische nicht durch Musikalität auszeichne. Die Schwierigkeit der Erlernung der polnischen Sprache werde im Auslande immer übertrieben. Jeder Fremde aber, der sie erlerne, erkenne an, daß sie reich und ausdrucksvoll sei.

Die Polen machen uns Deutschen immer den Vorwurf, daß wir ihre Sprache nicht genügend achteten. Wie wenig aber die einseitige Einstellung zur deutschen Volksmeinung am Platze ist, beweist die Tatsache, daß die Polen selber nicht besser waren. Jan St. Bystroń gibt in „Megalomania narodowa" (S. 234) an, daß in Polen „sich niemand für die litauische oder gar für die weißrussische Sprache interessierte, die als bäurische Sprachen und nicht wert der Erwähnung galten".

Gerade weil uns oft der einseitige Vorwurf gemacht worden ist, daß durch uns die polnische Sprache unterdrückt wurde, müssen wir auch auf die gegenteiligen Tatsachen hinweisen:

Im 16. Jahrhundert waren es vielfach ganz oder halb verpolte Kinder deutscher Einwanderer, die im Kampfe gegen das allmächtige Latein

der polnischen Schriftsprache zum Siege verhalfen. Benedikt Herb(e)st, Kind einer deutschen Familie in Neuenstat — Nowemiasto (Premisseler Land) schlug als erster eine Bresche in die für die damaligen Theologen kennzeichnende Abneigung, Bücher in polnischer Sprache zu schreiben. In Großpolen verfaßte der 1535 in Znin geborene Erasmus Glitzner das erste pädagogische Buch in polnischem Wortlaut. Der 1771 in Thorn geborene Deutsche Samuel Gottlieb Linde ordnete als erster den Sprachschatz des polnischen Volkes in seinem gewaltigen „Wörterbuch der polnischen Sprache", von dem A. Brückner sagt: „125 Jahre sind vergangen, und der Wert dieses historischen Wörterbuches ist unverändert, nichts hat es uns zu ersetzen vermocht." Konstant Wurzbach gab, wenn auch kleinere Vorarbeiten (Rysiński usw.) vorhanden waren, 1852 die erste grundlegende wissenschaftliche Sammlung polnischer Sprichwörter heraus*). Der erste großzügige Sammler polnischer Volkslieder in Oberschlesien war ein Deutscher aus Bayern**). Ein deutscher Weihbischof Bogedain (gest. 1860) war es, der sich als einer der ersten für die Pflege der polnischen Sprache in Oberschlesien einsetzte. Deutsche brachten im 18. Jahrh. Ordnung in die polnischen Archive und Bibliotheken. Daniel Jaenisch, der sich später noch den Zunamen Janozki zulegte, gilt als Schöpfer der Bücherkunde in Polen. Der Sachse Lorenz Mitzler, „der Vater der polnischen Publizistik", gab die erste literarische und wissenschaftliche Zeitschrift in Polen heraus, die mit Erfolg für den Fortschritt und die Erneuerung kämpfte. Christian Gottlieb Friese arbeitete als Bibliothekar bei den Załuski. Unvergessen ist das Verdienst Georg Samuel Bandtkes um die Ordnung der Bestände der Jagellonischen Bücherei in Krakau. Bemerkenswert ist, daß gerade verpolte Kinder oder Nachkommen deutscher Geschlechter z. T. bahnbrechend in der heimischen Polonistik gewesen sind: Prof. Alexander Brückner, Prof. Heinrich Gaertner, Prof. Karl Estreicher, Oskar Kolberg, Heinrich Galle, Adam Jocher, Artur Passendorfer, Kazimierz Nitsch, Władysław Nehring, Tadeusz Lehr-Spławiński, Karl Appel, K. Stadtmüller (techn. Wörterbuch), S. Szober usw.

Eine große Leistung im Dienste der polnischen Sprache vollbrachten deutsche, z. T. in Polen ansässige Drucker und Verleger, die seit Beginn des 16. Jahrhunderts bis in die jüngste Vergangenheit hinein schätzungsweise 60 Prozent des gesamten Schrifttums in Polen auf den Büchermarkt brachten. „Hebel der Geistesbewegung" im goldenen Zeitalter Polens nennt man die Haller, Ungler, Scharfenberg u. a. Dem Einfluß der Krakauer deutschen Drucker schreibt T. Lehr-Spławiński die entscheidende Rolle bei der Entstehung der polnischen Schriftsprache und der Ausschaltung der masurierenden Mundart zu. Mit Andacht und Dankbarkeit nannten die polnischen Verfasser, deren Werke Johann Haller nach 1505 in Krakau herausgab, im Vorwort seinen Namen als „fautor humanissimus virorum doctorum". Der Bayer Florian Ungler druckte in Krakau nach 1534 die ersten Bücher in polnischer Sprache. In einem Vorwort wendet er sich an die Polen: „Diese eure Sprache ist der menschlichen Vergessenheit anheimgefallen und durch ein fremdes

*) K. Wurzbach „Die Sprichwörter der Polen etc." Wien 1852.

**) Dr. J. Roger „Pieśni ludu polskiego na Górnym Śląsku". Breslau 1863. (546 Texte und Varianten).

Volk nahezu in Verfall geraten. Da mich dies sehr dauerte, habe ich als erster vor anderen die Arbeit unternommen, polnische Bücher mit nie dagewesenen Buchstaben zu drucken, wonach andere sich an mir ein Beispiel genommen haben."

Der aus Liebenthal stammende Krakauer Drucker Hieronimus Wietor (Büttner) ermahnte die Polen in einem von ihm 1541 herausgegebenen Buche: „Als Wohnpole, wenn auch nicht als Geburtspole, kann ich mich nicht genug darüber wundern, daß, während jedes andere Volk seine Muttersprache liebt, verbreitet, schmückt und abschleift, nur das polnische Volk die seine verachtet und herunterstottert, obwohl sie sich, wie ich vernehme, an Reichtum und Schönheit mit jeder anderen messen kann."

Die Druckerkunst und der Buchhandel der Krakauer Familie Scharfenberg ist aus der Geschichte der Geisteskultur im damaligen Polen nicht wegzudenken. Und so war es in allen großen Städten des Landes, in Lemberg, Posen, Lublin, wo Deutsche die ersten Bücher druckten, die ersten Papierfabriken und Buchhandlungen gründeten und den ersten Buchschmuck besorgten. Ein umfangreiches Werk müßte man schreiben, um die Zusammenarbeit polnischer Verfasser mit deutschen Verlegern in Basel, Köln, Mainz, Nürnberg, Ingolstadt, Speyer, Rostock, Würzburg, Dillingen, Königsberg, Marienburg, Lyck, Frankfurt a/O., Magdeburg, Danzig darzustellen. An Hand der Bibliographie Estreichers konnte festgestellt werden, daß in der Zeit von 1538 bis zum Tode Albrechts von Preußen allein in Königsberg ungefähr die Hälfte des mit der Reformation zusammenhängenden polnischen Schrifttums gedruckt und herausgegeben worden ist. Und da die Werke Kromers, Hosius', Orzechowskis, Nideckis, Krzyckis, Szymonowicz', Strus' usw. in den Zentren des deutschen Buchhandels herauskamen, wurden sie in Europa bekannt. Im 18. Jahrhundert verdankten die Arbeiten von über einem Dutzend polnischer Autoren dem Warschauer Lorenz Mitzler ihr Erscheinen. Das Verzeichnis der Werke, die der aus Dresden 1759 in die Hauptstadt Polens eingewanderte Hofbuchhändler und Druckereibesitzer Michael Gröll herausgegeben hat, umfaßt nicht weniger als 50 Buchseiten in kleinstem Druck, darunter Werke von Krasicki, Naruszewicz usw. Als um 1790 Gröll alt wurde, gelang es dem bekannten Breslauer Verleger Wilhelm Gottlieb Korn, den Büchermarkt in Polen zu erobern, ja ihn zeitweilig ganz zu beherrschen. Er errichtete in Warschau, Posen und Lemberg Zweiggeschäfte und verlegte über 250 polnische Werke. Juliusz Słowacki hat ihm ein kurzes Dankgedicht gewidmet. Noch die Werke Mickiewiczs und anderer zeitgenössischer Größen des Geisteslebens in Polen wurden Druckern und Verlegern in Deutschland zur Herausgabe anvertraut. Und in Polen selbst nahmen im 19. Jahrhundert unter den Verlagsbuchhandlungen Eduard Wende, Gustav Sennewald, Ferdinand Hoesick, Johann Fischer, Michael Arzt und der aus Zgierz stammende bekannte Herausgeber Robert Wolff eine Ehrenstellung ein, desgleichen in Lemberg Karl Wild und F. H. Richter. Auch die ersten Leihbüchereien in Polen gründeten Deutsche[1]).

Niemand in Polen, sofern es nicht gerade ein gelehrter Fachmann ist, ahnt heute, wieviel deutsches Geistesgut zum Aufbau der polnischen schönen Literatur verwandt worden ist. Unser Eulenspiegelbuch hat in der Übersetzung insgesamt 54 Ausgaben erlebt. „Die polnische Übersetzung stimmte ursprünglich mit der deutschen Vorlage überein" (Miś-

kowiak). Bis ins 19. Jahrhundert hieß der polnische „Eulenspiegel" genau übersetzt „sownociardłko", ein Wort, das erst vor 100 Jahren in die bequemere Form „sowizdrzał" umgewandelt wurde. Kein anderes Volksbuch hat in Polen seit dem 16. Jahrhundert die Sprache, Redensarten und das volkstümliche Schrifttum so stark beeinflußt, wie gerade das Eulenspiegelbuch. Rey, Kochanowski, Górnicki und Potocki entlehnten aus ihm viele Schwänke, so daß man einen Teil der polnischen Literatur des 17. Jahrhunderts die „literatura sowizdrzalska" (Eulenspiegelliteratur) nennt*). Wertvolle Erkenntnisse der fruchtbaren literarischen Beziehungen zwischen Deutschland und Polen gewähren die neuesten Forschungen von Frau Zofia Ciechanowska, von Szyjkowski, Gubrynowicz und anderen. Wie unendlich viel ließe sich darüber sagen und schreiben! Vergessen wir auch nicht, daß es in Ostdeutschland schon seit Beginn des 17. Jahrh. von Deutschen verfaßte Lehrbücher zur Erlernung der polnischen Sprache gibt.

Leider hatte man im Nachbarvolke vergessen, daß es Jahrhunderte hindurch auch eine deutsch-polnische Sprachenkameradschaft gegeben hat. Die öffentliche Meinung wurde einseitig mit Angaben, ja sogar mit offensichtlichen Greuelmären, gespeist, die die Jahrhunderte lange Unterdrückung der polnischen Sprache durch uns der unkritisch eingestellten Masse einimpfen sollten.

Übersetzungswerte und Übersetzungsmängel

Alle Sprachen haben ein arteigenes Weltbild, dessen Wiedergabe eine Fülle von Abweichungen aufweist. Dieselben Dinge werden oft verschieden erfaßt und ausgedrückt, da ja auch die Beobachtungsweise und -genauigkeit sowie das Gefühlsleben nicht einheitlich ausgebildet sind. Viele Worte lassen sich infolge der verschiedenartigen kulturgeschichtlichen Erlebnisse der Nationen schwer oder gar nicht in eine andere Sprache übertragen. Mancher Einzelausdruck kann im fremden Munde nur durch mehrere Worte oder durch einen ganzen Satz wiederholt werden. Darin beruht die Schwierigkeit der Übersetzungen und die Ursache, warum sie so oft mißlingen, indem sie Worte statt Bedeutungen wiedergeben. Der Übersetzer muß also ein Meister sein, der die Kulturentwicklung beider Völker gründlich kennt.

In keine Sprache ist soviel aus dem Polnischen übersetzt worden, wie in die deutsche. Kaum eine irgendwie bedeutsame Dichtung ist übersehen worden**). Oft hat sie durch die deutsche Übertragung den Weg in die Weltliteratur angetreten. So sagt Prof. Julian Szwed von Mickiewiczs Meisterwerk: „Mit vollem Recht kann man behaupten, daß zur Verbreitung und Popularisierung des ‚Pan Tadeusz' hauptsächlich und

*) Man lese die ausgezeichnete Arbeit von Jan Miśkowiak „Ze studjów nad ‚Sowizdrzałem' w Polsce", Poznań 1938. — Z. Ciechanowska „Literatura niem. a polska w XVII wieku. Stan badań". Im „Pamiętnik Literacki" 33, 1936, H. 1, S. 20—34. — Dieselbe „Literatura niem. w Polsce w pierwszych latach romantyzmu". Krakau 1936. — Br. Gubrynowicz „Schiller w Polsce". Kwart. Hist. 1916, H. 112, S. 73—103. — Eine Menge weiterer Hinweise bei Kurt Lück „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens", S. 398 ff., 668 ff.

**) Eine ältere Zusammenstellung der Übersetzungen: L. Kurtzmann „Die poln. Literatur in Deutschland". Posen 1881. — Albert Weiß „Polnische Dichtung in deutschem Gewande". Halle 1891. — A. Zipper „Znajomość literatury polskiej w Niemczech". Neofilolog. III, 1932, H. 3, S. 105 ff.

vor allem die Deutschen beigetragen haben." Sie hatten nämlich die erste Übersetzung der Dichtung bewerkstelligt. „Ausfallstor der „Bauern" ins Ausland, in die fremde Welt, die für die polnische Dichtung unzugänglich und ihr gegenüber oft voreingenommen war, wurde die hervorragende Übersetzung in die deutsche Sprache. Sie stammt von Jan Kaczkowski (Deckname Jean Paul D'Ardeschah) und erschien kurz vor dem Weltkriege im Verlage E. Diederichs in Jena." „Die deutsche Übersetzung erleichterte Reymont auch, Anerkennung außerhalb der Grenzen Deutschlands zu erringen, und zwar wegen der großen Reichweite dieser Sprache." Dies gilt nicht nur für den besten Bauernroman der Weltliteratur, sondern auch für zahlreiche andere polnische Dichtungen. K. Wierzyński bekam 1928 auf der Olympiade in Amsterdam für die deutsche Ausgabe seines Werkes „Olympischer Lorbeer" den ersten Dichterpreis. Von der Hamburger deutschen Uraufführung der Oper „Halka" von Moniuszko im Jahre 1937 schrieben die polnischen Zeitungen begeistert, sie hätte diesem Musikwerk den Weg in die Welt eröffnet.

Man täte den deutschen Verlegern Unrecht, wollte man ihre Einstellung lediglich als Geschäftstüchtigkeit deuten. Wir wissen von vielen, daß sie in bezug auf ihre Übersetzungen aus dem Polnischen verantwortungsvoll im Dienste der Literatur und der Wissenschaft gestanden haben. Darüber hat in der „Gazeta Polska" (vom 21. 4. 38, S. 3) der schon erwähnte Übersetzer J. P. Kaczkowski in seinen Erinnerungen an den Herausgeber des Reymontschen Bauernromans geschrieben. Eugen Diederichs erzählte immer gern, „er sei derjenige gewesen, der besonders dazu beitrug, daß Reymont der Nobelpreis zuerkannt wurde". Er begab sich 1917 zu diesem Zweck nach Stockholm, um dem dortigen, bekannten Verleger Bonnier zwei Bände des von ihm begeistert beurteilten Romans vorzulegen. Gleichzeitig bat er Kaczkowski, die „Polnische Akademie der Wissenschaften" in Krakau zu veranlassen, einen entsprechenden Antrag zu stellen. — Als die Öffentlichkeit im Reiche nicht schnell genug auf das Erscheinen der deutschen Übersetzung reagierte, brachten die Zeitungen seinen offenen Brief „Habent sua fata libelli". Es dauerte nicht lange, da ging ein Begeisterungssturm durch die deutsche Presse. Heute erreicht die vollständige Ausgabe der deutschen Übersetzung 25000 und die Volksausgabe der „Bauern" 10000 Exemplare.

Doch muß gerade in unserer Arbeit mit aller Schärfe auf eine traditionelle schwere Sünde der deutschen Übersetzungen aufmerksam gemacht werden. Sie haben regelmäßig Stellen der russischen und polnischen Originale ausgelassen oder verschönert, die Verurteilung, Geringschätzung oder Mißachtung unseres Wesens enthalten. Man vergleiche nur daraufhin russische Meisterwerke wie Tolstojs „Krieg und Frieden", „Anna Karenina", Dostojevskijs „Erniedrigte und Beleidigte", „Brüder Karamasov" und andere mit den Übersetzungen! Auch in den Werken polnischer Dichter sind bei der Übertragung oft Korrekturen vorgenommen worden. „Die Kreuzritter" von H. Sienkiewicz, deutsch von Sonja Placzek (Regensburg. Druck u. Verlag von Jos. Habbel, Sienkiewiczs Werke 5. Band), sowie eine zweite Übersetzung, sind geradezu ein am deutschen Leser verübter Betrug. Der Geist des polnischen Originals ist durch zahlreiche Auslassungen typischer Stellen gefälscht und der oftmals wilde Text für den Geschmack des Lesers zurechtgestutzt

worden. Auch in der Übersetzung von W. St. Reymont „Die Bauern" sind einige Verschönerungen des polnischen Textes vorgenommen worden. Zum Beispiel Bd. II, S. 475: „schlechter seid ihr noch wie die Deutschen" muß richtig heißen „schlimmere Heiden seid ihr noch als die Deutschen". Und S. 491 fehlen die den Deutschen nachgerufenen Schimpfworte „świńskie podogonia, sobacze pociotki", d. h. „Sauschwanzriemen, Hundesippschaft". S. 492 bei dem Fluch „daß ihr bis auf den letzten Mann zuschanden kommt" ist zum Schluß weggelassen: „wie tollwütige Hunde". Usw. Ganz arg sind auch die Übersetzungsfälschungen in Reymonts „Ziemia Obiecana" (Das Gelobte Land. 1899), das 1915 bei Georg Müller, München, in deutscher Übertragung erschien. Wir legen die im Warschauer Verlage Gebethner und Wolff herausgekommene dritte Auflage zugrunde. Folgende Stellen sind in der Übersetzung ausgelassen: Bd. I, S. 79 der Abschnitt mit dem Satz: „daß die Deutschen ein gemeines Volk sind"; S. 122 „deutsches Schwein" (in der Übers. nur „Schwein"); S. 163 „preußisches Vieh"; S. 286 „die deutschen Frauen sind gut zur Gründung eines nationalen Viehstalls". — S. Lipiner hat in seiner 1882 in Leipzig erschienenen Übersetzung „Herr Thaddäus oder der letzte Einritt in Lithauen" von Adam Mickiewicz den auf die preußischen Beamten gemünzten Ausdruck „psubraty" — „Hundebrüder" mit dem etwas sanfter klingenden Wort „Geschmeiß" übersetzt. Sogar in der Übertragung der „Polnischen Volksmärchen" von Gliński ist an einer Stelle der mit wenig Respekt erwähnte „rozum niemiecki" (deutscher Verstand) mit „städtischem Verstand" wiedergegeben worden*). Und in der Übersetzung des Romans von Jalu Kurek „Grypa szaleje w Naprawie" (4. Aufl. Warschau 1935) sind einige üble Ausfälle gegen das neue Deutschland und seinen Führer (S. 134, 214, 252) einfach unterschlagen worden**). Auch in dem vor kurzem in deutscher Übersetzung erschienenen Roman „Der Zobel und die Fee" von Józef Weyssenhoff hat der Übersetzer einige geschmacklose Ausfälle gegen die Deutschen ausgemerzt***).

Dieser unwürdigen Verschleierungspraxis sollte endlich einmal ein Ende bereitet werden. Entweder man übersetzt alle uns kritisierenden Stellen unfrisiert mit, oder man schweigt eine Dichtung tot, wenn ihre Kritik ungerecht oder taktlos ist. Unserem Volke erweist man jedenfalls einen schlechten Dienst, wenn man ihm das Urteil der ausländischen Dichtung vorenthält. Außerdem demoralisiert man den ausländischen Schriftsteller, der vor Ausfällen nicht zurückzuschrecken braucht, da ja sein Buch trotzdem in deutscher Sprache erscheint, und man nimmt dem Volksinseldeutschen, dem diese Fälschungen schnell bekannt werden, den Maßstab für deutsche Haltung und Würde.

Auch in Polen ist die Literatur des Nachbarvolkes seit jeher gern übersetzt worden, obwohl man dort in unvergleichlich höherem Maße die Originalwerke lesen konnte, als umgekehrt in Deutschland. Wir wollen hier nur die Übersetzungstätigkeit einiger Jahre schildern. Es wurden ins Polnische übertragen:

*) Leipzig. S. 185.

**) Jalu Kurek „Die Grippe wütet in Naprawa". Breslau. Verlag Paul Kupfer. Ein Pole hätte im umgekehrten Falle ein solches Buch überhaupt nicht übersetzt. Der Roman erhielt zwar von der Poln. Literatur-Akademie 1934 einen Preis; er steht trotzdem in Polen auf der Verbotsliste der katholischen Kirche. (Vergl. S. 471).

***) S. 252, vgl. „Dzieła zebrane", VII S. 210, 215, ebd. S. 245.

1932 — 76 deutsche Bücher	1935 — 121 deutsche Bücher
1933 — 100 „ „	1936 — 176 „ „
1934 — 117 „ „	(Broschüren eingerechnet).

Schaut man aber das Verzeichnis der übersetzten schöngeistigen Literatur durch, dann überwiegen fast restlos die als undeutsch zu bezeichnenden Werke nichtarischer Emigranten oder seichte Unterhaltungsromane vom Schlage der Werke der Frau Courths-Mahler. Mit Recht urteilte deshalb A. Brückner, daß sich die Übersetzungsliteratur in Polen durch „die Geistlosigkeit der Auswahl" und durch eine häufige sprachliche Roheit in der Übertragung auszeichne. Das eigentliche Schrifttum des neuen Deutschland ist, wenn wir von wissenschaftlichen Werken absehen, dem polnischen Leser bisher überhaupt nicht zugänglich gemacht worden. Das beweist aber auch, wie wenig wir selbst planmäßig in dieser Richtung arbeiten. Die Übersetzungsliteratur vermittelte dem polnischen Volke geradezu ein vollkommen falsches Bild vom neueren Schrifttum des deutschen Volkes. Zeitschriften wie „Wiadomości Literackie" und „Skamander" sind als Organe der jüdischen Volksgruppe in Polen anzusehen. Die erstgenannte hat seit ihrem Bestehen nur für die deutsch schreibenden jüdischen Autoren Propaganda gemacht und nach 1934 am kulturellen Neuaufbau des Dritten Reiches eine reichlich geistlose Kritik geübt.

Im Gegensatz zu der in Polen geübten Praxis hat Deutschland in den Jahren vor 1939 eine Menge guter polnischer Romane übersetzt[2]).

Unkenntnis der Nachbarsprache als Quelle von Irrtümern

Viele polnische Schriftsteller haben die deutsche Sprache so ungenügend beherrscht, daß sie immer wieder deutsche Redewendungen verkehrt, sinnwidrig oder falsch angewandt haben. Słowacki läßt im „Zawisza Czarny" die Ordensritter „Lob der Gott" rufen, Laskowski im „Kulturtraeger" einen Polen „du Halunker" geschimpft werden, Łucjan Rydel im Drama „Bodenhain" eine Deutsche „Gott du mein" seufzen. In Adolf Nowaczyńskis „Hamlet i Don Juan" (1907) zitiert ein Pole „Der Mann muß hinaus ins fremde Welt." Auf einem Plakat, das Wanda Melcer in ihrer literarischen Mißgeburt „Swastyka i dziecko" (Das Hakenkreuz und das Kind. 1934) uns vor Augen führt, steht geschrieben „Deutsche Frau raucht nicht." Einen Rekord erreicht in dieser Hinsicht der Schundroman von Helena Boguszewska — Jerzy Kornacki „Deutsches Heim" (War. 1937). In ihm wird nämlich eine Geheimverbindung jugendlicher Deutscher in Pommerellen geschildert. Daher der Buchtitel „Deutsches Heim" (Heim — tajny)! Der sprachliche Analphabetismus der beiden Verfasser, die mit deutschen Zitaten protzen, äußert sich auf Schritt und Tritt. Abgesehen von den aus Liederbüchern abgedruckten Texten sind die massenhaft auftretenden deutschen Worte aus dem Wörterbuch zusammengestoppelt und daher fast durchweg falsch und lächerlich angewendet. Einige Blüten als Probe: „ona jest taka Volksgenosse" (S. 169), „Schweinbratt" (S. 193), „einmal bricht das Morgenrot aus für uns

herein" (S. 195), „Gleichsch-tritt" (S. 234), „besunde Körper" (S. 364), „polnisches Himmel" (S. 132), „verbildbiche Haltung" (S. 140), „Ableitung-Halt!" (S. 147), „durch die Hände der Frau gehet 3/4 Volksvermögens" (S. 153). Und so weiter!

Leider haben meistens die Nichtkenner der deutschen Sprache die verwegensten Urteile über unser Volk oder einzelne seiner Angehörigen gefällt, z. B. Wacław Sieroszewski, der im Zusammenhang mit den gegen ihn gerichteten sog. „grimm"-igen Angriffen öffentlich erklärte, ihm sei die deutsche Sprache gänzlich unbekannt*). Daß in diesem Falle die deutschen Figuren, die uns in seinen Werken begegnen, willkürliche Konstruktionen oder Abziehbilder sein müssen, liegt doch nahe.

Die „Unschönheit" der deutschen Sprache und Rede

Schon Sebastian Klonowicz (16. Jahrh.) urteilte über sie in einer seiner Dichtungen ungünstig:

„Schimpfen ist dem deutschen Schelm eine gebührliche Sache,
aber den hundertsten Vers wird er nicht zierlich machen.
Denn von Geburt hat eine Sprache die deutsche Sippe,
als ob eine Blechbüchse fiele von einer hohen Treppe."

Dieser Vers gibt eine verbreitete Meinung wieder, die das Deutsche als grob und unfähig zum Ausdrücken feiner Gedanken ansah. Noch im 18. Jahrhundert nannten die Polen aus Widerwillen alles in Deutschland Geschriebene „deytcz", womit sie allgemein etwas Schwerfälliges und Unangenehmes bezeichneten. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn sprachliche Bildung, Pflege und Meisterschaft galten bei uns damals weniger als in Polen oder Italien. Man mißachtete sogar das Wortwesen und nahm die Sprache erst ganz ernst, wo es sich um Gotteswort oder Gesetzeswort handelte. Die Einheit unserer neuhochdeutschen Schriftsprache erwuchs schlecht und recht an der Lutherbibel und am Kanzleideutsch und, mit Hilfe des Buchdrucks, auch ziemlich papieren. Erst Goethe, Schiller und die Romantiker haben den modernen Deutschen wirklich sprachmündig und sprachbewußt gemacht, und es ist kein Zufall, daß erst damals der seit Geßner beginnende Einfluß der deutschen auf die polnische Literatur größere Ausmaße anzunehmen begann[3]).

Wiktor Gomulicki in „Pieśń o Gdańsku" (1899) erkennt an, daß Martin Opitz „mit Mühe die harten Töne der teutonischen Lyra hat erweichen lassen". Die „Placówka" von B. Prus schildert: „Dann schrien sie wieder auf deutsch, erst einer, dann der zweite, hintereinander, als wenn sie sogar im Zorn Systematik und Ordnung beibehielten." Mit dem Gesumme eines „häßlichen Hornissenschwarmes" vergleicht Wacław Sieroszewski die Laute der deutschen Sprache (Nowele Bd. III, „Latorośle". War. 1922).

Gern wird auch das angeblich Schwerfällige, Pedantische und Rechthaberische unserer Unterhaltung ausgewertet. Schon Morsztyn

*) Sieroszewski hat das weltbekannte Märchen von den Bremer Stadtmusikanten ale eigene Dichtung veröffentlicht, wobei er die Volksüberlieferung und das Vorbild, das jeder Gebildete in Europa kennt, nicht als Quelle angab, sondern nur eine Reihe plumper Änderungen vornahm. Er wurde deswegen von seinen eigenen Volksgenossen heftig angegriffen.

(17. Jahrh.) karikierte den Deutschen, der „seine Worte auf die Wage lege". Während im „Pan Tadeusz" von Mickiewicz die Polen bei den geheimen Beratungen sich leidenschaftlich und ohne lange Überlegungen für den Kampf einsetzen, verhält sich der verpolte „deutschgekleidete" Buchmann nüchtern, berechnend und überlegt. Der Dichter hat hier zwei verschiedene Temperamente wirkungsvoll einander gegenübergestellt.

Eine Probe aus Buchmanns Rede:

„Ich bitte um's Wort," wiederholt er, räuspert sich sodann
Zweimal, verneigt sich und fängt mit klingender Stimme an:
„Meine Herren Vorredner haben sehr eloquent
Die Hauptpunkte berührt, und auch das höhere Moment, —
So daß die Debatten bereits auf höherem Standpunkt stehen,
Mir bleibt nur übrig, alle die trefflichen Ideen
Und Schlüsse in einen einzigen Brennpunkt zusammenzufassen:
So, hoff' ich, werden die Meinungen sich versöhnen lassen.
Ich sah, daß die Debatte in zwei Teile zerfiel,
Ich folge der Einteilung und komme so zum Ziel.
Erster Kernpunkt: warum haben wir loszuschlagen?
In welchem Geiste? Das ist die erste der beiden Fragen.
Die zweite betrifft die Gewalten, die revolutionären; —
Die Einteilung ist gut, nur wünscht' ich sie umzukehren.
Erst die Gewalten — aus dem Begriffe der Gewalten
Werden wir Geist, Ziel, Wesen der Revolution erhalten.
Betreffs der Gewalt: wenn ich der ganzen Menschheit Geschicke
Vor mir entrolle, was ist's, das ich in ihnen erblicke?
Das Menschengeschlecht, ein wildes, im Wald zerstreutes Heer,
Schart sich, verbindet, vereint sich zu gegenseitiger Wehr,
Berät sie — das ist die erste Beratung, und ein Teil
Der eignen Freiheit opfert dann jeder zu aller Heil.
Das ist das erste Gesetz, — und diesem sind entstammt,
Wie einer Quelle, alle Gesetze insgesamt.
Wir sehen, der Quell der Gewalten ist also der Vertrag,
Nicht Gottes Wille, wie man irrtümlich meinen mag"[4]).

Mit besonderer Vorliebe und Ironie schildert Józef Weyssenhoff die Wesensart deutscher Unterhaltung. Dem Baron Kersten („Sprawa Dołęgi") hat man den Spitznamen „Orthograph" gegeben, weil er gern langweilig doziert und dabei sehr auf die Korrektheit seiner Ansichten und Reden achtet. Dennoch macht er oft unpassende Bemerkungen. Immer will er alles besser wissen als die anderen. Der Gegensatz zwischen polnischer und deutscher Unterhaltung kommt beim Zusammensein des jungen Fürsten Zbarazki und des Industriellen Helle zum Ausdruck. Der erste plaudert elegant, der zweite sagt rücksichtslos unangenehme Wahrheiten ins Gesicht. Wenn er sich bei Tisch verspätet, setzt er sich ohne ein Wort der Entschuldigung hinzu und redet dann mit vollem Munde. Der zeremonielle Diplomat Reckheim besitzt einen „stumpfen Witz".

Noch schärfer arbeitet Weyssenhoff diese Dinge im Roman „Soból i Panna" (1911) heraus*). Michał, der Held der Erzählung,

*) Deutsch erschienen: „Der Zobel und die Fee". Essen 1937.

trifft auf einer Jagd einen sehr unangenehmen Menschen, mit dem er den ganzen Tag lang zusammen sein muß, weil sie ihre Plätze in demselben Schlitten haben. Dieser Wiktor Liebe (der Verfasser sagt nicht, daß er ein Deutscher ist, man kann es aber annehmen) ist ein „aufdringlicher Professor" und „ein Pedant". Er weiß zwar wirklich sehr viel, aber mit seiner Pedanterie und seinen ewigen belehrenden Vorträgen fällt er auf die Nerven.

„Liebe sah nicht aus nach einem Menschen, der in bezug auf die Jägerei lügt. Er wußte und tat sicher alles das, wovon er sprach. Aber er redete wie ein Buch, wie ein Dozent, indem er die Zahlen und Gesetze wie Körner aus den Blumen der Poesie herauspuhlte, aus alledem, was lebt, duftet und in den Erzählungen eines echten Jägers berauscht."

Michał schießt einen Keiler. Als man nachsieht, ob das Tier wirklich tot ist, erhebt es sich plötzlich und entkommt in den Wald. Darauf hält Liebe Michał eine lange „Vorlesung über die Anatomie des Wildschweins, über erfolgreiche und erfolglose Schüsse und ging zu den Fehlern beim Schießen über". Er zeigt ihm ein paarmal, wie er anlegen muß, „wobei sein hervorragend gedankenloses Gesicht vor Stolz und Salbung glänzte. Der junge Jäger hätte viel von dem erfahrenen Techniker lernen können, wenn er besserer Laune gewesen wäre. Aber dies ganze Gespräch quälte ihn im Augenblick besonders, da es eine frische Herzenswunde berührte." Auf einer Fasanenjagd schießen alle Teilnehmer besonders viele Fasanen. Michał freut sich, daß er ungefähr 40 geschossen hat. Liebe hat sie genau gezählt, es waren 46.

„— Woher wissen Sie das? —
— Ich habe es aufgeschrieben. Bei solchen Massenschlachtungen habe ich keinen Spaß am Schießen; ich habe nur die getötet, die sich dazu drängten. Aber es macht mir Spaß, die ganze Linie zu beobachten und zu notieren, wie sich jeder verhält, — man kann daraus nützliche Lehren ziehen."

Von zwei Hunden, die in der Erzählung erwähnt werden, heißt es:

„Der Hund und die Hündin waren deutsch-rassig, sie hatten dieselbe Farbe, weiß gesprenkelt mit braunen Flecken. Sie trugen die Namen ihrer berühmten Ahnen: Cäsar und Minka. Die Rasse ist stark, diszipliniert, aber phlegmatisch und ohne Genialität, wie die Leute von der Spree."

Daß die Deutschen gebrochen oder mit schlechtem Akzent polnisch sprechen, ist eine feststehende Überlieferung in der Literatur. Das Zusammenstellen einiger Schock Beispiele wäre möglich. In der Novelle „Karl Krug" von A. Świętochowski sprechen deutsche Arbeiter polnisch „wie Ferkel französisch". Sie „sind unter den Menschen wie die Pudel unter den Hunden. Sie lernen nicht einmal wie ein Mensch sprechen". Auf der Bühne und in vielen Romanen ist der polnisch radebrechende Niemiec seit Jahrhunderten eine bekannte Figur. Das falsche Polnisch ist aber ohne Ausnahme so willkürlich und unsinnig konstruiert, daß es an die in Wirklichkeit von den Deutschen gemachten Sprachfehler nicht erinnert.

Im Sprachenkapitel des ersten Teiles brachten wir schon volkstümliche Nachahmungen der Nachbarsprache und im zweiten Teile ab und zu Proben aus polnischen Dichtungen. 1758 gab ein Lubliner Student, Ignacy Łepkowski, eine 28 Seiten umfassende Dichtung heraus: „Wiersz zabawny z niemiecka polski o pogorzelisku kościoła i kollegium Lubelskiego S. J." Der Anfang dieses die Deutschen verspotten sollenden Gedichtes lautet:

Pod szas iednego fieszora,
Nie był to ziś ani fszora,
Ale iuż rok minol tego,
Szo sie stal w Lublin naszego.
Nie zloziey to ani draby,
Ale zrobil jeden baby,
Ten mial ogień na kominka
I tam palił oley f rynka,
A byl rynka glinianego,
A to iesze ne zdrofego,
Z tego rynka cfay srobil sie,
Gdy mu kaldun rozfalil sie
I oleia fylal sfego
Na kominka palonego...

Wer die sprachlichen Beziehungen unserer Völker etwas kennt, weiß sofort, daß alle diese Nachahmungen jeglicher Stilechtheit entbehren[5]).

Die Greuelpropaganda gegen die deutsche Schule

Den Anstoß zu einer ganzen Flut von Dichtungen über die Unterdrückung des polnischen Schulkindes durch den deutschen Lehrer gab H. Sienkiewiczs Novelle „Z pamiętnika poznańskiego nauczyciela" (Aus dem Tagebuch eines Posener Lehrers. 1879). Der zartbesaitete elfjährige polnische Schüler Michaś kommt in der deutschen Schule nicht mit, da er die fremde Sprache ungenügend beherrscht. Alles was man ihm zu Hause als völkische Heiligtümer nahegebracht hat, wird in der Schule von den Lehrern in den Schmutz gezogen. Die Anstrengungen und Demütigungen untergraben seine Gesundheit, so daß er noch weniger leistet und aus der Schule entfernt wird. Das nimmt er sich so zu Herzen, daß er Gehirnentzündung bekommt und stirbt. Die an seinem Sarge stehenden Schulfreunde beneiden ihn, daß ihm nun der „Herr Inspektor" nichts mehr anhaben kann.

Da gerade diese volkstümlich gewordene Novelle einen ganz neuen Zweig der polnischen Literatur ins Leben gerufen hat, müssen wir eine leider noch zu wenig bekannte Mystifikation klarstellen. Diese Novelle war nämlich ursprünglich auf die russischen Verhältnisse zugeschnitten und in diesem Sinne auch bereits veröffentlicht worden. Da aber Sienkiewicz fürchtete, daß die russische Zensur ihre Verbreitung verhindern würde, machte er einfach aus den Russen Deutsche, woran er ursprünglich überhaupt nicht gedacht hatte. I. Chrzanowski hat darüber in der Zeitschrift „Silva rerum" (1925, H. 5, S. 41—43) genaue Angaben gemacht. Er war selbst zugegen, als auf einer Gesellschaft Sienkiewicz die erste Fassung „Aus dem Tagebuch eines Warschauer Korrepetitors" vorlas und dann wörtlich sagte: „Daß ich das in Warschau drucken lassen kann, davon kann keine Rede sein. Ich werde meinen Michaś nach Posen versetzen. Vielleicht merken sie dann nichts und lassen es durch." Diese erste sich gegen die Russen wendende Fassung ist in der „Gazeta Lwowska" 1879, Nr. 236—238 unter dem Titel „Z pamiętnika korepetytora" („Aus den Erinnerungen eines Nachhilfelehrers") erschienen

und mit drei Kreuzen unterschrieben. Chrzanowski empfiehlt, daß in einer Gesamtausgabe der Werke Sienkiewiczs die erste Fassung vor die zweite zu setzen sei[6]) *). Die Nachahmer Sienkiewiczs haben von dieser Tarnung der Novelle nichts geahnt und aus ihrem Motiv ein Abziehbild für die deutschfeindliche Greuelpropaganda gemacht.

In Sienkiewiczs „Bartek Zwycięzca" (1882) kommt der polnische Bauer mit dem deutschen Lehrer Boege, der seinen Sohn mißhandelt hat, in Streit und verprügelt ihn.

Ein Sturm der Empörung ging durch das polnische Volk, als die preußische Regierung 1906 die deutsche Sprache in einem Teil des katholischen Religionsunterrichts einführte. Bekanntlich lebten in den damaligen Provinzen Posen und Westpreußen zahlreiche Deutschkatholiken, die durch die polnische Geistlichkeit unter den Augen der preußischen Regierung verpolt wurden, wie die Bamberger in Posen. Man wollte dieses Abbröckeln der deutschen Katholiken verhindern und auch die Polen fürs Deutschtum gewinnen. Der Schulstreik in Wreschen und in vielen anderen Orten und ein erbitterter Kampf der Polen um ihre Sprache war die Folge. Gerade wir als Vertreter auslanddeutscher Volksgruppen in Europa, die so oft in der Nachkriegszeit Gewaltmaßregeln gegen unsere Muttersprache als ein Vergehen am keimenden Leben des Geistes bezeichnen mußten, wollen das Vorgehen der preußischen Regierung nicht beschönigen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß in dem mit aller Leidenschaft geführten Kampf der polnischen Literatur die unglaublichsten Übertreibungen, Verallgemeinerungen und Verzerrungen in der Kritik an der deutschen Schule üblich waren. Der Zweck heiligte die Mittel.

Kazimierz Przerwa-Tetmajer ist in seiner Novelle „Sen nauczyciela w Płakanowie pod Poznaniem" („Der Traum des Lehrers in P. bei Posen" 1908) wohl kaum noch zu überbieten**). Der deutsche Lehrer Wilhelm Gruene will einen polnischen Knaben durch Prügel zwingen, in deutscher Sprache zu beten: „Ich werde dich töten, du polnischer Hund." Da der Kleine drei Tage nach der erlittenen Mißhandlung stirbt, verklagt der Vater den Lehrer. Eine Kommission stellt aber fest, daß (trotz der sichtbaren Beulen und Wundmale) der Junge an Influenza gestorben sei. Der Lehrer wird freigesprochen, der Ankläger zu zwei Monaten Kerker verurteilt. Der eigentliche Kern der Novelle aber ist ein Traum des Lehrers. Ihm erscheint der tote Knabe in Begleitung zahlreicher Engel und des Christuskindes, das beim Anblick der Wundmale am Körper des Mißhandelten zu weinen beginnt. Die Engel, die vorher „Heil dir im Siegerkranz, Herr Lehrer Gruene" gesungen haben, rufen nun „Fort,

*) Die erste Fassung ist inzwischen neu veröffentlicht worden: „Z pamiętnika korepetytora". Kraków 1926. Leider wird bei der sich gegen die Deutschen richtenden Fassung nirgends ein aufklärender Vermerk hinzugefügt, daß die Novelle ursprünglich anders aussah. Vergl. die Ausgabe in der „Bibl. uniw. lud. i młodzieży szkolnej" Nr. 54. War. 1934.

**) T. folgt hier bei der Namensnennung Płakanow = Weinendorf dem Vorbilde Sienkiewicz's, der in „Bartek zwycięzca" die Dörfer Pognębin, Krzywda Górna, Krzywda Dolna, Wywłaszczyńce und Mizerów (Unterdrücktendorf, Oberunrecht, Unterunrecht, Enteignungs- und Elendsdorf) nennt. T's Novelle ist enthalten in seinem Sammelband „Z wielkiego domu". War. 1908.

Das Peitschen.

Zeichnung von Jan Styka.

Aus dem Album „Wrogom na znak — ze skarg Jeremiego" (Den Feinden als Zeichen — aus den Klagen Jeremias'). Verlag Dr. W. Nieć in Krakau. Sechs Blätter, Zeichnungen von Jan Styka. Intagliodruck J. Löwy, Wien. — Die Blätter stellen dar:

1. Widmo	— L'enfant polonais devant le fantôme.
2. Dobry nauczyciel	— Le bon maitre.
3. Biczowanie	— La flagellation.
4. Wyrok	— Devant le juge.
5. Skazani	— Les parents en prison.
6. Zwycięzca	— Le monstre terrassé.

Wir bringen nur die dritte Zeichnung. Zwischen dem deutschen Lehrer und den polnischen Kindern erscheint Christus, der mit seinem Rücken die Schläge auffängt. Bilder dieser Art spielten im Sprachenkampf keine geringere Rolle als die Novelle von Sienkiewicz, unter deren Einfluß sie vermutlich entstanden sind. Wie sehr diese Greuelpropaganda sich selbst widerlegt, beweist das Bild auf der Rückseite.

„Na lekcji języka niemieckiego" (1886).

Von Andriolli.

„Im Deutschunterricht." Welch gewaltiger Gegensatz zum umseitigen Bilde! Hier sehen wir einen harmlosen, eingeschlafenen alten deutschen Lehrer, mit dem die polnischen Kinder ihren Spott treiben. Diese beiden Bilder kennzeichnen besser, als es unsere Ausführungen vermögen, das Dunstgemisch der Legende, die immer wieder dazu neigt, den Gegner sowohl grausam als auch harmlos-lächerlich darzustellen. Die Legende spekuliert eben auf die Gedankenfaulheit ihrer Nachbeter, die nicht nur erregt, sondern auch amüsiert sein wollen. (Vergl. Piątkowski „Andriolli w sztuce" S. 108.)

fort mir dir, du Schande der großen deutschen Nation". Erschrocken wacht der Lehrer auf. Da bringt seine Frau die Nachricht, daß die Stadt Posen ihn zum Ehrenbürger ernannt habe.

In W. Reymonts Novelle „W pruskiej szkole" („In der preußischen Schule") will der riesige, rotbärtige, dicke deutsche Lehrer nach dem Unterricht die Kinder zwingen, das Vaterunser deutsch zu beten. Obwohl er es mehrmals beginnt, spricht es die Klasse nicht mit. Da gerät der Lehrer in Wut und prügelt die Kinder unmenschlich. Ein kleines Mädchen, das er übersehen hat, tritt freiwillig vor, weil es nicht besser behandelt werden will als die anderen. Das bringt den Lehrer erst recht in Wut. Während er die Kleine bis zur Bewußtlosigkeit prügelt, sagt sie beharrlich: „Nie będę po niemiecku, nie będę, nie będę . . ." *) [7]).

Artur Gruszecki hat im Roman „Szarańcza" (1899) auch die polnische Schulnot in Oberschlesien mit eingeflochten. Ein Kind wird vom deutschen Lehrer so ins Gesicht geschlagen, daß es blaurot anläuft. Der Vater wagt aber nicht, den Lehrer zu verklagen, da ihn sonst der deutsche Steiger aus der Grube werfen würde.

Mehrmals hat Łucjan Rydel dieses Thema berührt. Im Drama „Bodenhain" (1906) wird erzählt, daß der deutsche Lehrer, „ein Henker", einem polnischen Schüler beim Prügeln das Bein gebrochen hat. Das Weihnachtsspiel „Betleem Polskie" (1905. Neuauflage 1938) ist weit verbreitet: Nachdem die Helden der polnischen Geschichte erschienen sind, um der Muttergottes das Heiligste — ihre Fahnen — zu opfern, erscheint eine Bewohnerin der Provinz Posen. Sie beklagt sich, daß die Preußen ihre Kinder quälen, ihnen polnisch zu sprechen und zu singen verbieten. Nicht einmal beten dürften sie in der Muttersprache. Auch die Kinder selbst beklagen sich, daß die Deutschen sie schlagen und quälen und bitten die Muttergottes, ihnen zu helfen. Sie müßten sogar preußisch beten und hätten einen deutschen Katechismus. Als ein Mädchen den deutschen Katechismus zeigen will, sind Blutspuren auf ihm zu sehen. Ein Engel bittet das Mädchen mit tränenerstickter Stimme, den Katechismus der Muttergottes zu Füßen zu legen — und zwar dorthin, wo die wertvollsten Gaben des Volkes liegen, die Schwerter und eroberten Fahnen **).

Auch Maria Konopnicka, die an der deutsch-polnischen Auseinandersetzung so leidenschaftlich Anteil nahm, fehlt nicht in der Reihen der Verteidiger der polnischen Sprache. Die Seelenqualen eines frommen Feldwebels, der einer Andacht beiwohnt, die in der verhaßten Sprache seiner Verfolger abgehalten wird, während der polnische Kaplan wegen seiner polnischen Haltung seines Amtes enthoben wird, schildert sie in der Novelle „W Winiarskim forcie" (Vergl. unsere S. 469 f.).

Es ist nicht unsere Absicht, alle Dichtungen dieser Gattung aufzuzählen, da viele nur noch das wiederholen, was Sienkiewicz und Rydel geschildert haben, z. B. A z Zabielskich Brezany'owa „Serce matki" (1910), wo dem deutschen Lehrer im Traume das blutüberströmte Gesicht des von ihm mißhandelten Schülers erscheint.

*) „Ich werde nicht auf deutsch, ich werde nicht, ich werde nicht . . ."

**) Dieses Weihnachtsspiel von Rydel ist ein Beweis dafür, daß diese Greuelpropaganda der Vorkriegsjahrzehnte durch Neuauflagen lebendig erhalten wurde. Die 5. Auflage erschien 1938 im Lemberger Verlage „Książnica Atlas" als Bd. 2 der Reihe „Teatr Żywej Polski".

Ein Verfasser ist immer erfindungsreicher als der andere. Józef Kościelski entwickelt im Trauerspiel „Tragedia jakich wiele", das in der Zeitschrift „Teatr ludowy" (Jg. IV, H. 3, S. 46) zur Aufführung im ehemals preußischen Teilgebiet empfohlen wurde, folgende Moritat:

Die Mutter wartet zu Hause auf die Rückkehr ihrer zehnjährigen Tochter Anusia aus der Schule. Schon vorher hat sie durch die Deutschen ihren Mann und Sohn verloren. In ihrem Herzen gerät der Haß gegen die Feinde und Unterdrücker in Konflikt mit der Pflicht zur christlichen Nächstenliebe. Inzwischen wird der Kelch ihres Leides voll. Sie erfährt nämlich, daß ihre Tochter während der Religionsstunde in der deutschen Schule unmenschlich geprügelt worden ist. Bald bringt ein polnischer Arzt das sterbende Kind nach Hause. Auch der Lehrer, der das Unheil angerichtet hat, erscheint. Hier werden nun deutsche Niederträchtigkeit und polnischer Edelsinn einander gegenübergestellt. Obwohl der Preuße schuld ist und noch über das Unglück spottet, rettet ihn der Arzt vor der auf ihn eindringenden Masse der rachwütigen polnischen Bauern. Die Mutter sucht in ihrem Unglück Trost im Gebet.

Die Engländer würden sicher große Augen machen, wenn man die in ihren Schulen heute noch übliche Prügelstrafe als Menschenschinderei oder Mord verketzerte. Wir Deutschen, denen der deutsche Lehrer im Posenschen den Hosenboden auch verdroschen hat, sind komischerweise nie daran gestorben.

Und nun nur noch ein Beispiel, wie allmählich dieses literarische Motiv zu offensichtlicher Lächerlichkeit ausartete. Im Schauspiel der Maria Bogusławska „Na polu Grunwaldu" (1910) erscheint polnisch singenden Dorfkindern der Geist eines „Kreuzritters". Er packt einen der Knaben am Arm und droht ihm, er würde ihn für den polnischen Gesang bis aufs Blut peitschen. Einem zweiten läßt er durch die Gnomen die Zunge herausreißen. Die Mädchen sollen durch einen anderen Gnomen an einen Ort entführt werden, wo ewig der Aussatz lauert, damit sie dort umkämen. Doch können die Gnomen den Befehl nicht ausführen, da ein Mädchen ihnen ein Medaillon mit dem Muttergottesbild entgegenhält. Auch der „Kreuzritter" muß sich vor diesem heiligen Zeichen zurückziehen, droht aber, er würde die Sünde und Untugend herbeiholen, die zum restlosen Verfall führt[8]).

Lächerliche Legenden über die deutsche Schule in Ostpreußen tischt der Pole Jan Wszebór in seinem Roman „Głos krwi i ziemi" (Die Stimme des Blutes und des Bodens. Łomża 1938) auf. Den jungen Łada germanisiert die deutsche Schule. Wie oft werden er und seine polnischen Mitschüler bestraft, wenn sie in ihrer Muttersprache reden, und zwar hängt man ihnen dann eine Tafel mit folgender Aufschrift um: „Ich soll nicht polnisch sprechen". Der Lehrer Bestek erzählt den Kindern schreckliche Geschichten über die Polen, deren Armut und Unordnung. Bilder von ärmlichen, verfallenen polnischen Hütten, die anstatt Scheiben mit Stroh ausgestopfte Fenster haben, müssen sie sich ansehen. Nur was deutsch ist, lobt er. So verekelt die Schule den Kindern nicht nur die Muttersprache, sondern macht sie ganz zu Deutschen. Sogar zu Hause fängt Jan zum Entsetzen seiner Eltern an, deutsch zu sprechen, aus Angst vor der „Schandtafel" in der Schule. Und so weiter! —

Vor dem Weltkriege haben die Franzosen diese phantasievollen Greuelmärchen eifrig weiter in die Welt hinausgeschickt. Heute sind sie selbst der Gegenstand solcher Klagen geworden. Jan Wiktor schildert in seinem die Lage der polnischen Auswanderer in Frankreich behandelnden Roman „Wierzby nad Sekwaną" (Weiden an der Seine. 1933, I S. 131) die Behandlung der polnischen Kinder durch die französische Schule mit leidenschaftlichen Worten des Protestes. Sie erinnern an die alten Schablonen:

> Sieh mal Vater. Adaś hat sich kaum aus der Schule schleppen können. Der Lehrer hat sie so durchgeprügelt, weil sie in der Pause polnisch gesprochen haben, — sie riß den Anzug herunter und zeigte allen das Unrecht, das ihrem Kinde widerfahren war, und füllte die Stube mit ihren mütterlichen Klagen.
>
> ...So zu schlagen. Der Herr Jesus wird sie bestrafen.
>
> Die bestrafen? Sogar Gott hat sich gegen uns verschworen.
>
> Wenn bei uns ein Lehrer so prügelte, würden ihn die Mütter in Stücke zerreißen, dann säße er längst im Gefängnis — aber hier? Hauen sie dem Kind in die Fresse, bis auf's Blut schlagen sie es und so fort und fort — du Schwein, du polnisches Vieh, (ty świnio, ty bydle polskie) „cochon polonais, sauvage chameau, bourrique, allez à Pologne pour manger des pierres", żryjcie kamienie bydlęta. — So sind die zu uns.

In der Nachkriegsliteratur hat Zofia Kossak-Szczucka „Nieznany kraj" (Novellen 1932) das Motiv der Sprachenfeindschaft einige Male behandelt. Ein schlesischer Pole treibt drei Deutsche über das Feld, da sie nicht polnisch verstehen und von ihm verlangen, er solle deutsch sprechen.

> „Unerhört von den chachary. Eher will ich verrecken, als den Mund in ihrer Sprache öffnen! Ein Schlonsak bin ich, auf schlesischer Erde, und was brauch' ich so eine fremde Sprache zu erlernen!" (16. Jahrh.)

Unglaublich sind die Methoden der deutschen Äbtissin im Kloster Czarnowanz, die ihre polnischen Nonnen zwingen will, deutsch zu sprechen, obwohl von insgesamt 32, 26 polnische Schlesierinnen sind. Die Widerspenstigen werden von der hartherzigen Äbtissin in winzige Gefängniszellen eingesperrt, wo sie sich kaum bewegen können, bekommen wenig zu essen. Eine wird sogar geschlagen, weil sie polnisch spricht. Die deutschen Schwestern sind herzlose Frauen, die ihre klösterliche Gewalt zu Germanisationszwecken mißbrauchen und deshalb von den Polinnen „piekielnico, niemieckie ścierwo" (deutsche Höllenbrut, deutsches Aas) geschimpft werden. — Die Gräfin Mniszech charakterisiert Goethe als „alten langweiligen Kerl aus Weimar". „Erwähnen Sie mir ihn nicht, Euer Hochwohlgeboren! Entzückt sind von ihm nur gewöhnliche Leute mit restlos verdorbenem Geschmack." In „Laikowe nabożeństwo": Bismarck wendet nach 1870/71 Schlesien größeres Interesse zu und ist empört, daß nur 6% der Schulkinder etwas deutsch können. Er ordnet daher an, sogenannte „Adjuvanten" hätten darüber zu wachen, daß der Deutschunterricht Fortschritte mache. Solch ein Adjuvant, ein Bayer Schulz, wird hier dem Leser vorgestellt. Er läßt sich von der Frau des Lehrers bedienen, die Schuhe putzen u. a. Er will sogar die

deutsche Stunde, die er täglich dem Lehrer erteilt, am Sonntag geben. Nach einigem Bitten läßt er den Lehrer zum Laiengottesdienst gehen, verlangt aber das Geld für die Stunde, als ob sie gehalten worden wäre. Schulz ist ein unsympathischer, habgieriger, unausstehlicher Mensch.

Manche dieser Erzählungen hätten bestimmt einen größeren künstlerischen Wert, wenn ihnen das Motto voranstände: „Nachdenken verboten."

Die deutsche Schule hat im ehemals preußischen Teilgebiet eine nicht hoch genug einzuschätzende Kulturleistung vollbracht. Sie hat nämlich den Analphabetismus ausgerottet, der heute in den anderen Teilgebieten Polens immer noch erschreckend hohe Ziffern aufweist.

Wie sehr bei alledem das polnische Schrifttum über dem Splitter im Auge des Nachbarn den Balken im eigenen Auge nicht gewahr wird, ließe sich durch Hunderte von Äußerungen bekannter Wissenschaftler und Publizisten erhärten. Der Soziologe Florian Znaniecki „Soziologie des Kampfes um Westpreußen" (poln. S. 35) gesteht, daß Polen „höchstens versucht, die deutschen Einwanderer auf dem eigenen Gebiet zu verpolen". Sein Schüler Józef Chałasiński in „Antagonizm polsko-niem. na Górnym Śląsku" (1935, S. 136) erklärt: „Oberschlesien ist unser und damit basta. Es hat einer restlosen Verpolung zu unterliegen." Und in der Zeitschrift „Nowa Książka" (1936, Heft 5, S. 266) schreibt kein geringerer als der Berliner Berichterstatter der „Gazeta Polska", Kazimierz Smogorzewski, Chałasiński hätte mit dieser Zielsetzung vollkommen recht, nur müsse Oberschlesien nicht nur „restlos verpolt", sondern besser „restlos entdeutscht" werden. Jędrzej Giertych „My, młode pokolenie" (Posen 1936, 2. Aufl., S. 144) fordert: „Wir besitzen in unserem Staate eine große Anzahl fremdstämmiger Bevölkerung, die unseren völkischen und staatlichen Zusammenschluß schwächt. Wir müssen diese Bevölkerung für das Polentum gewinnen ..." Aber darüber hinaus wird auch der Schule und Kirche die Aufgabe zugewiesen, die deutschen Einwanderer zu entvolken. F. Pohorecki erkennt im „Kurier Poznański" (vom 19. 8. 1937, S. 8) an, daß durch die polnische Schule und Kirche unsere Kolonisten in Ostgalizien zu Polen gemacht werden: „Dank der Schule, der Kirche und dem Heer, bei dem die Jugend (die deutsche!) ihrer Dienstpflicht genügt, erliegen die Kolonisten gegenwärtig einer raschen Verpolung. In der Kirche singen sie heut nur noch polnische Lieder und die jüngere Generation betrachtet sich bereits als Polen." — „... Um so schneller erfolgt die staatliche und völkische Aufsaugung der deutschen Minderheit", so schließt ein Aufsatz des „Ilustrowany Kuryer Codzienny" vom 8. 8. 1936. Dieselbe Zeitung schreibt in ihrer Beilage „Kuryer Literacko-Naukowy" 1938 Nr. 8, S. XII: „Angesichts der ungünstigen Entwicklungsaussichten der deutschen Bevölkerung in Polen bildet diese Minderheit kein bedeutsames Hindernis für das Polnischwerden dieser Städte, und ihre restlose Polonisierung ist nur eine Frage der Zeit." Wir könnten Hunderte von Pressestimmen dieser Art zusammenstellen, in denen die Umvolkung der Deutschen gefordert wurde, und Hunderte von Beispielen, die von der Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit des polnischen Kampfes gegen die deutschen Schulen in den Jahren 1919 bis 1939 zeugen.

Vergleichen wir diese heutige Einstellung des Polentums mit den vorher gekennzeichneten Novellen, die sich gegen den deutschen Lehrer, gegen die Germanisation wandten, so offenbart sich auch hier, wie in soviel anderen Dingen, eine der wichtigsten Regeln in der Nachbarschaft der Völker:

Wenn der deutsche Nachbar etwas tut, was sich gegen das polnische Volk richtet, dann wird es als eine fluchwürdige Tat gegeißelt. Wenn man aber selber das gleiche tut, dann handelt es sich natürlich um ein gutes Recht und eine edle vaterländische Pflicht.

Deutsche Wissenschaft und deutsches Denkertum in polnischen Dichtungen

Der Anteil der deutschen Wissenschaft am Aufbau von Bildung und Kultur in Polen erscheint jedem bewundernswert, der einen klaren Überblick über diese Frage besitzt. Matthaeus Stadtschreiber, ein Kind der Stadt Krakau, später Rektor in Heidelberg, war 1397—1400 der Reorganisator und eigentliche Neuschöpfer der Krakauer Universität, des „Lichts des Ostens". Von 128 Doktoren und Magistern, die dort von 1400—1433 Vorlesungen hielten, gehörten mindestens 50 einwandfrei dem deutschen Volkstum an. Auch in den folgenden Jahrhunderten haben deutsche Gelehrte an den polnischen Hochschulen eine maßgebende, in Wilna nach 1820 geradezu eine überragende Rolle gespielt. Die Kenntnis wissenschaftlicher deutscher Werke ist in Polen bis heute bedeutend geblieben. Die eigentliche Grundlage für die Entwicklung einer Fachphilosophie bei den Slaven bildet das deutsche Denken von Kant bis Hegel. „Nach 1863 waren die Quelle der eigentlichen Entwicklung der polnischen Wissenschaft die deutschen Universitäten und technischen Hochschulen, an denen sich die Gesamtheit der polnischen Gelehrten sowohl der Geistes- wie Naturwissenschaften bildete" (Bujak). Von der polnischen Gelehrtenwelt sind unzählige ehrliche Bekenntnisse zu unseren Männern der Wissenschaft und zum deutschen Geist ausgesprochen worden. Die polnische Dichtung hätte also auch tausendfache Berechtigung gehabt, zu deutschen Gelehrten und ihrer im Dienste des Aufbaus Polens gepflegten Geistesarbeit wohlwollend Stellung zu nehmen. Aber auch hier gab seit jeher die Gefühlsreaktion gegen das so wesensfremd erscheinende Grübeln und kalte Nachdenken des westlichen Nachbarn den Ausschlag. Goethe erschien dem Dichterfürsten Adam Mickiewicz als der Weise, „der keine Wunder sieht", seine Naturfrömmigkeit als „eisige durchdringende Kälte", als Gleichgültigkeit gegenüber der geoffenbarten Religion. In seiner Dichtung „Podróż na wschód" bekennt Juliusz Słowacki:

> Obwohl ich die Philosophie Kants sehr liebe, ärgere ich mich über sie, da sie die Menschen nicht lehrt, wohin sie nach dem Tode gehen. Die Hölle Dantes ist mir lieber.

Ignacy Chrzanowski hat einmal den Unterschied im Denkertum Goethes und Mickiewiczs folgendermaßen gekennzeichnet:

„Vielleicht ist es Wahrheit, daß Goethe Mickiewicz in bezug auf das hervorragende Gleichmaß der schöpferischen Kräfte übertraf; aber Goethe liebte nur sich und das Schöne; Mickiewicz liebte das Schöne — aber liebte nicht sich, sondern Gott und sein Volk."

Über die „neue historische Schule", die „aus Deutschland eingeführt worden ist", spottet ein Gedicht von Adam Asnyk (um 1869). Mit dieser Methode könne man beweisen, daß „der König Herodes ein Wohltäter der Waisen gewesen ist". Wir führen den ersten und den letzten Vers des Gedichtes in der Urform an:

Historyczna nowa szkoła
Swą metodę badań ścisłą,
Sprowadzoną hurtem z Niemiec,
Rozpowszechnia ponad Wisłą,
I nabywszy pogląd świeży,
Nowym łokciem dzieje mierzy.

I tak dalej ... i tak dalej ...
Coraz śmielsze wnioski przędzie,
I nicując dawne sądy
Nie powstrzyma się w zapędzie,
Aż dowiedzie, że król Herod,
Dobroczyńcą był dla sierot.

In den Dichtungen jedenfalls, die die breite, gern amüsiert sein wollende öffentliche Meinung mehr gestalten als gelehrte Werke, hat man dem deutschen Professor ab und zu gern eins ausgewischt. Der polnische Musiker Przegorzalski in A. Nowaczyńskis „Nowe Ateny" (1913) spottet: „Die Berliner Meisterschule habe ich nicht beendet, denn ich habe mich überzeugt, daß das Pedanten, Eunuchen, Routiniere, Tölpel (wörtl. Zimbeln, cymbały) sind ..."

Billige Scherze dieser Art ließen sich in größerer Zahl zusammenstellen. (Vergl. auch S. 463 f., 471 f.) *).

Von literarischen Kuckuckseiern und anderen Merkwürdigkeiten

Jedes Volk hat natürlich ein Interesse daran, dem Nachbarn eine möglichst hohe Achtung vor dem eigenen Wert beizubringen. Das gelingt am besten, wenn man Bücher in der Nachbarsprache mit einem Verfassernamen erscheinen läßt, der beim Leser keine Zweifel an der Tendenz des Inhaltes aufkommen läßt. Dies gilt z. B. von dem ersten deutschsprachigen Polenbuch von „Prof. Dr. Albert Gottlieb", das 1935 im Verlage Moritz Perles (Wien-Leipzig) erschien **). Der mit dem Osten vertraute deutsche Leser erkennt dieses Kuckucksei sofort an zahlreichen Besonderheiten: 1. Das Buch enthält eine Menge sprachlicher Polonismen. 2. Es behandelt nicht nur mit einer vielfach wirklichkeitsfremden Lobhudelei das Polenland, sondern auch zahlreiche Fragen der deutsch-polnischen Nachbarschaft, wobei es immer den polnischen Standpunkt vertritt. So z. B. in einem Abschnitt über Coppernicus, dessen Polentum Herr Gottlieb als „unerschütterlich gegründet" darstellt. Nietzsche ist polnischer Herkunft, der berühmte Wiener (seit mehreren Geschlechtern deutsche!) Kunsthistoriker Strzygowski ein Pole. Und so weiter! Der Lemberger Professor Stanisław Łempicki, der das Vorwort geschrieben hat, lobt die „deutsche Treue" des „deutschen" Verfassers. Unserer Volksgruppe im damaligen Polen ist aber leider von dieser Treue nichts bekannt. Im Gegenteil! In der Bibliographie „Nowa Książka" erscheinen seit Jahren alle seine sonstigen Arbeiten, sogar seine kleinen Handbücher zur Erlernung der deutschen Sprache, unter der

*) Vergl. Walter Kühne „Goethes „Faust" und Mickiewicz's „Totenfeier" als Spiegelbild deutscher und polnischer Geisteshaltung". Abdruck im „Konitzer Tageblatt" 1930, Nr. 289.

**) Albert Gottlieb „Polen". Wien 1935. — Bespr. von A. Reiß in „Der Danziger Vorposten" vom 11. 5. 35. S. 17/8.

Marke „Wojciech Gottlieb"*). Herr Prof. Łempicki hat sich dafür hergegeben, uns einen Polen als „treuen Deutschen" vorzusetzen. Richtig dagegen ist, was er für sich als Rückendeckung im Vorworte (S. 12) sagt: „...nationale Bescheidenheit und die Demut des Dieners der Wissenschaft erwecken in mir hier und da gewisse Zweifel, ob sich der Verfasser nicht doch manchmal allzu weit hinreißen ließ von seiner freundschaftlichen Gesinnung für mein Vaterland ..." Aus dem Kuckucksei des Pan Wojciech ist eine flügellahme Ente ausgekrochen, denn die deutsche Leserschaft hat den Dreh des „treuen Deutschen" sofort erkannt und abgelehnt.

Bei einem zweiten Polenbuch zeichnet als Verfasser zwar ein einwandfreier Deutscher, Dr. Wilhelm Nölting aus Berlin-Zehlendorf, doch veröffentlicht er eigentlich nur Material, das ihm polnische Hände hilfreich zur Verfügung gestellt und sogar gesichtet haben**). Er gibt nur an, daß der zweite Teil des Buches, der Bildband vom Warschauer Eisenbahnministerium in fertiger Auswahl geliefert worden ist. Da aber aus den Ausführungen Nöltings völlig klar hervorgeht, daß er in bezug auf Kenntnisse des Ostens ein harmloser Analphabet ist, darf man das Material des Buchtextes ebenfalls als nicht von ihm stammend ansehen. Er hat es, obwohl es in einer für das Deutschtum schädlichen und beschämenden Weise alle polnischen Thesen vertritt, ohne eine eigene kritische Stellungnahme veröffentlicht. Die Lage der deutschen Volksgruppe in Polen erscheint fälschlicherweise in den hellsten Farben. Auf der dem Buche beigegebenen Karte hat Nölting sogar unklugerweise vergessen, auf dem Gebiete des Reiches das polnische Wort „Odra" durch den deutschen Flußnamen „Oder" zu ersetzen. Noch offensichtlicher zeugen von der Unkenntnis des Verfassers die greulichen Verstümmelungen bekannter polnischer Namen. Da über die Nölting'sche „Auslandsanleihe" mehrmals geschrieben und vor ihr gewarnt worden ist, möchten wir nur noch allgemein feststellen, daß zu einem erfolgreichen Legen literarischer Kuckuckseier viel Witz und Geschicklichkeit gehört, Eigenschaften, die Herrn Nöltings Helfer irrtümlicherweise bei ihm vermutet hatten.

Um noch eine andere Abart dieser Kuckuckseier mit einem Beispiel zu belegen, wollen wir den Roman des angeblichen Masuren Jan Wszebór „Głos krwi i ziemi" (Stimme des Blutes und des Bodens. Łomża 1938) etwas unter die Lupe nehmen. Er schildert die Rückgewinnung eines germanisierten Masuren für das Polentum, gegen das die Deutschen in Ostpreußen dem Verfasser zufolge mit gemeinen und verbrecherischen Mitteln vorgehen. Der Leiter einer polnischen Schule, Lanc, fällt einem Mord, der Held des Romans, Janek Łada, einem Anschlag zum Opfer. Trotzdem beschließen die terrorisierten Führer der polnischen Bewegung, weiter zu kämpfen, „bis das Masurenland für immer mit Polen vereinigt sein wird".

Es unterliegt für uns nicht dem geringsten Zweifel, daß dieses Buch kein in Ostpreußen beheimateter Masure geschrieben hat, da erstens ein

*) Vergl. u. a. „Nowa Książka" 1938, H. 3, S. 180. — „Kurier Pozn." vom 17. 5. 38. S. 2. „Walny zjazd dziennikarzy polskich". Dort erscheint Dr. Wojciech Gottlieb in einer Vertrauensstellung des poln. Verbandes.

**) Dr. W. Nölting „Polen". Berlin. — Ausführliche Kritiken von Viktor Kauder in DMP, sowie von Hans Beyer in „Der Auslandsdeutsche" 1937, H. 2, S. 93 „Schluß mit schlechten Polenbüchern". — „Ostland-Berichte" 1937, 2.

Schriftsteller dieses Namens unbekannt ist und zweitens ein dortiger Masure nicht durch eine so auffällige Unkenntnis der deutschen Sprache auffallen würde. Auf S. 104 lesen wir „ausroten" (ein in der poln. Literatur abgeklappertes Wort), auf S. 96 „ein Mißgeschick zweier Nationen", was als „nieudany dziwoląg dwóch narodowości" erklärt wird. Deutsch würde das aber richtig heißen: „eine ungeratene Mißgeburt zweier Nationalitäten". Weshalb der polnische Verfasser im Vorwort so eifrig als ostpreußischer Masure proklamiert wird, bedarf keiner tiefen Begründung. Die Wirkungsmöglichkeit des Romans und der Eindruck seiner Echtheit werden dadurch hüben und drüben gesteigert.

Zum Kapitel der literarischen Sprachenfeindschaft gehört auch die Frage der Buchbeschlagnahme. Nicht jeder Fall ist so interessant wie Melchior Wańkowiczs Ostpreußenbuch „Na tropach Smętka" (1936), das in Deutschland als Pamphlet verboten wurde, in Polen sechs Auflagen erlebte, einen Preis erhielt und sogar laut Erlaß des Warschauer Kultusministeriums Pflichtlesestoff in den polnischen Schulbüchereien geworden ist*). Verboten wurden dagegen vom polnischen Schulkuratorium alle Werke der deutschen Literatur, die nationalsozialistischen Geist atmeten oder unangenehme Wahrheiten enthielten, aber u. a. auch Storms „Pole Poppenspäler", da es sich angeblich gegen die Polen richte, und Wagners „Meistersinger" wegen „der Mängel in der Komposition".

*) Vergl. „Dziennik Urzędowy Ministerstwa Wyznań Religijnych i Oświecenia Publicznego". Nr. 14 vom 31. 12. 1937, S. 512 und vor allem Nr. 1 vom 9. 2. 1938, S. 44. Als Lektüre im Unterricht werden auch empfohlen G. Morcinek „Wyrąbany chodnik", „Serce za tamą"; Pola Gojawiczyńska „Ziemia Elźbiety"; Zofia Kossak „Legnickie Pole". Ferner der Roman „Ucieczka" von Wacław Sieroszewski (1904), in dem die Verräterei eines Deutschen gegeißelt wird, den die flüchtenden Polen nachher aus Rache um die Ecke bringen. — Sowohl bei Wańkowicz als auch bei Wszebór wird über die angebliche Ermordung des poln. Lehrers Lanc durch die Deutschen in Ostpreußen berichtet, obwohl es sich hier nachweislich um eine gefälschte Greuelmäre handelt.

6. Kapitel.

Die polnisch-deutsche Mischehe als Verbindung von Gut und Böse

Von der Wanda, die keinen Deutschen wollte

In der ältesten polnischen Chronik von Gallus findet sich noch keine Spur von den bekannten Krakauer Legenden. Erst Vincentius Cadlubko kam um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts auf den Gedanken, nach dem Vorbilde der antiken (vielleicht auch der französischen oder nordischen) Sagenwelt eine Vorgeschichte von Krakau zurechtzudichten: In Krakau regierte Graccus, ein Römer, nach dessen Tode das Volk seine Tochter Wanda zur Königin wählte. Den Fürsten der „Lemanen", der ihr Land plünderte, besiegte sie durch ihre überirdische Schönheit. Sein Heer meuterte, und er nahm sich aus Liebeskummer oder Empörung das Leben, nachdem er die Worte ausgesprochen hatte: „Vanda mari, Vanda terrae, aere Vanda imperet, diis immortalibus Vanda pro suis victimet." Schon die Chronik des Mierzwa (13. Jahrh.) machte aus dem „tyranus Lemanorum" einen „tyranus Alemanorum" und führte an der Erfindung des Meisters Vincentius einige Verbesserungen durch, ebenso wie die großpolnische Chronik des Bogufal, der den Römer Graccus in den Polen Krak verwandelte, dem alemannischen Tyrannen diplomatische und dann kriegerische Heiratsabsichten zuschrieb. Alles spielt sich wie bei Vincentius ab, nur daß sich Wanda nach dem Siege über den Alemannen den Göttern zum Opfer in die Weichsel stürzt und der Fluß seitdem den Namen Vandalus trägt. Zweihundert Jahre später hat dann Joannes Longinus (Jan Długosz) abermals das Märchen erweitert. Bei ihm ist Wanda die Schwester der Tschechenfürstin Lubussa, die alle polnischen Bewerber und die Freier „des deutschen Fürsten Rytogar", dessen Namen er hinzufabuliert und der bei ihm zum ersten Male erscheint, abweist. Die Ablehnung wird begründet mit dem Haß gegen die Deutschen und der Würde der Frau. Die Fabel wird stark ausgesponnen. Während bei Bogufal Wanda den Selbstmord „sponte", d. h. freiwillig verübt, läßt Longinus sie „ex ponte" in die Weichsel springen*). Im „Bellum Prutenum" (1516) des Jan von Wiślica (Weislitz) besitzt die Wanda-Legende wieder eine ausgesprochen patriotische, deutschfeindliche Färbung. Zum ersten Male ist hier die Rede von Wandas Keuschheitsgelübde. Der Grund ihres Selbstmordes ist Aberglaube und Wahnsinn.

*) Dank diesem unabsichtlichen oder absichtlichen Fehler konnten die poln. Maler auf ihren Bildern die Königin Wanda wirkungsvoll von der Brücke in die Weichsel springen lassen.

Damit haben wir die Entstehung einer Legende gekennzeichnet, die im Ablauf der Jahrhunderte eine ganze Lawine von mehr als 170 meist polnischen, aber auch einigen deutschen und französischen Dramen, Opern, Romanzen, Balladen, Gedichten, volkstümlichen Liedern, ferner zahlreichen Gemälden usw. in Bewegung gebracht hat. Die wissenschaftliche Forschung steht heut allgemein auf dem Standpunkt, daß es sich bei der Legende von Wanda und Rüdiger um eine gelehrte Erfindung oder Dichtung handelt, die mit Geschichte und Volksüberlieferung in keiner oder allenfalls nur in loser und mittelbarer Form zusammenhängt*). Aber obwohl seit der Zeit der Aufklärung die Glaubwürdigkeit der recht unlogischen Legende des Chronisten Cadlubko immer wieder angezweifelt worden ist und im polnischen Volksüberlieferungsgute nicht die geringste Spur des Motivs nachgewiesen werden kann, leben Wanda und Rüdiger in der Vorstellung der polnischen Nation als historische Personen weiter**). Die Wissenschaft kann nicht damit rechnen, daß ihre Ansichten die Verwurzelung der Legende irgendwie lockern könnten. Auch die meisten Dichter haben bis zum Ende des 18. Jahrh. die Darstellungen der Chroniken als Geschichtsquelle angesehen, obwohl es im Altpolnischen nie den Namen Wanda gegeben hat und die Herrschaft einer Frau auf dem Throne bei den Slaven ein Ding der Unmöglichkeit war. Die ungeheure Volkstümlichkeit der Legende ist dadurch zu erklären, daß die polnischen Patrioten zu allen Zeiten darin die erste, siegreiche, wenn auch tragisch für Wanda endende historische Auseinandersetzung mit den Deutschen erblickten.

Da die Elemente der Fabel bei den Chronisten so unvollkommen zusammengefügt wurden, hat die Phantasie der Poeten einen weiten Spielraum für die dichterische Gestaltung gehabt. Die mythologische Auffassung machte Wanda zur Darstellerin des Guten, des Lichtes und der Sonne und ihren deutschen Gegner Rüdiger zum Verkörperer der finsteren Mächte, des Bösen, zum Drachen, z. B. in der ersten Rhapsodie des „Król Duch" von J. Słowacki. Die rein politische Einstellung, in der der Kampfgeist gegen den „Erbfeind" alles andere überschattete, führte meist zu einer Verflachung des Motivs, da dabei die Liebe zwischen Mann und Weib ausgeschaltet wurde.

Zwei von den Auffassungen der Dichtungen treten besonders hervor:

1. Wanda liebt Rüdiger, der infolgedessen auch als liebenswert dargestellt werden muß (was nicht viele Dichter übers Herz gebracht haben). Die Pflicht dem eigenen Lande gegenüber gebietet ihr aber, die Werbungen des Deutschen nicht nur abzulehnen, sondern sogar gegen ihn zu kämpfen und nach seinem Tode (aus irgendwelchen Beweggründen) in die Weichsel zu springen. Ein solches Opfer zeugt von innerer Größe und heldenmütiger Vaterlandsliebe.
2. Wanda braucht wie die schlafende, verzauberte Königstochter den Einfluß des Mannes und die befruchtende Kraft des männlichen Wesens, damit sie erwacht und zur großen Tat für ihr Volk heranreift. (Słowacki, Norwid)***). Diese Auffassung erscheint uns als

*) Über die neuesten Forschungen von Hans Jänichen, der in den Krakauer Sagen von Krak und Wanda altes ostgermanisches (vandalisches) Überlieferungsgut zu erkennen meint, wird in den Anmerkungen Teil II Kap. 6 Nr. 2 berichtet.

**) Das volkstümliche Lied: „Wanda leży w naszej ziemi, co nie chciała Niemca. Lepiej zawsze mieć rodaka niźli cudzoziemca", stammt vermutlich aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., ist also eine neuere Dichtung.

***) Słowacki „Król Duch". — Norwid „Wanda" (1851).

„Wanda".

Ölbild von A. M. Piotrowski.

Das Bild (Größe 272×200 cm) befindet sich in den Lubomirskischen Sammlungen in Lemberg. (Vergl. Hanna Mortkowiczówna „Podanie o Wandzie", War. 1927. S. 80, 132.)

„Śmierć Wandy".

Ölbild von Aleksander Lesser.

Das Bild befindet sich in den Sammlungen der „Zachęta Sztuk Pięknych" in Warschau. Größe 214×191 cm. (Vergl. Hanna Mortkowiczówna „Podanie o Wandzie", War. 1927, S. 112, 133.) Es zeigt, wie Krak und sein Gefolge die Leiche Wandas aus der Weichsel holen und beweinen.

Sinnbild für das Wesen der deutsch-polnischen Nachbarschaft. (Vergl. S. 9).

Jede Epoche hat ihren Einfluß auf die dichterische Gestaltung des Wanda-Motivs ausgeübt. Angefangen von den ältesten Chroniken, den späteren Lebensbeschreibungen der polnischen Könige bis zu den Schulfibeln unserer Tage gilt es als ein historisches Ereignis der Vorgeschichte Polens, wenn auch einzelne Schreiber, z. B. Kromer (16. Jahrh.), ihre Zweifel an der Echtheit nicht verschwiegen. Im 16. Jahrhundert überwiegt der Einfluß der antiken Mythologie. Jan Kochanowski macht in seinem 106 Zeilen umfassenden Gedicht (1584) Wanda zur Halbgöttin und sarmatischen, der Diana ähnlichen Nymphe, die den „Ritogar" durch übernatürliche Machtmittel bezwingt. Der Geist der Dichtung ist im übrigen patriotisch, allerdings nicht so ausgesprochen deutschfeindlich wie in S. Klonowiczs Vers über Wanda in „Książąt i królów polskich zawarcia i opis" (Krak. 1586). Andere Dichter fassen sie als Weichselgöttin auf. Auch in den meisten Werken des 17. Jahrhunderts tritt Wanda als „dea patrii fluminis" auf, deren Opfertod mit ihrer jungfräulichen Tugend, mit ihrer Furcht vor dem Verlust der Jungfernschaft, mit dem Fluch des Schicksals oder gar mit geistiger Verwirrung begründet wird. Piotr H. Pruszcz erklärt in „Forteca monarchów etc." (1662) ihren Sprung in die Weichsel anders: „Sie fürchtete, daß die Ihren sie zwingen würden, zu heiraten." Die Aufklärungszeit zog gegen die Legende zu Felde. I. Krasicki „Historia na dwie księgi podzielona" (1778) machte sich über sie lustig, spottete über Wanda, die aus Dummheit oder Zufall in die Weichsel gefallen sei, und über Rüdiger, den es nie gegeben habe. Adam Naruszewicz legt in den Satiren „Chudy literat" (1778) einem Schlachtschitzen einen heftigen Protest gegen das Weglassen Wandas und Lechs aus den Chroniken in den Mund. In einer Abhandlung „Wanda" im „Pamiętnik Lwowski" (1818) bezeichnet Naruszewicz die Legende als ein zusammengekleistertes Märchen, in dem der Selbstmord Wandas ganz unslavisch sei. J. P. Woronicz ironisiert in „Bolechowice" (Poezje. 1782—84) Wandas Einstellung zu Rüdiger, für die es keine Beispiele in der Welt gäbe. Diese vorübergehende nüchterne Einstellung der Aufklärer wich einer neuen Variation, die das bisher unbekannte Motiv der Liebe Wandas zum Deutschen einführte, zum ersten Male bei F. G. Le Doux im Ballett „Królowa Wanda", das 1788 vor dem polnischen König aufgeführt wurde. Einen gewissen Einfluß auf die späteren polnischen Gestaltungen hat Zacharias Werners Schicksalsdrama „Wanda, Königin der Sarmaten" (1796) ausgeübt, der die Liebe der beiden zum Anstoß der ganzen Verwicklung erhebt und ihre Seelen nach dem Tode vereinigt sein läßt. Im selben Jahre schrieb der Deutsche G. F. Wurwitz die Tragödie „Wanda, Fürstin von Polen oder die unglückliche Heirat" und 1804 den zweibändigen Roman „Wanda, Fürstin von Krakau oder die Opfer der Liebe". Auf insgesamt 42 literarische Werke über Wanda entfallen im 19. Jahrhundert 27 (meist polnische) Dramen. Die Tragödie wurde die am häufigsten angewandte Form der dichterischen Gestaltung. Der Verlust der politischen Freiheit mußte die Dichter auf die Quelle patriotischen Gefühls hinlenken, so daß der dramatisierte Wanda-Rüdigerkonflikt eine hervorragende Rolle in der völkischen Willensbildung der Polen spielte. Eine der gelungensten Figuren hat Tekla Łubieńska im Trauerspiel

„Wanda królowa polska" (1807) geschaffen, in dem die Liebe zum Feinde und die Pflicht gegenüber dem eigenen Volke die tragische Spannung hervorruft. Neu ist hier die Einführung einer Wallenrod-Gestalt, eines in deutschen Diensten stehenden Polen Kaslerz*). Auf dem Konflikt zwischen Liebe und nationaler Pflicht sind auch einige andere Dramen der Romantik aufgebaut: Fr. Wężyk „Wanda" (1826), Jan M. Fredro „Wanda" (1837), C. K. Norwid „Wanda" (1851), der Roman der H. Ponińska „Vanda" (Paris 1834)**). Rüdiger und seine Germanen entliehen in den romantischen Dichtungen ihre Züge dem Ossian, der Edda, der nordischen Mythologie und der Welt des mittelalterlichen Rittertums.

Der Wanda-Mythus hatte von vornherein eine sich gegen die Deutschen richtende Tendenz. In allen Dichtungen aber, die Wanda mit der Liebe zum deutschen Fürsten ausstatten, ist eine würdige, künstlerische Linie trotz der patriotischen Lehrhaftigkeit gewahrt. Anders ist es bei einer Reihe von Schöpfungen, in denen von vornherein die Deutschfeindlichkeit oder, was damit gleichzusetzen ist, ein billiger Patriotismus die Quelle der poetischen Phantasie war. Als Musterbeispiele wollen wir nur T. Lenartowiczs „Wanda" (1873), eine Dichtung in sieben Liedern, anführen. Wanda zeichnet sich durch Pathos aus. Sie liebt Rüdiger nicht, er sie aber auch nicht. Nachdem Lenartowicz den Deutschen aller menschlichen Gefühle entkleidet hat, macht er ihn zur Verkörperung alles Bösen, zu einem zweiten Drachen, der sich gegen Polen wendet und von Wanda eigenhändig erschlagen wird. Es ist eine allgemeine Erscheinung in der polnischen Literatur: je billiger und lärmender der Patriotismus und der Deutschenhaß, um so unsichtbarer der künstlerische Wert! Das trifft auch auf Lenartowiczs Dichtung zu. Von allen anderen polnischen Wanda-Schöpfungen sei nur noch St. Wyspiańskis sogenannte „Legenda II" (1904), ein Fragment, erwähnt, in dem die Alemannen als Räuber auftreten, die die Burg überfallen und Wanda als Lösegeld fordern. Auf deutscher Seite hat Aloys Karl Seyfried in der „Fürstensaga. Eine Dichtung von Liebe, Treue und Tod" (Breslau 1936) das Wanda-Motiv als letzter verwertet. Seine Wanda liebt Rüdiger und stürzt sich aus Gram über seinen Tod in die Weichsel. Die Deutschen sind ideale mittelalterliche Rittergestalten. Die bekannte Kennerin der deutsch-polnischen literarischen Beziehungen, Zofia Ciechanowska, hat im „Ilustrowany Kuryer Codzienny" vom 9. 4. 1936 die Tendenz der Dichtung verspottet.

Das sogenannte Volkslied von der Königin Wanda, von dem es heute mehrere Abarten gibt, ist eine Dichtung jüngeren Datums. Eine Fassung brachten wir schon in dem Abschnitt über die Mischehe im 1. Teile u. S. 432. Starke Abweichungen weist eine zweite auf, die Fridl Beck in Nisko, Kr. Sandomir aus dem Volksmunde festgestellt hat***): „Wanda wollte keinen Deutschen, da ging sie mit der Weichsel ins Meer. Was soll uns ein Fremdländer! O Gott! Wenn's einer von den unsern wär!"

*) Neuausgabe 1927, mit Einführung und Anmerkungen von Prof. J. Ujejski.

**) Später A. Gorczyński „Wanda", Drama (1884). W. Bełza „Wanda", Oper (1882). A. Bełcikowski „U kolebki narodu", Drama (1891). Deotyma (J. Łuszczewska) „Wanda" (1865), wo Rüdiger von der Insel Rügen hergeleitet und als Muster eines edlen Ritters dargestellt wird.

***) Die Noten und den polnischen Text bringen wir in den Anmerkungen Kap. 4 Nr. 22.

Mag die Dichtung im Laufe von nahezu acht Jahrhunderten das Motiv Wanda-Rüdiger von den verschiedensten künstlerischen, weltanschaulichen und politischen Gesichtspunkten ausgestaltet haben, in der Volksmeinung lebt nur „die Wanda, die keinen Deutschen wollte," als geschichtliche Persönlichkeit von Fleisch und Blut, als sinnbildliche Verkünderin des Gebotes: „Heiratet keinen Deutschen, sonst endet ihr so tragisch wie ich."

Walcerz und Heligunda

Im „Chronicon Poloniae" (13. Jahrh.), das dem Posener Bischof Bogufal II. zugeschrieben wird, heißt es (Ausgabe von Sommersberg):

„Es war zu jenen Zeiten im Reiche der Lechiten eine sehr berühmte Stadt, von hohen Mauern umgeben, mit Namen Wiślica, deren Fürst einst, noch in der Zeit des Heidentums, Wislaus der Schöne gewesen war, der aus dem Geschlechte Popiels stammte. Diesen hatte ein gewisser Graf, der, wie man sagt, aus demselben Geschlecht stammte, ein tapferer Mann, mit Namen Walther der Starke, auf polnisch Walgierz Udały genannt, bei einem Aufstande gefangengenommen, in Fesseln gelegt und in einen tiefen Turm geworfen. Es stand aber sein Schloß Tinz (Tyniec) nahe bei Krakau, da wo jetzt die von dem polnischen König Kasimir dem Mönch gegründete Abtei des hl. Benedikt liegt."... „Walther, der Graf von Tinz, hatte Helgunde, die Tochter eines fränkischen Königs, zur Frau, deren Liebe früher dem Sohne eines alemannischen Königs gehört hatte. Walther aber hatte Helgunde nach Polen entführt. In einer Nacht bestieg er die Mauern der Burg, in der Helgunde wohnte, bestach den Wächter und stimmte eine Melodie an. Helgunde erwachte und lauschte mit ihren Gespielinnen dem Gesang. Am nächsten Morgen ließ sie den Wächter rufen und fragte ihn nach dem Sänger. Der Wächter beteuerte, er wisse nichts. Als aber Walther auch in den nächsten beiden Nächten sein Lied wiederholte und der Wächter auch jetzt noch nichts gestehen wollte, befahl sie, ihn mit dem Tode zu bestrafen. Jetzt erst sagte der Wächter, daß Walther der Sänger sei. Helgunde entbrannte nun in heißer Liebe zu Walther und wandte sich von dem alemannischen Königssohn ab. Als dieser sich von Helgunde verschmäht sah, kehrte er voller Zorn in seine Heimat zurück, nahm alle Schiffe auf dem Rhein in Beschlag und befahl, daß kein Mann mit einer Jungfrau herüber gelassen würde, der nicht eine Mark Goldes bezahlte. Nach kurzer Zeit bot sich Walther und Helgunde Gelegenheit zur Flucht. Beide erreichten den Rhein und bezahlten den Fährlohn. Dennoch aber hinderten die Schiffer die Überfahrt. Walther merkte, daß Gefahr im Verzuge sei, bestieg sein Pferd, ließ Helgunde hinter sich aufsitzen und sprengte in den Strom. Glücklich erreichten beide das andere Ufer. Als sie aber ein Stück weiter geritten waren, hörte Walther hinter sich den Alemannen rufen: „Du Treuloser, mit der Königstochter bist du heimlich entflohen, und ohne das Fährgeld zu zahlen, bist du über den Rhein gegangen. Halte an und laß uns kämpfen und wer Sieger bleibt, der erhalte des Besiegten Roß und Waffen und Helgunde dazu." Walther antwortete: „Die Mark Goldes habe ich bezahlt und die Königstochter nicht mit Gewalt entführt. Sie folgt mir aus freien Stücken." Darauf legten sie die Lanzen ein, und nachdem diese zersplittert, zogen sie die

Schwerter. Der Alemanne zwang Walther zurückzuweichen, weil ihm der Anblick Helgundens, die ihm gegenüber hinter dem Kampfplatz stand, Mut und Kraft einflößte. Aber jetzt war Walther so weit zurückgewichen, daß auch er Helgunde erblicken konnte. Er gewann neue Kraft, drang auf den alemannischen Königssohn ein und tötete ihn. Dann nahm er des Erschlagenen Roß und Waffen und kehrte mit Helgunde nach Tinz heim.

Bis hierher lehnt sich die Erzählung offensichtlich an die aus Ekkehards Waltharilied (10. Jahrh.) bekannte deutsche Heldensage an. Dazu aber gesellt sich bei unserm Chronisten noch eine weitere Mär, die nach der Ansicht A. Brückners u. a. einer reußischen Bylina (Ballade) entlehnt ist, während nach den neueren Forschungen H. Jänichens umgekehrt die Bylina als entlehnt und die polnische Sage als bodenständiges Original erscheint[2]). Dieser zweite Teil lautet folgendermaßen:

„Nach der Heimkehr Walthers und Helgundens nach Tinz gönnte Walther sich nur kurze Ruhe. Er rüstete gegen den Grafen von Weislitz (Wiślica), der ihm in seiner Abwesenheit mancherlei Unrecht zugefügt hatte, besiegte ihn und warf ihn in einen Turm der Burg Tinz. Dann begab der polnische Walther sich auf einen Feldzug in ferne Länder. Als er zwei Jahre fort war, fühlte Helgunde sich verlassen. Sie klagte einer ihrer Jungfrauen, daß sie weder Witwe noch Gattin sei und daß es doch schön sein müsse, mit Männern zusammenzuleben. Die Vertraute erzählte ihr, daß Wislaus von Weislitz, den man den Schönen nenne, im Turm gefangen liege, und sie riet Helgunde, ihn nachts heimlich aus dem Turm heraufzuholen und ihn morgens wieder zurückbringen zu lassen. Die Helgunde der polnischen Sage scheute sich nicht, diesem Rat zu folgen. Sie ließ Wislaus holen, trennte sich dann aber nicht mehr von ihm, sondern zog es vor, mit ihm nach Weislitz zu fliehen. Kurz nach ihrer Flucht kehrte Walther glücklich nach Tinz zurück. Als er erfuhr was geschehen war, drang er allein in Weislitz ein, während sich Wislaus gerade auf der Jagd befand. Als Helgunde ihn erblickte, eilte sie ihm entgegen und beteuerte, daß Wislaus sie mit Gewalt entführt habe. Sie überredete Walther, sich in einem abgelegenen Gemach zu verstecken und an Wislaus Rache zu nehmen. Walther glaubte der Falschen und ging in ein festes Gemach, in dem er kurz darauf dem heimgekehrten Wislaus als Gefangener übergeben wurde. Wislaus und Helgunde freuten sich ihres Erfolges. Sie begnügten sich nicht damit, Walther einzukerkern, sondern ließen ihn mit eisernen Fesseln aufgerichtet und mit ausgebreiteten Armen an die Wand des Speisezimmers schmieden, in dem sie sich ein Lager bereiten ließen. Wislaus hatte jedoch eine häßliche Schwester, die niemand heiraten wollte. Ihr war die Bewachung des Gefangenen anvertraut worden. Aus Mitleid für Walther bot sie ihm an, ihn zu befreien, wenn er sie heirate. Walther leistete einen Eid, daß er sie heiraten werde und daß er gegen ihren Bruder Wislaus, wie sie gefordert hatte, das Schwert nicht ziehen werde. Die Schwester des Wislaus holte nun ein Schwert, löste die Fesseln und verbarg das Schwert zwischen der Wand und Walthers Rücken. Als sich nun am nächsten Mittag Wislaus und Helgunde auf dem Lager ausstreckten, warf Walther die losen Fesseln ab, schwang das Schwert und durchschlug beide. Helgundens Grab, so

schließt die polnische Sage, wurde in Stein eingehauen. Es soll noch heute den Besuchern des Schlosses Weislitz gezeigt werden."

Man sieht, es sind zwei völlig fremde Welten, die sich in den beiden Teilen dieser Erzählung, dem deutschen und dem slavischen, unvermittelt gegenübertreten. Der deutsche Held Walthari und der slavische Eidbrecher Walcerz, die Lichtgestalt der Hildegunde bei Ekkehard und das Scheusal Heligunda der polnischen Sage sind abgrundverschiedene Menschen, und nach den Jänichenschen Untersuchungen liegen ihnen wahrscheinlich auch verschiedene geschichtliche Gestalten zugrunde, die nur durch die Namensgleichheit der beiden Walter in den sächsisch-westslavischen Grenzgebieten miteinander in Zusammenhang gebracht worden sind. Daß nun aber dabei die abscheuliche Intrigantin, die in der slavischen Ursage die Hauptschuldige ist, zu einer deutschen Prinzessin umgestempelt werden konnte, war so recht ein gefundener Bissen für den Deutschenhaß der alten polnischen Sagenerzähler, die ja auch sonst jede Gelegenheit benutzten, um der deutschen Frau eins auszuwischen. So dichtet Johannes Longinus, der Vater der polnischen Geschichtsschreibung (15. Jahrh.), auch dem grausamen Fürsten Popiel der Kruschwitzer Sage eine böse deutsche Frau zu, die ihn zu all seinen Untaten überredet. Und so ist es immer weiter gegangen. Zu allen Zeiten hat die polnische Literatur die Neigung gehabt, die Gestalt des deutschen Partners in der Darstellung der deutsch-polnischen Mischehe zu verdunkeln und, wie wir nachher sehen werden, oft deutsche Frauen geradezu als Vertreterinnen des Hurentums auftreten lassen.

Die Sage von Walcerz (Walgierz) und Heligunda wurde in der polnischen Literatur insgesamt von vier Chronisten, zwei Poeten, drei Dramendichtern, vier Prosaschriftstellern und zwei Sippenhistorikern ausgewertet. Marcin Bielski „Kronika świata wszystkiego" (1551) nennt den Helden nicht Walgierz, sondern Walcer, Graf von Tyniec. Mit kleinen Änderungen wiederholen die Sage Joachim Bielski „Kronika Polska" (1597) und formvollendet Bartosz Paprocki „Herby rycerstwa polskiego" (1584), der als erster den Namen des deutschen Prinzen nennt, mit dem Walcer um Heligunda kämpfen muß (Arinaldus), sowie den Namen von Wislaus' Schwester, die Walcer rettet (Ringa). Nach einer Pause von 100 Jahren bringt Kasper Niesiecki „Herbarz Polski" (1728—43) im Abschnitt „Topór — Die Vorfahren dieses Hauses" die Sage, wobei er sich auf seine Vorgänger beruft. Im selben Jahrhundert bearbeiten das Motiv J. E. Minasowicz „Zbiór rytmów polskich" (1755—56) und Jan Potocki „Chroniques, mémoires et recherches pour servir à l'histoire de tous les peuples slaves" (War. 1793). Den Reigen der Bearbeitungen des 19. Jahrhunderts eröffnet das Trauerspiel „Hrabia Tyniecki" von Ignacy Dembowski (1810), in dem Walcer die Geliebte aus dem Frankenland (Paris) holt. Den ersten Teil der Sage hat Antoni Hoffmann im Trauerspiel „Heligunda" (1812) weggelassen. Die Handlung der Sage behält M. Fredro im Trauerspiel „Harald" (1827) bei, ändert aber die Namen der Personen. Franciszek Wężyk streift im Gedicht „Okolice Krakowa" (1833) „den Verrat der Heligunda und die Verbrechen des Walgierz". Kazimierz Wójcicki wiederholt die Sage nach Paprocki in einer Prosadarstellung in den „Klechdy" (1837), die in die deutsche, tschechische und russische Sprache übersetzt wurden. Eine gereimte Geschichte von Walgierz

und Helgunda schreibt Franciszek Kowalski, während Dominik Magnuszewski darauf seine Novelle „Krwawy chrzest w r. 1074" (Niewiasta polska w trzech wiekach. 1843) aufbaut und sich dabei auf die Chronik Bielskis beruft. In den „Krzyżacy" von H. Sienkiewicz bittet die Fürstin Danuta den Bruder vom Kloster Tinz, „die uralte, schreckliche Geschichte vom Walgierz Udały" zu erzählen. Sienkiewicz hält sich an die bei Paprocki vorhandene Fassung. Als letzter hat 1906 Stefan Żeromski das Motiv in „Powieść o Udałym Walgierzu" dichterisch behandelt, ohne jedoch den deutschen Teil der Sage zu verwerten. Walgierz tritt als Sinnbild der unglücklichen Züge des polnischen Volkscharakters auf. Da das Problem der deutsch-polnischen Mischehe nicht angeschnitten wird, brauchen wir auf den Inhalt nicht näher einzugehen.

Die bekannteste Darstellung der deutschen Sage ist „das Waltharilied" in J. Viktor Scheffels Roman „Ekkehard" (1855).

Wilhelm und Jadwiga

Die Erbin des polnischen Thrones, Hedwig, die ursprünglich dem österreichischen Prinzen Wilhelm anverlobt war, mußte auf Drängen der polnischen Großen das Verlöbnis auflösen und 1386 dem Großfürsten von Litauen, Jagail, die Hand zum Bunde reichen. Dieses Ereignis hat die Historiker und Dichter immer wieder bewegt und angeregt. Da es nach Estreichers „Polnischer Biographie" 23 Dramen über die Königin Hedwig gibt, kann angenommen werden, daß das Motiv Wilhelm-Hedwig, ähnlich wie das von Wanda und Rüdiger, verschiedenartige dichterische Bearbeitungen erlebt hat. Wir beschränken uns auf zwei Beispiele.

Das Drama „Królowa Jadwiga" von Józef Szujski (1866) ist wohl das bekannteste:

Die 1386 in Krakau erscheinende Erbin des polnischen Thrones liebt den Österreicher Wilhelm, der ihr Verlobter ist, und will ihn auch heiraten. Doch haben die Lenker der Geschicke Polens beschlossen, sie dem noch heidnischen Großfürsten von Litauen, Jagail, anzuvermählen, um durch die Vereinigung beider Länder Kräfte zur Niederwerfung des deutschen Ritterordens zu erlangen. Hedwig wehrt sich verzweifelt gegen diese Vergewaltigung ihrer innersten Gefühle. Sie will sich sogar, um vollendete Tatsachen zu schaffen, heimlich trauen lassen, wird aber im letzten Augenblick daran gehindert. Nachdem sie aber den äußerlich rauhen und innerlich edlen Litauer kennengelernt und eingesehen hat, daß sie durch ihre Tat Jagail und sein Volk zum Ruhm der Kirche für das Christentum gewinnt und dem Polenvolke einen großen Dienst erweist, erteilt sie ihrem Verlobten die Absage und reicht Jagail freiwillig die Hand. Sie vergleicht selbst ihr Opfer mit dem, das Wanda einst dem Vaterlande brachte.

Wilhelm benimmt sich sehr ungeschickt. Auf sein Recht pochend, dringt er mit Gewalt nach seiner Ankunft in Krakau in die Gemächer Hedwigs ein und tritt trotz ihrer Ermahnungen den polnischen Herren gegenüber hochfahrend und wie ein wilder Knabe auf, so daß er das Spiel mit den besonnenen polnischen Diplomaten verliert. Die Königin verhindert den von ihm vorgeschlagenen Zweikampf mit Jagail. Den stimmungsmäßigen Hintergrund bildet der Haß zwischen beiden Völkern. Jadwiga warnt ihren Verlobten, die Polen durch seine verwegene

„Ostatnie widzenie się Jadwigi z Wilhelmem".
Hedwig und Wilhelm sehen sich zum letzten Male.

Cemälde von Fl. Cynk.

und stolze Rede zu reizen, „damit der Haß, der seit Jahrhunderten die Seele der Lechiten gegen die Deutschen beherrsche, sich nicht auf sein Haupt zusammenzöge," um so weniger, als er selbst „einen ererbten Haß gegen Polen" besitze. Wilhelm erklärt: „Den Polen wird mit dem Deutschen keine Liebe vereinen. Der sklavische Stamm der verräterischen Slaven muß seine ehemaligen Herren hassen." Witowt schildert den Ritterorden „der gottlosen Teutonen" in der uns aus dem vierten Kapitel bekannten Art[3]).

Auch in Gabriela Puzyninas Drama „Jadwiga" (1886) fehlt der verbindende Faden zur Wanda-Legende nicht. Hedwig hört das Lied von der Wanda, die den Deutschen nicht wollte, zu ihrem Schloß von der Weichsel herüberschallen. Die Dichterin bedient sich einer billigen Schwarzweißmalerei. Wie ungünstig sticht Wilhelm mit seinem „Hasenherzen" von den mutigen polnischen Rittern ab! („Niemczysko się ulękło pogoni" — „nie damy jej tchórzowi!") Hedwig liebt den Österreicher, der aber nicht männlich sein Recht verteidigt und zuletzt furchtsam das Ringen um sie aufgibt.

Andere Bearbeitungen des Mischeheproblems

Außer den in den vorigen Abschnitten behandelten Motiven, welche im polnischen Schrifttum ein ständiges Heimatrecht erlangt haben, gibt es natürlich noch eine Flut von anderen Darstellungen, deren Typen wir durch Beispiele klarstellen wollen, zunächst im geschichtlichen Roman und Drama.

Józef I. Kraszewski „Stara baśń" (1876) führt den Leser in die sagenhafte Vorgeschichte. Der Popielide Chwost, der sein Land nach deutschem Vorbilde organisieren will, ist mit einer Deutschen, Brunhilde, verheiratet. Sie scheut nicht vor Lüge und Verleumdung zurück, verleitet ihren Mann zum Verwandtenmord und begeht selbst Giftmorde. Der Deutsche Hengo, der in der Gestalt eines fahrenden Kaufmannes die Verbindung zwischen ihr und den deutschen Fürstenhäusern aufrechterhält, ist ein durchtriebener, aber furchtsamer Geselle. Die aufrührerischen Untertanen belagern Chwost und Brunhilde, die beide umkommen. Als der Sieger Piast erfährt, daß durch das über Deutschland nach Osten dringende Christentum Friede und Segen gebracht werden sollen, antwortet er: „Friede und Segen? Das sind heilige Dinge, aber wie können sie aus den Händen derer kommen, die durch Raub und Mord leben!"

Im 16. Jahrhundert spielt Kraszewskis Roman „Powrót do gniazda"*). Janusz, der Sohn des großpolnischen Woiwoden, studiert in Wittenberg, verliebt sich in Frieda Hennichen, die Tochter eines reichen Kaufmanns, und wendet sich dem Ketzerglauben zu. Um seine Tochter dem polnischen Magnaten ebenbürtig zu machen, kauft Hennichen vom Kaiser für schweres Geld den Adelstitel. Janusz aber wird von Vater und Onkel enterbt. Sein Onkel schimpft: „Was, zum Kuckuck, ist ihm in den Schädel gefahren! Eine deutsche Bürgertochter für einen Woiwodensohn! Das würde ja nicht einmal ein gewöhnlicher Schlachtschitz zulassen. Das sind doch grobe Bauern und ein abscheuliches Volk." „Das ist sicher, daß der Deutsche einen anderen Verstand hat als der Pole. Der Unterschied zwischen dem deutschen und dem pol-

*) Neuausgabe 1926. Bibl. Domu Polskiego.

nischen Volke ist so groß wie der zwischen Himmel und Erde." Nachdem Janusz von seiner Familie verstoßen worden ist, weigert sich Hennichen, ihm seine Tochter zur Frau zu geben. Er findet schließlich reumütig zu seinem heimatlichen Adelsnest zurück.

In die Zeit der Vorgeschichte versetzt uns Łucjan Tatomirs Erzählung „Lubawa" (1861). Lubawa, eine slavische Fürstin, liebt den deutschen Markgrafen Albrecht, der sie gegen den Willen ihrer Brüder in sein Schloß entführt und unter der Bedingung heiratet, daß er die heidnischen Slaven nicht mehr mit dem Schwerte bekämpfen werde. Da die Kirche einen Druck auf ihn ausübt, bricht er den Schwur und kommt im Kampfe mit Lubawas Brüdern um.

Hierher gehört auch Bronisław Grabowskis Drama „Mściwoj i Swanhilda" (1876).

Einen Rekord in der Darstellung unglücklicher Ehen mit deutschen Frauen stellt Łucjan Rydel in seiner Dramentrilogie „Zygmunt August" (1913) auf. König Sigismund August hat aus politischen Rücksichten die Habsburgerin Elisabeth heiraten müssen, die er nicht liebt und deshalb hintergeht. Die Deutsche, die ihren Mann liebt und sich grämt, ist nicht unsympathisch, aber auch nicht sehr anziehend gezeichnet. Zwar erfahren wir in der letzten Zeile des ersten Dramas, daß der König zum Herzen seiner Frau zurückgefunden hat, doch ereilt uns im zweiten Drama die Nachricht von ihrem Tode. Ein noch größeres Pech hat der König mit seiner dritten Frau, Katharina, die ebenfalls aus Österreich stammt. Da sie von einer kaum heilbaren Krankheit befallen ist, ihm keinen Thronerben schenken kann und heimliche Ränke mit dem Wiener Hof schmiedet, packt ihn ein Widerwillen. Er wohnt nicht mit ihr zusammen, sondern unterhält eine Liebschaft mit einer Warschauerin Barbara Giese (der Tochter eines deutschen Bürgergeschlechtes), die Satansbraten, Herumtreiberin, Schlange, Nichtswürdige genannt wird, den im Sterben liegenden König bestiehlt, betrügt usw. Wie unrecht der Dichter dieser Frauengestalt tut, werden wir nachher noch hervorheben, wenn sie auch im Drama nicht als Deutsche gekennzeichnet ist*).

Eine andere Gattung von Erzählungen schildert den siegreichen Kampf, den die Kinder der Mischehe mit dem deutschen Vater bestehen. Von dem älteren Schrifttum verdient besonders der Roman „Czerwona czapka" (1869) von Jan Zachariasiewicz erwähnt zu werden. Der polenfeindliche österreichische Kommissar in Galizien muß es erleben, daß sein eigener Sohn sich unter denen befindet, denen er das Singen polnischer Lieder zu verbieten hat. Einen ähnlichen Konflikt finden wir auch in seinem Roman „Święty Jur" (1873). Der Bergwerksaufseher Schreyer lebt in einer dauernden Furcht vor der polnischen Autonomie in Galizien und heiratet, um sich anzubiedern, eine Polin. Bald kommt es aber zu Ehestreitigkeiten. Die Frau schimpft ihn einen Szwab, der auf einem Hundekarren nach Polen gekommen sei, um sich mit dem polnischen Salz zu mästen. Sein Sohn stellt sich schon im Alter von fünf Jahren auf die Seite der Mutter und greift später seinen Vater sogar an, er verfolge die polnische Bevölkerung. Aus Ärger dar-

*) Łucjan Siemieński in seiner Erzählung „Cień królowej Barbary" (Dzieła T. VI, War. 1881) nennt Barbara Giese den bösen Geist des Königs u. des Hofes. — Günstiger charakterisiert sie das Drama „Zygmunt August Król Polski" von Wacław Woyszym Antoniewicz (1888).

über geht Schreyer ins Lager der Ukrainer über und wird einer der eifrigsten Vorkämpfer für deren Sache. Die klägliche Rolle, die ein deutsch gesinnter Vater neben seiner Frau und Tochter spielt, die glühende Polinnen sind, malt humorvoll Jan Lam in „Wielki świat Capowic" (1869). Die deutsch erzogenen „Niemczaki" (M. Konopnicka) werden bei einem Sommerbesuch auf dem Gute ihres polnischen Großvaters so schnell verpolt, daß sie ihren einige Wochen später nachkommenden Vater mit den Worten empfangen: „Vater, sprich zu mir polnisch, denn ich verstehe dich nicht".

Hanusia Schwanenfels, die Tochter eines deutschen Ordensritters und einer Polin, liebt glühend das Vaterland ihrer Mutter und haßt die „Kreuzritter," wodurch sich ihr Leben sehr abenteuerlich gestaltet. (W. Szalay „Straszne dziedzictwo". Lemb. 1910).

Die „Maryjka" von Maria Reutt(ówna) (1935) flieht als dreizehnjährige aus dem Hause ihres Vaters, des Barons Hans von Treiden, weil ihre Mutter, eine Polin, ihr auf dem Sterbebett das Versprechen abgenommen hat, polnisch und katholisch zu bleiben. Da ihre deutsche Stiefmutter, die Verkörperung aller Schlechtigkeiten, sie germanisieren will, rückt sie aus. Erst als das böse Weib ihren Vater treulos verläßt, kehrt sie zurück, pflegt ihn und rettet sein Gut vor dem Ruin. Diese Erzählung führt uns in eine andere Gattung der Mischeheliteratur hinüber, deren Schablone der zweimal verheiratete Deutsche ist, der mit der edlen polnischen Frau engelsgute, mit der bösen deutschen teufelsschlechte Kinder zeugt und dadurch Familienkonflikte heraufbeschwört. So in des Grafen Fryderyk Skarbeks Erzählung „Łukasz Stempel" (1907). Wilhelmine, die Tochter des reichen Handwerkers Sperling, ist häßlich, schlecht erzogen, rauh, hartherzig und evangelisch. Sie verkörpert das Deutschtum und alle Untugenden der Mutter. Die der zweiten Ehe mit der Polin entsprossene Anusia ist hübsch, wohlerzogen, gutherzig und katholisch. Sie verkörpert das Polentum und alle Tugenden ihrer Mutter. Dafür kriegt sie auch einen Edelmann, die andere nur einen Gesellen. Zwar erschießt der polnische Edelmann im Streit den deutschen Gesellen, kommt ins Gefängnis, kämpft 1807 als Legionär gegen die Preußen, aber das Schicksal führt ihn in die Arme der edlen Anusia zurück.

In Adam Asnyks Drama „Bracia Lerche" (1888) erweist sich Stefan, der Sohn der polnischen Frau, als edler Charakter und Kämpfer für das Polentum gegen die Deutschen, sein Halbbruder Otto, der unedle Sohn der deutschen Frau, denkt an die Demütigung und Vernichtung der Polen.

Der deutschstämmige Dichter Artur Oppmann erteilt dem polnischen Mädchen geradezu den Auftrag, den Deutschen „Pan Johan" zu verpolen. („Stare Miasto". Poezje T. I. War. 1926).

Die Rückgewinnung eines schon eingedeutschten Nachkommen einer Mischehe gelingt dem Roman „Między ustami a brzegiem Puharu" (1889) von Maria Rodziewicz(ówna). Graf Wentzel Croy-Dülmen haßt die Polen, obwohl seine Mutter der Schlachta des Posenschen entstammte. Diese halbpolnische Herkunft betrachtet er sogar als einen dunklen Fleck auf dem Ehrenschilde seines Geschlechts. Das wird aber anders, als er sich in die junge Polin Jadwiga Chrząstowska verliebt. Er lernt polnisch, verzichtet auf seine lockere Lebensweise, streift sein Preußentum ab und läßt seine deutsche Geliebte laufen, die

einen unverschämten Brief an Jadwiga schreibt. Wentzel kauft ein Gut im Posenschen, damit es den Deutschen nicht in die Hände falle. Als Verlobter Jadwigas fühlt er sich schon so weit als Pole, daß er die Deutschen beschimpft: „...lumpige Szwaby... Euer törichter Stolz und eure falsche Frömmigkeit, eure Sprache und Sitten mögen untergehen. Ich bin nicht mehr der Eure, bin glücklich, Gott sei dank."

Ein germanisiertes polnisches Findelkind wird in Jadwiga Łuszczewskas Roman „Panienka z okienka" (1891) dem Danziger reichen Kaufmann Johann Schulz, der es erzogen hat und heiraten will, von einem idealisierten polnischen Jüngling Kazimierz wieder abgejagt. Die Schergen Schulzens erreichen zwar das flüchtige Paar und verwunden den tapfer kämpfenden Kazimierz schwer, aber da es die Verfasserin von vornherein so will, kriegt der junge Pole das Mädel zuletzt doch, und Schulz hat das Nachsehen. Die „hochfahrende Bestie Danzig" kriegt auch einige Seitenhiebe ab. —

Sein ganzes Leben hindurch sehnt sich der Edelmann Myszkowski, der die reiche Danzigerin Trude Mökins geheiratet hat und in der Hafenstadt geblieben ist, nach seiner Heimat. Er verflucht manchmal die Liebe, die ihn zum Gefangenen bei den Szwaby machte. Wenn er nachts nicht einschlafen kann und Frau Trude ihn besorgt nach der Ursache fragt, antwortet er ärgerlich: „Weil ich ein Pole bin! Weil ich in den Betten der Szwaby keine Ruhe finden kann." Seine Nachkommen nennen sich „Mökins-von Myszkowski", lassen aber später den polnischen Teil des Doppelnamens ganz weg. „Finis von Myszkowski", mit diesen Worten endet die Novelle der Maria Konopnicka „W Gdańsku".

Beliebt ist auch die Schablone von der entlarvten Deutschen, die der Liebe eines Polen zu seiner Volksgenossin im Wege steht, z. B. in Wł. Janta-Połczyńskis Jagdroman „Która z dwóch" (Welche von beiden. 1930). Er spielt in den letzten Jahren vor dem Weltkriege im Kaschubenlande. Der Pole Eustachy Drożdżyński praktiziert als Forstmann bei dem pedantischen, aber in seine Tasche wirtschaftenden Forstmeister Rumbaum in Karthaus, dessen bürokratisches Preußentum neben dem aus Bayern stammenden gemütlichen Hegemeister Jahnke auffällt. Eustachy wohnt bei einer deutschen Witwe Dewitz, die kein Stäubchen in ihrer Wohnung, dafür aber das unsaubere Treiben ihrer bildhübschen Tochter Resi duldet. Resi gelingt es, Eustachy so zu umstricken, daß er die im Grunde seines Herzens von ihm geliebte Mania Derdowska fast vergißt. Beinahe wäre er ihren finsteren Ränken zum Opfer gefallen. Resi erbittet von ihm als Geburtstagsgeschenk einen Rehbock. Da er im Büro arbeitet und kein Abschußrecht hat, ist er schon entschlossen, heimlich einen zu schießen. Da findet er aber zufällig in seinem Hute einen Zettel Resis an den jungen Hans Rumbaum, einen Korpsstudenten. Er war also, ohne es zu ahnen, der Briefträger zwischen den beiden gewesen. Nun wird ihm auch das Intrigenspiel des Mädchens klar, die ihn zu lieben vorgab und ihn ins Verderben stürzen wollte. Natürlich hätte man ihn als Wilderer erwischt und ins Gefängnis gesteckt. Er findet nun den Weg zum Herzen der edlen Polin zurück.

Wiktor Kuna, der Held in Maciej Wierzbińskis Oberschlesienroman „Pękły okowy" (1930) befreit sich aus den Klauen einer deutschen Kokette und findet zum Herzen seiner Jadwiga zurück. Er ist Sohn einer polnischen, sein schlechter Halbbruder Walter, der sich

„Kuhn" nennt, Sohn einer deutschen Mutter. In Rydels Drama „Bodenhain" ist eine deutsche Dirne schuld am Auseinandergehen zweier polnischer Verlobten.

Ein Mischeheroman von Czesław Straszewicz „Przeklęta Wenecja" (Das verdammte Venedig) Verlag „Rój" (1938) spielt im deutsch-polnischen Grenzlande, wählt als Hintergrund den heutigen völkischen Gegensatz, erörtert aber ohne eine auffällige Gehässigkeit das Problem des Blutes, das Menschen zu einen und zu trennen vermag. „Elza Fryze" (Else Friese) ist die Tochter eines preußischen Majors, der in Polen dicht an der deutschen Grenze ein Gut besitzt. Ihre Mutter, eine Polin, erzieht die Tochter im Gegensatz zu ihrem Manne in polnischem Geiste, schickt sie zur Warschauer Universität, erzählt aber zu Hause, sie sei in München. Der Einstellung ihres Vaters entgegen verlobt sich Else mit einem Polen, obwohl sie einen (aus einer syphilitischen Familie stammenden) Deutschen liebt. Der Konflikt ihres Blutes und ihrer Gefühle spielt im Roman eine große Rolle. Da der von ihr geliebte Deutsche, beim Grenzschmuggel und bei der Spionage ertappt, einen polnischen Grenzbeamten erschießt, wird er hingerichtet, obwohl Else alles versucht hat, ihn zu retten. Sie heiratet natürlich den Polen.

Obwohl das Problem der deutsch-polnischen Mischehe die Schriftsteller unübersehbar oft angeregt hat, gibt es im polnischen Schrifttum wenig Romane, die es so grundsätzlich angepackt hätten wie der des Tschechen F. V. Krejči „Duch a krev". Auch andere Literaturen haben gegen die Mischehe angekämpft oder sie als Mittel zur Umvolkung der Deutschen anerkannt, z. B. die Novellensammlung des Letten Alfons Francis „Baronu gals. Stasti un noveles" (Riga 1935), vor allem in der Titelnovelle[4]).

Die Frau des anderen Volkes als Verkörperin des Hurentums

In Südamerika gebraucht man für eine Hure die Bezeichnung „polacca" (Polin), in Frankreich „boimé" (Tschechin) und sicher lassen sich aus dem Wortschatz anderer Völker noch mehr Beispiele herausfinden. Die Franzosen zeichnen unsere Idealgestalt eines Mädchens, das Gretchen, mit Wurstfingern, Oderkähnen und geschwelltem Bauch, wofür unsere Witzblätter Marianne meist das Aussehen einer Straßendirne geben. In der polnischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts machte man Greta, Gretka, Grytusia (Gretchen) zum Sinnbild des für Geld zu kaufenden Mädchens. Bei Malcher Pudłowski (Fraszki, 1. Buch. Krakau 1586) ist die Greta „przyjaciel najpewniejszy w kalecie" („der sicherste Freund im Geldbeutel")*), bei Kochanowski (Fraszki) „piękna Greta", bei Szymonowicz (Sielanki) „jedna Greta za nos wodzi". Ähnlich bei Wesp. Kochowski und anderen. Der Reim Greta — kaleta (Grete — Geldbeutel) scheint damals überhaupt im Schwange gewesen zu sein. Karol Badecki führt in seiner „Polska liryka mieszczańska" (Lemb. 1936, S. 188) ein sechsstrophiges Lied an, das ganz auf diesem Reim aufgebaut ist und die Unkosten einer „Grete" schildert:

*) „... aż wyjął z kalety gotowiznę, nabawił zaraz paska Grety."

Owo zgoła jeśli chcę z całą ujść kaletą,
przyjdzie mi, bez uciechy, pożegnać się z Gretą. Usw.

In ähnlichem Sinne verwendet das polnische Volksschauspiel jener Zeit den als einheimischen Vornamen natürlich nicht üblichen Ausdruck Gretka und Grytusia, d. h. also unser deutsches Gretchen:

Owa Gretka ancilla, będzie z was szydziła.
Wej, jak się Janasowi wnet głowa skaziła.

(17. Jahrhundert).

Bis in unsere Zeit hinein hat in der polnischen Literatur, wie wir schon in den vorigen Abschnitten durch Beispiele andeuteten, die Neigung bestanden, deutschen Frauen die Rolle einer Dirne zuzuschreiben. Der „Herr" in der Komödie „Aszantka" (1906) von Włodzimierz Perzyński „ma różne Niemki i Francuzki". Und Emil Zegadłowicz stellt in einem seiner Romane die scheinheilige Deutsche Luise als Freudenmädchen, Besitzerin eines Bordells, in dem sie auch noch andere weibliche Wesen angestellt hat, dar*) [5]).

Wie sah es in der geschichtlichen Wirklichkeit aus?

Martin Kage hat in einer Abhandlung „Deutsche Frauen in Polen" Urteile des wissenschaftlichen polnischen Schrifttums über die Rolle der deutschen Frauen, die mit bekannten Polen verheiratet waren, zusammengestellt. Ein Vergleich mit der schöngeistigen Literatur zeigt einwandfrei, wie aus dem Gefühl der Nachbarfeindschaft die Rolle der deutschen Frau von den Dichtern und Schriftstellern verfälscht worden ist.

Mieszko nahm sich nach dem Tode der Dobrawka die Tochter des Markgrafen Dietrich, die fromme Oda, zur Frau. Boleslaus I. war in erster Ehe mit Hemnilde, in letzter Ehe mit Oda, beide Töchter des Markgrafen von Meißen, verheiratet. Mieszko II., Ladislaus Herman, Boleslaus Schiefmund und zahlreiche spätere Herrscher hatten ebenfalls deutsche Gemahlinnen. Man sehe daraufhin nur einmal O. Balzers Werk „Genealogia Piastów" (1895) und Friedrich Schilling „Die Frühzeit des Deutschtums und der deutschen Landnahme in Schlesien und im Burgkreis Lebus" (Posen 1938) durch! Von den erstgenannten Frauen ist zu rühmen, daß sie nicht nur auf ihre Kinder, sondern auch auf die Sitten im Lande einen segensreichen Einfluß ausübten. Ein rühmliches Zeugnis hat der Geschichtsschreiber Karol Szajnocha in seiner Skizze „Die Mutter der Jagellonen" der Gemahlin Kasimirs des Jagellonen, Elisabeth, der Tochter des Kaisers Albrecht II. von Habsburg, ausgestellt: „Der Mutter der Jagellonenkönige gebührt mehr als Bewunderung ihres Mutterglücks. Dankbare Anerkennung sind wir ihr dafür schuldig, daß der größte Teil der persönlichen Vorzüge und Verdienste der Nachfahren Jagails, die Beliebtheit, derer sie sich dank dieser Vorzüge bei den Nachbarvölkern erfreuten und die zu der Machtentfaltung und zu dem Ruhm der Jagellonendynastie führte — das Werk ihrer Hände war." Die Königin habe, so rühmt Szajnocha, für die Stärkung des Charakters, Weitung des Blicks und Mehrung des Wissens ihrer Söhne, von denen

*) „Żywot Mikołaja Srebrempisanego." — „Zmory". Kronika z zamierzchłej przeszłości. War. 1935.

vier den Thron bestiegen, gesorgt. Da ihr Gatte sich weder durch viel Verstand noch Fürsorge für seine Familie auszeichnete, müsse ihr die gute Erziehung der Prinzen als Verdienst gebucht werden. Der Geschichtsschreiber Martin Kromer hat der vom ganzen polnischen Volke verehrten Königin im 16. Jahrh. eine Lobeshymne gesungen. Die historische Barbara Giese war nicht die diebische Herumtreiberin, zu der sie Rydel gemacht hat. Rydel ahnte nicht, wie sehr er durch eine solche Verzerrung zugleich das Bild des polnischen Königs unnötig belastete. Barbara war die Tochter des reichen deutschen Warschauer Ratsherrn Balthasar Giese. Sie verscheuchte durch ihre Liebe des Königs Sorgen, schenkte ihm seinen inneren Frieden wieder und gebar ihm eine Tochter. Der König in Rydels Drama wirft Barbara, die Wertsachen stiehlt, aus dem Hause. Der geschichtliche König dagegen schenkte ihr den Palast in Bronowo. Nach dem Tode Sigismund Augusts heiratete sie der Fürst Korybut Vyšnovećkyj.

Im Mittelalter ehelichte der polnische Hochadel gern deutsche Bürgertöchter. Eine Menge berühmter Polen hatte eine deutsche Mutter (Jan Matejko, General Dąbrowski, Fryd. Skarbek, Józef Korzeniowski usw.) oder eine deutsche Frau (Moniuszko, Towiański, Trentowski usw.), deren Rolle in der Familie über jeden Zweifel erhaben ist.

Und so könnten wir viele Hunderte deutscher Frauen nennen, deren vorbildliches Leben das widerlegt, was die polnische Tendenzliteratur aus ihnen gemacht hat*) [6].

*) K. Przerwa-Tetmajer „Szkice" (1910) S. 70: „Häßlich, abscheulich, ekelhaft: all das ist noch zu wenig, um die Häßlichkeit der preußischen Frauen zu beschreiben ..."

7. Kapitel.

Die Legenden der polnischen Dichtung vom Volkstum berühmter deutscher Männer

Um die reinliche Scheidung von deutschem und polnischem Volks- und Kulturgut

Wer die Irrwege der polnischen Literatur erklären will, muß auf gewisse Schwierigkeiten hinweisen, die die Bestimmung des Volkstums für die Zeit des Mittelalters bereitet. Polen war schon damals ein Nationalitätenstaat. Man nannte aber in Westeuropa jeden Bewohner Polens, einschließlich Schlesiens, ganz gleich, welcher Zunge er war, „Polonus". Die polnische Wissenschaft und Dichtung machte aber diese „Poloni" in Bausch und Bogen zu Polen im heutigen Sinne dieses Wortes, statt sie richtiger nur als „polnische Landes- oder Staatsangehörige" zu erklären. Alle in Westeuropa erscheinenden Vertreter des im mittelalterlichen Polen ansässigen Deutschtums, die in diesem Sinne als „Poloni" auftraten, werden trotz ihres meist deutschen Namens heute vom Schrifttum unseres Nachbarvolkes restlos als Nationaleigentum beansprucht. Welch krasse Unwissenheit darin zum Ausdruck kommt, wird am Vergleich mit der polnisch-ukrainischen Überschneidungszone klar. Alle Polen, die auf dem Gebiete des alten Reußenreiches (Ruś) lebten, traten in Polen und weiter im Westen als „Rutheni", die dortigen polnischen Edelleute als „szlachta ruska" auf. Aber waren sie deshalb Ukrainer? Erst im 16. Jahrhundert begann man, ab und zu genauere Unterscheidungen zu machen. Orzechowski nannte sich „gente Ruthenus, natione Polonus", der Krakauer deutsche Drucker Vietor „Wohnpole, aber nicht Geburtspole"*).

So ist es zu erklären, daß sich der berühmte schlesische Philosoph Witelo, der um 1225 bei Liegnitz geboren sein mag, „filius Thuringorum et Polonorum" nannte, d. h. „Sohn von Eltern aus Thüringen und Polen". Nur, wer keine Ahnung von mittelalterlichen Quellen hat, kann daraus den Unsinn konstruieren, Witelo sei der Sohn eines Deutschen und einer Polin und — wie die polnische Propagandahistorie sofort weiter behauptet — „der erste polnische Astronom" gewesen. Die wissenschaftliche Ausbildung erhielt er in Frankreich und Padua. Sein Freund und

*) Man vergleiche dazu auch die Broschüre von St. Kot „Świadomość narodowa w Polsce wieku XV—XVII" (1938). — Die „Bohemi" der Quellen übersetzt man mit „Czesi", obwohl es sich durchweg um Deutsche aus Böhmen handelte.

Lehrer war der deutsche Philosoph Wilhelm von Moerbeke, dem er auch sein Werk „Perspectiva" gewidmet hat. Wir besitzen keine Anhaltspunkte, daß Witelo, dieser Träger eines rein deutschen Namens, jemals nach Schlesien oder Polen zurückgekehrt ist. Er war zweifellos ein Deutscher.

Der durch seine unmöglichen „Beweisführungen" zur Volkszugehörigkeit des Coppernicus unrühmlich bekannte polnische Prof. Aleksander Birkenmajer rechnet ebenso harmlos den Gelehrten „Franco de Polonia" (13. Jahrh.) zu den „polnischen Astronomen", obwohl dessen Name damals nachweislich bei Deutschen vertreten war*).

Über diese Einzelfälle würden wir gar nicht viel Worte verlieren, wenn nicht auch große Zusammenhänge durch diese teils unabsichtlichen, teils absichtlichen Irrtümer in oft unglücklicher Weise verdunkelt würden. „Polska Sztuka Gotycka" nannte Walicki die 1935 in Warschau stattfindende Ausstellung, obwohl er sie nicht anders als „Gotische Kunst in Polen" nennen durfte. Von den im Ausstellungskatalog aufgezählten 192 mittelalterlichen Kunstdenkmälern konnte buchstäblich bei keinem einzigen ein polnischer Schöpfer nachgewiesen werden. Und die Orte, aus deren Kunstwerkstätten die Gegenstände stammen? — Krakau, Neu-Sandez, Thorn usw. — das waren damals deutsche Kolonialstädte. Und schauen wir uns im Walickischen Katalog die Orte an, in denen sich heute diese gotischen Kunstwerke befinden, so sind es wiederum zum größten Teil alte, deutschbesiedelte Städte und Dörfer, z. B. in Kleinpolen Biecz, Tymowa, Tylmanowa, Grywałd, Krużlowa, Skrzyszów usw.**). Diese Kunst der mittelalterlichen deutschen Volksgruppe in Polen frisiert man nun in einer geradezu verblüffenden Weise als „Polnische Gotische Kunst".

Da die schöne Literatur an solchen Verschleierungen in hervorragendem Maße teilgenommen hat, oft sogar wirksamer als das „wissenschaftliche" Schrifttum, da wir ferner in unserer Auseinandersetzung mit der Legende ein klares Bild des geschichtlichen deutschen Volks- und Kulturgutes im Osten zu schaffen gewillt sind, gilt es vor allem, die Legendenquellen zu verstopfen. Greifen wir deshalb ein Beispiel der polnischen Propagandahistorie heraus, das in mancher Hinsicht merkwürdige Kunstgriffe zur Anwendung bringt.

Es handelt sich um J. H. Retingers, zur Übersetzung in andere europäische Sprachen bestimmtes Buch „Polacy w cywilizacjach świata do końca wieku XIX-go" („Die Polen in den Zivilisationen der Welt bis zum Ende des 19. Jahrh.". Warschau 1937. 224 S.), herausgegeben vom „Weltbunde der Auslandspolen". Wie oberflächlich der Verfasser dieses Werk geschrieben hat, beweist schon seine Entschuldigung im Vorwort, er habe „aus Raummangel" („dla braku miejsca") keine Quellennachweise geben können. Der (nicht gerade schwachsinnige) Leser überzeugt sich nämlich sofort davon, daß im Buche eine ungewöhnliche Raumverschwendung getrieben worden ist. 37 (in Worten: siebenunddreißig) Seiten sind nämlich unbedruckt geblieben. Rechnet man noch 20 (zwanzig) freie Rückseiten der Bebilderung hinzu — macht zusammen

*) A. Birkenmajer „Astronomowie i astrologowie śląscy w wiekach średnich". Katowice 1938. S. 11, 13. — Das Deutschtum des Witelo verficht Joseph Klapper „Deutsche Schlesier des Mittelalters". Breslau 1937, S. 11.

**) Vergl. den Katalog „Polska Sztuka Gotycka". War. 1935. Einige dt. Künstler werden in ihm genannt.

57 (also ein Viertel des ganzen Buches) — und denkt dann an die Entschuldigung des Vorwortes („Raummangel"), so erhält man sofort die richtige Einstellung zu dem ganzen Inhalt. Für den Verfasser ist jeder mittelalterliche „Polonus" im Auslande, auch wenn er einen deutschen Namen trägt, ein Pole im heutigen Sinne des Wortes [z. B. Witelo, „Franco de Polonia", Aimericus Polonus (S. 37), der Ritter Gerland (S. 25), Johannes Adam de Polonia (S. 56) usw.]. Nikolaus Coppernicus erscheint selbstverständlich auch als Pole, desgleichen der Gründer der Krakauer Hochschule, Matthaeus Stadschreiber, der Gelehrte Jakob von Paradies, obwohl in allen drei Fällen die polnische Wissenschaft die deutsche Volkszugehörigkeit festgestellt hat. Polen sollen die Vorkämpfer der Buchdruckerkunst in Spanien, England, Ungarn, Siebenbürgen, Südslavien, Rußland und sogar in der Türkei gewesen sein. Merkwürdig! In Polen selbst waren nämlich Deutsche die Begründer des Buchdrucks. Retinger tut aber so, als ob die von ihm (S. 60/61) genannten Krakauer Drucker „Fiol" (in Wirklichkeit war er ein Deutscher Feyl!) und Vietor (ebenfalls nachweislich ein Deutscher Büttner) Polen gewesen seien. Er verschweigt, daß das von ihm so gerühmte mittelalterliche Krakau in der wissenschaftlichen Forschung als eine deutsch bevölkerte Stadt feststeht und an seiner Hochschule deutsche Gelehrte und Studenten fünfzig Prozent der Professoren- und Schülerschaft ausmachten. Sogar das deutsche Breslau und Glogau macht er zu polnischen Orten (Michael aus Breslau, Joannes de Glogovia!). Veit Stoß erscheint als „Wit Stwosz", der Danziger Astronom Hevelke als „nasz Heweliusz" (S. 43), Fahrenheit als „der zweite große polnische Gelehrte David Gabriel Fahrenheit" (S. 77), Samuel Hartleb aus Elbing als Pole (S. 78), ebenso der berühmte Wiener Kunstforscher Josef Strzygowski, dessen Familie seit Geschlechtern zum Deutschtum gehört, usw. In der Darstellung der Zeiten bis 1600 hat der polnische Verfasser mindestens 60% aller „polnischen" Kulturleistungen der historischen Aufbauarbeit der deutschen Volksgruppe in Polen „entlehnt"*).

Das „Polentum" Friedrich Nietzsches

In einem Schauspiel Adolf Nowaczyńskis „Prawo Mimicry" (1903) lesen wir von „dem Bart des Fryderyk Niecki, eines unter dem Namen Nietsche bekannten Philosophen". Auch in dem deutschsprachigen polnischen Propagandawerk von Wojciech Gottlieb „Polen" (1935) ist Nietzsche „ein Deutscher polnischer Abstammung". —

Deutschland weiß sicher kaum, daß Nietzsche und seine Philosophie allen Ernstes für das Polentum reklamiert werden. Man lese Bernard Szarlitt „Polskość Nietzschego i jego filozofji" (War. 1930. 107 S.)! Unzählige Beispiele aus Briefen, Äußerungen, Notizen und Schriften des Denkers, die Szarlitt leider nicht quellenmäßig belegt (!), sollen sein Polentum und das polnische Gepräge seiner Werke beweisen. Den Anlaß zu solchen Phantasien hat allerdings der Philosoph selber gegeben, der auf eine reichlich nebelhafte Familiensage hin an eine alte polnische Herkunft seines Geschlechtes glaubte.

*) Eine besonders scharfe Kritik brachte die Zeitschrift „Ostland" 1938, Nr. 8 vom 15. 3. 1938, S. 101—5.

Aber wie kam Nietzsche zu einer solchen Marotte? Wer sich einmal mit dem Thema „Abstammungslegenden" beschäftigt hat, weiß, welchen merkwürdigen Ursachen sie meist ihre Entstehung verdanken. In Polen dichteten sich polonisierte Deutsche nicht selten eine schwedische, holländische, flämische, schweizerische oder schottische Herkunft an. Man denke an Xawer Liske, der, obwohl seine Vorfahren nachweislich aus Ostdeutschland stammten, sich hartnäckig — entgegen seinem eigenen besseren Wissen — eine schwedische Abstammung einredete und sie anderen gegenüber vorgab*). Auch der von seinen Zeitgenossen als „Vater der polnischen Musik" gerühmte Komponist Josef Elsner (1769—1854), der Sproß einer alten deutschen Handwerkerfamilie aus Grottkau i. Schles., glaubte sich dadurch besonders interessant zu machen und seine Stellung in der polnischen Gesellschaft zu stärken, daß er sich zur Vertuschung seiner deutschen und kleinbürgerlichen Herkunft einen hochadligen schwedischen Stammbaum zusammendichtete**).

M. Oehler, der Archivar des Nietzschearchivs, und Dr. Mitzschke haben nunmehr auf Grund ihrer genealogischen Forschungen die fixe Idee des Philosophen und der Legende des polnischen Schrifttums den Todesstoß versetzt:

Die für mehrere Jahrhunderte urkundlich festliegende Vorfahrenreihe weist buchstäblich keinen einzigen Polen auf.

Mitzschke weist auf eine Spur hin, die die Legende von der fremden Herkunft erklärt. Fr. Schmersahl beschreibt in seinen „Zuverlässigen Nachrichten von jüngst verstorbenen Gelehrten" (Celle 1751) das Leben des Pfarrers Christian Nitzsche (1664—1749) in der Gegend bei Leipzig: „Die Familie der Niczen stammt aus Böhmen her. Daselbst besaß sie angesehene Güter. Selbige verließ sie im 16. Jahrh. der Religionsverhältnisse halber, und so wandte sie sich nach Sachsen." Diese Familienlegende wurde dann vermutlich nach der Zeit Augusts des Starken, als für Nietzsches sächsische Heimat die Beziehungen zu Polen in den Vordergrund traten, verständlicherweise ins Polnische umgemodelt. Und so finden wir im Buch der Schwester des Denkers „Der junge Nietzsche" (S. 7) die Legende etwas verändert im polnischen Gewande wieder: „Die Familientradition erzählt, daß ein Schlachtzize Nicki (phonetisch Nietzky) sich August dem Starken als König von Polen besonders angeschlossen hat und von ihm den Grafentitel erhielt. Als dann der Pole Stanislaus Leszczyński König wurde, verwickelte sich unser mythischer Vorfahr in eine Verschwörung zugunsten des Sachsen und des Protestantismus. Er wurde zum Tode verurteilt, floh mit seiner Frau, die soeben einen Sohn geboren hatte und irrte mit ihr zwei oder drei Jahre flüchtend in den Kleinstaaten Deutschlands umher, während welcher die Urgroßmutter den kleinen Sohn mit ihrer eigenen Milch nährte."

Für den Geschichtsforscher bedarf es keiner langen Untersuchungen, um den Unsinn dieser Legende sofort zu erkennen. Nietzsche wandte

*) Vergl. A. Nowaczyński „Kawaler Gwiazdy Północy". Im „Kurier Poznański" vom 6. 6. 1937. — Derselbe über den „complex of alienity" bei den deutschstämmigen Polen in der Zschr. „Prosto z Mostu" 1936, Nr. 4, S. 4.

**) Vergl. Josef V. Reiß „Ślązak Józef Elsner nauczyciel Chopina". Kattowitz 1936. — Dr. Musiol „Ein Beitrag zur Herkunft Josef Elsners". In „Schlesische Stimme" 1940 H. 1/2 S. 24—41.

sich, wie seine Schwester berichtet, 1883 an einen gefälligen Polen, der ihm dann ein nachher verschollenes Dokument „L'origine de la famille seigneuriale de Nietzki" besorgte. Was für ein „Nachweis" mag das nur gewesen sein!!*).

In der Frage der Volkszugehörigkeit Daniel Chodowieckis hat zuletzt im polnischen „Słownik Biograficzny" der Kunsthistoriker Batowski eindeutig gegen diejenigen Stellung genommen, die den berühmten Maler als Polen ansehen wollen. Ch. habe keine Ahnung von der polnischen Sprache gehabt und sei ein waschechter „Berliner" gewesen, wenn er auch einige Male Äußerungen über seine polnische Herkunft fallen ließ.

Die polnische Veit Stoss - Dichtung

Da der Streit um Veit Stoß in der Wissenschaft endgültig zugunsten der deutschen Thesen entschieden worden ist, beschränken wir uns auf eine kurze Skizzierung des Standpunktes der neuesten polnischen Forschung.

Schon 1924 hatte der polnische Germanist A. Kleczkowski auf Grund seiner Texterforschung der Briefe Stoß' unumwunden erklärt: „Stoß war ein Deutscher aus Nürnberg." Er wiederholte diese Feststellung im „Bulletin de l'Académie Polonaise des Sciences et des Lettres" (Krakau 1936, S. 86) in seinem aufschlußreichen Beitrag „Die deutsch-polnischen Beziehungen in sprachlicher und literarischer Hinsicht". Die der polnischen Kulturpropaganda im Ausland dienende und in französischer Sprache erscheinende „Pologne Littéraire" (1933, Nr. 80/81, S. 4) bezeichnete Veit Stoß als „sculpteur allemand né à Nuremberg". Der Posener Kunsthistoriker S. Dettloff („U źródeł sztuki Wita Stwosza", Warschau 1935, S. 57) stellte fest, daß die frühere polnische Annahme, Veit Stoß sei, bevor er 1477 auf das Nürnberger Bürgerrecht verzichtete, schon einmal in Polen gewesen, „unwiderruflich als Legende zu bezeichnen ist". Die Bürgerlisten Nürnbergs, so schreibt Dettloff, sind für die in Frage kommende Zeit lückenlos vorhanden. Wenn also Stoß nicht aus der fränkischen Stadt stammte, dann hätte er vorher das Bürgerrecht erworben haben müssen, wie es damals ja üblich war. Das sei aber in den Bürgerlisten nicht vermerkt. Diese neue Erkenntnis ist auch schon für die polnischen Schulbücher fruchtbar gemacht worden, wo wir folgendes lesen können: „Die Stadtbücher des 15. Jahrhunderts geben an, daß er ein Deutscher war und aus Nürnberg nach Krakau kam. Unter den Seinen nannte er sich Veit Stoß. Heute nennen wir ihn polnisch Wit Stwosz. Ganz sicher sprach er zu Haus deutsch" (Vergl. J. Balicki — St. Maykowski: „Mówią wieki", Teil II, Lemberg 1934, S. 134).

Als vor kurzem ein Phantast und Scharlatan, Jan Piętka, in einem Buch „Wit Stwosz: Der große Künstler des Mittelalters. Ein Pole aus Krakau" (poln. Krakau 1936) Stoß nochmals mit an Hochstapelei grenzenden Kunstgriffen dem Polentum einzuverleiben versuchte, erfuhr er von der polnischen Wissenschaft eine eindeutige Abfuhr. T. Szydłowski schrieb in der „Nowa Książka" (1937, VII, 393), Piętka sei „unfähig zu wissenschaftlichem und logischem Denken".

*) Vergl. M. Oehler „Nietzsches angebliche polnische Herkunft". In „Ostdeutsche Monatshefte" 1938, H. 11.

„Wit Stwosz".
Veit Stoß.

Gemälde von Jan Matejko.

Herausgegeben als Kunstpostkarte des „Salons der polnischen Maler in Krakau". Auf der Rückseite wird erklärt, Stoß sei nach 1440 in Krakau aufgewachsen.

„Wit Stwosz".

Veit Stoß.

Gemälde von W. Wodzinowski.

Die im Verlage „Polonia-Kraków" herausgegebene Kunstpostkarte (Nr. 857) erklärt auf der Rückseite: „Der hervorragendste der polnischen Schnitzer des 15. Jahrh., Wit Stwosz, ..."

Mit kindlichem Starrsinn hielt auch der Krakauer „Ilustrowany Kuryer Codzienny" an der nun sogar schon in polnischen Schulbüchern widerlegten Legende fest. In seiner Nummer vom 9. 4. 1938 (S. 5) erklärte er: „Für uns ist, war und wird Veit Stoß ein polnischer Künstler sein."

Die polnische Dichtung hat sich mit mehreren Werken an der Verherrlichung des „Polen Wit Stwosz" beteiligt. Sie haben dazu beigetragen, daß sich der Streit um die Volkszugehörigkeit des größten Schnitzerwunders aller Zeiten unnötig lange hinzog und sich zu einer nationalen Angelegenheit entwickelte. Wincenty Pol schildert in seiner Dichtung „Wit Stwosz" (1857) die glücklichen Tage des Künstlers im polnischen „Vaterlande" und im „heimatlichen Krakau" und sein Mißgeschick „auf fremder Erde", d. h. in Nürnberg. Die Freunde raten ihm, nach Nürnberg zu fahren, damit sich die Deutschen auch einmal vor dem Können der Polen verneigten. In Nürnberg beklagt Stoß sein Enkelkind, daß „es unter den Fremden erzogen werden muß". Und so weiter!

W. Wędrychowskis Drama „Wit Stwosz" (1866) verficht die inzwischen erledigte These, Stoß sei von Krakau nach Nürnberg, dann zurück, und später nochmals zur fränkischen Stadt gegangen. Johannes Longinus (Dlugosch), den der Dichter als Stoßens Freund auftreten läßt, erklärt zur Einladung der Nürnberger an Veit Stoß: „Wenn die Fremden die polnische Kunst kennen zu lernen wünschen, dann sollen sie sehen, daß Polen auch in den Künsten den anderen Völkern vorangeht". Wicuś (!), der Sohn des Schnitzers, warnt den Vater vor der Reise. Es sei besser, mit den polnischen Adelsgeschlechtern zu leben als unter den verräterischen und neidischen Deutschen. Die schlechte Behandlung, die Stoß in Nürnberg erlebt, bildet den Höhepunkt des Dramas.

Dasselbe gilt auch für den Fünfakter „Wit Stwosz" von Wincenty Rapacki (1874). „Ich bin ein Pole", bekennt der Meister einem hohen Besucher gegenüber. Das Drama hat damals in der polnischen Presse und öffentlichen Meinung nach seiner Uraufführung in Warschau große Begeisterung hervorgerufen*) [1]).

Umkehr in den letzten polnischen Coppernicus-Forschungen

In der deutschen Öffentlichkeit war bis 1938 die Meinung verbreitet, daß man sich in Polen eigenwillig gegenüber den untrüglichen Beweisen für das Deutschtum des großen Astronomen verschlösse. Das ist erklärlich. Im Versailler Polen gab es Coppernicus-Straßen, Coppernicus-Gesellschaften, Coppernicus-Schulen, Coppernicus-Denkmäler und -Gedenksteine, Coppernicus-Dichtungen, Coppernicus-Tonschöpfungen, Coppernicus-Denkmünzen, Coppernicus-Gemälde, Coppernicus-Kunstpostkarten und eine planmäßige Coppernicus-Auslandswerbung durch fremdsprachig herausgegebene „Forschungen", Verschenkung und Ausstellung von Coppernicus-Büsten im Auslande, Gastspielreisen von Schauspielern mit entsprechend zugestutzten Coppernicus-Stücken, und so weiter. Kein Wunder, daß in den meisten Nachschlagewerken des Auslandes unser großer Astronom als Pole figuriert. Neben dieser

*) Einen deutschen Roman „Veit Stoß" bescherte uns 1936 Paul Joh. Arnold.

prunkhaften Aufmachung der polnischen Propaganda besaß der deutsche Anspruch auf Coppernicus leider ein allzu schlichtes Gewand. Wir verließen uns darauf, daß die Wahrheit sich in Polen doch einmal durchsetzen würde und verzichteten nahezu ganz auf jede Werbung und Aufklärung. Erst die Pariser Weltausstellung veranlaßte die deutsche Kulturpolitik, nach ihrer dort siegreich bestandenen Auseinandersetzung, die Tatsache des Deutschtums des Neuordners des Himmels wirksamer als früher zu betonen. Die erste Frucht dieser Einstellung bedeutete Hans Schmauchs Abhandlung „Nikolaus Coppernicus — ein Deutscher" in der neuen von Joh. Papritz und W. Koppe herausgegebenen Zeitschrift „Jomsburg. Völker und Staaten im Osten und Norden Europas" (Jg. I. Heft 2, Juli 1937) sowie die von J. Papritz zusammengestellte „Nachfahrentafel des Lukas Watzenrode" (Ebenda S. 192).

Die Stiftung zweier „Coppernicus-Preise", der Bau einer „Coppernicus-Jugendherberge" in Köppernig im deutschen Schlesien und eine Reihe anderer Pläne lassen hoffen, daß die polnische Coppernicus-Propaganda endgültig abgewirtschaftet hat.

Aber auch im polnischen Lager hat es schon immer vereinzelte Männer der Wissenschaft gegeben, die gegen die Coppernicus-Legende eindeutig Stellung nahmen. Als Jan Łoś seine kleine Schrift „Das Polentum des Mikołaj Kopernik" (polnisch. Krak. 1923) herausgab, widerlegte der bekannte polnische Gelehrte A. Brückner energisch alle Thesen von Łoś in einer (leider totgeschwiegenen) Antwort in der Zeitschrift „Przegląd Warszawski" (Jg. III, 1923, S. 121). Brückner behauptete, daß auf Grund des vorhandenen Materials zu schließen sei, Coppernicus habe die polnische Sprache kaum, die deutsche jedoch ausgezeichnet beherrscht. Thorn hätte damals nicht anders ausgesehen als alle größeren Städte Polens, in denen in der Hauptsache Deutsche wohnten. „Coppernicus", so heißt es wörtlich, „kannte kein anderes Vaterland und kein anderes Volkstum als das preußische, und damit sollten wir es endlich genug sein lassen und nicht unsere eigenen Wünsche und Phantasien in die vergangenen Jahrhunderte zurückversetzen." Diese Formulierung Brückners hat 1931 die beste moderne polnische Literaturgeschichte von Gabriel Korbut „Literatura Polska od początków do wojny światowej" vorbehaltlos übernommen (Bd. I. S. 150 und Bd. IV, S. 368). Daneben gab es mancherlei Kompromißversuche. So schrieb der polnische Westmarkenverein in seiner Schrift „O wpływie niemieckim na kulturę polską" (1935, S. 5) von „Mikołaj Kopernik z niemieckiej ale wiernej Polsce rodziny pochodzący" („Nic. Copp. aus einer deutschen, aber Polen treuen Familie stammend"). Also: ein deutscher Volksangehöriger, aber daneben ein guter Staatsbürger Polens! Der polnische Historiker Korzon stellte sich auf den Standpunkt, das Volkstum des Astronomen ließe sich überhaupt nicht einwandfrei erforschen.

Das traurige Verdienst, die polnische Propaganda in dieser Streitfrage auf den Stand der Märchenerzählung gebracht zu haben, gebührt dem Krakauer Professor L. A. Birkenmajer. Was er u. a. in der Zeitschrift „Organon. International Review" (Warsaw 1936. Mianowski Institute. S. 112, Aufsatz „Copernic") den westeuropäischen Lesern auftischte, hatte mit Wissenschaft buchstäblich nichts mehr gemein. Er

scheute sich nicht, C. das Deutschtum abzusprechen, weil ... in Thorn seine Wiege stand, er in Krakau studierte und Ermland damals der polnischen Oberhoheit unterstand (!).

Im Jahre 1936 gab es eine Sensation. Da erklärte plötzlich der polnische Gelehrte Jeremi Wasiutyński in der Zeitschrift „Prosto z Mostu" (Nr. 37 (91) vom 23. 8. 1936) in einem langen Beitrage „Der Streit um die Volkszugehörigkeit des Coppernicus" mit erstaunlicher Offenheit u. a. folgendes:

„Man darf nicht behaupten, Coppernicus sei ein gebürtiger Pole gewesen; jedoch noch viel weniger darf man diese Behauptung im Ausland ‚propagieren', wo entgegengesetzt lautende Dokumente bekannt sind, z. B. in den deutschen Quellensammlungen. (NB. Viele von diesen Dokumenten wurden von keiner polnischen Ausgabe berücksichtigt.) Eine solche Propaganda würde der polnischen Kultur durchaus kein gutes Zeugnis ausstellen..."

„Was war also Coppernicus? Ein preußischer Patriot, ein loyaler polnischer Staatsbürger, der Herkunft nach ein deutschsprechender Thorner Bürger"*).

Diese Ausführungen des polnischen Gelehrten fanden natürlich in der polnischen, deutschen und tschechischen Presse einen lebhaften Widerhall. Zwar ist die letzte Formulierung Wasiutyńskis immer noch ein Kompromiß, aber hier hatte ein polnischer Gelehrter doch endlich einmal unumwunden erklärt, Coppernicus sei „der Herkunft nach ein deutschsprechender Thorner Bürger". Es entspann sich ein Streit in der polnischen Presse. Eine zweite polnische kulturpolitische Zeitschrift „Wiadomości Literackie" (Nr. 40 vom 20. 9. 1936) stellte sich in einem Aufsatz „War Coppernicus ein Pole?" offen auf Seite Wasiutyńskis, desgleichen Ksawery Pruszyński im „Czas" (Nr. 234 vom 26. 8. 1936), der Wasiutyńskis Ausführungen „einen wirklich guten, tiefgehenden Artikel voll kluger Bemerkungen und weitgehender, mutiger Schlußfolgerungen nannte".

Nun liegt ein neues umfangreiches, wissenschaftliches Werk von Jeremi Wasiutyński „Kopernik. Twórca nowego nieba" (Coppernicus. Der Schöpfer des neuen Himmels). Warschau 1938. — 665 S. (Verlag J. Przeworski) vor uns. Aus der Lebensbeschreibung des Astronomen geht einwandfrei hervor, daß ihn der Verfasser als einen Deutschen ansieht, desgleichen seinen Onkel Lucas Watzenrode (S. 629). Wiederholt betont er, die Muttersprache des Coppernicus, der seinen Namen „deutsch aussprach" (S. 142), sei die deutsche gewesen (S. 89, 615/16). Seinen Bruder Andreas stellt er als einen grimmigen Gegner der Polen dar (S. 236). In Bologna gab es damals „überhaupt keine Polen" in der deutschen Landsmannschaft, in die Lucas Watzenrode und dann Nicolaus und Andreas C. eintraten (S. 19). Die so oft geltend gemachte Angehörigkeit des Astronomen zur polnischen Landsmannschaft in Padua kennzeichnet W. als eine unbewiesene Legende (S. 130). Wasiutyński weist „den aufmerksamen Leser" darauf hin, daß sich in seinem Werke noch mehr Beweise für die Thesen befänden, die er schon

*) Die erste Übersetzung des Aufsatzes von Wasiutyński brachte der Jahrweiser „Deutscher Heimatbote in Polen" (1937). Sie wurde von zahlreichen reichsdeutschen Blättern übernommen.

in der Abhandlung „Der Streit um die Volkszugehörigkeit des C." („Prosto z Mostu". 1936. Nr. 37) verfochten hat (S. 616). Im Gegensatz zu allen früheren polnischen Forschungen führt W. alle Namen der Bürgerschaft, der C. angehörte, im deutschen Wortlaut der Quellen an. Er betont auch der Wahrheit gemäß, daß der Astronom in seinen Notizen und im täglichen Leben die deutsche Sprache benutzte (S. 139). Mit besonderer Schärfe wendet sich W. gegen den „Coppernicus-Mythos", dessen Lächerlichkeit er schonungslos aufdeckt.

Wasiutyńskis Standardwerk ist, wenn es auch (wie übrigens wohl jede umfangreiche Forschung) einige Irrtümer enthält, als die beste Coppernicus-Monographie anzusehen, die das europäische Schrifttum zur Zeit besitzt. Wer den Mut aufbrachte, gegen die heilige „Kopernik"-Legende den Stachel zu löcken, mußte allerdings mit dem Schicksal rechnen, bei den Legendennachbetern in Ungnade zu fallen. Dieses Schicksal kennzeichnet ganz allgemein der Krakauer Gelehrte Z. Mysłakowski „Państwo a wychowanie" („Staat und Erziehung". War. 1935, S. 65): „Jeder Versuch einer Revision der von uns übernommenen Wertungen endete bei uns mit dem Vorwurf eines mangelhaften Patriotismus und mit der Aufforderung, Heiligtümer nicht anzutasten"... „Dieses Vermengen des patriotischen Kriteriums mit den verschiedensten Dingen, die mit Patriotismus nichts gemein haben sollten, ist eine unerträgliche und verdummende Manier".

Kaum hatte W. seinen Kampf gegen die Legende begonnen, da warf ihm der Dichter L. H. Morstin im „Ilustrowany Kuryer Codzienny" vom 11. 9. 36 „Jagd nach Herostratischen Lorbeeren", der gelehrte „Astronomische Ausschuß in Posen" sogar eine „nihilistische Beleidigung" des großen Denkers vor („Dziennik Poznański" vom 25. 5. 37). Der IKC eröffnete geradezu einen Bazillenkrieg gegen W's Buch, das er „berüchtigt", „skandalös" nannte (IKC vom 17. 1. und 2. 3. 38). W. verglich er mit „einem Schuster, der nicht bei seinem Leisten geblieben ist" (IKC vom 15. 12. 37). „Einen Skandal" nennt das Buch W's der „Kurier Poznański" vom 3. 4. 38. Man versuchte in zahlreichen Blättern, W. zu einem „unfertigen wissenschaftlichen Anfänger" abzustempeln. Dieser Kaffeetantenklatsch eines Teiles der polnischen Presse, der die von Mysłakowski gekennzeichnete „unerträgliche und verdummende Manier" naturgetreu widerspiegelt, hatte jedoch unerwartete Folgen. Die „Wiadomości Literackie" verliehen W. den Jahrespreis für 1937 und in einer Sondernummer dieser Zeitschrift (1938 Nr. 11) stellten sich eine Reihe namhafter polnischer Gelehrten wie Aleksander Brückner, Jan Parandowski und andere vor den angegriffenen Forscher. Brückner nannte W's Werk das beste polnische Buch des Jahres 1937.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Entscheidung des Veit Stoß-Streites zugunsten des deutschen Standpunktes auch die Liquidierung des Coppernicus-Streites beschleunigt hat. Einen heiteren Abschluß des Streites bildete ein kindisches polnisches Gerichtsurteil vom 26. 1. 1939, das die Beschlagnahme einer von der „Deutschen Vereinigung" in Posen herausgegebenen Coppernikus-Postkarte mit der Begründung aufrechterhielt, „es sei eine notorische Tatsache, daß Coppernikus ein Pole war". Es ist dies wohl der einzige Fall, daß das „Polentum" des Himmelsordners durch einen Gerichtsprozeß festgenagelt werden sollte. Als Angeklagter saß der Führer der „Deutschen Vereinigung", Dr. Hans Kohnert, auf der Anklagebank.

Sieben unumstrittene Thesen zur Volkszugehörigkeit des Coppernicus

1. Seine Umgangs- und Muttersprache war deutsch. Er hat zahlreiche Aufzeichnungen in deutscher, dagegen kein einziges Wort in polnischer Sprache hinterlassen*).

2. Seine Eltern gehörten dem Patriziertum der damals zu vier Fünfteln deutschen Stadt Thorn an. Seine Vorfahren trugen durchweg deutsche Namen. Die polnische Behauptung, eine Großmutter C's habe Modlibog geheißen, stützt sich auf eine erst 200 Jahre nach dem Tode des Astronomen in Thorn aufgezeichnete Überlieferung von einer „Catharina Rüdiger gente Modlibog". Johannes Papritz hat in seiner schon einmal erwähnten Nachfahrentafel des Lukas Watzenrode die einseitig deutsche Herkunft des C. überzeugend dargestellt.

3. In Bologna traten C. und sein Bruder Andreas in die „Natio Germanorum" ein, in der vorher auch schon sein Onkel Lukas Watzenrode gewesen war und die satzungsgemäß nur Mitglieder deutscher Muttersprache aufnahm.

4. Er war sein ganzes Leben hindurch „der eifrigste preußische Patriot", wie ihn der polnische Gelehrte Brückner nennt**). Die Schlacht bei Tannenberg bedeutete für ihn das traurige Datum einer Niederlage Preußens.

5. Er brachte 40 Jahre seines Lebens in Ermland, meist in Frauenburg zu, wo er die Würde eines Domherrn bekleidete und nachweislich eine deutsche Haltung einnahm.

6. Seine wenigen Freunde gehörten ohne Ausnahme dem deutschen Volkstum an, z. B. Tiedemann Giese, Alexander Sculteti, Georg Joachim von Lauchen (Rhaeticus) u. a., seine Geliebte Anna Schilling nicht zu vergessen, die ihm eine treue Wirtschafterin und Lebenskameradin war.

7. Sein Bruder Andreas war ein grimmiger Gegner der Polen.

Was hatte die polnische Propaganda diesen unerschütterlichen Tatsachen entgegenzusetzen? — Legenden, Oberflächlichkeiten und Selbsttäuschungen. Die „Beweisführungen" des polnischen Gelehrten A. Birkenmajer, der den großen Astronomen aus nationalen Gründen — und sicher entgegen seinem eigenen besseren Wissen — für das Polentum retten wollte, sind wie ein Kartenhaus zusammengestürzt.

Die polnische Dichtung im Dienste der Coppernicus-Legende

Wer einen humorvollen Überblick über die Entstehung des Coppernicus-Mythos gewinnen will, lese in Wasiutyńskis Buch die beiden Abschnitte „Die Anfänge des Mythos" und der „Coppernicus-Mythos" (S.

*) Die polnischerseits aufgetischte Legende, Copp. habe in einen Kalender die Worte „Bok pomagay" eingetragen, ist seit langem auch von poln. Gelehrten eindeutig widerlegt. Vergl. A. Brückner in „Wiadomości Literackie" 1938, Nr. 11, S. 2. Adolf Nowaczyński wiederholt diesen alten Unsinn noch einmal, und zwar ausgerechnet in derselben Nr. der „W. L.", in der Brückner ihn richtigstellt. Man vergleiche dazu auch das Buch Wasiutyńskis.

**) Vergl. „Wiadomości Literackie" 1938, Nr. 11, S. 3 „był najgorliwszym patriotą pruskim".

517—543). W. meint richtig, daß im Jahrhundert der polnischen Unfreiheit die Coppernicus-Feiern erfolgreich zur Überwindung des Minderwertigkeitsgefühles seines Volkes beigetragen haben. Dasselbe kann man auch für die zahlreichen Dichtungen gelten lassen.

Mit der bekannten „Ode zu Ehren des Coppernicus" (1808) von Ludwik Osiński fing's an: „Freue dich, du Volk, freue dich, glückliches Polen", denn sein Ruhm ist auch der deine. Diese Ode regte zwei Maler an, den „polnischen Astronomen" auf Bildern darzustellen, und zwar zunächst Ludwik Kurela, später Jan Matejko (1873). Ein Vers der Osińskischen Ode wurde vertont und oft von polnischen Chören gesungen. Am bekanntesten wurde ein um 1820 entstandener kleiner Vers eines unbekannten Verfassers, der heute auf Bildern, Denkmälern und Gedenkmünzen prangt:

Wstrzymał słońce, wzruszył ziemię,
polskie wydało go plemię.

Er hielt die Sonne an, wies der Erde die Bahn,
er ging hervor aus Polens Stamm.

Dieser Spruch, den man auf dem künstlerisch eindrucksvollen Warschauer Denkmal (1830) von Thorwaldsen liest, ist nach dem Einsetzen der deutsch-polnischen Auseinandersetzung um Coppernicus ein um so glühender verfochtener Glaubensgrundsatz des polnischen Volkes geworden. Der Dichter W. Syrokomla (1823—63) scheute sich nicht, den Deutschen Diebstahl vorzuwerfen, eine Anklage, die die polnische Presse bis zur jüngsten Zeit oft wiederholt hat:

An den Njemen.

O Njemen, bald werden durch deine Furten,
den Slaven Unheil bringend, die Teutonen strömen,
deine schönen Ufer überfluten,
den Eichen und Kiefern ihre Kronen nehmen.
Alles werden sie erraffen,
sie heimsen Gewinn aus Korn und Meth,
aus Hellerswert wissen Gold sie zu schaffen.
Durch sie unter Liebenden Zwietracht entsteht.
Unsere Barden lassen sie betteln mit Sack und Stab.
Durch Geld, mit List und durch Verrat,
werden sie nicht verfehlen,
uns alles — wie den Coppernicus — zu stehlen*).

Die Vierhundertjahrfeier des Geburtstages des Astronomen (1873) bot den Anlaß zur Entstehung einer ganzen Flut von Dichtungen. Jadwiga Łuszczewska (Deotyma) ruft in ihrer „Kantata słoneczna" u. a. die Völker zum Fest der Wahrheit und Einigkeit auf: „Unser Land gab ihm das Leben... wir lieben in ihm unseren Bruder"... „Aus dem Wege, ihr neidischen Völker, aus dem Wege!" — A. E. Odyniec macht im Gedicht „Kopernik" aus dem großen Wahrheitssucher einen Nationalheiligen. „Er war aus den preußischen Landen ein Pole, ein polnischer Kopernik", singt L. Siemieński in „Wizerunek Kopernika". Eine Dichterin schöpfte aus der stolzen Erinnerung des Jahres 1873 an den großen Sohn Polens neue Hoffnungen für die Wiedergeburt ihres Vaterlandes. Viele Dichtungen und Erzählungen entbehren so offensichtlich des künstlerischen Wertes, daß sie gar nicht verdienen, hier genannt zu werden.

*) In „Cztery wieki fraszki polskiej" War. 1937, Nr. 909.

„Mikołaj Kopernik".

Gemälde von Jan Matejko.

Das berühmte Gemälde Matejkos, das den Astronomen bei seinen Forschungen in Frauenburg darstellt, ist in mehreren Ausgaben als Postkarte verbreitet.

„Ostatnie chwile Kopernika".
Die letzten Augenblicke des Coppernicus.

Gemälde von F. Cynk.

Das Bild, das seine Anregung wahrscheinlich dem Einakter Szymanowskis verdankt (vergl. S. 457), ist als Kunstpostkarte des „Salons der poln. Maler in Krakau" verbreitet.

Die Gestalt des Frauenburger Weisen konnte den Dramatiker kaum reizen. Einige Versuche, die trotzdem krampfhaft unternommen wurden, brachten daher wenig wertvolle Ergebnisse. Wacław Szymanowskis Einakter „Ostatnie chwile Kopernika" (Die letzten Augenblicke C's. 1855) ist eigentlich mehr lyrischer Vortrag als Handlung. Die Verbrennung seines kurz vor dem Tode eingetroffenen Druckwerkes durch den Mob von Frauenburg ist ungeschichtlich. — Den von seiner (deutschen) Umgebung mißverstandenen und angefeindeten Wahrheitssucher will Wincenty Rapacki im Fünfakter „Mikołaj Kopernik" (1876) in nur lose aneinandergereihten (historisch nicht getreuen) Szenen zeigen. Coppernicus bekennt sich natürlich zu Polen und zum polnischen König. Einen größeren Wert besitzt Józef Szujskis Drama „Kopernik" (1873). Der Astronom widersetzt sich dem Ansinnen Albrechts von Hohenzollern, der ihn für seine weltlichen Pläne gewinnen will, indem er auf seinen dem polnischen Herrscher („unserem König") geleisteten Eid hinweist. Albrecht rächt sich an ihm, indem er die Frauenburger Bewohner aufhetzt, Coppernicus in einem Schauspiel zu verhöhnen und zu verspotten. Seine angebliche Treue zu Polen ist stark unterstrichen. Er beschließt zum Schluß, „den ersten Becher, wie es sich gehört, auf das Wohl des polnischen Königs zu leeren". Zur Geschichte steht die Fabel des Dramas durchweg im Widerspruch.

Eine künstlerisch wirkungsvolle, aber sich an der geschichtlichen Wahrheit versündigende Auseinandersetzung des Coppernicus mit dem Dämon Smętek (dem Sinnbild des Deutschtums!) gestaltet Stefan Żeromski in „Wiatr od morza" (1922). Der Astronom hat gerade mit seinem kühnen Gedankenfluge die Welt der Gestirne durcheilt, da tritt Smętek auf. „Aus der tiefen Erde" steigt ein Schauder, „ein stinkender Gram" auf. Smętek versucht, ihm die Wahrheit von der Sterblichkeit, dem Nichts, dem Untergang von Geist und Körper einzuflüstern: „Zerfalle in Staub! Sinke in die Tiefe des Grabes hinab! Du erfährst die Wahrheit der Ereignisse am Himmel doch nicht! Stirb mit deinen Wahnbildern!"*) —

Im Jahre 1929 erschien der von vornherein für die Zwecke der polnischen „Kopernik"-Propaganda zurechtgestutzte Roman des Dichters L. H. Morstin „Kłos Panny". Leider hat die Tendenz den Dichter dazu hingerissen, dem Astronomen Aussprüche in den Mund zu legen, wie sie der Schriftleiter der „Gazeta Polska" vor dem Abschluß des Zehnjahrespaktes getan haben konnte:

„Der Krieg ist ein schreckliches Verbrechen"... „Sobald die Deutschen irgend etwas heftig abstreiten, dann haben sie bestimmt die Absicht, es zu tun"... „Niemals verzichtet Polen auf den Zugang zum Meere." —

„Morstin fehlt im Grunde jeder geschichtliche Sinn", urteilt daher über diesen Roman O. F. Battaglia mit dem Hinweis auf weitere Stilwidrigkeiten in „Udział twórczości katolickiej świata" (Krak. 1935, S. 77). Selbstverständlich kriegen die Deutschen im Roman einige

*) Ein Kapitel in „Wiatr od morza" ist dem „Polen Jan z Kolna" gewidmet, der hier — ebenso wie auf Künstlerpostkarten und in Propagandaschriften — als der erste Entdecker Amerikas (vor Columbus) gefeiert wird. Vergl. hierzu den folgenden Abschnitt „Die Polen entdeckten Amerika".

Seitenhiebe ab. Coppernicus muß z. B. in einem Buche lesen: „Die Deutschen haben mit den Sarazenen Ähnlichkeit. Die Deutschen sind schlimmer als die Heiden." Sie sind „teutonische Raubtiere". Eine französische Übersetzung dieses Coppernicus-Märchens, das den deutschen Leser durch seine heilige Einfalt entwaffnet, ist unter dem Titel „L'épi de la vierge" erschienen.

Morstin hat den Roman auch dramatisiert, in Krakau und, wenn auch nicht in Westeuropa, so doch in einigen Städten des Balkans, zur Aufführung gebracht. Auch hier offenbart Coppernicus seinen „Patriotismus", indem er z. B. auf einem Bankett der Humanisten das Polentum seines Oheims Lukas Watzenrode verteidigt*).

Die geschichtswissenschaftliche Ahnungslosigkeit des Herrn Morstin (dessen Vorfahren Morrensteyn zur Zeit des Coppernicus zu den glühendsten Verteidigern des Deutschtums in Krakau gehörten) spiegeln seine Ansichten wider, über die die Zeitschrift „Tęcza" (vom Febr. 1937, S. 77) berichtet. Er hält am Polentum des Astronomen fest, weil — man höre und staune — „in jenen Zeiten das Gefühl der Volkszugehörigkeit ein anderes war als heute" und — man staune noch mehr — „es den Deutschen niemals gelingen wird, das Deutschtum des C. zu beweisen, und sie selber es augenblicklich auch gar nicht mehr versuchen". —

Einen ungewöhnlichen Erfolg auf der Bühne und in der Presse erlangte der 1937 auch in Buchform erschienene Coppernicus-Dreiakter „Cezar i człowiek" (Der Cäsar und der Mensch) von Adolf Nowaczyński. Józef Kisielewski („Kurier Pozn." vom 4. 7. 37) hatte wohl recht, wenn er über die Tendenz urteilte: „Die eigentliche Absicht des Stückes war, die Größe des polnischen Gedankens und Genius' nahezubringen und zu veranschaulichen." Und der Schriftsteller und Publizist A. Grzymała-Siedlecki schrieb: „... jene Seite des Stückes, die uns am unmittelbarsten packt und die der polnische Zuschauer am lebhaftesten empfindet. Ein Labsal für unseren nationalen Ehrgeiz, ein Heilmittel für alle unsere Minderwertigkeitskomplexe. „Ihr seid das Volk des Coppernicus", rufen dem Zuschauer im Theater die Szenen und Dialoge des ‚Cezar i człowiek' zu"...

Das Thema des Schauspiels bildet eine von Nowaczyński restlos ersonnene Episode während eines Aufenthalts des Astronomen in Rom und die Gegenüberstellung des „Cäsaren" Borgia und des „Menschen" Coppernicus, der Macht, der Gewalt und des Glaubens an das Wissen. Die geschichtliche Lucrezia Borgia dürfte sich wohl kaum in den Gelehrten verliebt haben. Die dichterische Freiheit gibt dem Dichter natürlich das Recht, uns dennoch ein Liebesspiel zwischen beiden vorzuführen.

Nowaczyński unterstreicht mehrmals das Polentum des „Menschen". Coppernicus weist seinen Bruder „Andrzej" ärgerlich zurecht: „Nicolas, Nicolas! Höre endlich auf mit diesem Nicolas, da ich doch Mikołaj heiße" (S. 190). Er nennt ferner die Deutschen verächtlich „Niemczyki" (S. 189) und erzählt voller Liebe von Polen: „My Kopernicy a Polonia, Sarmacja"**). —

*) Im Druck liegt das Drama nicht vor. Vergl. jedoch „Prosto z Mostu" 1936, Nr. 11, „Mikołaj Kopernik na Bałkanach".

**) Eine deutsche Dichtung ist das Festspiel „Coppernicus" von Adolf Prowe (1874).

Außer in diesen, der polnischen Coppernicus-Propaganda dienenden Dichtungen begegnen wir dem Namen des Astronomen auch noch oft in Werken, die ihn nur nebenbei erwähnen. Juliusz Słowacki weist in „Podróż na wschód" sinnvoll auf das Warschauer Denkmal hin, das auch Prus in der „Lalka" nicht zu schildern vergißt. „Das Polen eines Coppernicus" preist Jan Strzębosz im Roman „Pożyczka Zagraniczna" (1936. S. 110). —

Die Schenkung der Coppernicus-Büste an die Universität Bologna durch die Warschauer Regierung, die Aufstellung der C.-Statue im polnischen Pavillon während der Pariser Weltausstellung, die Aufführungen der beiden C.-Dramen von Nowaczyński und Morstin, die männliche Forschertat J. Wasiutyńskis riefen im Jahre 1937 einen wahren Wolkenbruch von Coppernicus-Artikeln hervor. —

Die einzigen Hüter der Legende sind nun heute in Polen die Dichter und — einige Redakteure geblieben. Die ernstzunehmende Wissenschaft hat das Deutschtum des Himmelsordners ausdrücklich oder stillschweigend anerkannt. Wir haben Verständnis dafür, daß es dem Nachbarvolke schwerfällt, auf eine ihm liebgewordene Legende, die Coppernicus und Veit Stoß zu „Polens größtem Ruhme vor der Welt" (Ptaśnik) gestempelt hatte, zu verzichten. Es ist aber notwendig, endlich einmal der Wahrheit gegenüber oberflächlicher Legendenfabrikation, der Würde gegenüber der Würdelosigkeit zum Siege zu verhelfen, um so mehr, als der durch die Legende hervorgerufene Streit Jahrzehnte hindurch mit dazu beigetragen hat, die deutsch-polnischen Beziehungen zu trüben.

In der polnischen Coppernicus-Geschichte war viel Dichtung, in der Coppernicus-Dichtung wenig Geschichte. Die Entscheidung über die Volkszugehörigkeit des Schöpfers des modernen Weltbildes, dessen geniale Fähigkeit zum abstrakten Denken ein ebenso typisch deutscher wie typisch unpolnischer Wesenszug war, ist heute angesichts der sonnenklaren Beweise nicht mehr eine Streitfrage der Wissenschaft. Vielmehr ist die Anerkennung seines deutschen Volkstums nur noch eine Frage nationaler Würde und nationalen Anstandes[2]).

Die Polen entdeckten Amerika

Im Jahre 1939 gab die polnische „Nationale Druckerei" in Krakau in einer Reihe „Pictures from the glorious days of the Polish-American fraternity" eine buntfarbene Postkarte mit dem Bildnis eines gewissen „Jan von Kolno" heraus. Es zeigt viermal den weißen Adler und in den Händen des dargestellten Helden ein Pergament mit folgender Inschrift: „Jan von Kolno, ein polnischer Seemann im Dienste des Dänenkönigs Christians I. erreichte die Gestade Amerikas vor Columbus im Jahre 1476". Wir finden diesen polnischen, der übrigen Welt gänzlich unbekannten Entdecker Amerikas auch auf J. Matejkos Gemälde der Krakauer Universität des 15. Jahrhunderts, dessen Kartenreproduktionen ihn ebenfalls als Vorgänger von Columbus preisen, vor allem aber in einer Reihe von Werken der schöngeistigen polnischen Literatur. Er wird ferner erwähnt in Jadwiga Łuszczewskas (Deotyma's) „Panienka z okienka" (3. Aufl. 1927), in Hieronim Derdowskis „Kaszube pod Widnem". Teresa Papi und Stefanja Tatarówna feierten die polnische Entdeckungsfahrt in ihren Novellen und St. Żeromski widmete dem polnischen Seehelden ein ganzes Kapitel in seinem „Der Wind vom

Meere". Usw. Die Städte Gdingen (heute Gotenhafen) und Kolno in Masovien gaben sogar Straßen seinen Namen. Polnische Bildhauer schufen seine Büste, von denen eine von A. Żurakowski geschaffene sogar den ersten Preis des Wettbewerbs „Bildnisse hervorragender Polen" erhielt.

Wie aber konnte eine so lächerliche Legende in den Köpfen polnischer Publizisten, Schriftsteller und Künstler überhaupt entstehen? Sollte tatsächlich in einem gottverlassenen Winkel bei Kolno in Masovien, wo allenfalls Sandhasen bestehen konnten, der berühmteste Seebär aller Zeiten das Licht der Welt erblickt haben? Bei der Nachforschung der Grundlagen der Legende macht man eine humorvolle Entdeckung. Im Jahre 1476 machten die beiden Deutschen Dietrich Pining und Hans Pothorst zusammen mit einem nicht näher bekannten „Johannes Scolvus" eine Seefahrt nach Grönland. Nun verwechselte eine alte Chronik des 17. Jahrhunderts, die von dieser Fahrt berichtete, Grönland mit Labrador und eine andere enthielt den Druckfehler „Scolnus" statt „Scolvus". Diese Irrtümer sind die eigentlichen und einzigen Realitäten, auf denen sich der Unsinn von der polnischen Entdeckung Amerikas aufbaut. Der Wilnaer Historiker Lelewel kombinierte nämlich 1814, Scolnus bedeute soviel wie „z Kolna" (Scolnensis!), d. h. aus Kolno. Dieser offensichtliche Trugschluß führte zur prahlerischen Legende, ein Pole hätte schon 1476 Amerika entdeckt. Die Widerlegung, die B. Olszewicz im „Przegląd Geograficzny" (1933. Bd. XIII, Heft 2—4) veröffentlichte, und in der er Jan von Kolno als eine erfundene Phantasiegestalt nachwies, wurde totgeschwiegen. Als ich im „Ostdeutschen Beobachter" vom 7. 5. 1941 einen Aufsatz „Wie die Polen vor Columbus Amerika entdeckten" veröffentlichte, erhielt ich einen anonymen polnischen Drohbrief, in dem der Schreiber mich zu überzeugen versuchte, daß der Entdecker Amerikas doch in Kolno geboren sein könnte und daß wir Deutschen dem polnischen Volke nur den Ruhm neideten. Dieser Fall ist typisch dafür, wie leicht beim Polen selbst das lächerlichste Gerücht zu einem leidenschaftlich verteidigten Glaubensgut werden kann.

Jan von Kolno,

der Pole, der angeblich Amerika vor Columbus entdeckt hat. Dieses Bild war als Postkarte in Polen verbreitet.

8. Kapitel.

Die Literatur der Nachweltkriegsstimmung

Es ist Tatsache, daß die polnische Literatur in den Zeiten nach den Teilungen unermüdlich und unerbittlich den Geist des völkischen Widerstandes aufrechterhalten half, daß sie ihr Ziel der nationalen Wiedergeburt allem anderen voranstellte und geradezu eine politische Führerrolle spielte. In dieser Einstellung mögen auch zu einem Teil die Ursachen der vielen Verzerrungen liegen, die wir in den vorigen Kapiteln ins Licht der kritischen Kunstbetrachtung gerückt haben.

Die Dichter der Vorweltkriegszeit, die die Erreichung ihres Zieles, die Wiederauferstehung Polens, erleben durften, verstummten bald. Es starben Reymont, Żeromski (1925), Kasprowicz (1926) und andere. Ihre Nachkriegswerke waren schon nicht mehr richtungweisend für das neue Dichtergeschlecht. Gehörte die alte Garde fast durchweg dem polnischen Kleinadel an, so traten jetzt Stadtkinder bürgerlicher, häufig jüdischer Herkunft, auf den Plan, und zwar in einer kaum übersehbaren Fülle. In der „polnischen" Lyrik gaben die sich um die Zeitschrift „Skamander" scharenden Juden den Ton an: Julian Tuwim, von Al. Brückner als der „bedeutendste moderne Lyriker", von anderen sogar als Polens größter Dichter propagiert, der gallige Feuilletonist und Satiriker Antoni Słonimski, Józef Wittlin und andere. Eine zweite Zeitschrift, „Wiadomości Literackie", die ebenfalls von der in Polen sehr starken jüdischen Volksgruppe wirtschaftlich und geistig abhing, diente in erster Linie den Interessen der jüdischen Literaten in und außerhalb des Landes und der von ihnen gewünschten geistigen und politischen Haltung. Die nationalen Kräfte gruppierten sich vor allem um die Zeitschrift „Prosto z Mostu", die es aber nicht leicht hatte, sich neben den beiden erstgenannten Zeitschriften durchzusetzen. Kein ausgesprochen politisches Antlitz besaß der „Pion", dessen Einfluß daher beschränkt war. Die wissenschaftlichen oder die der katholischen Kirche besonders nahestehenden Zeitschriften („Kultura", „Przegląd Współczesny") brauchen wir nicht näher zu kennzeichnen.

Auf dem Gebiete des Romans haben sich Frauen, vor allem das Dreigestirn Zofia Kossak-Szczucka, Zofia Nałkowska und Maria Dąbrowska viel betätigt. Zofia Kossak-Szczucka hat in ihren Werken das deutsch-polnische Verhältnis oft berührt. In der fast unübersehbaren Romanproduktion wechselt allerdings Wertloses

mit Wertvollem ab. Für den Deutschen schwer lesbar, urwüchsig, frei von Zwangsvorstellungen, ist der Altmeister Wacław Berent, der letzte Überlebende des sog. „Jungen Polen". Was das Drama und die Komödie anlangt, so überragt neben Ludwik Hieronim Morstin der Meister des Spotts Adolf Nowaczyński (Juden- und Marxistenfeind) alle Zeitgenossen um mehrere Haupteslängen.

Es gibt jedoch in der polnischen Nachweltkriegsliteratur kein einziges Werk, das, den Romanen von Prus und Sienkiewicz ebenbürtig, den Gegensatz oder das Nebeneinander von Polen und Deutschen gestaltet hätte.

Literatur vom Weltkriege und von den Aufständen

In der Literatur, die unter dem Einfluß der Kriegspsychose entstand, feierte der Grundsatz der doppelten Moral seine Triumphe. Was man selber machte, galt als Heldentat, was der Gegner machte, als Greueltat. Den kongreßpolnischen Kriegsschauplatz schildert St. Władysław Reymont im Novellenband „Za frontem" (Hinter der Front. 1919). In der Novelle „Na Niemca" (Auf den Deutschen) reden sich die polnischen Bauern in eine immer größere Wut gegen die Deutschen hinein, die den Posener Polen nicht einmal wie einen Hund achten, ihn auf eigenem Grund und Boden nicht ein Haus erbauen, nicht polnisch beten lassen, die verrecken würden, wenn sie sich nicht von der polnischen Arbeit ernährten usw. Die polnischen Bauern ziehen in den Krieg, um den deutschen „Wölfen" alles Unrecht heimzuzahlen. In „Za frontem" tröstet der Propst die Bauern, die das Schlimmste von den Deutschen erwarten, obwohl er selbst nicht an seine Worte glaubt:

> „Endlich wird Ordnung, Regelmäßigkeit, Sicherheit, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit sein. Zwar werden sie die Steuern heraufsetzen, aber dafür werden sie gute Wege, Eisenbahnen, Schulen und Krankenhäuser bauen. Es wird das Recht und nicht die Willkür der Amtsvorsteher und der Polizisten herrschen."

Echte Greuelliteratur stellt die Novelle „Der Verurteilte Nr. 437" dar. Die Deutschen plündern das ganze Dorf, da die Bauern das geforderte Getreide nicht geliefert haben. Eine schwangere Frau wird dabei so mißhandelt, daß sie zu früh niederkommt und nach der Verhaftung ihres Mannes stirbt. Dieser erschlägt die ihn begleitenden Soldaten und wird daher zum Tode verurteilt. Reichlich unlogisch ist die Novelle „Echa". Daß ein in einem zusammengeschossenen Hause aus tiefer Ohnmacht erwachender kleiner Junge einen vorübergehenden deutschen Offizier mit einem Ziegelstein erschlägt (und nachher selbst erstochen wird), konnte nur jemand fabulieren, der vom Krieg keine Ahnung hatte.

Nach Brückner hat das bei weitem Bedeutendste auf dem Gebiet der Kriegsgeschichten Józef Wittlin (Jude) geschaffen, der aus Freude am Pazifismus sich besonders liebevoll mit dem Kriege beschäftigt hat. Seine „Geschichte eines geduldigen Infanteristen" behandelt das Soldatenleben im österreichischen Heere nach echt jiddischen Gesichtspunkten.

Nicht allzu einseitig beurteilt die deutsche Besetzung der Ukraine Zofia Kossak-Szczucka in „Pożoga" (Erinnerungen aus Wolhynien 1917—1919), 1922 in erster Auflage erschienen. Zwar läßt sie die polnischen Legionäre äußern, „den Deutschen zu schädigen sei eher ein Verdienst als eine Schuld", zwar requirierten die Deutschen rücksichtslos, daß den Betroffenen die Haare zu Berge standen, doch wird auch gerühmt, die deutsche Besatzung hätte in die von Schmutz starrenden Kleinstädte und Siedlungen Ordnung und Sauberkeit gebracht (S. 240).

In die Zeit der deutschen Besetzung Polesiens führt uns Maria Rodziewiczównas Roman „Florian z Wielkiej Hłuszy" (1929). Die Bevölkerung drückt ihre Freude darüber aus, daß die russische Regierung alle deutschen Kolonisten nach Sibirien verbannt hat: „Ganz richtig. Spione! Schelme!" — Vor den heranziehenden deutschen Truppen hat alles Angst, da Flüchtlinge erzählen, die Germanzy schlügen kleinen Kindern die Hände ab und brennten den Erwachsenen mit glühendem Draht die Augen aus, was nur von den Aufgeklärten nicht geglaubt wird. Die Familien der Gutsbesitzer Skołuba und Wereszczyński bleiben und machen nicht allzu schlechte Erfahrungen. Skołuba sagt: „Unsere ganze Hoffnung, daß die Deutschen kommen und Ordnung einführen werden. Die Masovier werden das Maul halten und gehorchen, und die dumme Politik wird ein Ende haben." Der deutsche General, Graf von Freden, verliebt sich über beide Ohren in die kleine Wereszczyńska und erweist sich als Künstler im Klavierspiel und als Weltmann, so daß die Polen ihm Lob zollen, mit dem Hinweis, er sei kein Preuße, sondern ein Rheinländer. Schlechter kommt der deutsche Unteroffizier weg, der u. a. Leute der Ortsbevölkerung anbrüllt: „Raus, du vermaledeites Gesindel". Die Verfasserin vergißt nicht, die aufbauende Arbeit der deutschen Besatzungsarmee anzuerkennen, die Eisenbahnen und Brücken in Ordnung bringt und für Zucht in der Bevölkerung sorgt. Den deutschen Leser in Polen interessiert vor allem die Figur des im polesischen Marktflecken seit langem wohnenden Webers Eduard Arnold („mit einer Porzellanpfeife in den Zähnen"), der vorher dem eins langte, der ihn „Szwab" schimpfte, aber nach Ankunft des deutschen Heeres sich auf seine Abstammung besinnt und daher zum Bürgermeister ernannt wird. Die Zurückhaltung der Rodziewiczówna fällt auf, wenn man M. Nałęcz-Dobrowolskis Greuelbuch „Die Grausamkeiten der Deutschen in den polnischen Ostmarken" (poln. 1918) danebenhält. —

Zofia Meisnerówna „Wielkie Święto" (1930) verbindet die Darstellung der deutschen Besatzungszeit im Gebiete Leslau (Włocławek) mit einer phantastischen Fabel. Der deutsche Professor und Erforscher der Vererbungslehre, von Aspern, hat vor dem Kriege ein Kind polnischer Eltern angenommen, um es als Versuchsgegenstand für seine wissenschaftlichen Beobachtungen zu benutzen. Der junge Bruno von Aspern wächst als Deutscher auf, ohne von seiner polnischen Herkunft die geringste Ahnung zu haben. Im Weltkriege sorgt der Professor dafür, daß Bruno den Posten eines Ortskommandanten in Kongreßpolen erhält, damit er dessen Reaktion auf die polnische Umgebung beobachten könne. Bruno packt eine leidenschaftliche Liebe zur Polin Iza Wolska, die den Menschen in ihm schätzt, aber seine Uniform ver-

achtet. Als Bruno nach dem Kriege merkt, daß er das Volk der Polen nie hassen könnte und erfährt, er habe polnische Eltern gehabt, kehrt er nach dem Osten zurück und heiratet Iza Wolska. Das Drum und Dran der Handlung bilden Verhaftungen, Beschlagnahmen und das sonstige Treiben der deutschen Besatzungstruppen, leidenschaftliche Proteste und Haßausbrüche der Polen usw.

In dem antisemitischen Roman Teodor Jeske-Choińskis „Paskarze" bildet die deutsche Besatzungszeit in Warschau den Hintergrund. Die deutschen Kreishauptleute bereichern sich unrechtmäßig am Hab und Gut der Polen. Zwar wird den Deutschen zuerkannt, daß sie „ein fleißiges und praktisches Volk" seien, doch schaffen sie selber nichts Neues, sondern ahmen alles den anderen nach, um sich dann damit vor den schwachen Völkern zu brüsten. General von Beseler versucht, die Polen hinters Licht zu führen, die jedoch dem Deutschen als „unserem Feind seit den Zeiten Mieszkos I." mißtrauen.

Andrzej Strugs Professor Wager arbeitet in den letzten Kriegsjahren unermüdlich, um das „Gelbkreuz" (Żółty Krzyż) zu erfinden und als Kampfmittel für einen siegreichen Abschluß des Weltringens durch Deutschland verwenden zu lassen. Sein Sohn Kurt, Pazifist und Sozialdemokrat, und sein Schwiegersohn fallen an der Front. So werden seine Träume vom Siege durch die Tragik der Tatsachen zerstört.

Die polnischen Aufstandskämpfe nach 1918 in Posen und Oberschlesien haben in Maciej Wierzbiński einen künstlerisch belanglosen, aber um so lauteren Barden gefunden. Er war ein unerbittlicher Feind der Deutschen. Seine Bücher „Idea niemiecka a Polacy" (Die deutsche Idee und die Polen. 1919) und „Wieczysty nasz wróg Niemiec" (Unser deutscher Erbfeind. 1921), sind im Stile des Schriftleiters einer kleinen Zeitung verfaßt, ebenso sein „Wie die Deutschen in Polen gewirtschaftet haben" (poln. 1921). Seine Romane, die von Kraftausdrücken strotzen und u. a. die Deutschen immer wieder „Geier" nennen, sind ein Beweis dafür, daß eine tendenziöse Ausweitung des deutsch-polnischen Gegensatzes nicht über den Mangel an künstlerischer Gestaltungskraft hinwegzuhelfen vermag. Die Handlung des Romans „Syn kresów" (Der Sohn der Grenzmarken) spielt im Jahre 1919 im Netzegau in der Nähe von Nakel, wo heftige Kämpfe zwischen dem deutschen Grenzschutz und den aufständischen Polen stattfanden. Da der Verfasser sich nicht an eine historische Linienführung hält, wollen wir uns darauf beschränken, den kriegerischen Stil durch Beispiele zu kennzeichnen: „... grausame Kreuzritter ...", „... aus räuberischen Elementen zusammengesetzte Bande" (Grenzschutz), „... die Geier von Kreuzrittern werden natürlich die einmal geraubte Beute nicht aus den Klauen lassen," „... auch im Frieden muß die Wacht an der Netze bestehen bleiben, um jederzeit den seit Friedrich II. hier ansässigen deutschen Kolonisten Widerstand leisten zu können, die auf jeden Befehl bereit wären, die polnischen Gehöfte zu berauben und die Polen zu töten"*). Ein deutsches Flugzeug nennt er „olbrzymi

*) Daß die Behauptung, die deutschen Kolonisten seien erst seit Friedrich dem Großen im Netzegau, eine Propagandalüge ist, ersehe man aus Fr. Bujak „Historia osadnictwa ziem polskich w krótkim zarysie." War. 1920, S. 39. Bujak gibt für das Jahr 1772 schon 22% deutscher Bevölkerung im Netzegau an. Doch ist diese Zahl viel zu niedrig gegriffen.

sęp czy jaszczur apokalyptyczny (bestia ewangelicka)"*). Der Einfall, ein Flugzeug „eine evangelische Bestie" zu nennen, ist zweifellos originell. Von der Grausamkeit des deutschen „Erbfeindes" ist in diesem Buche öfter die Rede, z. B. auf Seite 36, wo einige polnische Aufständische in die Hände der Deutschen fallen und auf furchtbare Weise gemartert werden:

„Sie bearbeiteten den Gefangenen erst vorsichtig, dann immer stürmischer mit den scharfen Spitzen ihrer Säbel. Schlugen, wo es hintraf, auf Brust, Bauch und Leisten..." „Schließlich trat ein dicker Bayer mit seinen Stiefeln auf den Bauch des Gequälten, der bei dem brutalen Stoß einen furchtbaren Schrei ausstieß. Während er ihm so die Eingeweide mit seinen grausamen Absätzen zerdrückte, rief er: „'s genug". Und ein anderer, der ein Gesicht wie ein wilder Höhlenmensch aus dem Teutoburger Walde hatte, hob den Kopf des polnischen Freiwilligen hoch, betrachtete dessen Gesicht und stieß den kraftlosen Körper mit dem Fuß, daß er mit dem Gesicht auf die Erde fiel."

Die evangelische Kirche in Schubin charakterisiert Wierzbiński: „Durch den bis an die Wolken reichenden spitzen, einer Pickelhaube ähnlichen Turm, verkündet die Kirche, soweit das Auge reicht, mit einer aufgeblähten Hoffart: „Hier bin ich also, — ich herrsche auf dieser polnischen Erde, ich Germanien." Auf deutscher Seite befehligt der soldatisch hervorragende Hauptmann Manthey (heute SA-Gruppenführer), den der Verfasser allerdings ebenso wenig schmeichelhaft darstellt wie „die Truppen des feigen Heimatschutzes und Grenzschutzes", mit dem die Polen „schnell und leicht fertig werden," (was in Wirklichkeit reichlich anders aussah) **).

Das Gegenstück für Oberschlesien und die Aufständischen bildet der Roman Wierzbińskis „Pękły okowy" (Die Fesseln zersprangen. 1929). Wie in allen anderen Romanen so benutzt auch hier der Verfasser zeremonielos den Namen eines bekannten Deutschen der Woiwodschaft Schlesien, um ihn auf irgend eine seiner Figuren zu übertragen. Walter Kuhn (heute Universitätsprofessor in Breslau), dessen Name Wierzbiński wohl damals durch seine Aufsätze und Abhandlungen aufgefallen war, erscheint im Roman als Sohn eines Bergwerksdirektors und — als ein Monokel tragendes Mitglied der deutschen Spionageabteilung, als ein verbissener „Hakatist", mit rachsüchtigem, kleinlichem, herausforderndem Charakter. Sein polnisch denkender Halbbruder Viktor, Sohn einer Polin, sagt von Walter: „Hier hast du einen Einblick in den schwarzen Abgrund seiner Seele, den wilden, gierigen Egoismus des Höhlenmenschen." Wierzbiński verschwendet auch hier viele Kraftausdrücke auf „die Kreuzritterbestien", „die teuflischen Landsknechte". Natürlich fehlt es nicht an Formeln von der Unüberbrückbarkeit der deutsch-polnischen Feindschaft und an üblen Greuelmärchen:

„Der deutsche Offizier Gronosky lächelte im Gedenken an die ihn erwartenden sadistischen Freuden. Er stützte sein Gesicht auf die Hand und betrachtete so das in Sammlung verharrende Gesicht des polnischen

*) „ein riesiger Geier oder ein apokalyptischer Drache (evangelische Bestie)".
**) Unwahr ist auch die Angabe des Verfassers, daß der bekannte spätere Deutschtumsführer, Landrat Naumann, während einer Erkundungsfahrt nach Znin den Polen in die Hände fiel.

Gefangenen. Er stellte sich vor, wie er ihn mit Füßen treten, ins Gesicht spucken und den Entkleideten mit seinen Soldaten gemeinsam auspeitschen würde."

Das Schicksal hat es mit dem Deutschen Reiche gut gemeint, daß es Maciej Wierzbiński nicht zum Generalstabschef gemacht hat. Er hat nämlich in seinen Romanen nicht nur einmal, sondern zweimal einen siegreichen Krieg gegen Deutschland geführt. „Zdobycie Gdańska" (Die Eroberung Danzigs. 1930) geht von den Aufstandskämpfen im Netzegau aus. Das „Grenzschutzgesindel", das nicht zum Kampf gegen die Polen herbeigelaufen ist, sondern auf deren Kosten „ausschweifend leben, toben und rauben will", wird geschlagen. Die deutschen Bauern des Netzegaues wandern wie „nasse Hunde" nach Westen zurück. Der polnische Hauptmann Żabicki, der schon in „Syn kresów" eine Rolle spielt, erweist sich als genialer Stratege, der nahezu mühelos Pommerellen und Danzig für Polen erobert. Die deutschen Heere schlägt Wierzbiński mit seinem Gänsekiel derart tapfer, daß sie „wie Seifenblasen zerplatzen". Das Buch enthält zahlreiche kraftmeierische Richtlinien, wie man mit den Deutschen verfahren müsse.

Auch in „Atak sępów. Powieść z r. 1935" (Der Angriff der Geier. Roman aus dem Jahre 1935) führt Wierzbiński einen siegreichen Krieg gegen Deutschland, das planmäßig seit Jahren den Waffengang gegen Polen vorbereitet und sogar einen Spion Karl Wesser auf den Posten des Gdingener Hafenkommandanten lanciert hatte. Außer dem Spion Wesser setzt sich noch ein anderer Deutscher tatkräftig für den deutschen Volksteil und die deutschen Belange ein: es ist der Senator Lautenbach (lies: Hasbach), der um so besser im Trüben fischen kann, als ihn die Polen für einen guten polnischen Staatsbürger halten (S. 38). Nur der Chef des polnischen Geheimdienstes, Dr. Niegrodzki, hat ihn erkannt: „In meiner Arbeit überzeuge ich mich jeden Tag mehr, daß das ein mächtiger Mann ist, der alle geheimen Fäden der Volksabstimmung in Händen hält. Er macht alles, was die deutschen Konsulate jetzt aus Angst vor unserem Geheimdienst nicht zu tun wagen. Er leitet die gesamte ungeheuer weit ausgedehnte und verwickelte Tätigkeit des sich hier verschwörenden Germaniens. Er leitet die Stoßtrupps, und wenn er auf einen in der Tapete verborgenen Knopf drückt, gibt es verschiedene Überraschungen, wird Blut vergossen. Wenn Deutschland dies Gebiet in seine Klauen bekäme, würde Lautenbach zweifellos erster Vorsitzender, nein, König werden" (S. 137). „Die Deutschen haben in dieses große Spiel, nicht erst seit heute, Hunderte von Millionen, Milliarden, hineingesteckt. Alles was ich von ihrer Wühlarbeit, von den hier hineingesteckten Summen erzählen könnte, würde noch zu wenig sein. Polen ahnt nicht, was für ein schrecklicher, titanischer, unterirdischer Kampf sich jetzt um diese Erde, um das Leben Polens abspielt. Und Lautenbach, der polnische Senator, der Favorit der Minister, spielt darin die Rolle Beelzebubs" (S. 137—138). Dr. Niegrodzki „vermutete, daß er die ganze deutsche Sache in Pommerellen wie eine gemähte Wiese zu Fall bringen würde, wenn er alle Schlingen seiner (Lautenbachs) Arbeit, alle Triebfedern seines riesengroßen Apparates kennen würde" (S. 137). Der Senator arbeitet natürlich auch mit dem Nachrichtendienst der Reichswehr zusammen (S. 76). Der Beweis für die deutsche Germanisierungsarbeit in Pommerellen und für die Mitarbeit des deutschen Senators an dieser Aufgabe, fällt den Polen bei

einer Haussuchung auf dem Gute Lautenbachs in die Hände. Wierzbiński gibt an, wieviel Land und gewerbliche Anlagen die Deutschen mit Hilfe Berlins in Pommerellen aufgekauft haben. Deutschland propagiert durch den Mund Lautenbachs die Autonomie und Volksabstimmung für die Woiwodschaft. Daher wird er verhaftet. Einige Polen, die als Reichsangehörige im deutschen Heere dienen, erweisen dem polnischen Generalstab wertvolle Spionagedienste, während die Deutschen in Pommerellen geheime Waffenlager anlegen und gefährliche Maulwurfsarbeit leisten. Sie bestechen polnische Grenzposten, damit sie deutsche Offiziere ungehindert nach Polen hineinlassen (141). Es kommt aber noch schöner: „Es zeigte sich, daß eine kleine Vereinigung, die unter dem Namen „Weichsel" vom Stahlhelmkommando geschaffen worden war, in den Krankenhäusern für Hautkranke eine Anzahl besonders hübscher Frauen angeworben, sie mit Kleidung ausgestattet und mit vollem Geldbeutel und genauen Anweisungen nach Gdingen geschickt hatte. Die Spitze dieses Beelzebubs würdigen Feldzuges war gegen die Marineoffiziere gerichtet." (S. 33—34). Dieser heimtückische Angriff des Amazonenkorps ist jedoch kein Einzelfall. Dr. Niegrodzki macht seinem Freunde gegenüber geheimnisvolle Andeutungen über frühere ähnliche Vorkommnisse. „Wenn ich dir die Bücher mit meinen Aufzeichnungen, Ausschnitten, Notizen, mit einem Wort, mit den Tatsachen, die die geheime Arbeit Berlins betreffen, zeigte, würdest du zur Säule erstarren und diese Tatsachen ansehen, wie der Ochse das frisch gestrichene Tor ... Vor über zehn Jahren haben die Deutschen eine ebenso berockte Expedition — nicht nach Gdingen, aber nach einer unserer anderen Grenzgarnisonen geschickt, um die Pest nach Granada zu bringen" (33). Das deutsche Heer fällt in Polen ein, wird aber geschlagen. Die erfolgreiche Abwehr eines deutschen Fliegerangriffs (Angriff der Geier), eine gewonnene Seeschlacht und ein münchhausenscher Meisterschuß von der Westerplatte auf das Danziger Rathaus, der das alte Gebäude in Trümmer legt, entscheiden im wesentlichen den Krieg. Da helfen den Deutschen selbst solche unehrlichen Mittel, wie die Tarnung eines ihrer Kriegsschiffe mit dem roten Kreuz nicht (261—263). Polen behält nach dem Siege Danzig ...

Das Buch, das Wierzbiński der Stadt Gdingen und der polnischen Kriegsmarine in einer vorangestellten Widmung zueignet, ist von A bis Z die Ausgeburt einer schon pathologisch wirkenden Phantasie.

In diesem Zusammenhange sei auch gleich hingewiesen auf B. Żarnowieckis zweibändigen Zukunftsroman „Rok 1975", der 1927 in Thorn erschien und den polnisch-deutschen Zukunftskrieg darstellt. Selbstverständlich erobern die Polen Berlin. Sie haben Geschütze, deren Granaten 200 km weit und 52 km hoch fliegen und nach dem Einschlag durch einen kleinen Sendeapparat automatisch mitteilen, wie sie getroffen haben. Deutsche Flieger greifen Posen mit Giftbomben, Prag mit einigen Hundert Typhusbazillenbomben an. Die Polen locken Hunderte von Flugzeugen in eine künstlich in die Luft geschossene Sperre von Giftgaswolken, so daß die Deutschen wie die Fliegen vom Himmel fallen. Die Masuren in Ostpreußen werden befreit, desgleichen die „urslavischen" Gebiete Ostdeutschlands. Der künstlerisch völlig wertlose Roman gibt in typischer Weise die Illusionen wieder, die sich die Warschauer Literaten und Politiker über einen Krieg mit Deutschland machten.

Nach Oberschlesien und in die Zeit der Aufstände versetzt uns Zbigniew Zaniewicki „Oberschlesien. Niepowieść" (1930). Natürlich laufen auch hier die deutschen Gegner „vor ihren eigenen, den schlesischen Jungens davon". An Greuelmärchen fehlt es ebenfalls nicht: „In einer Ziegelei in Beuthen wurden zwei Polen in einen Ofen geworfen. Mein Bruder hatte es gesehen und bei Tisch erzählt, und mein Vater lachte dazu und sagte, sie wären ja doch in die Hölle gekommen. Ihr könntet niemals einen Menschen so töten, nicht wahr, Heniu?" „Nein, niemals, aber weißt du auch, warum nicht? Weil wir auf unserem eignen Boden kämpfen, und wer würde im eigenen Hause mit Feuer und Schwert regieren. Aber sie kämpfen in einem eroberten Lande, das sie sich erhalten wollen. Sie wollen uns töten und ein für allemal unschädlich machen." „Einen Geistlichen gab es nicht in der Gemeinde. Die Deutschen hatten ihn ihr entrissen und auf schreckliche Weise ermordet, ermordet, weil er seinen Schäflein nicht wie andere Geistliche einreden wollte, daß sie „Schlesier", also Deutsche seien." Usw. Auch Figuren der deutschen Grenzbevölkerung haben an der Handlung Anteil. Alfons Pośpiech im Roman „Człowiek w płomieniach" (Der Mensch in Flammen. 1930) teilt nicht nur Seitenhiebe auf die Deutschen aus, „die uns früher polnische Schweine nannten", sondern auch auf die Polen aus den anderen Teilgebieten, von denen der eingeborene Schlesier oft Szwab geschimpft wird. Der Roman ist ein leidenschaftlicher Protest gegen die angebliche Bevormundung und Beeinträchtigung des echten Oberschlesiers durch die Neuankömmlinge aus Kleinpolen. Ähnliche Anklagen enthält Halina Krahelskas Roman „Zdrada Heńka Kubisza" (1938). Sie klagt Polen an, daß es die Lebensbedingungen des Oberschlesiers nicht verbessert habe und daß daher die Anziehungskraft des deutschen Nationalsozialismus sehr groß sei. Die Verfasserin stellt hier einen dem Hitlerglauben verfallenen Kumpel dem vorbildlichen Typ des Aufständischen gegenüber. Die in den polnischen Text eingeflochtenen deutschen Sätze (S. 24, 25) sind sprachlich fatal. Natürlich fehlen darin nicht die Schimpfworte „polnische Schweine", „Schweinepolacken" usw. Der „Verrat des Heniek Kubisz" ist ein Vorwurf an das polnische Volk, daher werden darin zwar die Deutschen schlechtgemacht, aber auch mitunter ihre gefährlichen Fähigkeiten anerkannt. „Oni umieją być władzą, to im trzeba przyznać" („Sie verstehen zu herrschen, das muß man bei ihnen anerkennen").

Über das Gesamtbild der oberschlesischen Aufstandsliteratur informiert in polnischer Sprache A. Jesionowskis Schrift „Die Abstimmung und die Aufstände in Schlesien in der schönen polnischen Literatur" (Kattowitz 1938). Er kennzeichnet darin bzw. registriert 25 Romane, Erzählungen, Gedichtbände und Dramen, die sich mit dem deutschen Gegner auseinandersetzen und die eigenen Heldentaten natürlich ins Riesenhafte steigern. Typisch z. B. ist folgende Stelle aus einer Erzählung Łakomy's „Bilder aus den polnischen Aufständen", die 1934 das „Wissenschaftliche Heeresverlagsinstitut" in Warschau herausgab: „Das Gefecht dauerte nicht lange. Immer häufiger ertönten Stimmen, die um Erbarmen flehten. Die Deutschen ergaben sich in Haufen, warfen ihre Gewehre durcheinander auf den Boden, standen dicht zusammengedrängt mit erhobenen Händen und baten um Rettung". Das ist die Melodie, auf die die polnischen Aufstandsgesänge durchweg abgestimmt sind. Sogar Jesionowski gibt zu, daß man die Deutschen allzu einseitig

Die Polen erobern Berlin

Na Berlin!

W początku maja naczelny wódz polski, marszałek Zaliwski, przeszedł do natarcia i okrzyknął hasło — na Berlin!

— Na Berlin! — powtórzyli dowódcy grup, armij, korpusów, dywizyj, pułków, bataljonów i dywizjonów.

— Na Berlin! — leciał krzyk dowódców kompanij, bateryj, bataljonów czołgów i eskadr lotniczych. Podjęły to hasło szeregi: tysiączne, miljonowe gromady żołnierskie.

— Na Berlin! — rozległ się huk piorunowy dział i zawarczały silniki samolotów. Echem stokrotnem, tysiąckrotnem odpowiedziały pola i lasy: „Na Berlin!" Krzyk miljonów ludzi, głos setek tysięcy maszyn bojowych wypełniły gromowym głosem przestrzenie między ziemią a niebem, które spowite w dymy, w milczącej, posępnej zadumie przypatrywały się dziejom ognia i miecza, kreślącym urwanemi ciosami, w zygzakach, kartę historji świata. Wspienione fale powodzi bojowej pomknęły na zachód. W łoskocie ich, w chrzęście żelaza uszy ludzkie wyraźnie słyszały parol bojowy: Na Berlin! a oczy, uniesione pędem natarcia, widziały w oddali miasto-stolicę.

Piątego maja Zaliwski przeszedł do ofenzywy. Siódmego dnia popołudniu von Vorbeck, zaskoczony nieprawdopodobnym rozmachem natarcia, porzucił ogryzanie łba czeskiej ryby, której nie wchłonął w siebie jednym krótkim ruchem przełyku, i zwrócił się ku niemu. Natarcie główne, czołowe szło na Frankfurt, a jednocześnie od strony Śląska Zaliwski parł na Łużyce, celując na zagłębie Saskie. Grupa armij wielkopolskich wryła się tymczasem w piaski pagórków wyspy Sternbergu, okolonej ze wszech stron wodami rzeki i tu wśród zalesionych, obłych wzgórz rozpoczęła się wielka bitwa przełamująca.

Wszystkie serca polskie brały w niej udział, chciwie nadsłuchując radiokomunikatów.

Armje wielkopolskie wiódł generał Andrzej Wilkoń. Jan znał go jeszcze z lat dziecinnych. Generał, pochodzący ze Śląska Opolskiego, z pod Kędzierzyna, lata szkolne spędził w Wilnie. Z tego to czasu datowała się jego zażyła przyjaźń z panią Zofją. Bywał w domu jej rodziców, a później i w jej własnym.

Naczelny wódz, wyznaczając Wilkoniowi rolę młota, którym miał pogruchotać żelazne pancerze i tarcze niemieckie, rzekł mu:

— Uderzysz i dojdziesz do Berlina!

— Uderzę i dojdę do Berlina! — odpowiedział jak echo. Śmiały mu się oczy i radość wypełniała mężne serce.

Zwei Seiten aus dem polnischen Roman „Rok 1975", in dem die Polen im Verlaufe eines deutsch-polnischen Zukunftskrieges Berlin einnehmen.

brutal, barbarisch, rücksichtslos und feige darstelle. In einer zweiten Arbeit „Das polnische Problem in Schlesien im Spiegel des neueren deutschen schöngeistigen Schrifttums" (Kattowitz 1939) macht er dem deutschen Grenzlandroman ebenfalls den Vorwurf der Schwarzweißmalerei.

Die „Kriegserinnerungen des Schlesiers Stanislaus" erzählt Zdzisław Kleszczyńskis „Wojenne przygody Staśka Ślązaka". Stasieks Vater fühlt sich deshalb in der Stadt so unglücklich, weil er gezwungen ist, mit Deutschen zusammenzuleben. „Den Deutschen mußten wir gehorchen. Irgend ein Preuße hatte über uns zu bestimmen. Die Zeiten, das merke ich jetzt, waren schwer. Sie schimpften uns so und so, einige Saupolacken, andere Wasserpolacken. Oft setzten sie einem so zu, daß sich die Fäuste ballten." Den deutschen Frontsoldaten des Weltkrieges bezeichnet er als „Feigling".

Sehr gehässig behandelt Jerzy Kossowski im Roman „Śmierć w słońcu" (Der Tod in der Sonne. 1930) den Fall des in Deutschland gebliebenen „russischen" Kriegsgefangenen Jakubowski, der bekanntlich durch ein unbewußtes, tragisches Fehlurteil der deutschen Justiz unschuldig zum Tode verurteilt worden war. Den ersten Teil des Buches bilden Kriegserlebnisse, von der Schlacht bei Tannenberg, wo deutsche Soldaten mit dem verwundeten Jakubowski gut umgehen, und Szenen aus dem Lager, dessen grausamer Kommandant die Gefangenen unbarmherzig prügelt und sogar seine Dogge auf sie hetzt. Im deutschen Dorfe gewinnt man den fleißigen Polen lieb, bietet ihm Töchter zur Frau an und überredet ihn zum Dableiben. Zwei ihm feindlich gesinnte Familien trachten aber nach seinem Verderben. Als das Kind seiner Frau, das sie von einem andern hat, tot aufgefunden wird, verdächtigt man ihn des Mordes. Das Gericht spricht das Todesurteil aus. (Nicht berücksichtigt hat der Verfasser die Tatsache, daß bald hinterher die eigentlichen Mörder festgestellt und hingerichtet wurden.)

Spionagegeschichten tauchen nach dem Weltkriege ab und zu auf. Eine phantastische Handlung ersinnt Mieczysław Weinert in „Rękopis Ulrycha Branda" (Die Handschrift des Ulrich Brand. 1924). Der Titelheld wird in Deutschland wegen staatsfeindlicher Umtriebe hingerichtet, erscheint seiner Frau als Geist, bittet sie, ihn zu rächen und die von der Polizei beschlagnahmten chiffrierten Urkunden in ihren Besitz zu bringen. Die Frau wird wahnsinnig, erregt trotzdem die Leidenschaft des Arztes im Sanatorium. Als sie eines Tages von zwei Offizieren der Spionageabwehr aufgesucht wird, die sie um Hilfe bei der Entzifferung der „Handschrift des Ulrich Brand" bitten, erschießt der Arzt den einen, raubt die Papiere, sendet sie an die von Christine Brand angegebene Anschrift und nimmt sich dann das Leben. Von dem einen Offizier heißt es: „Ein Mensch mit einer eisernen Hand. Er hat Augen wie eine Wildkatze und sieht in der Dunkelheit. Ein echter deutscher Mann."

Die unterirdischen Machenschaften Deutschlands und Sowjetrußlands auf dem Gebiete Polens will Ireneusz Plater-Zyberk im zweibändigen Roman „Tajemnica stanu" (Das Staatsgeheimnis. 1927) aufdecken.

Eine eigene Erzählungsgattung bilden die Erinnerungen an die Dienstzeit im deutschen Heere, in denen meist die schlechte Behandlung der Polen unterstrichen wird, obwohl ja in Wirklichkeit ein guter polnischer

Soldat nie schlechter wegkam als ein deutscher. Tatsache ist, daß nach 1919 noch polnische Offiziere und Soldaten stolz und gern betonten, daß sie ihre Ausbildung im deutschen Heere erhalten hätten. Die Romane haben natürlich die Tendenz, die Dinge anders darzustellen. So z. B. Artur Gruszecki „Pruski huzar" (Der preußische Husar. 1925). Jaś Szczygieł wird von seinem Unteroffizier einfach in Stieglitz umgetauft. Die Schlesier gelten als „ein furchtbar dummes und abergläubisches Volk", als „niedrige Rasse". Die „gottlosen Luther" stecken Jaś in den Arrest, weil er zur Beichte gegangen ist, was in Wirklichkeit natürlich nie vorkam. Auch wegen ihrer polnischen Sprache steckt man zwei Polen ein. „Ihr Lumpen, das habt ihr für eure Sprache," wird ihnen nachgezischt. Beliebt ist das Ausmalen der deutschen Großmannssucht:

„Weißt du, Stieglitz, wenn ein Deutscher nach Afrika kommt, es braucht gar nicht mal ein Husar zu sein, sondern ein gewöhnlicher Infanterist, so zieht ihm der afrikanische König selber die Schuhe aus, und die Königin macht ihm ein Bad zurecht."

„O Jesus, was sagen Sie da, Herr Unteroffizier," rief Jaśko voller Bewunderung. „Es ist wahr, Stieglitz... siehst du, wie man uns Deutsche achtet und fürchtet, wenn der König sogar so einem Fußlatscher die Schuhe auszieht, und die Königin ihn bedient."

„Und weißt du, Stieglitz, mir hat ein Bekannter erzählt, wenn man einen guten bequemen Platz in der Eisenbahn haben will im Auslande, genügt es, wenn man sagt: Ich bin ein Deutscher, dann treten alle zurück, und die Franzosen fliehen aus dem Waggon. Einmal ist sogar einer durch das Fenster gesprungen, weil vor den Türen schon so ein Gedränge war..."

„Und zu welcher Nation gehörst du?"

„Ich bin Schlesier... aber preußisch," antwortete Jaśko zögernd und leise.

„Ja, du hast die Ehre preußisch zu sein und sogar bei den Husaren zu dienen, aber Deutscher ist immer besser als Schlesier, verstehst du?"

„Das Deutsche ist das älteste unter allen Völkern der Welt, so wie der General unter Gemeinen." —

Während des Urlaubs unterhält sich Jaś mit seinem Mädchen über den deutschen Schulleiter:

„Jaśku, siehst du den Rektor?" — sie zeigt mit der Hand auf eine dunkle Gestalt, die links zwischen den Äckern ging. „Dieser gottverdammte Schwabe, was der uns geplagt hat", brummte er ärgerlich...

„Weißt du, Maryś, wenn ich so könnte, würde ich alle Deutschen hängen oder ertränken."

„Es sind immerhin Menschen," beruhigte sie ihn.

„Was für Menschen," lachte er spöttisch, „so gehässig, wie das gegenüber uns ist, das hat weder Glauben noch Gewissen..."

In der Zwischenzeit näherte sich der Lehrer dem Wege, stand einen Augenblick still, warf einen forschenden Blick auf die im Wagen Fahrenden und lachte boshaft.

„Daß er uns nicht über den Weg läuft" — flüsterte Jaśku und trieb die Pferde an — „Dieser Deutsche bringt uns noch Unglück."

Da die Einstellung aller anderen Erzählungen eine ähnliche ist, verzichten wir auf weitere Beispiele.

Einstellung zum Nationalsozialismus

Die weltgeschichtliche Erneuerungsbewegung, die der Nationalsozialismus in den Jahren seines Kampfes und nach der Machtübernahme in das deutsche Volk getragen hat, rief in Polen bald Publizisten, Schriftsteller und die Propheten (z. T. nichtarischen Stammes) auf den Plan.

Mit erstaunlichem Scharfsinn haben sie jahrelang immer das vorausgesagt, was nachher nicht eintraf. Wie die Hitlerleute im polnischen Roman aussehen, können wir uns schon denken.

Jan Waśniewski „Na Podszybiu" (1932) prophezeit:

> „Die Welt wird sich ihnen in der polnischen nationalen Seele widerspiegeln. Sie wird der Menschheit viel zu sagen haben, wenn diese von Hitler mit dem Messer durchdolcht sein wird. Alle eure fortschrittlichen antimilitaristischen Phantastereien werden eines Tages in den Giftgaswolken untergehen, denn die Deutschen stellen davon genug her" (S. 203). An einer anderen Stelle heißt es: „Zum Beispiel die Deutschen. Sie sind auch Nationalisten, aber grobhäutige. Das sind Lumpen (chamy), die gewaltig über die ganze Welt brüllen: „Deutschland, Deutschland über alles."

Einige üble Seitenhiebe gegen den Nationalsozialismus enthält auch der von der polnischen Literaturakademie preisgekrönte, aber von einzelnen Literarhistorikern (Pigoń) als Pamphlet auf das Dorf bezeichnete Bauernroman von Jalu Kurek „Grypa szaleje w Naprawie" (Die Grippe wütet in Naprawa. 1935). Obwohl die Untersuchung klar erwiesen hat, daß van der Lubbe der Verbrecher war, der den Reichstagsbrand verursachte, läßt Kurek einen seiner Helden fabulieren: „Er war das Werkzeug, mit dessen Hilfe der Hitlerische Hochmut noch einmal seine Herrschaft bewies. Dadurch, daß er umkam, wurde das Maß der Ungerechtigkeit dieses Lumpenvolkes voll. Es ist doch ganz klar, daß sie dem Teufel dienen. Die, die unter dem Hakenkreuz marschieren, sind das Samenkorn alles Bösen" (S. 134). Die Seite 214 enthält eine Bemerkung über den Führer und die Weisheit, daß „Deutschland, das Land des Teufels" sei. In der deutschen Übersetzung des Buches sind diese und andere Stellen weggelassen worden. Hätte ein Pole im umgekehrten Falle gewagt, einen solche Urteile enthaltenden deutschen Roman in seine Sprache zu übersetzen, dann wäre er geächtet worden! (Vgl. S. 416).

Von der polnischen Kritik dem Lesepublikum wärmstens empfohlen wurde der Sensationsroman der Maria Rudnicka „Sol lucet Germaniae. Erlebnisse des Prof. Schmidt" (poln. 1935), dessen Inhalt, wie die Verfasserin selber gesteht, ihrer Phantasie entsprungen ist:

Eine geheimnisvolle, weitverzweigte Berliner Zentrale errichtet durch ihre Spione in großen Städten des Auslands (die Rede ist von Frankreich und Polen) harmlose Autoreparatur- und andere Werkstätten. Auf einem Gut in Ostpreußen beschäftigt sich ein alter Sonderling, Peter Riesler, mit der Erfindung von dauerhaften Giftgasen. Er steht in Verbindung mit der Berliner Zentrale, der er alle seine bisher erzielten Teilergebnisse mitteilt. Als er sich krank fühlt, läßt er den Professor für Chemie am Polytechnikum in Berlin, Professor Schmidt, mit dem er während des Krieges bei der Herstellung von Giftgasen zusammen-

gearbeitet hat, zu sich kommen, um ihn zur Mitarbeit zu gewinnen. Schmidt lehnt ab. Kurz darauf findet Riesler die Formel für das gewünschte Giftgas, vergiftet sich aber selbst durch eine Unvorsichtigkeit und stirbt, ohne die Formel jemandem mitgeteilt zu haben. Die Zentrale weiß von dem Besuch Prof. Schmidts, glaubt, daß er Näheres über das neue Gas wisse, und entführt ihn unter irgend einem Vorwand auf ein entlegenes Schloß in Bayern, ohne ihn über seinen Aufenthaltsort und die Art der Organisation, die ihn dorthin gebracht hat, aufzuklären. Er erhält die Aufzeichnungen Rieslers und wird halb und halb gezwungen, die Versuchsreihen weiterzuführen, um zu dem verlorengegangenen Ergebnis zu kommen. Die Aufgabe reizt ihn rein wissenschaftlich, und er hat bald Erfolg. Das Ereignis wird mit viel Alkohol gefeiert, und eins der Mitglieder der Organisation verrät in betrunkenem Zustand die Bestimmung des Giftgases. In den im Ausland eröffneten Werkstätten hat man Metallsiphons für Sodawasser aufgekauft und repariert. Sie sollen zur Aufnahme des Giftgases dienen und die Einwohner ganzer Städte massenweise vergiften. Schmidt ist entsetzt über diesen Plan und ersetzt nachts heimlich die schon hergestellte Menge des neuen Gases durch ein anderes, sich schnell zersetzendes. Das unbedacht aus dem Fenster herausgelassene neuerfundene Gas tötet 16 auf dem Schloßhof wohnende Familien und das Vieh. Die Agenten sind darüber nicht weiter erschüttert. Sie freuen sich sogar über die starke Wirkung des Gases. Prof. Schmidt findet eine Erklärung für den Vorfall, hat sich aber verdächtig gemacht und wird bewacht. Er flieht, hinterläßt aber einen Brief, daß er zwar auf keinen Fall die Formel für das Gift herausgeben oder weiter für die Zentrale arbeiten, jedoch im Interesse des Staates über seine Erlebnisse schweigen werde. In der Nacht nach seiner Ankunft in Berlin wird er ermordet. Das Verbrechen konnte nie aufgeklärt werden. —

Den Höhepunkt des Romans bildet die Beschreibung des deutschen Mordanschlags auf die ahnungslose Menschheit mit Hilfe des neuerfundenen Giftgases (S. 185—188). Um angesichts des Zehnjahrespaktes nicht einen allzu wilden Seitensprung zu machen, erläutert M. Rudnicka im Vorwort, daß die im Roman erdachten Ereignisse „dem Hervortreten des Hitlertums vorangehen". Weshalb gibt sie dann aber an, die Zentrale der Giftherstellung befinde sich in einem Schloß bei München, alle Mitglieder der Organisation trügen „einen braunen Rock von militärischem Schnitt, mit einem Offiziersgürtel zusammengehalten"? Den „braunen Rock" erwähnt die Verfasserin sorgfältig bei jedem Vertreter der deutschen Organisation, die an die Macht kommen will (S. 144, 145, 146, 157 usw.). Der Tarnungsversuch im Vorwort ist also ebensowenig stilvoll wie die Wahl des Stoffes ein Jahr nach Abschluß des deutsch-polnischen Verständigungspaktes.

Viel Überwindung kostete uns die Lektüre des Romans „Swastyka i dziecko" (Das Hakenkreuz und das Kind) von Wanda Melcer (1934). Das halbe Buch hindurch quält die Verfasserin den Leser mit der teils realistischen, teils philosophierenden Schilderung der Schwangerschaft einer Frau und der Geburt ihres Kindes. Während sie einerseits sogar die Säuberung des Nachtgeschirrs für erwähnenswert hält (S. 35), muß sich anderseits die in den Wehen befindliche Frau viele Seiten lang über weltanschauliche Probleme, sogar über Kant, unterhalten. Eine Handlung hat der Roman nicht. Kurz vor der Geburt des Kindes wird sein Vater, ein Bankier jüdischer Herkunft, ungerechterweise von den

Nazis beschuldigt und ins Gefängnis gesteckt, aus dem er entkommt, um sich nach der Schweiz zu begeben und seine Frau für immer zu verlassen. Johanna Burchhard geht dann ein Verhältnis mit Herrn von Strelitz ein. Die Verfasserin schildert zweimal, wie beide zusammen im Bett liegen. Während sie das eine Mal sich körperlich betätigen, was trivial dargestellt wird, führen sie das zweite Mal vorwiegend philosophische Gespräche. Auch die Giftgasproduktion in Deutschland fehlt nicht. Bei einem Unglück in der Fabrik kommen Johannas Neffen (Nazis) durch Gasvergiftung um. Immer wieder enthält das Buch Hinweise auf den Terror, der angeblich in Deutschland herrscht. Die Zivilisation im Deutschland Hitlers wird um mehrere Jahrzehnte in ihrem Fortschritt gehemmt. Auch Frau Goebbels bekommt einen Seitenhieb (S. 137), desgleichen Hitler (S. 160). Als Herr von Strelitz Mitglied der Regierung des Führers wird, besorgt er dem Mann seiner früheren Geliebten gleich einen Posten in seinem Amt. Die deutschsprachigen Zitate sind, wie in den meisten polnischen Romanen, falsch. Wir hätten diese Schmutzliteratur gar nicht erwähnt, wenn nicht Wanda Melcer in der Literaturgeschichte von Czachowski (III, 407) wohlwollend gewürdigt worden wäre.

Wie schwer es den polnischen Schriftstellern gelingt, den gewaltigen Erneuerungsvorgang im Dritten Reich zu begreifen, beweisen Irena Krzywickas Aufsätze in „Co odpowiadać dorosłym na drażliwe pytania?" (Was soll man Erwachsenen auf peinliche Fragen antworten? 1936). Im Aufsatz „Deutschland vor Adolf Hitler" nennt sie Tucholsky, Hasenclever, Toller usw., denen sie in Paris begegnet ist, „fast französische Patrioten", einige Zeilen weiter dagegen „die besten Deutschen".

Im Roman von Jan Strzębosz „Radosna twórczość" (1937) werden die Eindrücke eines polnischen Diplomaten geschildert, die er auf einer Eisenbahnfahrt durch Deutschland empfängt. Eine Probe: „Dann kam der hannoversche Sand, Jacek betrachtete durch das Fenster das weite, flache, arme Land. Farblos wie die Gesichter seiner Bewohner. Eintönig wie die Sprache dieser Menschen. Ein Land, das kein Lachen kennt, wie altjüngferliche Gevatterinnen." Als sich ein Mitreisender auffällig benimmt, fragt der Pole boshaft seinen Nachbarn: „Ist das ein Kommunist? — Nein, antwortet der flüsternd, ein Nationalsozialist."

In den letzten Jahren vor 1939 blieb in den Städten Posens und Westpreußens unser Blick vor den Schaufenstern der polnischen Buchhandlungen an einem tiefhimmelblauen Buchdeckel haften, von dem uns in duftigen weißen Lettern die Worte „Deutsches Heim" entgegenleuchteten. Als Verfasser zeichnen Helena Boguszewska und Jerzy Kornacki, die in enger Verbundenheit diesen Roman gemeinsam geschrieben haben*). „Deutsches Heim"! Wer denkt bei diesem so gemütlich klingenden Titel nicht gleich an „Trautes Heim, Glück allein" und ähnliches. Dieser Roman stellt sich aber als die schlimmste Schundliteratur heraus, die jemals über das deutsche Wesen in Polen geschrieben worden ist, weil 1. das Buch eine Reihe offensichtlich pornographischer Stellen enthält. 2. Die nationalsozialistische Weltanschauung und ihr Einfluß auf die deutsche Jugend in Polen in törichter Weise zu

*) Helena Boguszewska i Jerzy Kornacki „Polonez II. Deutsches Heim". War. 1937. Verlag „Nasza księgarnia". (423 S.).

deuten versucht wird. 3. Ohne Kenntnis der deutschen Sprache, die andauernd verstümmelt erscheint, über Dinge unseres Volkes geurteilt wird. 4. Unsere Volksgenossen in „Pommerellen" als ein Sammelsurium von Verbrechern, staatsfeindlichen und charakterlosen Gesellen dargestellt werden.

Der Inhalt ist folgender:

In Darniów (Dorn) einer Stadt Pommerellens an der Weichsel (der Schilderung nach müßte es Thorn sein) leben 1936 ungefähr 15000 Polen und 49 deutsche Familien (S. 146). Das Schülerpensionat der Witwe Mańcia Krueger beherbergt die 12 bis 16jährigen deutschen Schüler des polnischen Gymnasiums, namens Konrad Krafft, Kurt Schachmeier „Fabricius (!) Gustaw Molenda" (13 Jahre alt), „den kleinen Rudi Wenzel", „Krafft (!) Müller" und Anders, die unter Anführung des 18jährigen Primaners Otto Trzpil patriotische deutsche Lieder singen, vom Nationalsozialismus angesteckt werden, heimlich deutsche Kriegergräber schmücken, Wandermärsche machen und schließlich, ohne daß die polnische Wirtin etwas ahnt, ein „deutsches Heim" gründen. Das bedeutet in der Auffassung der Boguszewska-Kornacki nicht etwa wie Studentenheim, Gesellenheim usw., sondern „coś tajnego" (Heim: tajny — geheim), was aus den Seiten 310, 408, 419 hervorgeht. Die Jungen leben in dem Wahn, Hitler würde Pommerellen erst wieder holen, wenn das Deutschtum von allen Schlacken gereinigt dastünde (S. 365). Daher zünden Otto Trzpil und Molenda die Loge der Altdeutschen, „Ludwig zur Harmonie der Seelen", in einer regnerischen Nacht an, werden aber von der Polizei gefaßt. Molenda lassen sie bald wieder frei. Er macht sich nach dem überstandenen Schrecken auf dem Nachhausewege beinahe in die Hosen. Otto Trzpil aber wandert ins Gefängnis, wo er, in Tränen aufgelöst, dem Leser zum letzten Male begegnet. Im selben Augenblick, als die Geheimorganisation „Deutsches Heim" (richtiger „Deutsches Geheim"!) in ihrem Hause aufgedeckt wird, nimmt sich Mańcia Kruegerowa das Leben. Im Gegensatz zum unbesonnenen Treiben der jungen Deutschen gehen die Alten gerissener und gefahrbringender vor. Sie wollen „eine von den eifrigsten polnischen Patrioten gebildete deutsch-freundliche Partei ins Leben rufen" (S. 184). Der deutsche Großbauer „Reingold Wenzel" leiht leichtgläubigen Polen Geld, um ihnen später ihren Besitz abzujagen. Der Inspektor Marchwitz fährt oft nach Danzig und bringt geheime Nachrichten aus dem Reich, wann Hitler endlich kommen wird. Um die deutsche Gefahr möglichst deutlich zu machen, wenden die Verfasser zwei Kunstgriffe an. Die „hitlerowcy" tragen zum großen Teil polnische Namen, um die Eindeutschung darzustellen: Hildebrandt Zientara, Hans Zientara, Wolfgang Radoschkiewicz, Otto Trzpil, Joachim Szarag, Fabricius Gustaw Molenda, Bruno Goronzy, Dlugosch. Die Polen in Pommerellen, gegen die sich die Satire des Romans wendet, erscheinen als politisch ahnungslose Kinder, ohne Organisation und Zielstrebigkeit. Der senile ehemalige Professor, Sejmabgeordneter, Major a. D. Widacki vermag sich zu keiner Tat mehr aufzuraffen. Der Starost Upojeński hat von den Dingen Pommerellens keine Ahnung, während der junge Politiker Piotr Aktyl leidenschaftlich vollkommen groteske Pläne propagiert.

Und nun die deutschen Gestalten! Die deutschen Lehrlinge, die bei Meistern arbeiten, sind Mörder und Banditen. Hans Zientara erzählt:

„Wer hat Paciorek überfallen? Sein Deutscher, der Lehrling! Auf den Namen komme ich nicht . . . Und wer hat den Meister Warga erdrosselt? Sein Deutscher, der Lehrling Flick. Wer hat dem älteren Sandauer den Kopf abgeschlagen? Sein Deutscher, der Lehrling Meppen . . ." (S. 157. Mit der Axt. S. 166). Sandauer hatte dem Lehrling „nicht vier, sondern siebenmal Suppe aus denselben Knochen gekocht und Meppen wohl auch geschlagen . . ." (S. 167/68). Der 18jährige Primaner Otto Trzpil — er schreibt sich selber Tschpil — fühlte sich bis zum Eindringen des Nationalsozialismus als Pole und spie vor der evangelischen Kirche aus, in die seine deutsche Mutter, die schöne Witwe Liselotte Trzpil ging. Als aber Hitler in Deutschland ans Ruder kommt, geht eine so weitgehende Verwandlung in ihm vor, daß er plötzlich vom Deutschtum und vom Nationalsozialismus besessen ist. Früher, als er oft durchs Schlüsselloch zusah, wenn seine Mutter in die Badewanne stieg (S. 121), schüttelte es ihn, und er wollte Propst werden. Kaum aber hat Hitler seinem Volk geraten, mehr Nachkommen in die Welt zu setzen, da knüpft er ein Verhältnis mit der minderjährigen Frieda Wenzel, Tochter des deutschen Großbauern „Reingold" Wenzel an, und zählt ganz genau, wie oft er sie besitzt (S. 167). Beim 39. Male merkt er, daß es ihn schwächer macht als sonst*). Zweimal schildert der Roman, wie sich beide beim Stelldichein ins Gesträuch verziehn (S. 166/67). — Einmal wollte Otto sie auf einem Wege „lieben", aber sie schlug ihm vor, die Sache im Fliederstrauch hinter einem Zaun zu besorgen (S. 166/67). Zum Schluß (S. 377) erfährt Otto, daß „die schamlose Frieda" schon früher mal ein Kind mit dem älteren Schachmaier gehabt hätte, das der deutsche Arzt Wiese ihr abgetrieben hat, und das daher gestorben ist. Allerhand! Wie alt mag die jetzt noch minderjährige („nieletnia") damals gewesen sein? — Liebesszenen zwischen beiden werden trivial aufgetischt. Während der taube, dicke Großbauer Wenzel seinen „Schweinbratt" (S. 171) im Wirtshaus ißt, fährt Otto in seiner Gegenwart der Frieda unter dem Tisch mit der Hand „von Zeit zu Zeit ans Knie, an die Schenkel und noch etwas höher . . .", gleichsam um ihr zu sagen: „Frieda, du bist mein." (S. 172/73). Frieda verspricht ihm, wenn er endlich das polnische Abitur hat, ihm jedes Jahr ein Kind zu gebären (S. 120). Sogar auf die scheinheilige Frau Pastor Poldinger hat Hitlers Aufruf zum natürlichen Bevölkerungszuwachs Eindruck gemacht. Da ihr Mann ihr trotz jahrelanger Ehe nicht zur Geburt eines Kindes zu verhelfen stark genug ist, geht sie mit polnischen Landstreichern solange „fromme Bücher lesen", bis sie einem Sohn das Leben schenkt. Alle andern wissen Bescheid, nur der ahnungslose Pastor nicht (S. 377). — Die Witwe Sandauer steckt auf Anraten des Rechtsanwaltes Wagner ihr Haus in Brand, um die Versicherungssumme von ungefähr 15000 zł zu erschwindeln und vom Mutterlande eine Unterstützung zu erbetteln. Sie baut sich nachher in Gdingen ein Haus (S. 166). Der Gründer der Loge, Ludwig von Furtke, „ertrug nur männliche Gesellschaft, sowohl am Tisch als auch im Bett" (S. 158). — Der deutsche Bäckermeister Hans Zientara nimmt zwei deutsche Lehrlinge an, um die Zahl seiner Volksgenossen in der Stadt zu erhöhen. Er nimmt von ihnen Geld, obwohl das

*) S. 190 heißt es wörtlich: „We Frydzie we środku był już Otto całe trzydzieści osiem razy i jeszcze ani razu nie poczuł takiej potrzeby leżenia, wypoczywania jak teraz. Trzydziestydziewiąty raz . . . Czy wszyscy mężczyźni rachują razy jak Otto?"

nicht erlaubt ist. Er hat auch keine Werkstattapotheke und keinen Umkleideraum eingerichtet, gibt den Lehrlingen keinen Urlaub — und im Winter keinen Ofen in ihr Zimmer. Die Lehrlinge tragen dreckige Hemden (S. 153). Als die polizeiliche Untersuchung diese Mißstände festgestellt hat, verprügelt Hans Zientara seine Frau „Herzeleide", die Tochter eines ehemaligen Bromberger Gefängniswärters Bach, mit einem Ledergürtel (S. 151). Rechtsanwalt Wagner verrät seine jungen Volksgenossen der polnischen Polizei, um damit seine sonstigen Machenschaften zu tarnen. Als er von der Brandstiftung Trzpils und Molendas erfährt, empfiehlt er der polnischen Behörde, den Bengels Hiebe auf den Blanken zu verabfolgen (S. 368). Zu welchen Drehereien die Deutschen fähig sind, beweist das Handeln des verstorbenen Prof. Krüger. Er heiratet die Schwester des Starosten, die nicht deutsch sprechende Mańcia nur, um auf diese Weise Rückendeckung für seine deutsche politische und kulturelle Arbeit zu haben (S. 154). Seine Frau liebt er nicht und verrät sie mit anderen Frauen, z. B. mit Liselotte Trzpil, deren Mann, ein Pole, verstorben ist. Der junge Otto Trzpil bildet sich ein, ein Sohn Krügers zu sein.

Der Roman strotzt von Gehässigkeiten und Verdächtigungen gegen das Deutschtum. Zientara „spürt plötzlich einen schmerzhaften Stich in seiner deutschen Leber" (S. 162). Otto Trzpil sagt: „Zwischen Deutschland und eurem ganzen katholisch-jüdischen Polen kann keine Harmonie der Seelen bestehen. Ein richtiger Deutscher kann den Polen nur verachten" (S. 374). Die deutsche Kultur ist „materiell" und hat „mit geistiger Kultur nichts zu tun" (S. 276. Vergl. auch S. 274!). „Für uns ist das schön, was malerisch ist, für den Deutschen dagegen das, was sauber ist" (S. 273).

Das Deutschtum in Pommerellen wird in der phantastischsten Weise verdächtigt. Oberst Konrad von Furtke unterstützt die nationalsozialistische Bewegung in Pommerellen und Posen. Er will ein geheimes Arbeitslager mit Singen und Schießübungen durchführen, aber die unbesonnene Tat Otto Trzpils hat die Aufmerksamkeit der Polizei zu sehr wachgerufen (S. 377). Mit Wagner zusammen versucht er, der Agrarreform zu entgehen. (Ein scheußliches Verbrechen!)

Der Name des deutschen Führers und Reichskanzlers wird mehrmals in erbärmlicher Weise mißbraucht (S. 119, 161, 364).

Das körperliche Äußere der deutschen Romanfiguren wird durchweg ungünstig dargestellt. Sie sind dick, häßlich, sommersprossig, „schlucken laut ihre Spucke herunter" (S. 164), sehen „wie ein großer Ochse aus" (S. 177) usw. Da die beiden Verfasser das Deutsche nicht beherrschen, sind die zahlreichen deutschen Sprachproben in derlächerlichsten Weise verzerrt. Die Bekenntnisse unserer Jugend in Polen zum Nationalsozialismus lauten, wie bei Otto Tschpil: „Ja jestem hitlerowiec! Hitler am Weichselstrand! Hitlerjugend! Heil Hitler!"

Was die pornographischen Schilderungen vom Geschlechtsleben der deutschen „Helden" des Romans anlangt, so sind sie gewiß nicht der Wirklichkeit entnommen. Das Verfasserpärchen erinnert uns an ein Wort von Jean Paul: „Ein Künstler verrät sich nirgends mehr als durch seinen Helden, den er unwissentlich mit den geheimen Gebrechen seines Inneren befleckt."

Noch erschütternder als diese Kloakenliteratur selbst ist die Tatsache, daß sie wohlwollende Kritiker gefunden hat*).

Ganz allgemein erinnern uns alle erwähnten polnischen Romanschriftsteller, die vor 1939 am Nationalsozialismus Kritik geübt haben, an jenes weltbekannte, sprichwörtliche Tier, das wenig klug vor einem neuen Scheunentor zu stehen pflegt.

Danzig in der polnischen Dichtung

Das Interesse des schöngeistigen polnischen Schrifttums an der Freien Stadt Danzig ist nach dem Weltkriege außerordentlich rege gewesen. Polnische Literarhistoriker haben einige Übersichten verfaßt, die Wegweiser sind, aber eine spätere deutsche Bearbeitung nicht überflüssig machen. Wir nennen Rajmund Bergel „Das polnische Meer und Danzig in der polnischen Literatur" (poln. Myślenice 1930). — Władysław Pniewski „Danzig in der schöngeistigen polnischen Literatur" (poln. Danzig 1931).

Angriffsgeist atmen die Gedichte J. Rychlińskis mit der Titelforderung „Otwórzcie gdańskie wrota" (Öffnet die Danziger Tore). Eins trägt die Überschrift „Vom Wege Batorys" (1926), das an den Kriegszug des polnischen Königs gegen Danzig erinnert. Nicht minder kriegerisch stellt sich Eugeniusz Małaczewski in „Płacz Wisły" (Das Weinen der Weichsel. 1922) ein. Die Weichsel klagt, daß der „Kreuzritter" auf ihr kniee und bittet die polnischen Soldaten, einst in die Danziger Feste einzuziehen.

Wirtschaftliche Zwangsmaßnahmen gegen die deutsche Hafenstadt empfiehlt Tyszkiewiczs „Japończyk" (1921), worin „die Halbinsel Hela im Winter" den Hintergrund bildet. Die Verpolung der Stadt ersehnt Maria Janina Wonschowas „Oda do Gdańska" (Ode an Danzig. 1925). Eine feindselige Stimmung strömt auch St. Wilczyńskis Sonett „W Gdańsku" (1929) aus. Pniewski drückt anerkennenswerter Weise in seinem Überblick die Hoffnung aus, daß diese nicht zahlreichen Ausbrüche der Feindschaft, die die Folge der Nachkriegspsychose und des Volkstümerstreites sind, in Zukunft einer ruhigeren Betrachtungsweise Platz machen. Pniewski hätte mit gutem Recht diesen Wunsch auch noch auf andere Werke der polnischen Literatur ausdehnen können. Kornel Makuszyński „Listy zebrane" (Gesammelte Briefe. 1929) nimmt spöttisch gegen die angeblich herausfordernde Haltung der Danziger Stellung:

> „Die preußisierte, aufgereizte, aufgehetzte, aufgestachelte, antipolnische Wut der ehrenwerten Danziger sieht aus wie die Wut eines harmlosen Säufers, dessen Gehirn etwas angegriffen ist. Er rast etwas, schreit, fuchtelt mit den Händen, macht Schwierigkeiten, aber schließlich beruhigt sich der kleine Danziger Moritz, wenn er etwas auf die Finger kriegt, keine polnischen Kartoffeln zum Gemüse bekommt, und wenn

*) Der Literat A. Grzymała-Siedlecki im „Kurier Warszawski" vom 31. 8. 1937: „materiał, rzetelnie przemyślany". — Emil Brejter in der Wochenschrift „Wiadomości Literackie" 1937, Nr. 39. — Józef Kisielewski im „Kurier Poznański" vom 24. 10. 1937, S. 12. Er kritisiert nur die Art der stilistischen Darstellung, bejaht aber die politische Tendenz. — Z. Szłapczyński „Deutsches Heim". In „Front Zachodni" 1937, Nr. 10: „Boguszewska i Kornacki utrafili w sedno sprawy."

er schließlich Vernunft annimmt, die eigentlich immer in den wunderschönen Danziger Häusern gewohnt hat. Danzig erinnert an ein Ungeheuer, das einen riesigen Kopf hat, in diesem Kopf mächtig viel Seewasser, außerdem ein kleines Bäuchlein, kurze Hände und lächerlich kleine Füße. Diesem sympathischen kleinen Etwas hat man gesagt: Schlage dich mit Polen! Also zappelt das reiche Volk mit dem Froschbeinchen und gibt ein komisches Gepiepse von sich. Die alten Danziger, kluge Leute, ernste Leute, ruhig, reich und vorausschauend, seufzen schwer und schütteln beim Zuschauen das Haupt. Die Jungen verstehen nichts vom Geschäft und machen Dummheiten und sind schrecklich stolz, wenn der Kellner, der im Speisehaus bedient, sich einem polnischen Gast gegenüber herausfordernd benimmt. Dieser ungeheuer große diplomatische Sieg erfüllt den Danziger Senat mit Stolz. Der ruhige Pole sagt nichts dazu. Aber irgendwann einmal wird er zum Schlage ausholen ..."

Publizistischen Charakter besitzen auch Adolf Nowaczyńskis „Listy z Gdańska i Pomorza" (Briefe aus Danzig und Pommerellen. 1922).

Um die heutigen Danziger zu beschämen, entwirft Maria Czeska-Mączyńskas Roman „W obronie Gdańska" (Zur Verteidigung Danzigs) ein Bild der Treue, die die Stadt während der Schwedenkriege des 17. Jahrh. dem Polenreich gehalten hat. Einige Figuren, z. B. der Schnitzer Otto Groß, werden idealisiert, andere als Ungeheuer dargestellt. Es handelt sich um eine wenig gelungene Nachahmung des schon in früheren Kapiteln erwähnten Romans „Panienka z okienka" von der Deotyma (Jadwiga Łuszczewska). Den eindeutschenden Einfluß Danzigs auf die Kaschuben versucht Maria Kuncewiczowa in der Novelle „Polska na Fiszmarku" (Polen auf dem Fischmarkt. 1926) herauszuarbeiten. Stefan Żeromski feiert zweimal die polnischen Truppen, die unter dem General Henryk Dąbrowski im Verein mit den französischen Truppen 1807 Danzig erobern, und zwar in „Popioły" und „Wiatr od morza" (1922). Edward Ligocki „O Don Kiszocie błękitnym" (Vom blauen Don Quixote) vermag der Hafenstadt keinen Gefallen abzugewinnen.

F. A. Ossendowskis historischer Roman „Pod polską banderą" (Unter polnischer Flagge. 1925) ist lesenswert. Der Livländer Haraburda, der ohne es selber genau zu wissen — im Dienste anderer ein Seeräuber wird, legt später nach Wiedererlangung der Gunst des Königs den Grundstein zur polnischen Flotte und vollbringt Wunder der Tapferkeit im Kampfe mit den Schweden. Um diesen gefährlichen Gegner seelisch zu zermürben, dingen die Schweden Giftmörder in Danzig, die Haraburdas Frau Wanda um die Ecke bringen sollen. Wandas Hofmeisterin Rosa Lindstrom und „ein bekannter deutscher Apotheker" aus Danzig, versuchen sie heimtückisch zu vergiften. Die Schwerkranke wird aber vom Leibarzt des Hetmans Koniecpolski am Leben erhalten. Ausführlich schildert Ossendowski den sorgfältig vorbereiteten Empfang, den die Danziger dem König Sigismund III. bereiten, und das Auftreten der Patrizier.

Jerzy Bandrowski „Zolojka" (Roman. 1928) langweilt den Leser mit einer gewaltsam in die Länge gezogenen Erzählung von einem wunderlichen Danziger Schuster Wilhelm Kuhnke, der den Helaer ka-

„Zygmunt III w Gdańsku".

Gemälde von Wojciech Gerson.

Sigismund III., König von Polen, wird bei einem Besuch der Stadt Danzig von deren Vertretern begrüßt. Das Gemälde ist als Postkarte (Polonia-Kraków Nr. 292) verbreitet.

Król Zygmunt August – „Güldene Kerl"

(Od własnego korespondenta „Kuriera Poznańskiego")

Gdańsk, 10 marca.

Usuwanie pamiątek polskich w Gdańsku już dawno nabrało cech pospolitego barbarzyństwa. Odrywanie orłów polskich, usuwanie napisów i posągów w „Dworze Artusa", to są już fakty ogólnie znane. Ale cóż począć z posągiem Zygmunta Augusta na szczycie wieży ratuszowej? Ten posąg usunąć to rzecz nie łatwa, bo jest to arcydzieło dobrze znane w całej Europie. Zabrano się więc energicznie do głoszenia, że posąg przedstawia zwykłego gdańskiego chorążego — „Danziger Fahnenträger". Ostatnio jednak Zygmunt August „przybrał" jeszcze inną nazwę; powiadają zwyczajnie, że jest to „Der güldene Kerl vom Ratsturme". A więc „złotym chłopcem" stał się nagle Zygmunt August i to właśnie głosi znaczek rozpowszechniony w Gdańsku.

Na wieść o tym, że Zygmunt August stał się nagle „Der Güldene Kerl" przekonał się niewątpliwie w grobie niemiecki rytownik gdański J. K. Schultz. Tenże rytownik w połowie ubiegłego stulecia wydał zbiór sztychów, przedstawiających zabytki historyczne miasta. Schultz, który był Niemcem, swój sztych wyraźnie podpisał: „Sigismund August". Cóż na to autorzy znaczka z napisem „Güldene Kerl"?

Sam posąg, postawiony na wieży w roku 1561 i odnawiany w latach 1707—1709, ma wyrytych mnóstwo nazwisk burmistrzów i rajców gdańskich oraz ciekawe sentencje, wyrażające nadzieje, że dobrze będzie Gdańskowi pod rządami króla Stanisława Leszczyńskiego.

Wierszyki te w oryginale mają następujące brzmienie:

„Vectar ego, quocunque noti me flamina vertunt
Stet patriae firma resque salusque pede,
Aurea Sarmatiae redeant sic tempora nostrae
Surgit ut hic flugen jam renovatus apex."

Rada Interesantów Polskich Portu Gdańskiego, która w swoim ostatnim sprawozdaniu zwróciła uwagę na posąg, podaje tłumaczenie cytowanych wierszy. Oto ich brzmienie w polskim przekładzie:

„Kieruj mną wichrze północy, gdzie chcesz, bez obawy,
Byleby nieuzruszenie stały Ojczyzny sprawy.
Tak powróci dla naszej Polski złotych czasów świt.

Z pomiędzy sentencyj wyróżniają się wiersze łacińskie, ułożone przez ówczesnego (r. 1707) burmistrza Fryderyka Gottlieba Engelke, oraz rajcę Gottfrieda Reygera.

Jak błyszczy tu odnowiony złoty wieży szczyt."

Tak głoszą napisy na posągu króla w zbroi i koronie, dzierżącego w ręku proporzec z herbem Gdańska, zakończony statkiem, zwanym kogą gdańską.

Złocisty, grubo złocony posąg postawili Gdańszczanie w przeszłości Królowi Polski na samym szczycie ratusza. Czy Forsterowie i Greiserowie zdołają zmazać tkwiące dokumenty łączności Gdańska z Polską? Mogą niszczyć, popisywać się barbarzyństwem, ale nie zmienią rzeczywistości geograficznej. Gdańsk i był i jest z Polską związany. Pomniki przeszłości z tą zawziętością niszczone są tylko wymownymi świadectwami rzeczywistości, która prędzej się nie zmieni, jak długo istnieć będzie naród polski.

C. P.

Wnioski z wojny w Hiszpanii i na Dalekim Wschodzie

Wydarzenia wojenne ostatnich czasów nie potwierdziły teorii włoskiego generała Douheta, głoszonej w jej pierwotnej formie, że w przyszłej wojnie lotnictwo wyłącznie zadecyduje o zwycięstwie. Toczące się wojna w Hiszpanii i na Dalekim Wschodzie wykazały jednak wybitną rolę, lotnictwa w działaniach wojennych w współpracy z innymi bronłami. Decydującą jednak rola w odniesieniu zwycięstwa przypada w udziale tak jak w wiekach dawniejszych piechocie. Odnośnie skutków napadów lotniczych wojny te dowiodły, że tam, gdzie obrona przeciwlotnicza nie była zupełnie przygotowana, straty były olbrzymie, gdzie zaś były przygotowania staranne, straty były małe.

Nie należy zapominać jednak o jed-

Eine der vielen Presselegenden als Beispiel für deutsch-polnische Mißverständnisse.

Den beiden Führern der Freien Stadt Danzig wird hier der Vorwurf des Barbarentums gemacht, weil sie die auf dem Rathausturm thronende (barfüßige, mit dem Stadtwappen geschmückte!) Gestalt (aus dem J. 1561) nicht, wie das (törichterweise) 1854 der deutsche Gelehrte J. K. Schultz tat, als den Polenkönig Sigismund August, sondern als „Güldenen Kerl" bezeichneten. Statt gegen den Irrtum von Schultz zu protestieren (wer stellt einen König als Windgockelhahn auf einen Turm!), bemächtigte sich die polnische Propagandahistorie nach 1920 dieser Legende trotz aller Danziger Einwendungen, z. B J. Kilarski in seinem Buch „Gdańsk" (1937 S. 68). das übrigens noch von weiteren Naivitäten geradezu strotzt. Nun hat inzwischen der bekannte poln. Kunsthistoriker Dr. A. Brosig im „Kuryer Lit.-Naukowy" (1938 Nr. 14 — Beilage des IKC) in einer geistreichen Beweisführung nachgewiesen, daß es sich um Aeolus, den König der Winde, handelt. Zu Füßen des Rathausturms wurde in sinnvollem Wechselspiel auch dem König der Meere ein Denkmal, der Neptunsbrunnen, errichtet. Die Erklärung, es handle sich um den Polenkönig Sigismund August, ist ein fataler und lächerlicher Unsinn.

schubischen Fischern wasserdichte Stiefel zu machen verspricht, Anzahlungen fordert und sich dann aus dem Staube macht. Das Äußere des Handwerkers versucht der Verfasser möglichst originell zu zeichnen:

„Er trug eine fettige, fleckige, aber ganz schwarze Jacke, eine unerhört zerdrückte und verzogene tango-farbene Krawatte, eine dunkelgrüne Sportmütze, einen schrecklich schmutzigen Kragen und ebensolche nicht zugeknöpfte, aus den Ärmeln vorkommende Manschetten, Pepittahosen und braune Leinenschuhe. Der borstige, schwarzweiße Bart war düster, wie ein unabänderliches Urteil, seine hellen wässrigen Augen zitterten, als ob in ihnen Angst und Unruhe säße. Die Haltung dieses Menschen erinnerte an einen Hund, der schön macht und deswegen sehr zufrieden ist. Das Menschlein saß nämlich auf einem grünlackierten Holzköfferchen, seine Hände hatte es auf den Stock gelegt. Eine dieser Hände, die sehr braun und mit etwas Schwarzem grausam beschmiert und deren Fingernägel unregelmäßig abgerissen waren, war grauweiß tätowiert. Die ganze Gestalt strömte unverkennbar den zarten Geruch von Spiritus und Schuhwichse aus — und sein Schnurrbart war denn auch sehr schwarz."

Um so heiterer wirkt es, daß der Verfasser dieses komische Schusterlein allen Ernstes Überlegungen über die Inszenierung eines Danzig-polnischen diplomatischen Konflikts wegen der Wasserstiefelbestellung anstellen läßt. Der deutsche Leser kann sich des Eindrucks nicht erwehren, die polnischen Schriftsteller seien bei ihrer verkrampften Darstellung deutscher Gestalten immer so sehr vom Gefühl und von Zwangsvorstellungen beherrscht, daß die Vernunft dabei einer krankhaften Psychose gewichen ist. Das gilt auch für das Bild, das Bandrowski uns von Frau Kuhnke entwirft:

„Sie hat r o t e Haare, aber abgrundtiefe dumme und s c h w a r z e Augen." (Beim Mann umgekehrt: schwarze Haare und wässrige Augen!!). Sie hat „ein Pferdemaul", Sommersprossen, schwarze Fingernägel, einen beschränkten Verstand, Schüchternheit und — keinen Busen. An einer Stelle lesen wir wörtlich: „Seine Frau konnte als Weib gelten, das sich sehen lassen kann, denn sie war vollendet dumm, sprach wenig und in abgerissenen Sätzen, arbeitete jedoch unermüdlich. Dieser Ansicht waren jedenfalls alle. Niemand wußte, daß diese sogenannte Arbeit nur eine körperliche Anstrengung ohne Sinn und Plan war, die einem einzigen Bedürfnis dieser Dame, dem Bedürfnis der Bewegung entsprang, die ihr als ganzer Lebensinhalt genügte. Dauernd trug sie etwas, hob etwas, stellte etwas um, brachte etwas, trug etwas fort, fegte, wusch, aber das führte alles zu nichts."

Selten kommt die Wesensverwandtschaft zwischen dem Schriftsteller und den Helden seiner Werke klassischer zum Ausdruck als hier. Manche Abschnitte der „Zolojka" mit ihren unnötigen Dehnungen belangloser Dinge könnte Frau Kuhnke geschrieben haben.

Eine Reihe anderer Werke, die sich mit Danzig auseinandersetzen, haben wir schon an anderer Stelle behandelt, z. B. die erfundene Legende von dem „Danziger Blutbade 1309" (S. 359) und die Eroberungen der Stadt (S. 445). Die imposante Geschichte des Mittelalters der Stadt und ihrer stolzen Arbeit im Laufe der Jahrhunderte, ihrer Kunst und

Architektur sind für den polnischen Roman eine terra incognita geblieben. Der Pole Władysław Pniewski faßt seine Forschungen, die er von einem anderen Standpunkt aus als wir angepackt hat, folgendermaßen zusammen: „Die gefühlsmäßige Einstellung unserer Schriftsteller zu Danzig ist nicht herzlich. Auf Schritt und Tritt begegnen uns trotz ihrer Schwäche für den Hafen, die Stadt und die Leute, irgend ein Mißklang, irgend eine Fremdheit des Gefühls, mitunter Wehmut und Abneigung und ausnahmsweise sogar Lust zur Rache und Gewaltmaßnahme. In einem bedeutenden Teile der Werke tritt die politische Tendenz hervor, die den künstlerischen Eindruck verdirbt." In den Dichtungen älterer Meister, wie Rey, Potocki usw. und neuerer wie Gomulicki, Deotyma, Czeska-Mączyńska sei dagegen den Danzigern, die immer von den „Kreuzrittern und Berliner Deutschen" ausdrücklich unterschieden werden, die Hand entgegengestreckt. Pniewski äußert, umgekehrt wehe dem polnischen Leser aus der deutschen Danzig-Literatur ein viel unfreundlicherer Wind entgegen. Diese völlig unberechtigte Ansicht ist kennzeichnend für die Einseitigkeit, mit der die polnischen Schriftsteller an das Danziger Problem herangehen, eine Einseitigkeit, die auch im landeskundlichen Propagandawerk von Jan Kilarski „Gdańsk" (1937) in ungeschickter Aufdringlichkeit zum Ausdruck kommt*).

Das schlesische Grenzland als literarisches Problem

Ein unerschöpflicher Born schriftstellerischer Gestaltung entstand der polnischen Nachkriegsliteratur im Gebiete des südlichen Flügels der polnisch-deutschen Volkstumsfront. Nicht nur Einheimische, sondern auch Ankömmlinge aus anderen Gebieten strengten sich an, um Schlesien für ihr Volk neu zu entdecken, z. B. Zofia Kossak-Szczucka, deren „Legnickie Pole" und „Nieznany kraj" wir schon in einem anderen Zusammenhange kennzeichneten, ohne den Mangel der Geschichtstreue bei der Darstellung der mittelalterlichen deutschen Einwanderung zu verschweigen.

Wie schwer es fällt, einer politischen Tendenz ohne Schaden für die dichterische Gestaltung zu dienen, beweist — wie vieles andere — auch die schon in zweiter Auflage erschienene Novellensammlung „Powszedni dzień" (Der Werktag. 1933) von Pola Gojawiczyńska. „Das Gesicht von drüben ist schon nicht mehr das Gesicht eines nahestehenden Menschen: es ist das Gesicht eines Feindes." Ein charakteristischer Satz aus dem Buche! Daher bekommt ein kleines polnisches Mädchen auf der deutschen Seite die Schimpfworte „polnischer Hund, Hund, polnischer Hund" an den Kopf und einen Steinwurf ins Kreuz, und zwar von einem deutschen Mädchen (S. 78). In die primitive Methode, deutsche Gestalten schwarz, polnische weiß zu malen, verfällt die Schriftstellerin in der Novelle „Górnoślązaczka" (Die Oberschlesierin). Die Frau Aufseher Meinert mit ihrer Küche soll hier die „zivilisatorische Mission" der Deutschen vertreten. Da hängt eine große Wandstickerei mit der Aufschrift: „Die Küche ist meine Welt". In

*) Welch unerlaubte Geschichtsklitterung dieses Buch ist, haben die Danziger „Ostlandberichte" 1937, Nr. 2, S. 67—77 mit überzeugender Gründlichkeit und Deutlichkeit nachgewiesen.

Wirklichkeit aber bedeutet sie ihr noch mehr als ein Altar... Zwar stehen in einem Wandregal schöne Porzellanbüchsen für Mehl, Grütze, Zucker, Salz, aber sie dienen nur zur Dekoration, bleiben ungefüllt und ungenutzt, denn alle diese Nahrungsmittel stecken in Wirklichkeit in gewöhnlichen Papiertüten. Unter einem gestickten Handtuch hängen kleine schmutzige Lappen zum eigentlichen Gebrauch. Eine erstaunliche Logik: Frau Meinert läßt ihre Kinder auf den Treppen und Straßen herumlungern, „damit sie die Küche nicht schmutzig machen", gewöhnt aber ihrem Mann, „einem Bierfaß mit Tabakspfeife" nicht ab, in Gegenwart seiner Frau und der fast erwachsenen Tochter in den Küchenausguß zu pinkeln. Die kirchlichen deutsch-katholischen Männervereine halten ihre Zusammenkünfte im Gasthaus ab, zu denen gleichzeitig das „hochgeachtete Mitglied, der Gastwirt" ein Schweineschlachten veranstaltet. Der Einladung, die die Frau Wirtin schreibt, wird ein zweites Kärtchen beigefügt, mit einem Engel, der von einer Girlande aus Würsten umrahmt ist. Und so weiter! „Mit solchen Geschenken", mit dieser „zivilisatorischen Mission" kommen die Deutschen zu dem „dunklen Volk" der Polen, die natürlich idealisiert werden. Wir bewundern Pola Gojawiczyńska, daß es ihr gelungen ist, sich so „solide" Kenntnisse von der deutschen Kultur anzueignen, obwohl sie die deutsche Sprache nicht beherrscht (vgl. S. 87: „i würst ah würst"). In „Granica" (Die Grenze) stellt die Verfasserin den gewissenhaften polnischen Zollbeamten Kobura dem deutschen Miller gegenüber, der kommunistische Propagandaliteratur und Dynamit, der später in den Arbeitslosenzentren explodiert, nach Polen schmuggeln hilft. Der Terror auf der deutschen Seite führt, wie die Novelle „Allgemeine Unruhe" schildert, dazu, daß laut polnisch Sprechende bespien und ganze Schlachten ausgefochten werden. Politische Regungen der Polen halten die Deutschen mit Knüppeln nieder. Zu dieser Novellensammlung hat 1933 der damalige polnische Finanzminister das Vorwort geschrieben. Kazimierz Czachowski urteilt in seiner Literaturgeschichte (III, 423) ähnlich wie Pniewski über die polnische Danzig-Literatur: „Powszedni dzień" ist ein Buch von ungleichmäßiger Reife. „Viel hat darin die patriotische Tendenz verdorben, die edel und schätzenswert ist, besonders auf dem Hintergrunde des von der Gojawiczyńska dargestellten Volkstumskampfes in Oberschlesien, aber das sind gewöhnlich Dinge, die sich immer am schwersten in einer mit der Kunst in Einklang zu bringenden Weise ausdrücken lassen." Zwei Novellen „Jenseits der Grenze" und „Die Oberschlesierin" sind als Sonderdruck mit großen Buchstaben unter dem Titel „Górnoślązaczka" (1937) als Schullektüre herausgegeben worden. Auch in Gojawiczyńskas Roman „Ziemia Elżbiety" (Das Land der Elisabeth. 1933) bildet Oberschlesien den Hintergrund.

Den beiden nicht aus Schlesien stammenden Schriftstellerinnen ist in dem ehemaligen Bergmann und Schlonsaken Gustaw Morcinek ein erfolgreicher Wettbewerber erwachsen. Seine Novellensammlung „Serce za tamą" (Das Herz hinter der Schranke. 1930) triumphiert über die Gewinnung Oberschlesiens und des „deutschen" Teschens und trauert denen nach, die trotz aller Kämpfe hinter den Schranken der Grenzpfähle bleiben mußten. Die deutschen Soldaten des österreichischen Heeres besiegt der jugendfrische Mut der aufständischen Polen. Die „kläglichen, dickbäuchigen Deutschlein", die in Teschen ansässig

sind, verdrücken sich in ihre Häuser. Der preisgekrönte zweibändige Roman „Wyrąbany chodnik" (Der ausgerodete Weg. 1932) malt die Unterdrückung der Polen in Ostschlesien durch die Tschechen, in Oberschlesien durch die Preußen, die Zeiten des Weltkrieges, der Aufstandskämpfe und der Vereinigung mit Polen aus. Während z. B. Pola Gojawiczyńska als Ortsfremde nur vereinzelte Fragmente erfaßt und die Wirklichkeit und Gesamtheit des schlesischen Lebens nicht begriffen hat, erweist sich Morcinek als der vorzügliche Kenner des Industriezentrums und seiner Nöte. Außer dem nationalen Gegensatz zwischen dem deutschen Arbeitgeber und dem polnischen Arbeitnehmer begegnet uns hier das schon in Reymonts „Gelobtem Lande" und anderen Werken zum Überdruß abgehetzte Motiv von der Schändung einer polnischen Arbeiterin durch den Deutschen Willich, dessen Vorbereitungen zur Verführung in epischer Breite ausgemalt werden. Im 1. Bande tritt mehrmals ein Hund auf, der den Namen „Bismarck" trägt (S. 309, 310). Und ein Urteil über das deutsche Wesen lautet „a Niemiec to pies wściekły", d. h. „der Deutsche ist ein tollwütiger Hund" (I, 348). In seinem letzten Erzählungsbande „Gołębie na dachu" (Tauben auf dem Dache. 1936) schneidet Morcinek das Thema des Volkstumskampfes kaum noch an.

Auf die Werke jüngerer, noch in der ersten Entwicklung begriffener Talente, z. B. Adolf Fierlas, wollen wir nicht näher eingehen. Keiner der erwähnten Romane kommt in bezug auf die Kunst der Darstellung und seine Deutschfeindlichkeit dem Werk gleich, das Pommerellen gewidmet ist: „Wiatr od morza" von Stefan Żeromski, auf das wir schon vorher mehrmals eingehen mußten. In einer Anzahl loser miteinander verknüpfter Bilder soll sich die wechselvolle Geschichte Pommerellens bis zum Abschluß des Weltkrieges und den sogenannten Grenzschutzkämpfen widerspiegeln.

Die Aufzählung der dem Grenzkampf dienenden polnischen Romane der letzten Jahrzehnte erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es lag uns nur daran, seine wichtigsten Tendenzen und Motive anzudeuten.

Schluss

Fruchtlose Ansätze zur Neugestaltung

Die nationale Tendenz, die Einstellung auf das eigene Vaterland, die der polnischen Literatur des 19. Jahrh. ihr Gepräge verliehen, beherrschen auch noch das Schrifttum der Nachweltkriegszeit. Die Luft ist drückend, die Fenster sind geschlossen und verhangen, die Blicke in die Enge gebannt. Die Beurteilung der deutsch-polnischen Nachbarschaft bleibt engherzig und verkrampft wie zuvor, ohne Sicht auf die Tiefe und Weite der historischen und psychologischen Zusammenhänge und Tatsächlichkeiten. Um so kühner erschien der Versuch Vereinzelter, die Weite zu erobern. Aus dem Leben des deutschen Mittelalters schöpfte mit unanfechtbarem Willen zur Stilechtheit und Gediegenheit Wacław Berent den Stoff zu seinem vortrefflichen Roman „Żywe kamienie" (Lebende Steine. 1919). Jarosław Iwaszkiewicz läßt in seinem ebenso ausgezeichneten Roman „Czerwone tarcze" (Die roten Schilde. 1934) den Sandomirer Piasten Henryk (12. Jahrh.) an den Kreuzzügen teilnehmen und führt den Leser durch die deutschen Lande, die Alpen, Italien, Palästina bis nach Damaskus und wieder zurück nach Sandomir. Hat Iwaszkiewicz vor allem die politischen Zusammenhänge herausgearbeitet, so tritt in Zofia Kossak-Szczuckas mehrbändigem Werk „Krzyżowcy" (Die Kreuzfahrer. 1936) das religiöse Problem in den Vordergrund. Alina Świderska hat einen fünfbändigen biographischen Wagnerroman in Angriff genommen. Den Prologband „Prometeusz i perliczka" (Prometheus und das Perlhuhn. 1936) füllt die stürmische Jugendgeschichte des großen Musikers, den zweiten „Królowie. Cz. I. Król bez ziemi." (Die Könige. Teil I. Der König ohne Land. 1937) die Liebe zu Mathilde Wesendonk und die Zeit der ersten großen Opernschöpfungen aus. Es entspricht der hervorragenden Rolle, die die polnische Frau im Leben ihres Volkes spielt, daß gerade in ihren Reihen sich der Mut fand, den Weg in die Weite und Breite zu wagen. Auch den zweibändigen Roman vom letzten römischen Kaiser deutscher Nation, Karl V., hat eine Frau geschrieben: Hanna Malewska „Żelazna korona" (Die eiserne Krone. 1937). E. T. A. Hoffmann und Warschaus Preußenzeit schildert W. Bunikiewiczs Roman „Czarny Karnawał" (1938).

*

Diese wenigen Ansätze zu einer Neugestaltung, die zudem noch außerhalb des Stoffgebietes des Grenzlandromans erfolgten, konnten das Gesamtbild der deutschfeindlichen polnischen Dichtung nicht

ändern. Diese war und blieb eine Schule des Hasses, der unser Nachbarvolk blind und einer Verständigung abgeneigt machte. So kam es zum September 1939, in dem sich der polnische Deutschenhaß in der Ermordung Tausender unschuldiger Deutscher Luft machte, in dem aber auch Polens Schicksal endgültig besiegelt wurde. Der „Mythos" wurde, wie schon so oft, durch die rauhe Wirklichkeit entthront. Ob das polnische Volk durch die Erfahrungen reifer geworden ist? Wir glauben es nicht. Polen war seit jeher das gelobte Land deutschfeindlicher Ränke, Mythen und Legenden. Daran wird sich auch in Zukunft nichts ändern. Das Großdeutsche Reich muß daraus im Interesse seiner eigenen Sicherheit die notwendigen Folgerungen ziehen.

Quellennachweis

Kürzungen von Zschr.

ZWAK = Zbiór Wiadomości do Antropologii Krajowej.
MAAE = Materiały Antropologiczno-Archeologiczne i Etnograficzne.
WAK = Wiadomości do Antropologii Krajowej.
E. Zb. = Etnografičnyj Zbirnyk. Lviv. 1896. T. VI, Lviv. 1899. Halyćko — ruśki anekdoty, zibrał Vołodymir Hnatiuk. II. Viddił VI. Nimci. S. 199—202. — T. XXIV. Lviv 1908. Halyčko-ruśki narodni prypovidky. Zibrał Ivan Franko. T. II. Vyp. II, S. 450—51. — T. XXVIII. Halyčko-ruśki nar. pryp. T. III, vyp. II. Lviv. 1910. S. 948.
DWZP = „Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen". Verl. „Hist. Gesellschaft für Posen". Hrsg. Dr. Alfred Lattermann.
DMP = „Deutsche Monatshefte in Polen". Zschr. für Geschichte und Gegenwart des Deutschtums in Polen. Hrsg. von Viktor Kauder und Alfred Lattermann. Verl. der „Hist. Gesellschaft für Posen".
DAfLV = „Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung". Hrsg. A. Brackmann — H. Hassinger — Fr. Metz. Schriftleitung E. Meynen. Verl. S. Hirzel in Leipzig. Ersch. ab 1937.
AV = „Auslandsdeutsche Volksforschung". Schriftleitung Dozent Dr. Hans Beyer. Verl. Ferd. Enke-Stuttgart. Ersch. ab 1937.

Besondere Hinweise.

Alle in unserem Buch gebrachten madjarischen Sprichwörter sind folgenden Sammlungen entnommen: Eduard Margalits „Magyar közmondások és közmondászerű szólasok" (Ung. Sprichwörter und sprichwörtl. Redensarten). Budapest 1897, 571—72. — Andreas Dugonics „Magyar példabeszédek és jeles mondâsok". Szeged 1820, S. 146, 222, 232. — „Magyar Népköltési Gyütemény". Budapest 1882, Bd. 3, S. 314.

Über den Ausdruck „Mythos" vergl. unsere S. 38/39. Wir haben hier absichtlich das Wort in der Bedeutung angewandt, die es in der poln. Nachbarliteratur hat, um die Aussprache zu erleichtern. Im Deutschen ist diese Bedeutung weniger bekannt.

Vorwort.

Die Titel der angeführten Werke lauten poln.: J. Feldmann, „Antagonizm polsko-niemiecki w dziejach". Toruń 1934. Verl. Balt. Institut. Bespr. in den „Altpreußischen Forschungen". Jg. XIII. 1936, S. 158 f. Ders. „Polska i Polacy w sądach polityków pruskich w epoce porozbiorowej". Katowice. 1935. Verl. Schles. Institut — F. Znaniecki, „Socjologia walki o Pomorze". Toruń. 1935. Verl. Balt. Institut. — J. Chałasiński „Antagonizm polsko-niemiecki w osadzie fabrycznej „Kopalnia" na Górnym Śląsku". Studium socjologiczne. War. 1935. — Dazu käme noch E. Szramek „Śląsk jako problem socjologiczny, próba analizy". Katowice 1934 (78 S.), der damit viel Staub aufgewirbelt hat. — Jan St. Bystroń „Megalomania narodowa". War. 1935. S. 245 ff. „Niemcy w tradycji popularnej". — St. Zakrzewski „Zagadnienia Historyczne". T. I. Lwów 1936. S. 13/14. — O. Górka „Dziejowa rzeczywistość a racja stanu". 1933. S. 5. — J. Feldman „Bismarck a Polska". Katowice 1938 (Wyd. Instytutu Śląskiego).

Einführung.

Die oben angegebenen Arbeiten. — St. Zachorowski „Wiek XIII i panowanie Łokietka". 1920. — A. Wojtkowski „Początki poczucia odrębności narodowej w Polsce". Zschr. „Promień". Jg. I, 1925, H. 4. — A. Brückner „Słowianie i Niem-

cy". In „Biblioteka Warszawska". Jg. 1900, Bd. I, S. 13 ff. — E. Stransky „Der Deutschenhaß". Leipzig. 1919. — R. Grodecki „Powstanie polskiej świadomości narodowej na przełomie XIII i XiV wieku". In „Przegląd Współczesny". Jg. XIV, Januar 1935, Nr. 153. — Eine ausgezeichnete deutsche Studie ist E. Maschke „Das Erwachen des Nationalbewußtseins im deutsch-slavischen Grenzraum". Leipzig. 1933. — P. Dąbkowski „Tolerancja narodowościowa w dawnej Polsce." In „Studia Lwowskie". Bibl. Lwowska. XXXI—XXXII. Lw. 1932. — Skwarczyński „Stanowisko cudzoziemców w dawnym prawie polskim koronnym". Lw. 1932. — W. Potocki „Poczet herbów etc.", 401. — B. Prus „Najogólniejsze ideały życiowe" in Sympozjon. Wybór Prozaików Polskich Wieku 19 i 20. Lwów-War. 1926. S. 246. — „Cztery wieki fraszki polskiej". War. 1937. Nr. 1097 (Kraushar). — R. Dmowski. Artikelfolge „Niemcy a Polska", „Gazeta Warszawska" vom 17. 12. 1930, Folge VIII „Polska w oczach niemieckich". — M. Zdziechowski „Wpływy rosyjskie na duszę polską". Krak. 1920, S. 6 (die Dt. in Rußland „systematisch, hart, rücksichtslos, oft grausam", aber mit Rechtsgefühl). S. 46, Urteil Berdjajevs. — W. Feldman „Dzieje polskiej myśli polit. od końca XIX w. do r. 1914. War. 1920, S. 108 (Bismarcks Vergleich). Dazu noch E. Krasiński „Gawędy o przedwojennej Warszawie". War. 1916, S. 61 (Bismarck). Feldman zitiert übrigens B's Urteil nach einem Buche von R. Dmowski. — Ein anderes Urteil Bismarcks hörte ich in meiner Jugend oft, konnte es aber nirgends belegt finden: „Ein Pole — zum Lieben. Viele Polen — zum Davonlaufen. Ein Deutscher — zum Davonlaufen. Viele Deutsche — zum Lieben." — Auf den Unterschied des Gefühlsgrades der gegenseitigen Abneigung im politischen Liede weist hin J. von Leers „Slaven und Deutsche". In „Deutsches Grenzland", Jahrb. für Berlin. 1936. S. 26/27. Es gäbe keine politischen deutschen Lieder, in denen die Polen mit Haß genannt werden. — Über den p. Minderwertigkeitskomplex den Deutschen gegenüber schreibt die Wilnaer Zeitung „Słowo" vom 9. 7. 1937. — Zuletzt erschienen die Broschüre von St. Kot „Świadomość narodowa polska wieku XV—XVII" (1938). — R. Grodecki „Polska świadomość narodowa na Pomorzu na przełomie XIII i XIV wieku" in Zschr. „Jantar" 1938, H. 1. — J. Rink „Die Geschichte der Koschneiderei". Danzig 1932 S. 97 (Geburtsbrief). — W. Geißler „Die Weichsellandschaft von Thorn bis Danzig". Hamburg 1922 S. 111.

Erster Teil

1. Kapitel.

[1]) St. Kot „Charakterystyka Polski i Polaków na tle porównawczym w rytmach średniowiecznych". In „Sprawozdania z czynności i posiedzeń PAU". 1934. Krak. 1935. —

[2]) Eiselein „Die Sprichw. und Sinnreden des dt. Volkes". Freiburg. 1840, 98.

[3]) K. W. Wójcicki „Przysłowia Nar." Bd. III, 122.

[4]) Sprichwörter des Abr. a St. Clara (Parömiakon. 2944). Breslau. 1838.

[5]) Bystroń „Przysłowia polskie". Krak. 1933. S. 183.

[6]) Rjezanov „K istorij russkoj zramy". Nježin. 1910. S. 324.

[7]) Wander „Dt. Sprichwörterlexikon". II, 139.

[8]) Bystroń „Przysłowia", S. 183.

[9]) Beiche „Eine Blumenlese geogr.-hist. Sprichw." Beibl. der „Magdeb. Zeitung" 1873, Nr. 28—30. 220a.

[10]) „Witzfunken und Lichtleiter". Leipzig 1821. VII, 114.

[11]) S. Adalberg „Księga przysłów polskich". War. 1889/94. S. 419.

[12]) Ders. S. 79.

[13]) Wander I, 577.

[14]) Fr. Korab-Brzozowski „Przysłowia Polskie". Krak. 1896. S. 2.

[15]) Bystroń „Przysłowia", S. 183.

[16]) G. M. Küffner „Die Deutschen im Sprichwort". S. 9. — K. F. W. Wander. „Dt. Sprichwörter-Lexikon". Leipzig. 1873. S. 1367.

[17]) Das Lied findet sich auch bei Ł. Kamieński „Pieśni ludu pomorskiego". I. Toruń. 1936. S. 154. — M. R. Witanowski „Lud wsi Stradomia". In ZWAK XVII, S. 93.

[18]) Dr. M. Haberlandt „Ölbild mit Darstellung der europ. Nationen". In „Werke der Volkskunst". II. Wien. 1914. S. 78. Abdr. mit Erl. des Sohnes des verst. Verf. Prof. A. Haberlandt-Wien. — Genauere Angaben über das Bild auch bei R. F. Arnold „Geschichte der dt. Polenliteratur von den Anfängen bis 1800". Halle a. S. 1900, S. 31/32. Beim Polen „noch wilder", d. h. als der vorangehende Schwede;

Braller-Prahler; „Glaubt allerley", wohl ein Hinweis auf evg. und griech.-kath. Dissidenten. — „Kurier Poznański" vom 16. 2. 29 (polacca). — G. Venzmer „Eine sterbende Krankheit. Vom Aufstieg und Niedergang der Syphilis". 3. Aufl. Stuttgart. 1929, S. 20, 23. — W. Sahm „Gesch. der Pest in Ostpreußen". Leipzig 1905. S. 6. — Weitere Beispiele in Höfler „Krankheitsnamenbuch". München 1899.

[19]) „Wirydarz Poetycki" J. T. Trembeckiego. Hrsg. von A. Brückner. Lwów. 1911 (Zabytki Piśmiennictwa Polskiego 5). —Einige Anekdoten über die Charaktereigenschaften der Völker bei J. St. Bystroń „Komizm" Lemberg 1937 S. 401.

2. Kapitel.

[1]) R. Grodecki „Powstanie polskiej świadomości etc." S. 22. Verf. des dort zitierten Werkes soll nach G. vermutlich ein Franzose gewesen sein.

[2]) E. Maschke „Das Erwachen usw.", S. 24. — K. Bartels „Dte Krieger in p. Diensten". Berlin 1922. S. 45. — Zusammenstellung älterer p. Urteile über die Dt. bei W. A. Maciejowski „Polska aż do pierwszej połowy XVII wieku..." Petersburg 1842, Bd. II, S. 128—133. Er stellt Urteile Bielskis, Zbylitowskis, Klonowicz', Stryjkowskis zusammen. Bd. III, S. 182—84.

[3]) H. Zeißberg „Die p. Geschichtsschreibung des Mittelalters". Leipzig 1873. S. 157. — K. Missona „Niemcy a Polska". Brody 1910. S. 18.

[4]) J. Ostroróg „Pamiętnik dla naprawy Rzeczypospolitej na Sejmie za Kazimierza Jagiellończyka". S. 42. — Vergl. dazu Prohaska in Kwart. Hist. 1899. S. 1.

[5]) J. Ptaśnik „Narodowości w miastach dawnej Polski". In „Samorząd Miejski". 1925. H. 11—12. S. 898. — A. Brückner „Słowianie i Niemcy", S. 199.

[6]) Außerdem vergl. Krak. Akad. Mskr. 638 Nr. 9, fol. 156 „Przestroga Maximilianowi Panów Zborowskich Krolowi od iednego żołnierza cznotliwego ryczerza". Da heißt es: „Außerdem ist bekannt, daß die Polen einen Deutschen hassen". (Nach H. v. Ramm-Helmsing in „Sitzungsberichte der Ges. f. Gesch.. u. Altertumskunde zu Riga". Vorträge zur 100-Jahrfeier. Riga 1936. S. 115).

[7]) „Studia Staropolskie". Krak. 1932. S. 701.

[8]) „Jana Kochanowskiego Dzieła Wszystkie". Wyd. pomnikowe. War. 1884. T. II. S. 47. Satire Nr. 101. Ebenda Hinweise auf Rey und Myszkowski.

[9]) S. Mews „Ein engl. Gesandtschaftsbericht über den poln. Staat zu Ende des 16. Jahrh.", Leipzig 1936, S. 68 (Deutschland und der Osten. Bd. 3). Dort auch Nachweis für Sega. — S. Klonowicz „Książąt i królów polskich zawarcie i opis". Krak. 1586. Von Wanda wird gesagt „Poraziła Niemce nam z dawna „niechętliwe".

[10]) Paweł Piasecki „Kronika etc", nach der poln. Übers. aus dem Lat. von J. Bartoszewicz. War. 1870. S. 36, 71. — Diese Stelle des Piasecki zitiert im 18. Jahrh. L. Mitzler de Kolof „Historiarum Poloniae et Magni Ducatus Lituaniae scriptorum etc." War. 1761. S. 508: „Die Polen sind den Deutschen im allgemeinen nicht günstig gesinnt", und dann zitiert er Piasecki. —— Vergl. auch St. Kutrzeba „Swoistość kultury polskiej i jej stosunek do zachodu". Im Sammelwerk „Polska w kul. powszechnej". Krak. 1918. T. I. S. 4—5.

[11]) „Studia Staropolskie". Krak. 1928.

[12]) J. St. Bystroń „Megalomania" S. 1928. — W. Potocki „Moralia" (B. P. P.). Bd. III. S. 526.

[13]) Th. Wotschke „Der Meseritzerkreis im J. 1656". In „Grenzmärkische Heimatblätter". 1937. 1. Heft. S. 18 ff. — „Kultura Staropolska". Kraków 1932. S. 702.

[14]) W. J. Rudawski „Historia Polska od śmierci Władysława IV aż do pokoju oliwskiego, czyli dzieje panowania Jana Kazimierza od 1648 do 1660 r. (Hrsg. und aus dem Lat. übers. von W. Spasowicz). Petersburg 1855. Bd. II. S. 355.

[15]) St. Bełza „Niemcy u Mickiewicza". War. 1911. S. 16.

[16]) „Cztery wieki fraszki polskiej." Wybór i Wstęp J. Tuwima. Przedm. A. Brücknera. War. 1937. Nr. 1162, 1163.

[17]) F. Znaniecki „Socjologja Walki etc." S. 43. — Vergl. z. B. Wierzbiński „Pękły Okowy". Kattowitz 1929. S. 20, 103. — Ders. „Syn Kresów". S. 82. — W. Chomętowski „Dzieje teatru polskiego od najd. czasów do 1750 r." War. 1870. IV, 63 (Pfeilschießerei nach Paseks Erinnerungen).

[18]) Ł. Malinowski „Zarysy życia ludowego na Szląsku". In „Ateneum". 1877. Bd. 1, 2. S. 374 ff. — Vergl. auch E. Szramek „Śląsk jako problem socjologiczny. Próba analizy". Katowice. 1934. Der p. Oberschlesier hat nach S. früher den „Polen" genau so als Fremden angesehen wie den Deutschen aus dem Westen des Reiches.

[19]) Bystroń „Przysłowia" etc.". S. 178.

[20]) Ebenda. S. 178.

[21]) S. Adalberg „Księga przysłów polskich". War. 1889/94. S. 385
[22]) F. Korab-Brzozowski „Przysłowia Polskie". Krak. 1896.
[23]) Bystroń „Przysłowia".
[24]) S. Adalberg „Księga przysłów". S. 335.
[25]) Bystroń „Przysłowia". — Schuselka „Deutschland, Polen und Rußland". Hamburg. 1846. S. 318. — G. M. Küffner. „Die Dt. im Sprichwort". S. 25 (Auch schon in der Sammlung von Reinsberg I, 15, 25). — Nach H. Wuttke „Polen und Deutsche". 2. Aufl. Leipzig 1847, heißt es bei Woyda „Gesch. der p. Revolution" II, 200: „Der einfache Pole haßt und verachtet den Deutschen in höchstem Grade, und es ist die größte Beleidigung in Polen, jemand einen Deutschen zu nennen". „Auch heute noch", schreibt Wuttke, „gilt — du Deutscher — als Beleidigung." — St. Bełza „My czy oni na Śląsku Polskim?" 2. Wyd. Katowice 1902, S. 33. — Sammelwerk „Polska, Jej dzieje i kultura". Bd. I. II. War. 1927. — H. Delbrück „Dt. Polenlieder". Berlin. 1917. S. 7. — Wiktor Gomulicki „Pieśń o Gdańsku", War. 1900. S. 38 nennt das Sprichwort „eine böse und häßliche Phrase". — Der deutsche schlesische Dichter W. Scherffer, setzt sich in „Bind- und Namenslieder" (1658) auf S. 128 ff. mit dem Sprichwort „Solange Welt bleibt Welt, kein Pole brüderlich es mit dem Teutschen hält" auseinander:

„Mich würde trefflich viel der Pohlen Reim abschrecken:
Solange sich die Welt wirdt in die Welt erstrecken
Wirdt ein Polacke wohl mit keinem Teutschen stehn,
vertraute Brüderschaft begehren einzugehn."

Kennzeichnend ist, daß Scherffer den Polen als denjenigen bezeichnet, der den Deutschen als Bruder ablehnt. (Dankenswerte Mittlg. von Herrn Dr. Sornik, dem Vors. des „Dt. Kulturbundes in O. S.", Kattowitz).
[26]) S. Adalberg „Księga przysłów". S. 335. — Fr. Korab-Brzozowski „Przysłowia Polskie" (nach A. Fredro).
[27]) Bystroń „Przysłowia p.". S. 180.
[28]) S. Adalberg „Księga Przysłów". S. 335. — Pastor Eduard Kneifel (Brzeziny Łódzkie) hat dort aus dem poln. Volksmunde folgende Sprichwörter aufgezeichnet: „Na Niemca trzeba zawsze mieć kamień w kieszeni" (Für den Deutschen muß man immer einen Stein in der Tasche haben). „Z Niemcem nie kumaj się (Verbrüdere dich nicht mit dem Deutschen). „Kto się z Niemcem wdaje, ten bez portek zostaje" (Wer sich mit dem Deutschen einläßt, bleibt ohne Hosen). „Je polski chleb, a szwargocze po szwabsku" (Er ißt poln. Brot und kauderwelscht deutsch). „Choć Niemka (luterka, szkopka), ale dobra kobieta" (Obwohl sie eine Deutsche ist, ist sie eine gute Frau).
[29]) O. Kolberg „Lud" VI, Krakowskie. Teil 2. S. 352.
[30]) S. Adalberg „Ks. przysłów". S. 335. J. Rink „Ergänzungen zu Volkskundlichem über den Menschen aus Koschneidermund" Danzig 1936 (Koschneider-Bücher Nr. 16). S. 23.
[31]) Adalberg. S. 335.
[32]) Ebenda. S. 335. — Bei Schlägereien zwischen Dt. und P. lautet der Kampfruf der Polen heute fast überall „bij (bijcie) szwaba", d. h. „hau (haut) den Schwaben".
[33]) Ebenda. S. 335.
[34]) Ebenda. S. 418.
[35]) Fr. Korab-Brzozowski „Przysłowia p.". S. 102. — Bei Adalberg „Przysłowia p." S. 602 „Wmówił jak w Niemca chorobę".
[36]) Ein poln. Stoßgebet im Lubliner Lande heißt: „Daj nam Boże taki czas, — żeby Niemiec prosił nas — o najmniejszą skibę chleba. — Więcej nam jest nie potrzeba" (Gib uns Herr Gott solche Zeit, daß der Deutsche uns bitt' im Leid, um das kleinste Stückchen Brot. Weiter ist uns nichts mehr not). — Ł. Kamieński „Pieśni ludu pomorskiego" I. Pieśni z Kaszub południowych. Toruń. 1936. Nr. 43. S. 67: „Wignać Mjemca, wignać Mjemca, na czerwone Morze! Niechaj on na chleb zarobi, pazurami orze" (Aus Borsk). — Aus dem Cholmerlande: „Na szwabów — będziemy jeszcze rąbać dużo grabów", d. h. „Euch Schwaben — werden wir mit Buchenknüppeln schlagen" (grab = Weißbuche, die besonders hartes Holz hat). — „Sto lat żyje, kto Niemca w mordę bije" (Trinkspruch in Kongreßpolen).
[37]) K. F. W. Wander „Dt. Sprichw. Lex." S. 1370. — Vergl. auch „Muzeum". Dwutygodnik Polski. 1881. Bd. I. S. 161 ff. „Sympatie niemieckie". — Im poln. volkskundl. Schrifttum ist auch oft hervorgehoben worden, daß sich die Polen mit den Deutschen verstehen konnten. Ł. Malinowski „Zarysy życia ludowego na Szląsku". In „Ateneum". Bd. 1, 2. 1877. S. 370, 374 ff. — J. Świętek „Lud nadrabski".

Zwyczaje i pojęcia prawne. MAAE II, 161 „Es ist den Leuten gleichgültig, ob ein Deutscher oder ein anderer Ausländer das Gut besitzt; es ist sogar möglich, daß er ihre Sympathie erlangt, wenn er sich mit ihnen unterhält, ehrlich und anständig handelt und katholisch ist. Dies ergibt sich aus der Meinung der Bauern über die Förster der Staatsforsten oder Domänen, die hauptsächlich Deutsche oder Tschechen sind." — O. Kolberg „Lud". IX. Poznańskie. 1877. S. 54: „Mit den deutschen Kolonisten, mit denen sie wenig häusliche Verbindungen haben, leben sie in Eintracht, doch ohne freundschaftliches Verhältnis, erfinden viele Witze über sie (wobei sie meistenteils das schlechte Polnisch der Deutschen nachahmen) und erzählen sich über sie kleine Geschichtchen, — aber meistenteils ohne ihr patriotisches oder religiöses Gefühl zu verletzen. In dieser Hinsicht sind die Bauern nachsichtiger, als man eigentlich erwarten sollte. Man muß zugeben, daß auch das systematische Vorgehen des größten Teiles der Deutschen, die ruhig und mit Ausdauer an ihrem Lande und Gute arbeiteten, keinen Grund zu Mißverständnissen und Zank gegeben hätte, wenn nicht das häufige Aufhetzen von Oben her gewesen wäre und die in öffentlichen Dingen deutliche Bevorzugung deutschen Geistes und deutscher Sprache zum Nachteil der polnischen, die nicht ernst genommen wurde. Dieses Aufhetzen erweckte unter ihnen einen völkischen Fanatismus und störte immerfort durch den dadurch hervorgerufenen Haß den Frieden. Wenn das großpolnische Volk den Deutschen gegenüber keine witzigen oder auch manchmal böswilligen Bemerkungen spart, so ist es ebenso freigiebig den Kolonisten aus Masovien gegenüber, trotzdem es ihre Brüder sind, und zwar den Masoviern gegenüber, die an der Warthe und an der Netze wohnen." Ebenda. Teil II. S. 33—34. — W. A. Maciejowski „Polska aż do pierwszej połowy XVII wieku pod względem obyczajów". War. 1842. T. II, S. 129. Er zitiert auch Stryjkowski.

[38]) Nach Čelakovský. — V. Dal „Poslovicy russkago naroda". Moskva. 1862. S. 343, 344, 364. — Die Liven, eine in Lettland lebende Volksgruppe von 1000 Köpfen, mit Esten und Finnen verwandt. — „Zbirnyky O. V. Markovyča i druhych". In „Ukrajinski prykazky, pruclivja i take inše". Petersburg 1864. S. 21, 99. — Volodymyr Hnatiuk „Kołomyjky". T. I. E. Zb. T. XVII, Lviv 1905, S. 15, 19 ff. — G. Steinhausen „Die Dt. im Urteile des Auslandes". „Deutsche Rundschau". Jg. 36. H. 1, S. 441 (Wälsche und Dt.) — „The Oxford Dictionary of English Proverbs". Compiled by W. G. Smith. Oxford 1936 — „English Proverbs and Proverbial Phrases". A historical Dictionary. By G. L. Apperson. 1929. — Vuk Karadžič „Narodne Poslovice". — S. Adalberg „Księga Przysłów etc." War. 1889—1894. S. 477.

[39]) St. Ciszewski „Lud rolniczo-górniczy". ZWAK. XI, (50) — Zupfgeigenhansel. 1925. 136. Aufl. S. 215. — Gaidoz-Sébillot „La France merveilleuse". S. 332. — G. L. Apperson „English Proverbes and Proverbial Phrases". — O. von Reinsberg-Düringsfeld „Das Wetter im Sprichwort". Leipzig 1864. S. 56. — Die Deutschen bei Puck (Putzig) nennen den lange andauernden Landregen „kaschubschen Regen".

3. Kapitel.

[1]) M. Osborn „Die Teufelliteratur des XVI. Jahrhunderts". Berlin 1893. S. 96 bis 100, 157. — J. St. Bystroń „Megalomania". S. 82, 159/60, 263 ff. — Ders. „Dzieje obyczajów w Polsce". I, 292. — J. Chociszewski „O zbójcach, czarach etc." Poznań 1889. S. 59. (Rokita).

[2]) „Słownik Języka Polskiego Orgelbranda". Wilno 1861. S. unter „niemiecki".

[3]) E. Maschke „Das Erwachen usw." S. 42/43.

[4]) J. Matuszewski „Diabeł w poezji". War. 1894. S. 123. — St. Windakiewicz „Teatr ludowy w dawnej Polsce". II. S. 182.

[5]) Bystroń „Megalomania". S. 127. — Kolberg „Lud". XXIII. Kaliskie. I. S. 37 (s. „Biblioteka War." 1851, IV, S. 367).

[6]) Mündliche Mitteilung von Frau Dr. Bożena Stelmachowska-Posen — Afanasjev „Poetyčeskija vozzrjenija slav. pryrody". Moskwa 1866—69. Bd. III, Abschnitt XXII.

[7]) A. Fischer „Diabeł w wierzeniach ludu polskiego". Studia staropolskie. Kraków 1928. S. 201. — Polaczek „Powiat chrzanowski". Krak. 1914. S. 113. — J. Karłowicz „Czary i czarownice w Polsce". Zschr. „Wisła" 1887, Bd. I; V S. 629; (Dorf Rudawa bei Krakau).

[8]) Bystroń „Megalomania". S. 264/65. — St. Szperling „Kilka słów o diable u ludu słowiańskiego". „Ziemia". 1912. S. 215. In Grzymkowice (Masovien) tritt der Teufel oft als schön gekleideter Fremder oder Reisender auf. — E. Sukertowa-Biedrawina „Diabeł na Mazurach w bajkach i podaniach". Działdowo. 1936. S. 9.

Zwar ist dort die Vorstellung vom „deutschen" Teufel unbekannt, aber er trägt eine jüdische Mütze oder einen „deutschen Zylinder", roten Frack, rote Krawatte usw. — R. W. Berwiński „Studia o gusłach, czarach, zabobonach i przesądach ludowych". Poznań 1862. T. II. S. 212 „Das großpolnische Volk und vielleicht sogar das poln. Volk überhaupt, hat sich den Teufel als kurzröckigen kleinen Deutschen vorgestellt, aus Gründen, auf die ich in meinen „Powieści wielkopolskie" hingewiesen habe."

[9]) K. Wł. Wójcicki „Klechdy, starożytne podania i powieści ludowe". Grudziądz. 1910. S. 73. — Vergl auch „Wielki Bajarz Polski". Nakł. Rosenweissa. S. 37, 53. — Bystroń „Przysłowia p." S. 178—80.

[10]) Schrift. Mitteilung von Herrn Prof. Jan St. Bystroń-Warschau.

[11]) Bystroń „Przysłowia p." S. 172.

[12]) „Zbirnyky O. V. Markovyča". In „Ukr. prykazky etc." Petersburg 1864. S. 57, Nr. 2826. — K. Wurzbach „Die Sprichwörter der Polen". I, S. 39.

[13]) Ł. Siemieński „Podania i legendy polskie, ruskie i litewskie". Poznań 1845. S. 80.

[14]) Ł. Siemieński „Wieczornice". Bd. VII „Rysy górali tatrzańskich". War. 1881. S. 281. — Dieselbe Sage bei B. Z. Stęczyński „Tatry". W dwudziestu czterech obrazach. Krak. 1860. S. 127.

[15]) Ł. Siemieński „Wieczornice". S. 281.

[16]) „Sami sobie". Książka zbiorowa na rzecz Warszawskiej Kasy Literackiej. War. 1900. S. 164. „O miemcu, co srebra szukał".

[17])/[18]) ZWAK XVII. S. 292/94. Nr. 25, 27. — B. W. Segel „Materiały do Etnografii Żydów".

[19]) Ł. Siemieński „Podania i legendy etc." S. 115.

[20]) Ebenda. S. 45.

[21]) Ebenda. S. 138.

[22]) A. Podbereski „Z opowiadań ludowych w powiecie Czehryńskim". ZWAK IV. S. 56.

[23])/[24]) Gliński „Bajarz Polski". S. 317, 226.

[25]) Ł. Siemieński „Pod. i leg.". S. 74, 91—93. Nr. 88. — Die lettische Parallele in E. Kurtz „Heilzauber der Letten in Wort und Tat". Riga 1937. S. 157. (Veröffentlichungen der volkskundl. Forschungsstelle am Herder-Institut zu Riga. Bd. V). Z. Gloger schreibt über Faschingsbräuche bei den Polen in der Nähe von Bielitz („Kłosy" 1877 Nr. 607. S. 102): „In der Bielitzer Gegend wird in den letzten Tagen des Faschings eine Ziege, ein Bär oder ein Pferd von Haus zu Haus geführt. Statt des Zigeuners führt manchmal ein Deutscher den Bären und der Geiger wird von einem kleinen Jungen begleitet." (Deutscher bedeutet hier einen Deutschgekleideten).

[26]) Bystroń „Megalomania". S. 211, 259. — „J. B. Zimorowicza Testament Luterski". In „Przewodnik nauk. i lit." (1890) Jg. XVIII, S. 891. Aus dem 17. Jahrh. „Der Schöpfer der Reformation trägt Krallen", er hat Teufel in seinen Diensten usw.

[27]) ZWAK. Bd. VII. Krak. 1883. S. (66).

[28]) Zschr. „Lud", XX. S. 259.

[29]) Bystroń „Megalomania n." S. 260/61.

[30]) Zschr. „Lud." Bd. II. S. 252: „Wierzenia o chowańcu, farmazonach, płanetnikach, miesięcznikach i błędach".

[31]) Bystroń „Megalomania n." S. 266—68.

[32]) O. Kolberg „Lud". S. VI. Krakowskie. T. 2. S. 355/56. — W. Bunikiewicz „Żywoty diabłów polskich". War. 1930. Nakł. Tow. Wyd. „Pionier". S. 77.

[33]) Bystroń „Megalomania n." S. 268. — Dzieła Krasickiego. Wyd. Dmochowskiego (1829—33) Tom. II. Satyr część druga. Satyra II. — A. Brückner „Dzieje kultury polskiej". II S. 489/490 (Burchard).

[34]) K. Bartoszewicz „Księga Humoru Polskiego". IV. Petersburg 1897. S. 108.

[35]) Vergl. zu den Erzählungen Rzewuskis noch R. Berwiński „Studia o gusłach, czarach, zabobonach i przesądach ludowych". Poznań 1862. T. II. S. 14, 23.

[36]) Łucjan Rydel „Zaczarowane Koło". Wyd. VI. Krak. 1935. — St. Zdziarski „Pierwiastek ludowy w poezji polskiej XIX wieku". War. 1901. S. 556—60.

[37]) Adolf Dygasiński „Nowele". Seria I. War. 1899. „Dwa Diabły". S. 168. — Erschien als „Fantazja Romantyczna" zunächst im „Głos. Tygodnik literacko-społeczno-polityczny". Jg. III. War. 1888 Nr. 27—36. Dort erschien auch die Novelle „Demon". 1886. Nr. 1—6. — R. Zamarski „Podania i baśni ludu na Mazowszu". War. 1902, S. 122. Bei Rawa gab es einen Engelsberg. „Erst als die Preußen Warschau besaßen, begab es sich, daß der kusy im Dreimaster, in Pluderhosen,

Strümpfen und Schuhen angewandert kam", der einige Bewohner zu Nachgrabungen nach Schätzen verführte. Er richtete sie dadurch wirtschaftlich zugrunde und verschwand mit teuflischem Lachen im Berge. Der heißt seitdem „Teufelsberg".

[38]) „Jasełka". Słowa i muzyka Walerii Szalay-Groele. Teatr Ludowy. Nr. 45, akt 2. — K. Baliński „Powieści ludowe spisane z podań". War. 1842. XXIII „diabli tanek" (panicz kusy).

[39]) Deutsche Schulzeitung in Połen. Jg. 9. Nr. 6 vom 15. 12. 1928.

[40]) „Wesołą Nowinę Bracia Słuchajcie". In „Biblioteka Teatralna Dla Dzieci-Młodzieży" Nr. 42. Irena Mrozowicka. Lwów. Odrodzenie.

[41]) Marian Hipolit „Jasełka Nowe". Lwów 1924. Verl. Gubrynowicz i Syn. — Monatszeitschr. „Teatr ludowy". R. III, Nr. 3. S. 6; R. IV, Nr. 1, S. 7 „kusy diabeł z niemiecka ubrany" kommt vor im Dreiakter „Madejowe łoże".

[42]) R. Berwiński „Studia o gusłach, czarach, zabobonach i przesądach ludowych". T. I i II. Poznań 1862. S. 115/16. — J. Tuwim „Czary i czarty polskie oraz wypisy czarnoksięskie." War. 1924. S. 173/74. — W. A. Maciejowski „Piśmiennictwo polskie od czasów najdawniejszych aż do r. 1830". War. 1851, T. I, S. 221/22.

[43]) O. Kolberg „Lud". XV. W. Ks. Poznańskie. Krak. 1877. T. VII. S. 94/95. — K. Koranyi „Łysagóra". Zschr. „Lud". 1928. S. 69 (Teufel p., dt. und franz. gekleidet).

[44]) J. Karłowicz „Czary i czarownice w Polsce". Zschr. „Wisła". Bd. I. S. 17, 19, 57, 178, 213/14. — In der Kaschubei verfolgte man die Hexen, weil sie angeblich mit ihren Psalmen Kinder „totsingen" (zaśpiewają). Diese Sitte des Totsingens kenne man in Polen nur in den stark eingedeutschten Gegenden, so daß diese in Süd- und Westdeutschland bekannte Sitte aus Deutschland eingedrungen sein müsse, ebenso wie verschiedene andere mit dem Hexenglauben verbundene Vorstellungen.— „Litauische Märchen und Erzählungen". Aus dem Volke gesammelt... von C. Jurkschat. Heidelberg 1898, S. 51/52 (wokietuka).

[45]) W. Szukiewicz „Wierzenia i praktyki ludowe (gub. Wileńska). Zschr. „Wisła". XVII. S. 272.

[46]) O. Kolberg „Lud". Seria XV. T. 7. W. Ks. Poznańskie. Krak. 1882. S. 238.

[47]) Das Urteil über Twardowski-Problem bei Aleksander Brückner „Dzieje kultury polskiej". Bd. II (1930) S. 227—29. — Über die Arbeit Wilhelm Leppelmanns „Twardowski, der poln. Faust". Münster 1910, eine poln. Kritik im „Pamiętnik Literacki". 1913. Jg. XII. S. 373—77. — In den p. Twardowski-Dichtungen kommt der Teufel als Deutscher regelmäßig vor.: b. J. Ciembroniewicz „Mistrz Twardowski z dawnych ksiąg i podań". Poznań 1922. S. 6/7 „Stał on tuż przed nim ubrany z niemiecka, we fraku — jedną ręką trzymał konia, z którego nozdrzy sypały się iskry, a drugą zdejmował z głowy mały kapelusik, kłaniając się uprzejmie..." Und im Kap. 17 „Diabeł kusi Maćka", S. 95/96: „... jakiś jegomość ubrany z niemiecka w pluderki i fraczek"... „Niemczyk zaś zerwał się z krzesełka..." Usw. — Fr. X. T. (Tuczyński) „Bajarz czyli zbiór rozmaitych powiastek". Poznań 1883. T. III in „O sławnym czarodzieju Twardowskim i jego sztukach czarnoksięskich", S. 6 erscheint der Teufel „schön gekleidet, mit einem Dreimasterhut, einer langen über den Bauch reichenden Weste, kurzen anliegenden Hosen...." — K. W. Wóycicki „Poln. Volkssagen und Märchen". Aus dem Poln. übersetzt von F. H. Lewestam. Berlin 1839. II. Buch, S. 80, Schilderung des Teufels in dt. Tracht (Erzählung „Twardowski.") — „Diabeł kusy z niemiecka przybrany" kommt auch vor bei Mich. Czajkowski „Dziwne życie Polaków" (1865) — Fr. Ks. Tuczyński „Twardowski, mistrz czarnoksięski, jego życie, czyny i koniec". Poznań 1886 I, S. 3, Beschreibung der Kleidung des Teufels, S. 77/78.

[48]) Bystroń „Megalomania n.", S. 264. — Die Arbeit Hajkowskis über Boruta in „Prace Polonistyczne koła polonistów w Łodzi". Łódź 1937. S. 53 ff.

[49]) J. Petrażycka-Tomicka „O żywych kamieniach", Krak. 1928, S. 39—59 (Smętek) — Wład. Pobóg-Malinowski, „Stefan Żeromski. Życie i twórczość". Złoczów 1929, S. 556. — St. Żeromski, „Wiatr od morza". Wyd. IV, War. 1931, Wyd. J. Mortkowicza. — Kritiken des Wańkowiczschen Buches vor allen in der Zschr. „Ostland" 1937, Nr. 7 und Nr. 13; „Posener Tageblatt" vom 25. 4. 1937, wo dem Verf. in vielen Dingen geschichtlicher Analphabetismus nachgewiesen wird. Jan St. Bystroń (Nowa Książka 1937, H. 5, S. 251/52) bemängelt die Komposition des Buches und seine politisch ungeschickte Einstellung zu den Masuren. — Die merkwürdige Ansicht, daß es sich um das beste polnische Buch des Jahres 1936 handelt, in „Prosto z Mostu" vom 14. 2. 37 und IKC vom 15. 12. 36. — Seit 1938 war es Pflichtlektüre in den poln. Schulbüchereien. — Über den Smętek der Volksüberlieferung vergl. A. Fischer „Pierwiastki bałtyckie w kulturze ludowej Pomorza".

„Wiadomości Literackie" 1937, Nr. 27, S. 20. Bei den Letten „smûts". — Das Thema ist auch mehrmals in Witold Bunikiewicz' Erzählungen „Żywoty polskich diabłów". War. 1930 (S. 77, 115, 125, 129/30, 134.) Mephisto, ein dt. Teufel, lebt als armer Teufel in Warschau und kommt den niederen Teufeln ins Gehege. Er wird im Buch genannt: „der Deutsche" (S. 125), „der dt. Teufel" (S. 127, 129) u. „Niemczura" (S. 131). Unter den anderen Teufeln herrscht große Aufregung über Mephisto. „Sogar der kurzröckige (kusy) Werner Niemczura war wütend, denn obgleich er ein Landsmann Mephistos war, der nach Polen geschickt wurde, um vorüberreisende Kaufleute zu verführen und falsche Thaler für sie zu schlagen, galt er als ordentlicher Teufel und hatte bei den Genossen ein Ansehen" (S. 124). Mephisto wird von den anderen Teufeln geschlagen, bis er verspricht, Polen zu verlassen. Der „kusy" versucht vergeblich, ihn vor weiteren Schlägen zu schützen. Mephisto trifft auf seiner Flucht aus Warschau am nächsten Morgen ein paar Betrunkene. Sie wundern sich, daß ein Ausländer so kurzröckig gekleidet geht. M. behauptet daraufhin dreist, das sei die letzte Mode. „Der Teufel sprach mit einer so frechen Selbstsicherheit, daß man ihm glaubte und die Mode als schön und praktisch anerkannte. Am anderen Tage führte man den Frack in der Stadt ein." B. stützt sich dabei nicht auf die Überlieferung. — Eine vernichtende Kritik des Buches von Wańkowicz s. in „Ostlandberichte", Jg. 1937, Nr. 2, S. 82—89. —

[50]) Außer in den beiden im Text genannten Arbeiten Brückners, vergl. man noch seinen „Słownik Etymologiczny", S. 497 skrzat, in einer Handschrift vor 1500 die Form zrzat. Die alten slav. Geister „zastąpił więc niem. schrat, duch leśny, dziki mąż, staroniemieckie scrat(o)." — Vergl. auch Brückner „Encyklopedia Staropolska" 1937, H. 8 unter „Niemcy", deren Einfluß der Glaube an den skrzat zugeschrieben wird. Vergl. auch ebenda unter „pogaństwo": „skrzaty (z niemieckiego Schratt) znosiły dobra". — F. S. Krauß „Slavische Volksforschungen", Leipzig 1908, S. 88. In Serbien und in der Herzogowina wird die Pest kratelj genannt, was natürlich dem germ. Schrat (Schrätel) entlehnt ist. — Br. Schier „Die Sage vom Schrätel und Wasserbären". In „Mitteldt. Blätter für Volkskunde" 10 (1935) S. 164—180. — Ders. „Die Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Slaven in volkskundl. Sicht". In „Dt. Archiv für Landes- und Volksforschung", Jg. II, H. 1, S. 6. Er vermutet, daß die Slaven diese Sagenfigur schon von den Ostgermanen übernommen und die ostdt. Siedler sie dann wieder von den Slaven rückentlehnt hätten. Wir halten diese Vermutung für unsicher.

4. Kapitel.

[1]) Bystroń „Megalomania n.", S. 259.

[2]) A. Wojtkowski „Początki poczucia etc.". S. 6/7. — Th. Wotschke „Des Herborner Alsted Verbindung mit Polen". Im „Arch. für Reformationsgeschichte". Jg. 33, S. 155. In einem Brief aus P. wird geklagt, daß die stolze, aufgeblasene polnische Geistlichkeit die Protestanten schlimmer als Hund und Schlange haßt.

[3]) Korneli Juliusz Heck „Józefa Bartłomieja Zimorowicza Testament Luterski". In „Przewodnik Naukowy i Literacki". Bd. XVIII. S. 888—905. — J. Bystroń „Dzieje obyczajów w dawnej Polsce". S. 362—67. — Fr. Bujak „Kultura ludowa na tle kultury narodowej i powszechnej". War. 1930. S. 24. — W. Potocki „Ogród fraszek". Bd. I. Lwów 1907. S. 269. — Ein Brief Luthers aus der Hölle an alle Sachsen bei Łukaszewicz „Geschichte der reformierten Kirche in Litauen", Bd. I, S. 58, Anm. 29. — Ein Brief des Teufels an die Superintendenten und Pastoren erschien 1609 in Krakau, veröffentlicht in der Zschr. „Neue Beiträge zu alten und neuen theologischen Sachen", Jahrg. 1753, S. 173 ff.

[4]) „Nauka Polska". Jej potrzeby, organizacja i rozwój. Bd. XVIII. War. 1934. Brückner „Polska i Niemcy". — Bystroń „Dzieje obyczajów". I, S. 364 ff.

[5]) „Wirydarz Poetycki", Lwów 1911. Bd. II. S. 290/91. — P. Chmielowski „Nasza lit. dramatyczna". T. I, S. 40 ff. (Fastnachtsschwank).

[6]) Fr. Korab-Brzozowski „Przysłowia p.". S. 53. — Brückner „Encyklopedia Staropolska", vgl. „heretycy".

[7]) Adalberg „Księga p. p." S. 445. — Bystroń „Przysłowia p." S. 178—80, 268.

[8]) „Zaranie Śląskie". Kwart. Lit. Jg. II, H. 3. S. 183.

[9]) O. Kolberg „Lud". Kaliskie. Teil 1. S. 37.

[10]) E. Majewski i K. Stołyhwo „Koza w mowie, pojęciach i praktykach ludu polskiego". In Zschr. „Wisła" XIX. S. 55. — E. Zb. Bd. 24. Lemberg 1908. S. 450 „Nimeć". — „Zbirnyky O. V. Markovyča i druhych". In „Ukr. prykazky, pručlivja i take ynše". Petersburg 1864. S. 21.

[11]) ZWAK. IV. W. Siarkowski „Materiały do etnografii ludu polskiego z okolic Kielc". S. (83). — Aug. Steffen „Rymy dziecięce, zagadki i przysłowia rymowane z Warmii" 1937, S. 10 (luterak).

[12]) Adalberg „Księga przysłów". S. 268. — Bystroń „Megalomania n." S. 144. — J. Bystroń „Czarność obcych". „Lud". XXI. S. 180.

[13]) „Wiara górali tatrzańskich z doliny nowotarskiej w czarownice". In Zschr. „Lud". 1926. Bd. 25. Serie II. S. 89.

[14]) Bystroń „Megalomania n." S. 259/60.

[15]) O. Kolberg „Chełmskie". Bd. I. Krak. 1890. S. 352. — Fr. Rawita-Gawroński „Wilkołaki i Wilkołactwo". In „Ziemia", Bd. IV. S. 551 (Riedt).

[16]) O. Kolberg „Lud". VI. Teil 2. Krakowskie. Krak. 1873. S. 235.

[17]) S. Adalberg „Księga przysłów p." War. 1889—94. S. 268. — A. Steffen „Opowiadania komiczne i podania z Warmii". 1937. S. 11 (Niemiec u spowiedzi).

[18]) WAK. Bd. II. II. S. 114. — J. St. Bystroń „Pieśni ludu polskiego". Krak. 1924. S. 129, in Liedern erscheint Luther als komische Figur.

[19]) E. Maschke „Das Erwachen etc.". S. 13/14 — Malinowski „Zarysy etc." S. 370. — A. Brückner „Dzieje kultury polskiej". Bd. II, S. 455, Abschnitt „Małżeństwo": „Ponieważ Niemiec nigdy Polakowi bratem nie będzie, więc nie wolno się żenić z Niemką z fraucymeru królewskiego, albo wydalonych ze Śląska". — Ł. Kamieński „Pieśni pom." I Nr. 185. — A. Steffen „Zbiór polskich pieśni ludowych z Warmii". 1934, Bd. II, S. 117.

[20]) Kolberg „Lud". Serie XVIII. Teil 5. Nr. 447. S. 207.

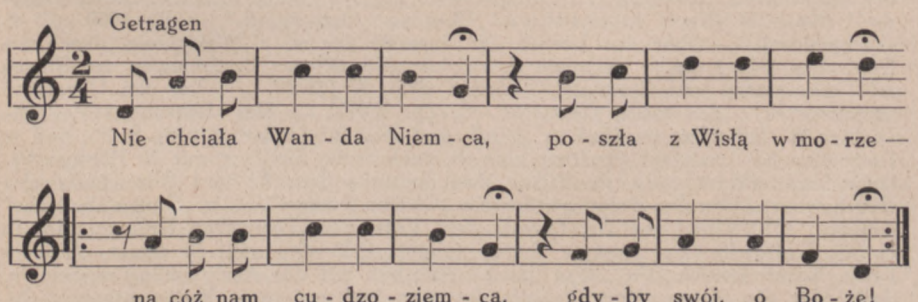
[21]) A. Cinciała „Pieśni ludu śląskiego z okolic Cieszyna". ZWAK IX, S. (253). — O. Kolberg „Lud". Serie VI. Krakowskie. Teil II. S. 353.

[22]) J. St. Bystroń „Pieśni ludowe z polskiego Śląska". S. 157/58.
Dasselbe Lied bringt auch der Liedband „Pieśni ludowe z polskiego Śląska". Wyd. Jan St. Bystroń. Zeszyt II „Pieśni o zalotach i miłości" Krak. 1934, S. 158. Ebenda S. 163 noch ein Lied, in dem das poln. Mädchen den fremden Bewerbern einen Korb gibt:

. . . . . .
Od Wrocławia i Leźnicy, od Berlina i od Graca,
Przychodzą tu napadnicy zapomocą ojca.
. . . . . .
Przyjdźcie mili goście, przyjdźcie, ale z całej pruskiej ziemi,
Dostaniecie wszyscy próżne koszyczki ode mnie.

Im Heft I derselben Sammlung („Pieśni balladowe". Krak. 1927, S. 8 f) rät ein Ausländer einem Mädchen, ihren Bruder zu vergiften, da dieser die Mischehe nicht erlauben will. Sie begeht den Giftmord. Da aber läßt sie der Ausländer sitzen: „Du hast den Bruder vergiftet, da würdest du mich auch vergiften." Das Lied, das in mehreren Fassungen in Ost- und Oberschlesien verbreitet ist, enthält eine deutliche Warnung vor der Mischehe.

Ein Wanda-Lied (sicher literarischer Herkunft) hat Friedl Beck in Nisko im Kr. Sandomir aufgezeichnet:



[23]) Cinciała „Pieśni ludu śl." ZWAK IX. S. (253). — Dort auch noch ein zweites Lied mit der Warnung, daß der Deutsche zu heiß sei (za gorący, bo ma ogon stojący). Diels in „Mitteilungen der schles. Ges. f. Volkskunde". B. XXXVI. Breslau 1936. S. 133. — In den gedruckt vorliegenden „Handschriftl. Nachrichten, aufgesetzt im J. 1781. Aus Witkowo in der Woiwodschaft Gniesen in Groß-Polen", S. 257, bringt der Verf. ein wörtlich übersetztes Lied: „Kaminsches Mädchen Rsescha sprich: was kann des Deutschen kleinster Finger? Der Pole macht dir hübsche Dinger, — den Polen nimm, den Deutschen nicht." —

[24]) Z. S. „Dalsze przyczynki do etnografii Wielkopolski". MAAE XII. S. 51. — Ł. Malinowski „Zarysy życia ludowego na Szląsku". Im „Ateneum". Bd. 1/2. S. 370. In Oberschlesien heiratet man nur innerhalb derselben Konfession.

[25]) St. Dąbrowska „Wieś Żabno". In „Wisła". XVIII. S. 39.

[26]) J. Świętek „Zwyczaje i pojęcia prawne ludu nadrabskiego". MAAE II. S. 269. — E. Farnik „O poezji ludowej na Śląsku Cieszyńskim". Cieszyn 1903. S. 16. — E. Zb. II. — J. Bystroń „Łańcuch szczęścia i inne ciekawostki". War. 1938. S. 124.

[27]) Besonders häufig erscheint Gott als Feind der Deutschen und Helfer der Polen im volkstümlichen Schrifttum. Bei Walery Przyborowski „Grunwald", S. 144, lesen wir: „Gebe Gott, daß wir den Deutschen so bald wie möglich zu Leibe gehen." S. 186—87: „Aber Gott ist gerecht, und wir beten auch mit unseren Ordensbrüdern, daß Jesus unserem Kriege den Sieg verleihe." S. 275: „Und es kommt wieder die Zeit, wo Gott zum zweiten Male den Nachkommen dieser räuberischen Kreuzritter die Zähne ausbricht und ihnen ein neues blutiges Grunwald bereitet." — Vergl. auch M. Wańkowicz „Na tropach Smętka", War. 1936, S. 174. — Im volkstümlichen Schrifttum kann man so etwas oft lesen. — Das Problem der Mischehe behandelt die Novelle „Lukas Stempel" in Konstanty Wojciechowski „Wolne chwile". — Ein Beispiel dafür, daß auch das schöngeistige poln. Schrifttum den evang. Polen dt. Abstammung geringschätzt, ist der Roman von Tadeusz Nowacki „Na papierowych szynach". War. 1934. Auf S. 270 lesen wir „Sein Vater gehörte zu den Schaustücken der ordinären, wie Schimmel im Fußboden starken Rasse der polnisch-deutschen Weichselzöpfe, die mit dem augsburgischen Bekenntnis zusammenhängen." Das evang. Gotteshaus nennt der Verf. „kircha warszawska". Oft wird eine Wertminderung der evg. Konfessionen dadurch zum Ausdruck gebracht, daß man nicht kościół, sondern verächtlich „kircha" sagt. — Artur Gruszecki „Pruski Huzar". Powieść. Krak. 1925. S. 30—31, wollen in einer schles. Gemeinde die polnischen Katholiken die Deutschkatholiken aus der Kirche herauswerten, wobei sie sie heftig beschimpfen. — Als Parallele für den Osten geben wir an Janusz Woliński „Polska i kościół prawosławny". Lwów 1936.

5. Kapitel.

[1]) E. Maschke „Das Erwachen usw." S. 4 ff. — Chałasiński „Antagonizm p. — n. usw." S. 52. — Zu „Słowianin" und „Niemiec" s. Brückner Słown. Etym. — Bystroń „Megalomania nar." S. 249/50. — Ł. Malinowski „Zarysy życia ludowego. . . ." S. 377. — A. Brückner „Dzieje języka polskiego". War. 1925. S. 161: „Man liebte die Deutschen nicht, schloß sich von ihnen ab und wußte sehr wohl, wie ungern sie sich an die Erlernung der Landessprache machten, wie schwer sie sie erlernten und daß sie sie nie ordentlich beherrschten." — „Pamiętniki J. Chr. z Gosławic Paska". Opr. J. Czubek. Lwów 1923, S. 30. — J. Słowacki dichtete: „Więc mowa narodowość stanowi niemiecką, — mówisz Grymie? Niech Pan Bóg ci da nieme dziecko!" Gemeint ist Grimm. „Dzieła Juliusza Słowackiego". Wyd. T. Pini. War. 1933. Bd. I, S. 60. — Ludolf von Sagan „Tractatus de longevo schismate". Beiträge zur Gesch. der hussitischen Bewegung. III. Hrsg. von J. Loserth. Arch. f. österr. Gesch. Ebenda I. Kap. 30 (Nach Zatschek). — Kančov „Makedonija". Sofia 1900. S. 49 (Zungenlose). — Über das Verbot der Sprache der m. a. Westslaven durch die Deutschen zitiert einige Beispiele J. Peisker „Die älteren Beziehungen der Slaven zu Turkotataren und Germanen". Berlin 1905, S. 138/39. — Bei den Ukrainern sprichwörtlich „der taube Deutsche". E. Zb. XXIV. — Der deutsche schlesische Dichter W. Scherffer erwähnt in „Bind- und Namens-Lieder" (1658) S. 35, daß in Rotreußen bei Landshut (Łańcut) eine dt. schlesische Siedlung mit 20 Dörfern bestehe, und erklärt stolz, sie hätten ihre deutsche Sprache und Wirtschaftsweise treu bewahrt. Von den Polen würden sie „Głuche Niemcy", d. h. „Taube Deutsche" genannt. (Mitteilung von Dr. Sornik, dem Vors. des „Deutschen Kulturbundes in O.-S.", Kattowitz.) — Szymon Budny (ungef. 1535—96) sagt in seiner „Elekcja Króla Krześcijańskiego": „Denn das hängt schon mit der Abstammung zusammen, daß jeder die Sitten seines Vaterlandes gern hat und seine Muttersprache liebt,

während er die fremden Sitten und die ungewohnte fremde Sprache und Rede verachtet und sie ihn beleidigen. Und ich weiß nicht, auf welche Art der Klang einer uns ungewohnten Sprache unseren Ohren sehr unangenehm ist und die Art der fremden Rede unser Gehör durch die Häßlichkeit und Grobheit verletzt." Vergl. dazu die vortreffliche Studie von St. Kot „Świadomość narodowa w Polsce wieku XV—XVII" Lwów 1938, S. 9.

[2]) Karol Mecherzyński „Historia języka niemieckiego w Polsce". Dwutygodnik Literacki. T. II. Krak. 1844. S. 50 ff., 80 ff. — J. Ptaśnik „Narodowości w miastach dawnej Polski". In „Samorząd Miejski". 1925. H. 11/12. — J. Muczkowski „Początek przysłowia" „Siedzi jak na niemieckim kazaniu". In „Dwutygodnik Lit." T. I. Krak. 1844. S. 27. — Bystroń „Przysłowia p." S. 178. — K. Lück „Dt. Aufbaukräfte usw." S. 176 ff. — Bystroń „Granice językowe, narodowe i polityczne". „Język Polski". II, S. 225. — Weinhold „Schles. Wörterbuch". Bd. 14 (polatschkern usw.). — C. S. T. Berndt „Die dt. Sprache in dem Großherzogt. Posen . . ." Bonn 1820. S. 215. — Volksliederarchiv Freiburg i. Br. (Sign. A 119, 775) ein Volkslied aus Neustadt O. S.: „Grottke ies 'ne schiene Stadt, do hoan se jüngst'ne Kärms gehoat. Polsch und spanisch hoan se gesunga . . ."

[3]) R. Grodecki „Powstanie polskiej świadomości narodowej". „Przegląd Współczesny". Jg. XIV. Bd. LII. Krak. 1935. S. 17 ff. — J. St. Bystroń „Dzieje obyczajów w dawnej Polsce". Bd. I. — K. Morawski „Hist. Uniw. Jagiellońskiego". Krak. 1900. Bd. I. S. 451. — Bystroń „Megalomania n." S. 250. — „M. Cromeri Polonia sive de situ etc." Wyd. W. Czermak. Krak. 1901. S. 39: Germanicae linguae usus. — J. Ostroróg „Pamiętnik dla naprawy etc." S. 42. — H. A. von Ramm-Helmsing „David Hilchen 1561—1610". DWZP. 31. S. 164/65. — Th. Wotschke „Des Herborner Alsted Verbindung mit Polen". „Archiv für Reformationsgeschichte". Jg. 33, S. 156/57. — Bednarski „Upadek i odrodzenie szkół jezuickich w Polsce". Krak. 1932. Zit. nach Z. Ciechanowska „Literatura niemiecka a Polska w XVIII wieku". Lwów 1936. S. 24. — Fr. Thierfelder „Die Entwicklung der dt. Sprache im nichtdt. Auslande". „Mitteilg. der Dt. Akademie". Jg. XI. H. 1. — R. Arnold „Gesch. d. dt. Polenliteratur". S. 100/01: Widerwille der Polen gegen dt. Wesen und die rauhe dt. Sprache. — Wł. Pniewski „Niemcy śląscy uczą się od wieków po polsku", Katowice (1938). Instytut Śląski. Ser. III, Nr. 9.

[4]) A. Stender-Petersen „Germanisch-slavische Lehnwortkunde" Göteborg 1927. — J. Peisker „Die älteren Beziehungen der Slaven zu den Turkotataren und Germanen". Berlin 1905. S. 57 ff. — T. Lehr-Spławiński „Język polski jako zwierciadło kult. narodu". Poznań 1935. S. 20, 38—42, 47. — A. Brückner „Dzieje języka polskiego". S. 42/45, 151—164, 221, 255. — Ders. „Słownik Etymologiczny". — Ders. „Cywilizacja i język". War. 1901. — Ders. „Wpływy języków obcych na język polski". In „Enc. Polska". II. S. 100 ff. Krak. 1915. — Gabriel Korbut „Niemczyzna w języku polskim". 2. Aufl. War. 1915. S. 136. — Alfred Lattermann „Dt.-p. Kulturbeziehungen im Spiegel der sprachl. Entlehnungen". „Dt. Schulzeitung in Polen". 1926, Nr. 15/16; 1928, Nr. 19—22. — V. Kauder „Das Dttum in Poln. Schlesien". Plauen 1932. S. 149. — K. Gusinde „Schönwald". Breslau 1912. S. 72. — A. Gawroński „Szkice językoznawcze". War. 1928. S. 51 ff. — J. St. Bystroń „Dzieje obyczajów" I. S. 108 ff. — A. Kleczkowski „Polski fircyk z niem. fürwitzig." In „Język Polski". 1937. H. 6. — K. Mecherzyński „Hist. jęz. niem." — A. Brückner „Cudzoziemszczyzna". Krak. 1916. — B. Liebich „Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache". Breslau 1899. — Prof. Mak „Schlesische Familiennamen". Breslau 1937. Schriftenreihe der Landesgruppe Schlesien des BDO.

[5]) Julius Schultz „Deutsche Lehnwörter im Polnischen". (Manuskript). — K. Moszyński „Kult. lud. Słowian". I. Krak. 1929. S. 65, 95, 659. — Arno Schmidt „Eine Wanderung durch das westpreuß. Sprichwort". Danzig 1924, S. 5. — A. Brückner „Dzieje języka polskiego". S. 159. — A. Danysz „Wyrazy polskie w języku niemieckim". „Język Polski". II, S. 293—95. — Korbut „Niemczyzna . . ." S. 45. — Stańczyk in K. W. Wójcicki „Starodawne obrazy". I, 174. — K. Weinhold: „Schles. Wörterbuch". 1855. Bd. 14. — Eigene Feststellungen. J. S. Bandtke „Wiad. o języku polskim na Szląsku". In Zschr. „Mrówka Poznańska". 1821. S. 241 (Nusche). — K. Ossowski „Niemieckie polonizmy". Im „Kurier Poznański" vom 7. 6. 1929, S. 8. — H. Reiß „Das Danziger Schimpfwort und seine Herkunft". Zschr. „Weichselland". Mitteilungen des Westpreuß. Geschichtsvereins. 1938. H. 1. — Das ostd. „mootschen", „manschen" kommt von poln. „mącić".

[6]) Über die Verpolung dt. Familiennamen s. „Ostland" 1937, Nr. 13, S. 243 und W. Mak in „Der Oberschlesier" 1937, Nr. 5, nach J. St. Bystroń „Nazwiska polskie". Lwów 1927. — St. Kozierowski „Atlas nazw geogr. Słowiańszczyzny Zachodniej."

Pozn. 1934. — St. Tomkowicz „Ulice i place Krakowa". Krak. 1926. — A. Lattermann „Die Ortsnamen im dt.-p. Grenzraum". „Dt. Monatshefte in P." 1935, H. 1/2. Käthe Müller „Die Psyche des Oberschlesiers im Lichte des Zweisprachen-Problems". Dissertation. Bonn 1934. ⊢ „Nauka Polska". Bd. XVIII. War. 1934, A. Brückner „Polska i Niemcy", S. X. — J. St. Bystroń „Megalomania narod." S. 251—53, 263. Dort weitere Beispiele für die Mischdichtung. — Zu Mischsprache und Germanismen, vergl. noch A. Brückner „Dzieje jęz. p." S. 282—86, 294. — J. Rozwadowski „Polonizmy, germanizmy", „Język Polski" I, S. 293. — S. Adalberg „Księga Przysłów P." S. 2 (Korczewski). — A. Lattermann „Deutsche Volksdeutungen in slav. Ortsnamen". Sonderdruck. — „Pamiatky ukrajinskoi movy i literatury". T. VIII. Lemberg 1930, und zwar J. Horodyńskyj „Z ukr. dramatyčnoj literatury XVII—XVIII st." S. 25/26 (ukr. Intermedium). — Szymon Gonet „Język polski w wojsku", Zschr. „Lud", 1897, S. 78 ff. bringt poln. Verse über das Leben im österreichischen Heere, die von dt. Worten durchsetzt sind u. einen furchtbaren Mischmasch darstellen. — St. Przybyszewski „Moi współcześni. Wśród obcych". War. 1926 S. 278 „Obwohl ich die dt. Sprache bis zu einem Grade beherrschte, wie kein Pole vor mir — das kann ich kühn behaupten —, stellte ich plötzlich mit großem Erstaunen fest, daß ich nie so weit kam, deutsch zu denken: alles, was ich in dt. Sprache geschrieben habe, war nur eine unerhört schnelle Übersetzung des poln. Textes — alles dessen, was ich in der poln. Sprache dachte." — O. Kolberg „Lud" VI. Krakowskie T. II. S. 353, ein zweites S. 344. — MAAE. Bd. 12 S. 46 (Kindervers aus Michorzewo). — Gustaw Morcinek „Ten Kampf z tem Drachem". „Gazeta Polska" vom 25. 2. 1936. — In den dt. Kolonien in Ostpolen ist ein langes Lied verbreitet, das folgendermaßen beginnt: „Na pagórku siedzi zając, mit die Pfötchen poruszając. Gdybym ja takie Pfötchen miał, tobym też tak poruszał, jak ten zając". Es werden dann alle Körperteile des Hasen durchexerziert; auch in Böhmen und im Baltikum bekannt. Im Ermland hat es aus dem poln. Volksmunde A. Steffen aufgezeichnet in „Zbiór polskich pieśni ludowych z Warmii". T. II 1934, und sogar in zwei verschiedenen Fassungen. S. 121, Nr. 120, 121. — Eine Unmenge Mischverse gab es im österreichischen Heere der Vorkriegszeit, z. B. aus der Instruktionsstunde für nichtdeutsche Rekruten: „Sicher ist sicher, powiedział Manlicher, i zrobił Sperrklappe". Usw. Auch die Verbrechersprache in Polen enthält eine Menge deutscher Bezeichnungen. Typisch für den sprachl. Mischmasch ist der jüdische Jargon. — Das kaschub. Mischlied bei Ł. Kamieński „Pieśni ludu pomorskiego". I. Nr. 169. — Über Polonismen in einer von den Polen herausgegebenen Fibel für den Deutschunterricht vergl.: „Die vorbildliche deutsche Sprache", in „Deutsche Rundschau in Polen". 1936, Nr. 298. — G. S. Bandtke in „Zschr. der Hist. Ges. f. d. Prov. Posen". Jg. III. Posen 1888. S. 81 f. — In Laskowskis Jargondichtungen s. „Prosto z Mostu". 1935 Nr. 35 S. 8. — Ein Schwank im Weichselplatt „Dat got Polsch" in DMP 1937. H. 2/3, S. 93. — W. Mak „Zweisprachigkeit u. Mischmundart in Oberschlesien". In „Schles. Jahrbuch f. dt. Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raume". Hrsg. vom Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur. 7. Jahrg. Breslau 1937. — Ł. Górnicki „Dworzanin polski". Opr. R. Pollak. Bibl. Nar. Nr. 109, Serie I S. 228 (Grabowiecki). — Zur Verpolung dt. Familiennamen in den älteren poln. amtlichen Urkunden vergl. noch Werner Schulz „Die zweite dt. Ostsiedlung im westl. Netzegau" Leipzig 1938, Bd. I, S. 36: Lück = Lika, Berke = Barki, Giese = Giza, Brose = Bruza, Dümke = Dymek, Hase = Zając, Anders = Andrzej usw. ⊢ Tschechisch-deutsche Mischlieder und -verse bei G. Jungbauer „Deutsche Volkskunde mit bes. Berücksichtigung der Sudetendeutschen", Brünn 1936, S. 160—62, 168/69. Die Mischgedichte auf S. 162 und 168 sind auch in Polen bekannt.

[7]) E. Maschke „Das Erwachen..." S. 8. — St. Tomkowicz „Przyczynki do hist. kult. Krakowa". Lwów 1912. — Rey in K. Bartoszewicz „Księga Polskiego Humoru". Petersburg 1897. Bd. I. S. 18. — W. Potocki „Ogród fraszek". Lwów 1907. Bd. II. Teil IV S. 538, Nr. 366. — A. Stopka „Materiały do etnografii Podhala". MAAE III, S. 128.

[8]) Der Dt. in der Messe bei J. St. Bystroń „Meg. nar." S. 253. — O. Kolberg „Lud" IX Poznańskie. Teil I S. 55. ⊢ „Helfgott" in ZWAK. Bd. VII. S. (34). — E. Zb. XXIV. — Zwei Schwänke, die wir nicht zitiert haben: „Zaranie Śląskie". 1908. H. 2: „Dwaj Niemcy". Ferner MAAE. Bd. V. S. 58 „Wassermann". — M. Wańkowicz „Na tropach Smętka". War. 1936 S. 175 „gnaty Gottes". — St. Ciszewski „Krakowiacy". T. I. Krak. 1894, S. 280. Nr. 230 „Niemiec i pluskwy". Der Deutsche ist nachts im Hause des Polen von Wanzen gebissen worden. Er will das dem Wirt erzählen, weiß aber nicht, was Wanzen auf polnisch heißt. Als es ihm der Pole sagt, versteht der Deutsche statt pluskwy — kluski. Da erklärt der

letztere folgendermaßen: „Das war so flach und rot, und wenn man's zerdrückte, dann stank's als wenn einer gefurzt hätte." — Zwei poln. Schwänke vom sprachlichen Mißverständnis bringt A. Steffen „Opowiadania komiczne i gadania z Warmii". 1937. S. 34, 40. Der Deutsche fragt den Polen: „Ist das Schwein ein Borch?" — Der Pole antwortet: „Nie, na borg wam nie dam."

[9]) MAAE. Bd. 13. A. Saloni „Zaściankowa schlachta polska w Delejowie" (bei Stanislau) S. 148. — Die beiden ukr. Rätsel in ZWAK. Bd. IX J. Moszyńska „Bajki i zagadki ludu ukraińskiego". S. 163, 165. — „Wisła" Bd. XII S. 549. — „Gryf". Pismo dla spraw kaszubskich. Bd. III. S. 140. — ZWAK. XVII. S. 108, Nr. 281: R. M. Witanowski „Lud wsi Stradomia". ⊢ ZWAK. Bd. XI. S. (41) Nr. 2. St. Ciszewski „Lud roln.-górniczy z okolic Sławkowa, pow. Olkusz". — Die ung. Beispiele aus Magyar Nyelgör" Jg. 7 (1878) S. 234. ⊢ „Magy. Népköltési Gyüjtemény" Bd. III, S. 261. — Ein Kinderschreck mit einer Anspielung auf die Deutschen in „Magyar Nyelvör" Jg. 5 (1876) S. 285 aus der Tataer Gegend. Bei den Dt. im Netzegau: „Die Krähe schreit Polack, Polack".

[10]) Über die Polack-Prozesse vor allem: Bystroń „Megal. narod." S. 157/58 und Ł. Malinowski „Zarysy życia lud. . . .". S. 384. Das Gericht anerkannte sogar die Beleidigung. — O. Kolberg „Lud" VI. Krakowskie. Teil 2. S. 344; VIII. S. 246 (Rätsel). — ZWAK. XVII S. 202: B. Gustawicz „Zagadki i łamigłówki ludowe". — „Zaranie Śląskie". Jg. II. H. 4. S. 192 (Rätsel) — Pilz s. Kolberg „Lud" XXIII Kaliskie Teil II. S. 37 u. eigene Feststellungen. — Karłowicz „Słownik jęz. p." — Orgelbrand „Słownik jęz. p.": „kochać po niemiecku" — auf dt. Art u. Weise lieben. — ZWAK. Krak. 1877 Bd. I. S. (106): Z. Gloger „Zabobony . . ." — „Trudy etnogr. — statystyčeskoi ekspedycyi v zapadno-russkij kraj". Petersburg 1878. Bd. IV. S. 581. — O. Kolberg „Przemyskie". S. 67. —— A. Bielenstein „100 lettische Rätsel". Mitau. 1881. S. 9, 103. — Bystroń „Megal. narod." S. 101/102. — K. Wójcicki „Stare gawędy i obrazy". War. 1840. T. I S. 150 (Niemiec z zamorza). T. IV S. 216 (Memec für einen Italiener). — „Nowy charakter polski". R. P. 1594. Wyd. Jan Januszowski. Er bezeichnet die romanischen Sprachen als subtil, die deutsche als „rauh, schwer und hoch". — K. W. Wójcicki „Teatr starożytny w Polsce" S. 190 (Scylurus).

[11]) Grimms „Dt. Wörterbuch" VII. Leipzig 1881. Spalte 1986. ⊢ Schmeller „Bayrisches Wörterbuch". 21, 386. — Frischbier „Preuß. Sprichwörter" I. 209. — Walther Ziesemer „Preuß. Wörterbuch". — A. Pinloche „Etymol. Wörterb. d. dt. Sprache". Paris 1922. — Fuchs „Dt. Wörterbuch", Stuttgart 1898. — Dt. Wörterb. von Campe. — Zu Wasserpolack vergl.: Gombert „Zschr. f. dt. Wortforschung". VII, 14/15. — Zelter im Briefwechsel mit Goethe in Geigers Ausgabe (Reclam) I, 350 (vom 24. 1. 1813) ⊢ „Ausführl. Nachrichten über Schlesien". Salzburg 1794. S. 364. — Schummel „Reise durch Schlesien". Breslau 1792. S. 323: „Ich komme zu dem zweiten Vorwurfe, der in dem einzigen allbekannten Eckelwort Wasserpole oder Wasserpolack liegt. . . ., u. ich fürchte sogar, er hat Recht, daß das schlesische Wasserdeutsch noch ein gut Teil schlechter ist, als das schles. Wasserpolnisch". — Walter Krause „Zur Sprachenentwicklung des oberschlesischen Volkes". In der Jubiläumsausgabe der „Kattowitzer Zeitung" (1868—1939) vom 12./13. 2. 1938 („Nicht die Preußen haben den Ausdruck „Wasserpolen" erfunden, er findet sich schon 1644 in den Predigten des Kreuzburger Pastors Gdacius gedruckt, er steht in einer Wittenberger Dissertation von 1705." Usw.) — K. Weinhold „Schles. Wörterbuch." 1855. Bd. 14. — K. Müller „Die Psyche des Oberschlesiers im Lichte des Zweisprachenproblems". S. 32. — Die tschech. Beispiele aus Čelakovský „Mudrosloví etc".

[12]) Bystroń „Meg. nar." S. 105-9. — „Ubadruba", Schriftl. Mittlg. des „Amts für schles. Landeskunde", Oppeln. — „Wisła" XII S. 549 (Zunge unter Krippe). — Ł. Malinowski „Powieści ludu polskiego na Śląsku". MAAE. Bd. V. Krak. 1901. S. 151. — A. Kleczkowski „Die dt.-p. Beziehungen in sprachl. u. lit. Hinsicht". Krak. 1936 (Sonderdruck). — „Märchen aus Posen u. Westpreußen". Aufgez. von M. Kölm. Erz. von Karl Gutowski. Schneidemühl 1937. S. 57. — Arnold „Gesch. der dt. Polenliteratur". S. 30/31. — Träger deutscher Namen als schwarze Charaktere: W. Perzyński „Klejnoty" (1930), der Mörder Edmund Figler, „zupełnie wyzbyty etycznych skrupułów". — W. Perzyński „Dwoje ludzi" (1928), der verkommene Miller. Und unzählige andere. ⊢ Mehrere kleine Spott- u. Mischdichtungen bei J. Rollauer „Die Literatur der Josefinischen Siedler in Kleinpolen (Galizien)" in „1781—1931. Gedenkbuch zur Erinnerung an die Einwanderung der Deutschen in Galizien vor 150 Jahren". Posen 1931, S. 171.

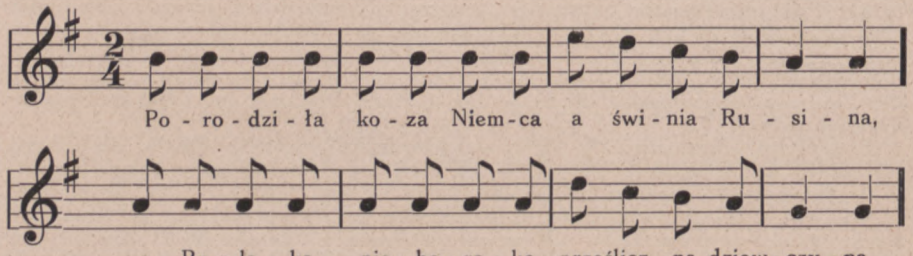
[13]) Arnold. „G. d. dt. Polenlit." S. 85/86. — O. Kolberg „Lud". XXIII. Kaliskie.

Teil I. S. 37. — Wurzbach, Küffner, Bystroń: Sprichwörter. — Romanzeitung. III, 39, Sp. 235 n. Küffner. — H. Floerke „Deutsches Wesen im Spiegel der Zeiten". Berlin 1916. S. 34. Kapitel: „Die dt. Sprache". ⊢ „Slovenen gegen Deutsche". „Der Volksdeutsche" 1937. Nr. 3. — F. Kolesa „Narodni pisni z Halyčkoi Łemkivščyny. Teksty i melodii". E. Zb. XXXIX—XL. Lviv 1929, S. 281, Nr. 17. — St. Kot „Rzeczposp. Polska w lit. polit. zachodu". Krak. 1919. S. 48. — „Kultura Staropolska" Krak. 1932. S. 645. — Arnold „Polenlit." S. 31/32, 80/81. ⊢ S. Mews „Ein engl. Gesandschaftsbericht...". Leipzig 1936. S. 52. — A. Brückner „Dzieje kult. p." II. S. 591. — Jenisch „Philos. krit. Vergleichung..." Berlin 1796. S. 197. — O. Kolberg „Lud". VI. Teil 2 S. 352 (Masurek). — M. Wiszniewski „Charaktery rozumów ludzkich". War. 1935. S. 12 (Gwagnin). — „Kultura Staropolska". Krak. 1932. S. 692 (Ruggieri). — E. Stransky „Der Deutschenhaß", Wien. 1919. S. 20 f, 90. — Piotr Świtkowski „O Niemcach" im „Magazyn Warszawski" 1784: „Als Beweis für unseren größten Widerwillen gegen alles, was in Deutschland geschrieben war, gebrauchten wir den Ausdruck „deytcz", um damit anzugeben, daß alles in Deutschland geschriebene etwas Schwerfälliges u. Unangenehmes sein müsse." — In der poln. Presse lesen wir oft vom „małomówny i mało uprzejmy Niemiec". (I. K. C. vom 25. 2. 37. Kurjer Kobiecy Jg. XI Nr. 8 „Sekretarki powietrzne"). ⊢ A. Lattermann „Um die Reinheit unserer Muttersprache". In „Dt. Heimatbote in Polen. Jahrbuch für 1938". — T. Schultheiß „Deutsche Sprachethik" in DWZP 34 stellt fest, im Romanischen herrsche der reine Vokal, im Slavischen der Konsonant, während im Germanischen der Vokal durch innige Verbindung mit den konsonantischen Elementen sich selber steigert.

6. Kapitel.

[1]) Bystroń „Megalomania n." S. 246 ff. — Ders. „Dzieje obyczajów..." I S. 108—11. — Ders. „Przysłowia p." S. 180, 202. — J. T. Trembecki „Wirydarz poetycki" I S. 204. — Brückner „Dzieje kultury" II S. 336. — „Wisła" XII, S. 549. ⊢ W. J. Jaskłowski „Wieś Mnichów w pow. Jędrzejowskim gub. Kielecka", „Wisła" XVIII. S. 11. — „Jeden rozdział do przyszłej Xięgi Przysłów Polskich etc." Kijów 1867. S. 84. ⊢ Maschke „Das Erwachen..." S. 9. — Bystroń „Megalomania." S. 149, 157 (niemra). — W. Sieroszewski „Pan Twardost Twardowski" (1929) S. 116 „brzuchaty", „otyły Niemiec". — Der Roman „Głos krwi i ziemi" von J. Wszebór (Łomża 1938) S. 224 gibt an, daß die Polen in Ostpreußen die Dt. u. Evangelischen „kasztany" nennen. Zur Smerden-Frage: J. Peisker „Die älteren Beziehungen der Slaven zu Turkotataren u. Germanen" Berlin 1905 S. 118—120, 134, 140/42. — G. Ilinskij „K voprosu o smerdach". In „Slavia Occidentalis" 1932, Bd. 11 S. 18—22, der auch weitere Bearbeitungen angibt. — Rudolf Kötzschke „Zur Sozialgeschichte der Westslaven". In „Jahrbücher für Kultur u. Gesch. der Slaven". N. F. Bd. VIII H. 1 S. 22—5. S. 24 wird auf „die verächtliche Nennung der Smurden" in den deutschen Quellen hingewiesen. — Bystroń „Meg. narodowa" S. 66 „Czarność obcych".

Porodziła koza Niemca.



[2]) Jan Długosz „Historia Polski". T. VII. S. 839. — Bystroń „Megalomania n." S. 131, (pludry mit Literaturangaben), 247/48. ⊢ Ders. „Przysłowia p." S. 178 bis 180. — Gołębiowski „Ubiory w Polsce". War. 1830. — J. T. Trembecki „Wirydarz Poet." I. S. 56 ein Vers über die ausländische Kleidung in Polen. — R. Grodecki „Powstanie polskiej świadomości narodowej". „Przegl. Współcz." Jg. XIV. Bd. LII. Krak. 1935. S. 12. — W. Potocki „Ogród fraszek", Bd. I, Teil III, S. 131

Nr. 163. — Wójcicki „Przysłowia narodowe". I. S. 212 u. A. Weryha-Darowski „Przysł. Polskie". S. 32. — Kolberg „Lud", „Chełmskie". I. S. 49. — Ein Krakowiak bei Żółkiew: „Landwery, landwery, to jest wojsko głupie, bo nosi na głowie, co kogut na dupie". — E. Zb. XXIV. S. 451. — „Humor Staropolski w poezji XVI i XVII wieku", wybr. A. R. War. 1903 (Książka dla wszystkich). — W. Dziewianowski „Zarys dziejów uzbrojenia w Polsce". War. 1935. — W. Eliasz „Ubiory w Polsce i u sąsiadów". — Kolberg „Lud". XI. Poznańskie Teil 3. S. 24: dt. Kleidung. — Malinowski „Zarysy ...." S. 109: „Staruszek jeden koło Koźla i Kłodnicy opowiadał mi, że przed laty noszono tu pończochy i harcapy i wogóle całe niemieckie ubranie" (Oberschlesien). — J. Chociszewski „Wybór pieśni polskich". Inowrocław 1898. S. 37. — „Kultura Staropolska". S. 678: „ubiory i strojność". — Die schon zitierte Lehnwörterarbeit von Lattermann. — Bystroń „Kultura ludowa". S. 342 ff. — Brückner „Dzieje kultury Polskiej". II, 462: „Auf die Pluderhosen hatte man es besonders abgesehen". — Józef Korzeniowskis Lustspiel „Fabrykant" 1846: „O, poczekaj, ty pludrze!" — In der neueren schöngeistigen Literatur Artur Gruszecki „Pruski Huzar". Krak. 1925 S. 30/31: „Rausschmeißen diese Pluderhosenträger". — „Pastorałki i Kolędy etc." T. I. Krak. 1883 S. 440 „kusy Niemczyk, der dy das". — Über das gleiche Weihnachtsspiel berichtet J. Krupski „Szopka krakowska". Krak. 1904 S. 95 im Abschnitt II „Niemiec", wo allgemein über das Auftreten deutscher Figuren im poln. Krippenspiel berichtet wird. Auch dort oft „kusy Niemczyk". — K. W. Wójcicki „Teatr starożytny w Polsce". War. 1841 S. 18. Es treten in Weihnachtsspielen auf der „kusy Niemczyk w opiętych pluderkach i tłusta Niemkini". — „Wezpazyana Kochowskiego wojskiego krakowskiego Pisma wierszem i prozą". Wyd. K. J. Turowski. Krak. 1859 S. 18. Spott auf die dt. Stiefel: ... wszystek się w bót obuwasz Niemcze zamiast togi". — W. A. Maciejowski „Polska aż do pierwszej połowy XVII w. etc." Petersburg 1842 Bd. III S. 196 über den Teufel in dt. Kleidung. — In den „Popioły" von Żeromski heißt es von einem Deutschgekleideten: „ubrany z dajczerska w kuse czarne suknie". — In ungarischen Kinderspielen kommen „dt. Schuhe" vor. Vergl. A. Kiss „Magyar gyermekjatekgyujtemeny", Budapest 1891, S. 120/21.

[3]) R. Zoozmann „Zitaten- und Sentenzenschatz der Weltliteratur". Leipzig. S. Polen. — Wurzbach nach Wander „Dt. Sprichwörterlexikon." S. 1370. — Arnold „Gesch. d. dt. Polenlit.". S. 83.

[4]) A. Perlick in „Das Deutschtum in Oberschlesien". Hersg. V. Kauder. Plauen. 1932, S. 106. — W. Kuhn „Die jungen dt. Sprachinseln in Galizien". S. 135/37. (Słyvyč) — Kolberg „Lud" III. Kujawy. S. 61. — Arnold „Gesch. d. Polenlit." S. 82. — W. Łoziński „Życie polskie w dawnych wiekach" 2. wyd. Lwów 1908. S. 77, 7. wyd. S. 124. — Bystroń „Kult. lud.". S. 323. — Brückner „Słown. etym.". — M. Wicherkiewiczowa „Teodor i Onufry Rohaccy uczą walca....". „Dziennik Pozn." vom 7. 2. 1937, S. 4. — B. Osmólska „Jakie Pląsy i tany były znane w dawnej Polsce". Kurier Pozn. vom 10. 2. 1937, S. 8. — Z. Grabowski „Kultura Niemiec Hitlerowskich. Teil IV „Der Tanz". Im „Kurier Liter.-Naukowy" vom 3. 5. 1937. Beilage des „II. Kurier Codzienny". — „Zbirnyky O. V. Markovyča i druhych". In „Ukrainski prykazky...", Petersburg 1864, S. 15. Nr. 670. — Alicja Simon „Poln. Elemente in der dt. Musik bis zur Zeit der Wiener Klassik". Basel 1913. — Adalberg „Księga przysłów". S. 335. — A. Karasek „Deutschgalizische Sprachinselschwänke". In Zschr. „Schaffen und Schauen", Jg. 4, Nr. 9, S. 17 ff. — K. Przerwa-Tetmajer „Z wielkiego domu" bringt eine Erzählung „Jak Janosik tańczył z cesarzową". Der Räuber bestellt sich die Kaiserin Maria Theresia zum Tanzen. Sie erscheint auch und erklärt, so schön wie J. könne niemand in Europa tanzen. — H. Opieński „Dawne tańce polskie z XVI i XVII wieku". War. 1911.

[5]) M. Rey „Zwierciadło". Rozmowa krótka do poczciwego Polaka. II. S. 320. — Küffner „Die Dt. im Sprichwort". S. 40. — „Jeden Rozdział do przyszłej Xięgi Przysłów Polskich, obejmujący nazwiska rodzin, szlacheckich a innych w przypowieściach, w znaczeniu przenośnym ucinkach". Kijów. 1867. — „Kultura Staropolska". S. 657, 694. — Arnold. S. 101/2. — Sammelwerk „Polska". Jej dzieje i kultura". I, II. War. 1927. („Szlachta nie lubiła Niemców".) — Brückner in „Nauka Polska". Bd. XVIII. War. 1934, S. XIII: „szlachta wyszydzała „pludrów"; sympatii wzajemnej brak zupełny ..." — Wander „Dt. Sprichwörterlexikon". S. 1371. — Adalberg „Księga przysłów". S. 335. — E. Schmidt „Dt. Volkskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation". Berlin 1904, S. 64. — Th. Geiger „Konrad Celtis in seinen Bez. zur Geographie". 1896 (Münchener geogr. Studien. II). — St. Kutrzeba „Przeciwieństwa i źródła polskiej i rosyjskiej kultury". Lwów 1916, S. 76 (Ossoliński).

[6]) S. Matusiak „Comber (zabawa ludowa)". Zschr. „Ziemia". Jg. 1914, H. 13, S. 193—95; H. 14, S. 209—11; H. 17, S. 257—59; H. 18, S. 273—75. ⊢ A. Brückner „Mitologia słowiańska". Krak. 1918. S. 78/79, 83. — O. Loorits „Volkslieder der Liven". Tartu 1936, S. 308. Einige Lieder bekunden ihre Vorliebe für die dt. Tänze, während man die russ. nicht versteht. Vgl. auch S. 508. — Bystroń „Pieśni ludu polskiego". Krak. 1924 (Bibl. Geogr. Orbis), S. 52 „Pieśni komiczne. Dużo tu elementu obcego"; S. 53/54; S. 139 „dużo wątków przychodzi do nas z Niemiec"; S. 144: „Im dt. Volksliede finden wir nicht viel poln. Einflüsse; die Andersartigkeit der Sprache, die kulturelle Überlegenheit und daher die Verachtung alles dessen, was polnisch ist, konnte Entlehnungen nicht begünstigen, die daher Ausnahmen sind." — Ders. „Kultura ludowa", S. 318 (Weihnachtsbaum), 319—23. ⊢ Brückner „Dzieje Kultury Polskiej" II., S. 572 (Eulenspiegel), 469 (niemiec, wirchaus). — B. Czyżykowska „Dyngus, śmigus". „Dziennik Poznański" vom 23. 3. 1937, S. 73/74. — „Reisen und Gefangenschaft Hans Ulrich Kraffts", aus der Originalhandschrift, hrsg. von Haßler. Stuttgart 1861. S. 376—87. — A. Chybiński „Lutnia, lutniści i tańce w poezji polskiej XVII wieku". Zschr. „Śpiewak" 1927, Nr. 11, 12. — 1928, Nr. 1, 2. J. Łącznowski im „Nowe zwierciadło" (1678) dichtet: „Nieraześmy i karków mężnie nadstawiały, gdyśmy z kawalerami niemca tańcowały" — Jan Kijan in „Fraszki" (1614) im Gedicht über die Verschiedenheit der Nationen und ihrer Eigenheiten sagt „Niemiec pyszny i hardy — wyskakuje galardy". Chybiński gibt noch ein zweites Beispiel über „niemieckie galardy" an. — O. Kolberg „Przemyskie. Zarys etnograficzny". Krak. 1891, S. 53: Osterspiel „szelman" (szelma). Ob es durch die dt. m. a. Kolonisation, die in diesem Gebiet sehr stark war, hingekommen ist? Vergl. auch J. Bystroń „Wpływy słowiańskie w niem. pieśni ludowej" Pozn. 1931. „Slavia Occidentalis" T. I. — Das Anführen der Dt. untereinander betr. Hutabnehmen vor der Bożamęka ist in vielen Gegenden Posens üblich. Meistens veranlaßt man zum Hutabnehmen, indem man sagt: „Du, dir hat ein Vogel auf den Hut geschissen". — Im Netzegau beim Pfänderspiel der dt. Jugend: „Poln. Kreuz anbeten". (Im dt. Binnenlande: „Heiliges Kr. anbeten").

7. Kapitel.

[1]) K. Moszyński „Kultura ludowa Słowian". Kult. materialna. I. Krak. 1929, 268, 270. — Ders. S. 21 (Pilze). — J. Ochorowicz „Pierwiastki charakteru narodowego. Szkic z psychologii i kult. pierwotnej Słowian Centralnych". War. 1907. S. 19/20. — Bystroń „Kultura ludowa". S. 306—8. ⊢ Ders. „Megalomania narod." S. 255 ff. — Vergl K. Bartoszewicz „Księga humoru polskiego". III. Petersburg 1897. S. 47. — MAAE. II. Z. Rokossowska „Bajki ze wsi Jurkowszczyzny, pow. zwiahelskiego, gub. Wołyńskiej". S. 67, Nr. 37. — J. Pavlovskij „Russ.-dt. Wörterbuch". Riga 1909. Seit dem 18. Jahrh. nannte man die Dt. in Rußland „kołbasa". — V. Dal „Poslovicy russkago naroda", S. 364. ⊢ „Postny obiad etc.". Wyd. J. Rostafiński. Krak. 1911, S. 23, 25 (Danzig und Hering). — W. A. Maciejowski „Polska aż do pierwszej połowy XVII w. pod względem ob. i zwycz.". Petersburg 1842. T. IV. S. 109. (Słonina).

[2]) Bystroń „Megalomania nar.", S. 152 (bei Nakel nennen die Polen die Deutschen „wrukefrete" (Wrukenfresser), 257/58. — Kartoffelnamen s. E. Majewski „Nazwy ludowe kartofla i ich słoworód". Prace Filologiczne. Bd. IV. War. 1893. S. 645 ff. — Karłowicz „Słownik jęz. polskiego". — Schnür-Pepłowski „Cudzoziemcy w Galicyi". S. 232: „Die Kartoffeln in Galizien verdanken ihre Verbreitung vor allem den Deutschen, und daher nennen sie die Bauern in einzelnen Gegenden szwaby". — Hornuff „Bemerkungen auf einer Reise von Thorn durch Posen nach Sachsen". Berlin 1790. ⊢ Fr. Seefeldt „Dornfelds Chronik". Plauen 1936, S. 16 (szwabky). Im Cholmerland spotten die Polen: „Bei Kart. ist er geboren, bei Kart. wird er auch sterben." — In Siebenbürgen werden die Sachsen von den anderen Völkern auch „Kartoffel" geschimpft.

[3]) „Studia Staropolskie". Krak. 1928. — J. Ochorowicz. „Pierwiastki..." S. 19. — „Co nowego. Zbiór anegdot polskich z r. 1650". Wyd. A. Brückner. Krak. 1903, S. 30. (BPP. Nr. 48). — „Wirydarz Poetycki Jakuba T. Trembeckiego". I. S. 29. — „Cztery wieki fraszki polskiej". War. 1937. Nr. 1009. — Brückner „Słownik etymologiczny". S. chmiel und piwo. ⊢ Dzieła Krasickiego. Wyd. Dmochowskiego. (1829—33). T. I. Pieśń IX, Myszeis. Tom V, Ks. III. S. 114. — K. Wojciechowski „Historia powieści w Polsce". Lwów 1925, S. 296 (Werther). — Einige Angaben bei J. Tuwim „Polski Słownik pijacki". War. 1935. Das Wort „Bierbrudrowie" in Gdacjusz Adam „Dyszkurs o pijaństwie" 1681. — Adolf Nowaczyński „Nowe Ateny". Satyra na wielki Kraków. (War 1913). Über die Fremden in

Venedig: „Już pełno w niej Węgrów, Czechów, Niemców, niemożliwie się ubierających z kuflami! Z żonami!..." (S. 133). — Trauerspiel von T. Miciński „W mrokach złotego pałacu" (1909) bringt Liutprand der Fürstin u. a. Pökelfleisch und Bier als Geschenk. Bei Adalberg S. 116 noch: „Dzida na stypę, tatara na zagon, niemca do szklanki, a młodego do bogdanki nie prosić".

[4]) Brückner „Dzieje Kultury Polskiej". II. S. 575 ff. — E. Zb. Bd. VI, Nr. 453. Überall erscheint der Deutsche immer wieder „mit einer Pfeife in den Zähnen", so z. B. auch in der Weihnachtsspiel „W dzień Bożego Narodzenia" in „Sześć nowych jasełek etc." von Fr. Omańkowska. Posen 1908. S. 58/59. — O. Loorits „Volkslieder der Liven". Tartu 1936, S. 39.

[5]) Fr. Korab-Brzozowski „Przysłowia p.". S. 102 (Gurke). — Wander „Dt. Spr." I, 476; III, 315. — Berkenmeyer „Vermehrter curiöser Antiquarius". Hamburg 1907. — Karłowicz „Słownik jęz. p." — Über fremde Einflüsse auf die poln. Küche s. Bystroń „Dzieje obyczajów". II. — Brückner „Dzieje Kultury Polskiej". II, S. 464 ff.

[6]) Tomaszewski „Gwara Łopienna". Krak. 1930. S. 154. — Chałasiński „Antagonizm p.-n.", S. 58 (Waldenburger als Katzen- und Hundefresser). ⊢ Die ungar. Verse nach „Magyar Nyelvör", Jg. 5. 1876. S. 285, aus Groß Besckerek.

[7]) J. Świętek „Zwyczaje i pojęcia prawne ludu nadrabskiego". MAAE. Bd. II S. 268. — Zschr. „Lud." Bd. IX. Lwów 1903. S. 261. — ZWAK. Bd. XVII, S. 129. Nr. 4 M. Rawicz-Wilanowski „Lud wsi Stradomia pod Częstochową". — Es liegen noch vor Fassungen aus dem Cholmerlande, aus Kujavien, Wolhynien. — „Postny obiad abo zabaweczka wymyślona przez P. X. P. W.". Wyd. J. Rostafiński. Krak. 1911. S. 9 (żur). Es werden noch andere Speisen dt. Herkunft erwähnt: birembrut, ninogi (Neunauge).

8. Kapitel.

[1]) Fr. Bujak „Kultura ludowa na tle kultury narodowej i powszechnej". War. 1930. S. 15.

[2]) Ebenda S. 24/25. — J. Ciemniewski „Erkenntnis und Gestaltung des Charakters" (poln.) Posen 1927. Teil I. S. 176, 188. ⊢ J. Tymieniecki „Cechy moralne narodu jako wynik historii". Poznań 1926. — Ilse Schwidetzky „Der Stand der rassenkundlichen Erforschung Ostdeutschlands und Polens". In DMP. 1937, H. 6, S. 222. Dort auch das Urteil Bykowskis. ⊢ Die Presse und die belehrende Lit. versuchen immer wieder, dem poln. Volke die Zeitverschwendung abzugewöhnen. Vergl. St. Bieńkowski „Trzeba rozpocząć więc walkę z marnotrawstwem czasu". Im „Dziennik Poznański" vom 20. 2. 1938. Er zitiert den Ausspruch eines Ausländers: „Polen ist ein reiches Land, welches sehr viel Zeit hat, die für andere Völker Geld ist." — A. Górski „Cnoty i wady narodu szlacheckiego". War. 1935. ⊢ Z. Dębicki „Podstawy kultury narodowej". Wyd. 2. War. 1925. S. 96/97. — M. Rudnicki „Uwagi o psychologii narodu niemieckiego". In „Slavia Occidentalis". T. VIII. Poznań 1929. S. 455: „Die Vorteile beruhen in einer ungeheuren Disziplin des dt. Volkes und allem, was mit der Disziplin zusammenhängt, und zwar: in einem großen Fleiße, einer ungeheuren Organisationsgabe, Planmäßigkeit, Genauigkeit, Gründlichkeit usw. Die Mängel dagegen beruhen in dem Fehlen der Beweglichkeit und Initiative usw. und schließlich darin, daß die Deutschen mitunter vollkommen gehorsame und willenlose Werkzeuge in den Händen ihrer Befehlshaber werden." (Die Behauptung vom Mangel an Initiative der Deutschen ist unrichtig). — Bolesław Prus „Najogólniejsze ideały życiowe", S. 242. In „Sympozjon. Wybór Prozaików Polskich Wieku 19 i 20". War. 1926. — Program Nauki w Gimnazjach Państwowych. Języki obce nowożytne (Projekt). Lwów. 1933. S. 9. In der dt. Schullektüre soll besonders hingewiesen werden auf „gewisse Merkmale des Deutschen (z. B. Reinlichkeit, Arbeitsamkeit, Pflichttreue, Planmäßigkeit bei der Ausführung)". — Auch in der polnischen Presse werden ab und zu „die großen schöpferischen Kräfte" des dt. Volkes anerkannt. — Eine Zusammenstellung des Materials über den polnischen Volkscharakter gibt J. Chałasiński in dem von ihm übersetzten Buch von William Mc Dougall „Psychologia grupy", Lwów 1930, S. 483—485 „Przyczynki i materiały do psychologii i socjologii narodu polskiego".

[3]) Nach Mitzler de Kolof „Historiarum Poloniae". War. 1761. S. 504.

[4]) B. Zimorowicz „Historia miasta Lwowa". Przekład Piwockiego. Lwów 1833. S. 102. — Joannes Herburt de Fulsztyn, senator regni „Chronica Historiae Poloniae". Danzig 1619: „Teutones sunt frugales et diligentiores in re paranda ac tuenda quam Poloni et lautius habitant".

[5]) M. Stryjkowski „Kronika polska, litewska, etc." (1582). Zbiór dziejopisów polskich. T. II. War. 1766. S. 399.

[6]) „Moralia". T. II. Krak. 1916. S. 160 (B. P. P.).

[7]) Vergl. z. B. J. St. Bystroń „Dzieje obyczajów w dawnej Polsce". 1932. S. 108 ff.: „In den Städten hat es immer viele Deutsche gegeben. Dieses emsige, arbeitsame und sparsame Element hatte ungeheure Entwicklungsmöglichkeiten. Es brachte eine höhere technische Kultur mit und führte die begehrte ausländische Ware ein. Und so wurden die Deutschen gewöhnlich schnell reich. Das deutsche oder deutschstämmige Bürgertum übertraf das einheimische gewöhnlich an Wohlhabenheit, an Niveau und kulturellem Ehrgeiz."

[8]) A. Brückner „Dzieje kultury polskiej". Bd. II. S. 462 (Opaliński). — Antoni Sobański „Cywil w Berlinie". War. 1934. S. 50. — E. Krasiński „Gawędy o przedwojennej Warszawie". War. 1936. S. 47. „Der Pole war jedoch in bezug auf Arbeitsamkeit und Fleiß von dem Deutschen jeglichen Standes weit entfernt."

[9]) Ł. Malinowski „Zarysy etc." „Ateneum" 1877. II. S. 101. — I. S. 374 ff.

[10]) „Lud". Serie III. Kujavien. S. 61: „In ganz Kujavien lebt eine große Zahl deutscher Ansiedler. Ihre Niederlassungen sogenannte — „holendry - olendry" —, welche meistenteils auf deutsche Art gebaut sind, zeichnen sich durch Ordnung, Reinlichkeit und kleine, meist hinter den Häusern angebaute Gärtchen aus. Ihre Bewohner haben, trotzdem sie stellenweise schon anderthalb Jahrhunderte im Land angesiedelt sind oder hier durch die Adligen als Pächter angesiedelt wurden, ihre Trachten, Gewohnheiten, Sitten und ihre Muttersprache beibehalten. Größtenteils sind sie evangelisch. Sie heiraten und leben meistenteils untereinander, kommen selten in Verbindung mit dem kujavischen Bauern und bearbeiten fleißig ihr Land. Sie singen weniger als die Kujavier und tanzen auch weniger, und ihre Lieder sind oft eine einfache Übersetzung der polnischen." — In „Lud". Serie IX. Großherzogtum Posen. S. 114: Die Deutschen lassen sich nicht so vom Juden betrügen wie die Polen.

[11]) K. Lück „Dt. Aufbaukräfte". S. 436.

[12]) F. Papée „Polska i Litwa na przełomie wieków średnich". Krak. 1904. S. 361. Er hält das Protokoll über den Altarbau für „vollkommen glaubwürdig". S. auch Kot in „Kultura Staropolska". Krak. 1932. S. 647. — Br. Schier „Die Auseinandersetzung zwischen Dt. und Slaven in volkskundl. Sicht". In DAfLV., Jg. II, H. 1 S. 1 ff. — A. Brückner in „Encyklopedia Staropolska". 1937, H. 8 (unter „Niemcy") meint, die Mischung von Deutschen und Polen hätte nicht immer günstige Ergebnisse gehabt. „Der Phlegmatiker verwandelte sich in einen Sanguiniker, aber sein Fleiß, seine Sparsamkeit und sein Ordnungssinn nahmen eher ab...". O. Loorits „Volkslieder der Liven" Tartu 1936, S. 306, 322, 564. Die im „reichen Deutschland" verfertigten Gegenstände erwecken die Bewunderung des livischen Volksliedes.

[13]) G. M. Küffner „Die Dt. im Sprichwort". Heidelberg 1899. S. 93. Auch bei Reinsberg. II. 56, 26.

[14]) [15]) [16]) S. Adalberg „Księga P.". S. 335. — Bystroń „Przysłowia p." S. 178.

[17]) Bystroń „Przysłowia p.".

[18]) S. Adalberg. S. 553.

[19]) B. Zimorowicz „Hist. m. Lwowa". Lwów 1833. S. 104: „Dosyć chleba i dziewczęta, jest dla Niemców ponęta".

[20]) [21]) Küffner „Die Dt. im Sprichwort". S. 21, 7.

[22]) Walter Kuhn „Die jungen Dt. Sprachinseln in Galizien". Münster 1930. S. 137.

[23]) Bystroń „Przysłowia p.". S. 178—80. — Adalberg „Księga prz.". S. 335. — E. Zb. XXIV.

[24]) Im „Głos". Tygodnik lit. społ. polit. 1886. Nr. 2, S. 19.

[25]) K. Lück „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens". Antwort auf die Kritik von Prof. Tymieniecki. DMP. 1937. Heft 8/9. S. 507—25.

[26]) Genauere Angaben bei Lück „Aufbaukräfte". S. 432.

[27])—[30]) Bystroń „Przysłowia p.". S. 178—80. Adalberg „Księga prz.". S. 335. — Bei Gaidoz-Sébillot „La France merveilleuse et legendaire". S. 298 „Suisse, mangeons ton pain. — Je n'ai pas faim. — Mangeons le mien. — Je le veux bien."

[31]) S. Adalberg „Księga prz.". S. 268.

[32]) „Lud". Serie X. Księstwo Pozn. Teil. II. S. 33—31.

[33]) K. Estreicher. „Wincenty Pol". — „Przew. Nauk. i Lit.". 1881. S. 2: „Es lachte die Polonia über jene Wanderer, die mit dem Koffer auf dem Rücken und mit dem Hund an der Schnur..." Dann folgt allerdings eine begeisterte Lobes-

hymne. Im Drama „Bitwa pod Grunwaldem" von Kazimierz Mrowczyński. War. 1931, S. 10, heißt es, daß die Deutschen, die die Ordensritter in Preußen ansiedelten, „auf Hunden" ins Land gekommen seien.

[34]) Jan Długosz „Dziejów polskich Ksiąg dwanaście". Krak. 1867 ff., Bd. III S. 211, 243.

[35]) Lück „Aufbaukräfte". S. 345/46. — Eine Anzahl von Beispielen für wirtschaftsuntüchtige Einwanderer, die auch deutscherseits als solche bezeichnet werden, bringt Kaz. Zimmermann „Fryderyk Wielki i jego kolonizacja rolna na ziemiach polskich" Poznań 1915. I, 70. II 124, 202, 275—94, 352 ff., 356. Er stützt sich vielfach auf deutsche Kritiken.

[36]) Vergl. auch St. Cercha „Kleparz, przedmieście Krakowa przed 50 laty". Krak. 1914. S. 54. Dort eine andere Fassung.

[37]) J. Bystroń „Megalomania n.". S. 254/55 nach O. Kolberg. Adalberg „Księga prz.". S. 335. — Bystroń „Przysłowia p.". S. 178—80. — J. K. Kochanowski „Polska w świetle psychiki własnej i obcej". War. 1925. S. 198 (oszwabka).

[38]) „Cztery wieki fraszki polskiej." War. 1937. Nr. 963, 946, 1156. — Vergl. auch Łucjan Siemieński „Poezje" War. 1882. Bd. IX. S. 191: „die Faulen und Bequemen der arbeitsame Szwab verdrängt". Im Gedicht „Drażliwa kwestia".

[39]) W. Recke „Die poln. Frage als Problem der europäischen Politik". S. 56 (Talleyrand). — R. F. Arnold „Geschichte der deutschen Polenliteratur von den Anfängen bis 1800". Halle a. S. 1900. S. 32/33, 83/84, 262/63. — Frischbier „Preußische Sprichwörter und volkstümliche Redensarten". Berlin 1865 und 1876. I, 209, dort sogar „poln. Sauwirtschaft". — Adolf Kargel „Deutsche Reigenspiele, Festbräuche und Kinderreime aus Kongreßpolen". DWZP., H. 1, S. 62 (p. Brücke). K. F. W. Wander „Deutsches Sprichwörter-Lexikon". Leipzig 1873. S. 1370 (s. Polen, polnisch). — Arno Schmidt „Eine Wanderung durch das westpreußische Sprichwort". Danzig 1924. S. 4, 5. — J. Krämer „Das slavische Fremdwort in der Dornfelder Mundart". DMP. 1935. Heft 7/8. —Karl Weinhold „Schlesisches Wörterbuch". 1. Teil. Wien. Ak. Berichte. Bd. 14. 1855. S. Anhang. — Die Polen ärgern sich manchmal über die deutschen Urteile über die polnische Wirtschaft, weil sie bei dieser Gefühlsreaktion ganz vergessen, daß ihre Selbstkritik nicht anders lautet. M. B. Lepecki erwähnt z. B. in seinen Erinnerungen „Z Marszałkiem Piłsudskim w Egipcie" eine „droga polska" (in Kursivschrift), als beide auf einen schlechten Weg kamen.

Schlußbemerkung: Nicht berücksichtigt haben wir die Vorwürfe des Diebstahls, die auf beiden Seiten gemacht werden. Im Osten Polens gibt es viele Spottverse, in denen die Deutschen Hühner stehlen, und zwar immer nur Hühner. Es läßt sich das auf polnische Satiren des 16. Jahrh. zurückführen. (Vergl. Text S. 100 f.) In einer poln. Dichtung des 17. Jahrh. wird sogar ein „kurnik" (Hühnerstall) als „Niemiec" bezeichnet. Die Polen wiederum werden schon seit dem 15. Jahrh. in europäischen Sprichwörtern Diebe gescholten. (Nach St. Kot). — In den deutschen Kolonien Kongreßpolens sagt man: „Vo ne Pole — es nuscht seche, nech emol glögend Ise". Bei Sompolno sind folgende deutsche Scherzfragen bekannt: „Wie schreit ein polnisches Kind, wenn es auf die Welt kommt?" — „Kraść, kraść" (d. h. stehlen). „Wie schreit ein deutsches Kind, wenn es auf die Welt kommt?" — „Oh, oh" (d. h. es muß unter der Dieberei leiden). In den dt. Dörfern im Westposenschen ein Sprichwort: „Der einfache P. stiehlt u. der vornehme P. lügt".

9. Kapitel.

[1]) Gliński „Bajarz Polski". S. 16, 418. — „Kultura Staropolska". Krak. 1932. S. 668.

[2]) V. Dal „Poslovicy russkago naroda". Moskva 1862. S. 344, 364. — Küffner „Die Deutschen im Sprichwort". S. 9, 10. Er übersetzt manche Sprichwörter nicht sinngemäß. — E. Zb. XXIV. S. 451. — „Słownik języka polskiego Karłowicza" (po niemiecku robić). — Adalberg „Księga przysłów p.". S. 335, 416. — Bystroń „Przysłowia p.". — Ders. „Megalomania n.". S. 229.

[3]) Zschr. „Wisła". XII. S. 549 (filozofia niem.). — E. Zb. XXIV. S. 451. — „Dumm wie ein Deutscher" bei Adalberg. S. 335 und Bystroń „Przysł. p.". S. 178 Küffner „Die Dt im Sprichwort". Nr. 94, 52, 49.

[4]) Mikołaj Rey „Figliki". Dla uczczenia 400 rocznicy urodzin autora, wyd. W. Wittyg. Krak. 1905. — „Facecje Polskie z r. 1624". Wyd. A. Brückner. Krak. 1903. Nr. 170; Nr. 169 ist eine Anekdote „Vom Deutschen, der Öl in Italien kaufte". „Zbiór Anegdot Polskich" (1650). Wyd. A. Brückner. Krak. 1903. „Co Nowego". S. 76, Nr. CXLIV. Krak. 1903. (BPP., Nr. 48).

[5]) ZWAK. Bd. VII. Krak. 1883. S. (34), (silb. Teller). — A. Stopka „Materiały do etnografii Podhala". MAAE. Bd. III. S. 126. — „Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde". Bd. II, S. 11. — E. Zb. Bd. VI. Viddił II. S. 199/200, Nr. 447, 200, 445. (Volodymyr Hnatiuk „Halićko-ruśki anegdoty"). — St. Ciszewski „Krakowiacy". Bd. I. Krak. 1894. S. 279, Nr. 229 (Hornissen).

[6]) Bystroń „Megal. nar.". S. 163 ff. — Jan Magiera „Papaje a Wilamowiczanie". „Wisła". Jg. XV. S. 481—84. — Hertha Strzygowski „Schlesische Bauernfrauen werden gezeichnet. In Wilmesau". DMP. Jg. 1936. — St. Jantzen „Jeszcze z powodu anegdot o „Papajach" i „Pobożanach". „Wisła". Bd. XV. S. 531. — Ł. Malinowski „Zarysy życia ludowego na Szląsku". „Ateneum". 1877. Bd. 1 und 2. S. 373. Er bringt mehrere Schwänke über Schönwald. — Konrad Gusinde. „Schönwald". Breslau 1912. — Kolberg „Lud". Serie XIV. Teil 6. (Poznańskie) S. 357. — Ders. „Lud". Serie IV. (Kujavien) S. 365. — Daß die Schwänke nur durch den Druck in Polen verbreitet wurden, glaube ich nicht, obwohl sie vereinzelt in poln. Ausgaben erscheinen z. B. von den Bauern in Dunnerstadt, deren Hirte von vier anderen auf der Tragbahre durchs Getreide getragen wird, um eine Herde Schweine aus dem Getreide zu jagen, in: „Furfanterye Dworskie, na sześć części rozdzielone. Po polsku napisane, z różnych Authorów zebrane w których się znajdują żartowne a rozkoszne przypowieści. A dla snadnieyszego Czytelnikowi wyrozumienia krótko wierszowymi sentencyami opisane y z poprawą wydrukowane roku Pańskiego 1649". S. 82. — A. Karasek „Deutsch-galizische Sprachinselschwänke in „Schaffen und Schauen". 1928, Nr. 9: die dt. Wanderschwänke und Schildbürgerstreiche werden einfach auf die Polen und Ukrainer bezogen.

10. Kapitel.

[1]) Kolberg „Lud". Serie VI. Krakowskie. Teil 2. S. 190, 356. — A. Tomaszewski „Gwara Łopienna". Krak. S. 62 berichtet, daß die poln. Kinder hinter einem alten Deutschen immer herriefen: „Prois blom — blom — blom". Oder ‚Prois, vo ges tu chyn". — A. Steffen „Zbiór polskich pieśni z Warmii". 1931, Bd. I, S. 199; 1934, Bd. II, S. 80. — A. Brückner „Powieści ludowe" (Szkice literackie i obyczajowe). Biblioteka Warszawska. 1900, Bd. VI, War. 1900, S. 232. Vergl. auch Zschr. „Lud", IX, 1903, S. 376. — Vergl. auch als typisch M. Turwid „Bitwa w Kosznajderii". Im „Kurier Poznański" vom 19. 9. 37, S. 13, Schilderung einer Prügelei zwischen Deutschen und Polen, in der die letzteren siegen.

[2]) Bystroń „Megalomania nar.". S. 72, nach K. Morawski „Historia Uniwersytetu Jagiellońskiego". II, S. 364.

[3]) J. Świętek „Zwyczaje i pojęcia prawne ludu nadrabskiego". MAAE. Bd. II. S. 269.

[4]) „Słownik Języka Polskiego Orgelbranda". Wilno 1861. — Im Ermlande sagen die Polen für Deutscher „Mniamniec".

[5]) Linde „Słownik Jęz. Polskiego". Lwów 1859. — Wörterbuch von Karłowicz (szwab).

[6]) Tomaszewski „Gwara Łopienna". Krak. 1930. S. 154.

[7]) „Kultura Staropolska". Krak. 1932. S. 702.

[8]) Genauere Angaben im Aufsatz K. Lück „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens". Antwort auf die Kritik Prof. Tymienieckis. In „Deutsche Monatshefte in Polen". Jg. III, H. 8/9. S. 4—6. — Der Scherzname „Hans" kommt auch vor bei Wespazyan Kochowski „Lyrica i Epigrammata Polskie". Kraków 1674, Księga pierwsza. S. 46 in „Resolutia siłę może". — Krzysztof Opaliński „Satyry albo przestrogi do poprawy rządu i obyczajów w Polsce". Poznań 1840, S. 155 „zapędzić szweda za morze, nazywając go śledziem". — A. Brückner „Dzieje kultury polskiej". Bd. II, S. 595 (sach).

[9]) Beispiele noch bei R. Arnold „Gesch. der dt. Polenliteratur...", S. 262763, am Schluß des Buches das Gedicht „Pollnische Raritäten". — In der Grenzmark Posen-Westpreußen bei Briesen „poln. Edelsau" für einen Polen; bei Schwerin sprichwörtlich: „er ist dumm (oder faul) wie ein poln. Schwein". Ähnliche Redewendungen in Ostpreußen. — Der „Warszawski Dziennik Narodowy" vom 12. 2. 1937, S. 7, im Artikel „Proces o zniewagę narodu polskiego" berichtet, daß ein Jude wegen des Ausdrucks „poln. Schwein" zu sechs Monaten Haft verurteilt wurde. — Ähnlich erging es einem Deutschen in Chodzież (Kolmar) im Netzegau. Ihm hatte ein Pole abends einen Haufen vor seine Tür geschissen. Als er ihn dabei ertappte, nannte er ihn in der Wut „poln. Schwein". Er wurde verklagt und wegen Beleidigung des polnischen Volkes zu einer nicht allzu harten Strafe verurteilt, wobei ihm jedoch eine Bewährungsfrist zugebilligt wurde. — Zu szołdra s. Brückner

„Słownik Etymologiczny". S. 551. — Ferner J. Tuwim „Polski Słownik pijacki i antologia bachiczna". War. 1935, S. 87 (szolara, wohl falsch gelesen: szołdra).

[10]) Bystroń „Przysłowia Polskie". S. 178. — Korab-Brzozowski „Przysłowia polskie". S. 102. — Maschke „Das Erwachen...", S. 7, 11/12, 32, 37, 45. — Bystroń „Megal. nar.". S. 138. — St. Cercha „Kleparz przed 50 laty". MAAE. Bd. 14, S. 54. — H. Wuttke „Polen und Deutsche". Leipzig 1848. S. 171. „Pamiętniki... Paska". Lwów 1923. S. XXII. — K. Schottmüller „Aus einer Schwersenzer Familienchronik" in „Zschr. f. d. hist. Ges. für die Provinz Posen". Jg. XII. 1897. S. 365. — H. Zatschek „Das Volksbewußtsein". Brünn 1936, S. 32, schreibt im Abschnitt über Polen: „Die Bezeichnung der Deutschen als Hunde ist hier schon alt. Als Heinrich V. 1109 einen Feldzug gegen Polen unternahm, tauften die Polen einen Ort, an dem ihr Herzog in Haft gehalten wurde, Hundsfeld. Erläuternd wird dem Bericht noch hinzugesetzt, daß die Polen die Deutschen Hunde zu nennen pflegten." Zatschek zitiert als Quelle „Chronica Polonorum. Scriptores rerum Silesiacarum". I, 14. Und „Chronica principum Poloniae", ebenda 92. — Über das Schimpfwort Hund bei Zatschek S. 27 (die Tschechen sagen, die Dt. bellen wie Hunde), S. 47, 49, 50. — W. Sieroszewski „Pan Twardost Twardowski" (Roman 1923), S. 45 „Wyrzucić szwaba! Niech go psi jedzą".

[11]) St. Zakrzewski „Geneza narodowości polskiej". „Ateneum Polskie". Lwów 1908. S. 1—16. — E. Zb. XXVIII (Fasten). — Čelakovský „Mudroslovi etc." (Wenden).

11. Kapitel.

[1]) Vor allem J. Bystroń „Historia w pieśni ludu polskiego". War. 1925. — Sprichwörtersammlung von Bystroń, Wurzbach, Adalberg (Sachsen). Bei Bystroń auf S. 180 noch: „Es wurde der Trompeter auf den preuß. König wütend." A. Cinciała „Pieśni ludu śląskiego z okolic Cieszyna". ZWAK. IX, S. (295). — Lieder gegen die Teilungsmächte: St. Cercha „Kleparz przed 50 laty". MAAE. Bd. XIV, S. 55 (Lied nach 1848). — O. Kolberg „Lud". X, Teil II. Poznańskie. Krak. 1876. S. 377 (Przyjemski). — Ders. „Lud". XIX. Teil II. Kieleckie. S. 76. — E. Farnik „Na Śląsku Cieszyńskim". Cieszyn 1903, S. 30. — MAAE. Bd. XI, S. 212, 242. — „Kłosy". 1876, Nr. 596, S. 350. — Wójcicki „Przysł. nar." Bd. III, S. 116 (Wien) — „Wybór pieśni polskich", zebrał J. Chociszewski. Inowrocław 1898. S. 77 über Sobieski: „to Niemców i całe chrześcijaństwo zbawił". — Zu nennen wäre hier noch die Sage von Wanda und Rüdiger; vergl. auch K. Wł. Wójcicki „Klechdy starożytne, podania i powieści ludowe". Grudziądz 1910, S. 135, die auf poln. Boden übertragene Sage von Walter und Hildegunde. — Eine derbe Danziger Volksdichtung gegen die Polen bringt P. Simson „Westpreußens und Danzigs Kampf gegen die poln. Unionsbestrebungen in den letzten Jahren des Königs Sigismund August". In „Zschr. des Westpreuß. Geschichtsvereins", H. XXXVII, (1897), S. 19/20.

[2]) „Mitteilungen des Vereins für kasch. Volkskunde". Hrsg. von Fr. Lorentz und J. Gulgowski. Bd. I. Leipzig. Otto Harrassowitz 1910. S. 100, 157, 210 (J. Patock „Krzëžôk in der Vorstellung der Strelliner alten Leute"). Bd. II. S. 36. — F. Lorentz „Geschichte der Kaschuben". Berlin. S. 48. — W. Łęga „Ziemia Malborska. Kultura ludowa". Toruń 1933. S. 123 (Riesen), 164. — Ks. Sadok Barącz „Bajki fraszki, podania, przysłowia i pieśni na Rusi". 2. Aufl. Lwów 1886. S. 212 (Kerze). — Volkslieder über Grunwald, vergl. W. Hahn „Grunwald w poezji polskiej".

[3]) K. Lück „Deutsche Aufbaukräfte...", S. 243 f. — K. Koźmian „Pamiętniki". Poznań 1858. I. S. 34 (Stock). — A. Weryha-Darowski „Przysłowia p. odnoszące się do nazwisk szlacheckich i miejscowości". Poznań 1874. S. 6, 14, 30, 57, 94. — K. W. Wójcicki „Stare gawędy i obrazy". War. 1840. S. 127: Artikel „Bekwark, der Lautenspieler". — A. Sowiński „Les musiciens polonais et slaves anciens et modernes". Paris 1857. S. 83. Bekwarek. Ein Vers J. Kochanowskis, der die Dilettanten verspottet: „By lutnia mówić umiała, takby nam wgłos powiedziała: Wszyscy inszy w dudy grajcie, mnie Bekwarkowi niechajcie". Der Maler Gerson und der Dichter Syrokomla haben in ihren Werken den Lautenspieler gefeiert. — A. Chybiński „Lutnia, lutniści i tańce w poezji polskiej XVII wieku". Zeitschrift „Śpiewak". 1927. Nr. 11, 12. — 1928, Nr. 1, 2. — Im Drama von J. Szujski „Królowa Jadwiga" sagt Jagail „pudłuję ciągle jak Niemiec lutnista." — Vergl. auch Bakfark in „Polski Słownik Biograficzny". — L. Różdżyński „Dobry żart Tympfa wart". In „Dziennik Bydgoski" vom 14. 2. 1937, S. 6.

[4]) „Mitteilg. des Vereins f. kasch. Volkskunde". I. S. 153. II. S. 141. — J. Świętek in MAAE. Bd. II, S. 266/67. — Ein Gedicht auf Bismarcks Tod aus Siemia-

nice, Kr. Kempen, in MAAE. Bd. XII, S. 149, — Ein poln. Schwank vom Alten Fritz bei A. Steffen „Opowiadania komiczne i podania z Warmii". 1937. S. 20, 82 (Sage vom Kreuzritterschloß).

[5]) H. Zeißberg „Die poln. Geschichtsschreibung des Mittelalters". Leipzig 1873. S. 418 (Lites et res gest. II, 217). — B. Ślaski „Gdańsk w przypowieści i pieśni ludowej". Kurier Poznański. 1919, Nr. 170. — Ders. „Gdańsk w przysłowiach i w języku technicznym". „Zapisy Tow. Naukowego w Toruniu". 1914. — 1. Quart., S. 47. — S. Adalberg „Księga przysłów polskich". S. 133. — A. Weryha-Darowski „Przysłowia polskie". S. 133. — St. Ciszewski „Lud rolniczo-górniczy". ZWAK. XI, (50). — St. Ramułt „Słownik języka pomorskiego czyli kaszubskiego". Krak. 1893. S. 294 und Sprichwörter. — „Flores Trilingues... Gedani. 1702. — Pniewskis Arbeit, T. Grabowski „Literatura Gdańska i o Gdańsku". In „Gdańsk. Przeszłość i kultura". Lwów 1928. — Sebstverständlich kennen die Danziger und die Deutschen im westlichen Teile von Ostpreußen Polens sprichwörtlichen Anspruch auf Danzig und antworten darauf mit allen möglichen Spottversen und -liedern, von denen wir eins anführen wollen. Das Deutsche darin wird möglichst hart nach poln. Art ausgesprochen:

1. Ej dobrze, dobrze tralla,
Violina Drahtt kaput.
Kann sich nicht merr spillen,
Macht sich nurr nutnut.

2. Derr Katz, derr chat vierr Beenen,
An jedde Ecke eenen.
Und chinten eenen Schwanz,
Sonst wär derr Katz nicht ganz.

3. Solang der Katz chat Schwanz sich
So fordert Pollen Danzig.
So lang derr Katz chat Ohrren,
Ist Pollen nicht verlorren.

4. Ej dobrze... (wie 1).

[6]) A. Weryha-Darowski „Przysłowia...", S. 164. — J. St. Bystroń „Pieśni ludu p.". Krak. 1924. S. 108, 110. — Bystroń „Przysłowia p.". S. 201 (Breslau).

[7]) Bystroń „Przysłowia p.". S. 202. — A. Weryha-Darowski „Przysłowia". S. 122. Dort noch „Jeden Wiedeń, Praga maga, Kraków miasto" (Wien unvergleichlich, Prag groß, Krakau eine Stadt), d. h. man stellt Krakau stolz über die andern. — A. Cinciała „Przysłowia, przypowieści i ciekawsze zwroty językowe ludu polskiego na Śląsku w księstwie Cieszyńskim". Cieszyn 1885. Nr. 287, 290. — F. Kolesa „Narodni pisni z Halyćkoi Lemkowščyny. Teksty i melodii". E. Zb. XXXIX—XL. Lviv. 1929. S. 337, Nr. 263.

[8]) O. Kolberg „Lud". VI. Krakowskie. Teil II. S. 341/42. — Bystroń „Pieśni ludu p.". S. 58, 110, 111 (Berlin). — Karłowicz „Słownik Jęz. P." (Hamburg, niemieckie). A. Weryha-Darowski. S. 122, 139. — Kamieński „Pieśni ludu pom.". Nr. 166. — Z. S. „Dalsze przyczynki do etnografii Wielkopolski". MAAE. XII. S. 52, 117 (Magdeburg). — A. Steffen „Zbiór polskich pieśni ludowych z Warmii". Bd. I. Krak. 1931, S. 142 (Berlin), S. 223 (Westfolczoki). — Die Städte Breslau und Berlin werden erwähnt in einigen Liedern der „Pieśni ludowe z polskiego Śląska", Bd. II. Krak. 1934, S. 318 („Wrocław, miasto malowane"), S. 363 („na berlińskim moście"), S. 501 „Pojada ja do Berlina, przywieza mu miodu, wina". S. 357 (Lied, in dem Danzig erwähnt wird). Bd. I, Krak. 1927, S. 60:

O Boże mi pomóż do tego Berlina.
Dom jo sobie naloć czerwonego wina.

Zweiter Teil

1. Kapitel.

[1]) Die meisten Literaturangaben enthält schon der Text. Vergleichsmaterial bietet noch Marius Ary-Leblond „Les Anglais dans le roman français moderne". In „La Revue". Bd. XLVII. 1903. S. 448—61. — J. Tretiak „Żywioł ruski w literaturze polskiej". Pamiętnik VII zjazdu historyków polskich w Krakowie. 1900. — R. Rawita-Gawroński „Żydzi w hist. i lit. lud. na Rusi". War. (o. J.). — Hans Hilgendorf „Das deutsche Gesicht. Ein Beitrag zur Kenntnis der deutsch-franz. Bez. im 19. und 20. Jahrh.". „Deutsche Blätter". 1927, H. 7, S. 324 f. — T. Jeske-Choiński „Żyd w powieści polskiej" (1914). — Die Juden kommen besonders schlecht weg, vergl. K. Bartoszewicz „Antysemityzm w literaturze polskiej

XV—XVI w." War. 1914. — Fr. L. Schoell „Motifs polonais dans la littérature française". In „La Pologne". 1931, 1.-er juin. — Eine interessante Parallele zu unserem Problem bietet ein italienischer Aufsatz von Tito Frate in „La Rassegna Italiana". Rom, Juli 1937. Deutsch übersetzt unter dem Titel „Fremdenhaß" in Zschr. „Die Auslese". 1937, H. 11, S. 1043—49. — L. Kwaßek „Das deutsch-tschechische Grenzlandproblem im Spiegel der sudetendeutschen Literatur". In „Der Oberschlesier" 1938 H. 10. 609. — L . Skrupskelis „Die Litauer in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts". Im „Athenaeum" 1932 Nr. 1 S. 28—42. — M. M. Gardner „Polacy w powieści angielskiej". Im „Przegląd Współczesny" 46. 1933 S. 298—309. — K. F. Plesner „Poland in Danish literature". In „Résumés des commun. 7. Congrès Hist. 2. 1933 S. 129—31. — K. Weineck „Deutschland u. der Deutsche im Spiegel der englischen erzählenden Literatur seit 1830". Jena 1938. Diss.).

[2]) J. Kochanowski „Polska w świetle psychiki własnej i obcej". Poznań 1926. — F. Koneczny „Bizantynizm niemiecki". „Przegląd Powszechny". Bd. 175, (1927), S. 18—45. — Daß selbst Deutsche sich dafür hergeben, diese Ideologien zu nähren, zeigt der in poln. Sprache veröffentlichte, würdelose Aufsatz von Michael Rilser „Der dt. Katholizismus und der preuß. Geist". „Przegl. Powszechny". XLIV (1927), S. 111 f. — Über das Preußentum vergl. auch den im Text zitierten Aufsatz von M. Zdziechowski „Niemcy. Szkic psychologiczny". S. 99 f. — Ferner der Artikel „Niemcy" in der Enzyklopädie „Świat i Życie. Zarys encyklopedyczny współczesnej wiedzy i kultury". Lwów. Książnica Atlas. — I. Chrzanowski „Sądy Sienkiewicza o Niemcach i Prusakach" im „Kurier Pozn." vom 18. 7. 1937. — L. Włodek „Bolesław Prus". War. 1918. S. 215. — Vergl. auch A. Nowaczyńskis Drama „Komendant Paryża" (1926). Anerkennungen und Ablehnungen der Preußen: „sie wissen alles, sie sind ein sehr wissendes Volk" ... „bardzo zabawny człowiek (Bismarck)!. Ach oni są wogóle zabawni, ci Prusacy. Szampana pili w kuflach ... ale mądrzy, bardzo mądrzy! — zawsze z żonami!" ... „Ale jak można się Prusakami zachwycać! Przecież to jeszcze barbarzyńcy! Jakie to ordynarne! Hałaśliwe!" — „Ale jest siła w nich! Zdrowie! Zdrowie! Hart! Męskość! Niezniewieściałość!"... „szelmy Prusaki". — W. Schmidt „Prusy i Niemcy między wschodem i zachodem". Paris 1934. — Über den „dt. Byzantinismus" s. Koneczny in „Kultura i Cywilizacja. Praca zbiorowa", Lublin 1937, S. 128, 182 ff.

2. Kapitel.

[1]) J. Kochanowski „Fraszki". Wyd. Krak. S. 45. Vergl. J. Riabinin „Lekarze w księgach miejskich lubelskich XVI—XVIII w.". Lublin 1933. S. 7. — Rozdzieńskis Dichtung ist 1933 in Posen von R. Pollak neu herausgegeben worden. Vergl. auch E. Haertel „Bergbau und Hüttenindustrie Oberschlesiens in alter Zeit". In „Der Oberschlesier". 1935, 4. S. 198 und E. Haertel „Andreas Freiherr v. Kochtizky etc.". Ebenda 1936, 9, S. 487 ff. — Łukasza Górnickiego „Dzieła wszystkie". T. III. War. 1886. S. 97 ff. — W. St. Jeżowski „Oekonomia etc.". Krak. 1648 S. 219, 240 wendet sich gegen die Juden, Schotten und Deutschen, die sich an Polen bereichern.

[2]) Dzieła I. Krasickiego. Wyd. Fr. Dmochowski. War. 1829—1833. Bd. IV. S. 54 ff., 101 ff. Krasicki ist im allgemeinen zurückhaltend in seinen Urteilen über die Deutschen.

[3]) Z. Krasiński „Nie-Boska Komedia". Wielka Biblioteka Nr. 24. War. Inst. Wyd. „Bibl. Polska". S. 10. — L. Kondratowicz „Wybór Poezji". Cz. I. Gawędy szlacheckie. War. 1913. S. 39, 46 ff. (Biblioteczka Narodowa Nr. 60).

[4]) W. Feldman „Piśmiennictwo Polskie ost. lat dwudziestu". Lwów 1902. I, S. 189.

[5]) Benutzt wurde die bei Gebethner und Wolf erschienene 3. Auflage der „Ziemia Obiecana". — Z. Fałkowski „Władysław Reymont. Człowiek i twórczość". „Przegląd Powszechny". Rok XLIV. Tom 173. 1927. — K. Bukowski „Władysław St. Reymont. Próba charakterystyki". Lwów 1927. — Jan Lorentowicz in „Młoda Polska". II. War. 1909, S. 162. — Maria Krzymuska „Studia literackie". War. 1903. S. 88, 91 ff. — Ludwik Stolarzewicz „Literatura Łodzi w ciągu jej istnienia. Szkic literacki i antologia". Łódź 1935. S. 62 ff. — K. Czachowski „Obraz współczesnej literatury polskiej". 1884—1933. T. I. Lwów 1934. S. 209. — Feldman Bd. II. S. 104. — Wiktor Doda „W. St. Reymont". Tarnów 1925. S. 17. — St. Brzozowski „Współczesna powieść i krytyka". War. 1936. S. 61 ff. — Mazanowski „K. Przerwa-Tetmajer", „Charakterystyki Lit." XIX, S. 96, nimmt richtig an, daß der Ort der Handlung der „Neftzowie" Lodsch ist. — In den Gedichten

von Witold Wandurski „Sadze i złoto". Łódź 1926 in „Od północy do świtu" erwähnt er die drei Nationalitäten von Lodsch folgendermaßen: „poważni Niemcy — nerwowi żydzi — polacy". — Reymonts Roman ist in mehrere europ. Sprachen übersetzt worden. Noch vor kurzem erschien eine finnische Übersetzung. — M. Romankówna „Ziemia Obiecana Reymonta a rzeczywistość łódzka". In „Prace Polonistyczne". Łódź 1937. S. 85 ff. Ebenda T. Czapczyński „Łódź w świetle niektórych utworów literackich". (S. 303 ff.) Richtlinien für die Behandlung des Stoffes im Schulunterricht. — Die letzte Forschung über R. bietet Julian Krzyżanowski „Władysław St. Reymont. Twórca i dzieło". Lwów 1937. S. 44—73, 201—209 über den Roman „Ziemia obiecana". Volkstümlich: „Z Łodzi" = „złodziej".

[6]) W. Feldman o. c. Bd. II, S. 210, bezeichnet Laskowskis Romane auch als naiv.

[7]) W.Spasowicz „Typy społ. w powieści Weyssenhoffa". „Kraj. Pismo polit.-lit." 1901, Nr. 47. — „Doktor Piotr" in „Opowiadania i nowele St. Żeromskiego". War. 1929 („Doktor Piotr i inne opowiadania") Verlag J. Mortkowicz. S. 6/7.

[8]) Vergl. auch „Powieść mieszczańska i jej fazy u nas" bei St. Brzozowski „Współczesna powieść i krytyka". War. 1936. S. 49 ff.

[9]) Wł. Studnicki „Ludzie, idee i czyny". War. 1936. S. 9: „Prus, który w „Omyłce" urągał pod opieką cenzury carskiej powstaniu 1863 r., zdobywał ostrogi w walce z germanizmem". — Briefe, die Prus aus Berlin schrieb, im „Ruch Literacki". 1934. S. 326. — F. Araszkiewicz „Zagraniczna podróż B. Prusa w świetle nieznanej korespondencji". Im „Ruch Lit." 1932. Nr. 7, S. 193 ff. — T. M. Narolewski „Bolesław Prus o Niemczech", Zschr. „Lech". H. 1.

[10]) Besprechung der „Lalka" von Piotr Chmielowski in „Ateneum. Pismo nauk. i lit." Bd. I. War. 1890. S. 472. — Z. Szweykowski „Lalka Bolesława Prusa". Wyd. II. War. 1935, S. 179 ff. — In Żeromski „Popioły" I, 57—69, wird die Aufnahme des Polen Olbromski in die Warschauer Freimaurerloge geschildert, deren Meister vom Stuhl ein Deutscher Witt ist. Die Aufnahmeformeln werden in dt. Sprache gesprochen. Die vielen Zeremonien wirken lächerlich.

[11]) Vergl. noch Artur Gruszecki „Szarańcza" (Roman, 1899) S. 353 „... die Deutschen, bei denen alles irgendwie den Stempel der kasernenmäßigen Ordnung, der kasernenmäßigen Systematik und der kasernenmäßigen Langeweile trägt." Das erinnert an die französischen Urteile! — Mieczysław Romanowski „Dziewczę z Sącza" (1861) wird ein Bürger Friedrich, Nachkomme eines Deutschen, genannt. Die Handlung spielt 1655. — Tadeusz Kudliński in „Wygnańcy Ewy" (1932) schildert einen verkommenen poln. Buchhalter Bronisław Brandel, von dem im Nebensatz gesagt wird, er stamme aus einer dt. Familie. — Piotr Choynowski „Historia naiwna". 1932: die Knaben Jezierski und Janek Szwarc („szwab"), der Maler Kolski und die ihn liebende Tochter der Wirtin, Erna, in München, die sympathisch gezeichnet ist. — Zu Karl Krug vergleiche auch P. Chmielowski „Nasza literatura dramatyczna". II, S. 133 ff., der die Tendenz der Novelle ablehnt.

[12]) Vergl. auch noch St. Żeromski „Ludzie bezdomni". War. 1928 (Verl. Mortkowicz). Bd. I. S. 14, 226. Bd. II. S. 37, S. 65—76, Schilderungen der Schweiz und Vergleiche mit den Verhältnissen in Polen. — Teodor Jeske-Choiński in „Przednia straż" (Kłosy, 1883), die spätere Umarbeitung trägt den Titel „Trzeźwi" (1885). Der Vertreter der jungen Richtung, Tadeusz Rumiński, der auf deutschen Universitäten mit neuen sozialen Ideen vollgepfropft worden ist, versucht ungeschickt, sie im Posenschen in die Tat umzusetzen.

[13]) Ab und zu werden deutsche Gelehrte günstig geschildert. Als ein „unschätzbarer Gelehrter" erscheint der historische Groddeck z. B. in der Novelle „Ein Briefwechsel" von J. Korzeniowski (1797 bis 1863), die in deutscher Übersetzung von A. Weiß im „Polnischen Novellenbuch" (1. Bd., Bibliothek der Gesamtliteratur Nr. 607, 608), erschien und eine Episode aus dem Leben eines Schülers Groddecks behandelt. — In Wacław Berents „Fachowiec" (1933) wird ein taktvoller und hilfsbereiter dt. Professor geschildert, der nach Warschau kommt, um den Polen die Utopie einer angeblichen Erfindung des perpetuum mobile klarzumachen.

3. Kapitel.

[1]) Dmuszewski nach St. Tarnowski „Hist. lit. polskiej". IV. Krak. 1900. S. 131 bis 133. — Benutzt wurden „Pisma Bol. Prusa" Redaktorzy I. Chrzanowski und Z. Szweykowski. Tom X. „Placówka". War. 1935. Vergl. vor allem S. 127—140. S. 118 „moglibyście za Bugiem kupić ...", S. 134 (Bug), S. 170 (Bug). — H. Textor „Ein Irrtum der p. Wissenschaft". „Deutsche Blätter". 1927. H. 2. S. 93. —

K. Czachowski „Pięćdziesięciolecie „Placówki". (Z powodu nowego wyd. pism B. Prusa). In „Prosto z Mostu". 1935. Nr. 11. S. 4. ⊢ L. Włodek „Bolesław Prus". War. 1918, der als einer der wenigen richtig „das Lubliner Land" als Ort der Handlung der „Placówka" angibt. — W. Lutosławski „Prus obrońca ziemi". „Iskierki warszawskie". War. 1911, S. 138—154. Abdruck „Kurier Codzienny" 1899, Nr. 104 (Kronika tygodniowa Prusa). ⊢ J. Kahané „Zapomniany nauczyciel" (über die „Placówka" von Prus). In „Przegląd Ewangelicki" Jg. V. Nr. 10 13, 16. — Zschr. „Bibliotekarz" Jg. X. Nr. 1—2 S. 24: Es wurden Teile aus der „Placówka" inszeniert. — Von den kleineren Schulkladden sei nur erwähnt Jerzy Wibrand „Placówka Bolesława Prusa. Rozbiór, dokładna treść..." War. 1924. Wydawnictwo: „Pomoc Szkolna". S. 4: „W „Placówce" rola obrońcy prastarej ziemi piastowskiej, zagrożonej przez niemiecki „Drang nach Osten", przypada w udziale włościaństwu..." Bei Prus kommen wiederholt verpolte Deutsche vor: Freytag und Sonnabend („Wieś i miasto"), Miller („Zemsta") usw., die deutschfeindlich eingestellt sind.

[2]) Benutzt wurden Henryk Sienkiewicz „Pisma", w układzie I. Chrzanowskiego Tom XXXIV. Nowele Tom II. War. 1931. S. 76, 78, 90, 99—100, 136, 158 usw. Sienkiewicz hat sicher nie eine dt. Kolonie in Polen gesehen. Nie haben deutsche Bauern auf der Gitarre gespielt. Die ganze Darstellung ist eine Verzerrung der geschichtlichen Wahrheit.

[3]) Andreas Holko „Die Deutschen im Roman „Die Bauern" von Wł. St. Reymont". In „Illustrierte Beilage" zur Lodscher „Freien Presse" vom 6. 1. 1924. — St. Dobrzycki „Koloniści niemieccy w „Chłopach" Reymonta" In „Ruch Literacki". 1928, Nr. 2, S. 45/46. ⊢ Cz. Jankowski „Chłopi" Reymonta i krytyka niemiecka". War. 1914. Die dt. Kritik ist durchweg von dem Werk begeistert, das bekanntlich mit dem Nobelpreis ausgezeichnet worden ist. —

[4]) Benutzt wurde die Ausgabe der Warschauer „Biblioteka Dzieł Wyborowych".

[5]) A. Dygasiński „Nowele". Seria I. War. 1899. Die Novelle „Dwa diabły" war schon vorher im „Głos". Tygodnik literacko-społ.-polit. War. 1888 erschienen.

[6]) Die Novelle „Demon" im „Głos". Tygodnik lit.-społ.-polit. War. 1886. Rok I. — Hierher gehört auch die Novelle „Bartłomiejka" von A. Świętochowski. „Pisma". War. 1908. Der Deutsche namens Storch läßt, nachdem er das Gut Kęty gekauft hat, eine altansässige poln. Arbeiterin vom Hofe jagen.

[7]) J. Magiera „O autorze Kościuszki pod Racławicami" W. L. Anczycu." Lwów 1909. S. 54 ff. S. 52 „. . . aby ich ratować przed wyzyskiem nieuczciwych ajentów zwłaszcza niemieckich".

[8]) A. Mazanowski „Maria Konopnicka". Złoczów. „Bibl. Powszechna". Nr. 871—874. S. 128 ff. ⊢ Das Äußere der Kolonisten weicht von den herkömmlichen Schablonen nicht ab: „Mit Mützen, mit Pfeifen in den Zähnen, flötende szwaby". — St. Pigoń „O Rocie M. Konopnickiej — słowa spokojne" in „Kurier Pozn." vom 24. 12. 1931. S. 3. P. tritt für die R. ein. Gerade in der einseitigen Frontstellung gegen eine der Teilungsmächte, gegen Deutschland, liege die große Wirkung des Gedichtes. — St. Maykowski „O chłopskim eposie Konopnickiej". „Biblioteka Warszawska". 1907. T. III. S. 38 ff., 304 ff. — M. Konopnicka „Poezje". T. III. War. 1915. S. 214, „Do Granicy". — Die siegreiche Behauptung poln. Bodens wiederholt sich in einem Weihnachtsspiel „W wielkopolskiej chacie" von Fr. Omańkowska in „Sześć nowych jasełek etc." Posen 1908: „Szczędził biedak całe życie na trochę gruntu nabycie, to mu Niemiec na tej roli, chaty stawiać nie pozwoli."

[9]) W. Studnicki „System polityczny Europy a Polska". War. 1935. S. 236. — Vergl. auch E. Krasiński „Gawędy o przedwojennej Warszawie". War. 1936. S. 15, „Der Pole hat grundsätzlich bei seiner Art zu kolonisieren etwas Mildes, Väterliches gehabt, nichts enteignend Föderatives, ist nicht rücksichtslos wie der Preuße oder bestimmt und beständig wie der Engländer." — Vergl. noch M. Wojciechowska „Legnickie Pole". „Wyobraźnia i historia". Kurier Pozn. vom 24. 12. 1930, wo unsere Beanstandungen fehlen.

4. Kapitel.

[1]) Genauere Angaben bei K. Lück „Deutsche Aufbaukräfte..." S. 48, 113 ff., 240 ff — „Pamiętnik Literacki". Jg. XI. Lemb. 1912. S. 303 (Soldatenlied). Eine andere Fassung befindet sich in Leipzig. — Olgierd Górka „Naród a Państwo". War. 1937. S. 299.

[2]) Vergl. auch die Hinweise auf solche Volksschauspiele bei B. Stelmachowska „Podkoziołek". S. 156, 159, 160, 162. — W. Chomętowski „Dzieje teatru polskiego od najdawniejszych czasów do 1750 r." War. 1870. V. S. 104 ff, 106. — St.

Windakiewicz „Teatr ludowy w dawnej Polsce". S. 176 ff. S. 181: Das Volksspiel vom Thorner Deutschen, der in den Krieg zieht. Windakiewicz gibt an, daß infolge des deutsch-poln. Gegensatzes der deutsche Nachbar immer ungünstig dargestellt wird.

[3]) A. R. „Humor staropolski w poezji". War. 1903. S. 68. — Wezpazyan Kochowski „Lyrica i Epigrammata Polskie". Krak. 1674. S. 46. —— Der volkstümliche Spott wurde nicht selten von Schriftstellern für bare Münze genommen. Dies zeigen die Urteile Bielskis, Stryjkowskis und Danieckis. Vgl. W. A. Maciejowski in „Polska aż do pierwszej poł. XVII wieku...". Petersburg 1842. Bd. II. S. 443, „die Deutschen eignen sich zum Schießen, aber sind verräterisch und leicht zu besiegen". Sie riefen immer „Gielt, Gielt" (doch wohl, weil man ihnen den versprochenen Sold nicht zahlte!) — „Die Dt. konnte man leicht besiegen, wenn man sie umzingelte und ihnen die Nahrungszufuhr abschnitt. Denn der Dt. hält den Hunger nicht gut aus."

[4]) I. Krasicki „Dzieła". Wyd. Dmochowskiego. Bd. II. Am Schluß.

[5]) „Cztery wieki fraszki polskiej". War. 1937. Nr. 560.

[6]) Daß die Polen Deutsche in die Flucht schlagen, kommt auch im Krippenspiel vor, vergl. M. Wolańczyk „Jasełeczka". Lwów 1925. — Ferner K. W. Wójcicki „Przysłowia". S. 56: Ein Lied vom Pferde Keistuts. „Die Deutschen erzittern und die Türken vergehen, wenn sie Keistuts Pferd von weitem erspähen." — „Wenn die Deutschen gegen ihn die Waffen schwingen, zersplittern an seinem Eisen ihre Klingen." — Ks. Sadok Barącz „Bajki, fraszki, podania etc.", 2. wyd., Lwów 1886, S. S. 163: siegreiche Prügelei eines Polen mit einem Deutschen.

[7]) Nach der Übers. von S. Lipiner (1882), wobei nur das von L. ausgelassene Hundebrüder hinzugefügt wurde.

[8]) Pisma Żeromskiego. Wyd. zb. „Wiatr od morza". Wyd. J. Mortkowicz. War. 1931. — Grausamkeit kommt auch auf Seiten der Polen vor. So sagt die zarte Śwityna in Rydels „Jeńcy": „Aus den deutschen Herzen und Adern möge das schwarze Blut bis zu den Sternen spritzen. Zerhauen, niedermachen! Mit Stumpf und Stiel ausrotten." — Das Trauerspiel von T. Miciński „W mrokach złotego pałacu czyli Bazilissa" (1909): „die verfressenen Sachsen"... „Der Deutsche ist das Synonym der Grobheit." — Vergl. auch „Pierwsza wojna z Niemcami" in „Śpiewy Towarzyskie". Bd. II. Posen 1880. S. 113.

[9]) Vergl. noch den Roman von Ludwik Stasiak „Brandenburg. Kraina słowiańskich mogił". Powieść historyczna. Częstochowa 1926. Im Vorwort, das ein anderer geschrieben hat, wird der Roman, der die deutschen Grausamkeiten schildert, dem poln. Leser wärmstens empfohlen. — Die Dramen von Bronisław Grabowski „Mściwoj i Swanhilda" (1876) und „Syn Margrafa" (1880) schildern die ältesten Kämpfe zwischen Slaven und Deutschen.

[10]) E. Keyser „Die Legende von der Zerstörung Danzigs im J. 1908". „Zschr. des Westpr. Geschichtsvereins", H. 59, Danzig 1919, S. 165—182. — K. Górski „Pierwotny Gdańsk i dzieje jego zagłady". In „Rocznik Gdański", Jg. 1932, S. 51—81. — M. Małuszyński „Zabór Pomorza przez Krzyżaków". In „Rocznik Gdański". Jg. 1933/34. S. 44—68. — J. J. Bossowski „Sądy Boże na Pomorzu". Eine ethnogr.-rechtskundliche Skizze. In den „Veröffentlichungen des Ethnogr. Archivs im Westslav. Institut der Universität Posen (1937). Er schreibt auch über das kaschubische Volkslied vom blutigen Wasser in der Radaune und bringt es in Zusammenhang mit der Kaschubenabschlachtung auf dem Dominikanerjahrmarkt von 1308. „Die Radaune floß von Blut" sagt B. wörtlich! Warum hat Bossowski die Arbeiten Górskis und Małuszyńskis nicht studiert?

[11]) Mazanowski „Adam Mickiewicz". Lwów 1923. S. 61 ff. — J. Tretiak „Idea Wallenroda". Im „Pamiętnik Tow. Lit. im. Ad. Mick.", Bd. I, S. 3 ff., Bd. III, S. 120 ff. — St. Bełza „Niemcy u Mickiewicza". War. 1911. S. 31. — Walter Kühne Der Durchbruch des romantischen Geistes bei Mickiewicz". In „Mitteilungen der „Deutschen Akademie". München 1937. 12. Jg., 3. H., S. 368, schreibt über „Grażyna": „Die Tendenz dieses Epos war nicht gegen die Deutschen und das Deutschtum gerichtet, sondern gegen einen anderen Feind: die Russen und gegen solche Polen, die aus Verstandeserwägungen heraus mit der russischen Oberherrschaft sich zu versöhnen geneigt waren." — A. Mickiewicz „Konrad Wallenrod". Oprac. Józef Ujejski Krak 1926. Biblioteka Narodowa. Serie I. Nr. 72. S. IX: „Za główny jednak czyn swojego Wallenrodyzmu własnego uważał właśnie przeprowadzenie t e g o poematu przez ucho igielne rosyjskiej cenzury i „strzelenie", mimo niej, „grzmiącymi" słowy do serca współbraci, w nadziei, że może w tej jednej chwili, kiedy jego pieśń ich poruszy, obudzi się wśród nich lub urodzi przyszły Wallen-

rod, w całej pełni wielkości i poświęcenia, jaką dał fikcyjnemu." Vergl. auch S. XXV. Hätte M. die Tendenz nicht verschleiert, dann wäre das ihm und seinem Werk schlecht bekommen. — „A. Mickiewicz Poetische Wäre" Bd. I. 1919 (Verlag G. Müller) S. XVII schreibt A. Brückner: „Um diese Absichten vor der wachsamen Zensur durchzuführen, griff er zu dem erprobten Mittel, durch das Mittelalter moderne Ideen und Ziele zu verdecken. Zitate aus Schiller und eine Huldigung an den Zaren waren die Schwimmblasen seiner Erzählung von Konrad Wallenrod" (1828), deren politische, aktuelle Tragweite Nowosilzows Spürnase sofort herausroch; jede öffentliche Besprechung des Gedichts wurde verboten." — Auch H. Galle „Pisarze polscy, życiorysy streszczenia, wyjątki". War. 1922. S. 81 stellt ebenfalls fest, daß es M. nicht um Litauen u. die Ordensritter, sondern um den Kampf gegen Moskau in seinen Dichtungen ging.

[12]) W. Gostomski „Krzyżacy Sienkiewicza". In „Ateneum". Pismo nauk. i lit. War. 1901. T. II. (Ogólnego zbioru, t. C II). S. 769 ff. — M. Konopnicka „O krzyżakach". „Biblioteka Warszawska". Grudzień 1900. — Zitiert wurde aus H. Sienkiewicz „Krzyżacy". Powieść w czterech tomach. Volksausgabe aus Anlaß der 500-Jahrfeier von Grunwald. War. Gebethner i Wolff. — Kurz vor Abschluß unserer Arbeit erschien eine Neuausgabe in 8 Bänden. Lwów 1937. (Wyd. Zakładu Narodowego im. Ossolińskich). — T. Walewski hat die „Kreuzritter" von Sienkiewicz inszeniert. Eine Aufführung fand im Arbeitertheater von Lodsch statt. Vergl. „Kurjer Poznański" vom 29. 12.; 1938. S. 9. — E. Sukertowa gab für die Masuren in Ostpreußen zwei Auszüge aus den „Krzyżacy" unter dem Titel „Krzyżacy" und „Tannenberg" heraus. Da sie sich angeblich großer Verbreitung erfreuten, wurde 1930 in Allenstein eine bebilderte Gesamtausgabe des Romans bewerkstelligt. — In L. H. Morstins Drama „Legenda o królu" (Krak. 1916). 1. Akt, Sz. 15 wird von einem Verleumder gesagt: „als wär er ein dt. Kreuzritter oder ein Knecht im Dienste des Ordens". — „Daß die Wölfe nach fremden Eigentum gierig trachten, das ist uns bekannt" (2. Akt, 1. Sz.). Usw. — Die Novelle „Zemsta" von Korwin ist in der Reihe „Dla wszystkich" erschienen. — Vergl. noch F. A. Ossendowski „Wańko z Lisowa". Pow. hist. z wieku XIII. Lwów 1929, S. 48 „der durchtriebene Komtur, der fette, finstere (ohurny) Graf Kreuzburg". —

[13]) Betr. Schawer vergl. „Rocznik Krakowski". T. XV. 1913. S. 28. — Außer Hahn noch W. Jankowski „Grunwald w pieśni i powieści". Śniatyn 1910. — H. Osuchowski „Niektóre opowieści i wiersze o Grunwaldzie w XV. i XVI. wieku". Tarnopol 1905. — M. Kukiel „Zarys hist. wojskowości w Polsce". Krak. 1929. S. 24. — St. Windakiewicz „Pieśni i dumy rycerskie XVI wieku" im „Pam. lit." 1904. — Józef Kościelski „W imię krzyża". Poznań 1910. S. 46. Das Lied der Ganna beginnt: „Krzyżacka szarańcza napadła na sioła — i wszystko wycięła, spaliła do koła." — Ignacy Grabowski „Grunwald". Kijów 1917. (Erzählung) S. 9: „Die Kreuzritter, das muß man zugeben, bewirtschafteten das Land klug: sie kümmerten sich um die Bestellung des Bodens, um den Handel, um das Wohl der Städte. Sie taten dies jedoch mit grausamer Herrschsucht und benutzten zur Schaffung ihres Reichtums litauische und polnische Sklaven, die sie mit Gewalt von ihren überfällerischen Reisen mitbrachten." — S. 19: Eine Anerkennung der Tapferkeit der Ordensritter in der Schlacht bei Grunwald. — Noch bis in die letzte versaillespolnische Zeit hinein tauchten immer wieder neue Gedichte über Grunwald auf, z. B. M. Stępień-Ługowski „Sonety krakowskie" (Grunwald) im „Ilustr. Kurier Codzienny" vom 26. 10. 1936 (Dodatek). — W. Hahn „Grunwald" Wiktora Gomulickiego". „Ilustrowany Kurier Codzienny ". 1926. Nr. 189 (Dodatek 28). — W. Przyborowski „Płowce". Roman (1884). — Für die Masuren in Ostpreußen gab E. Sukertowa „Legendy Mazurskie" (Grunwaldzkie) im Verlage der „Gazeta Mazurska" heraus. — Zur Schlacht vergl. noch K. Lück „Deutsche Aufbaukräfte . . .",S. 64 ff. — M. Konopnicka „Poezje". Wyd. J. Czubek. T. I. War. 1915. S. 38 „Grunwald".

[14]) Nach der Ausgabe War. 1902. Bd. I, Teil 2, S. 117 ff., 136/37.

[15]) Lück „Deutsche Aufbaukräfte . . .". S. 253/54, 651. — W. Dołężan in seinem Kommentar zum „Pan W." in der „Biblioteka krytyczna arcydzieł lit. polskiei". Tarnów 1917, S. 11 berichtet, daß schon früher darauf hingewiesen wurde, daß der Artilleriekommandant richtig Heckling hieß. — Rolle „Zameczki Podolskie". I, 117 wendet sich gegen die Annahme, daß H. durch seine Sprengung den Tod anderer verursacht habe und zitiert Łąckis Bericht. — Korzon „Dzieje wojen i wojskowości w Polsce". II. 419—23 verläßt sich fälschlich auf einen tendenziösen Bericht des Bischofs Lanckoroński, dessen Verhalten bei der Verteidigung kläglich war. — K. Górski „Wojna Rzeczypospolitej Polskiej z Turcją w l. 1672—1673". War. 1890.

S. 13 gibt an, daß noch ein Unterkommandant Als in der Festung war. — K. Pułaski „Zamek Kamieniecki". Tygodnik Ilustrowany. T. IX, s. 2, War. 1872 bezeichnet den Deutschen als Führer der Besatzung. — O. Górka „Ogniem i Mieczem" a rzeczywistość historyczna". War. 1934, S. 6 „Nicht Schotte war dagegen der schönlockige, subtile und romantische Haßling-Ketling, der in der hist. Wirklichkeit ein Deutscher Heyking war und als dieser Heyking sich in die Luft sprengte oder auch zufällig bei der Explosion im Jahre 1672 in Kamentz umkam." Górkas Annahme von der Möglichkeit eines Zufalls ist aber in keiner Quelle oder Bearbeitung belegt. — T. Radkowski „Pan Wołodyjowski" pod względem hist. i lit.". War. 1937, S. 10 nimmt nach Rolle an, daß Heyking der Sohn eines dortigen dt. Geschützgießers gewesen ist, was aber völlig unbewiesen ist. — Vergl. auch Boniecki „Herbarz", V, unter Heyking. — J. Antoni (J. Rolle) „Hekling czy Heiking" (Upominek. Książka zbiorowa na cześć E. Orzeszkowej). Krak. Petersburg 1893.

[16]) O. Górka o. c. — T. Radkowski o. c. — J. Kijas „Źródła hist. „Potopu" Sienkiewicza." Krak. 1936. — Das Urteil von Prus „Kraj" 1884, Nr. 29, 30. — A. Nowaczyński „Kwilecki kontra Wrzesowicz" im „Kurier Poznański" vom 28. 2. 1937. — St. Zakrzewski „Zagadnienia historyczne". T. I. Lwów 1936, S. 71 „Ogniem i mieczem" Sienkiewicza w świetle krytyki historycznej". — T. Czapczyński „Metodyczne rozbiory powieści „Ogniem i mieczem" (235 S.) — F. Pohorecki „Sienkiewicz miał rację" im „Kurier Poznański" vom 16. 7. 1936.

[17]) St. Żeromski „Duma o hetmanie" (1908) Wyd. Mortkowicza 1923. Die in rhythmischer Prosa geschriebene Dichtung behandelt die Zeit von der Vorbereitung zur Schlacht bei Cecora bis zur Schlacht selbst, also 1620/21. Im Prolog wird Theophil Schemberg mit dem Artillerieregiment, S. 13 der junge Hermann Denhof mit der deutschen Reiterei rühmlich erwähnt, der „für das liebgewonnene Vaterland" den Heldentod stirbt. — Z. Kossak-Szczucka „Złota wolność. Powieść historyczna" (1928) II, 139. Da rücken die deutschen Hellebarden aus. Wenn sie tapfer gewesen wären, hätte sich die Katastrophe des falschen Demetrius verhindern lassen. Ob diese Angaben geschichtlich sind, haben wir nicht untersucht. Unter den Reformatoren (Farnowski, Sozinian) befindet sich auch ein Deutscher, Osterode aus Goslar. Sebastian Pielsz lernt ihn in Hulszcza während der Synode kennen. Als Osterode hört, daß Seb. Pielsz aus Sandez kommt, geht er auf ihn zu und erzählt ihm, daß er vor 8 Jahren den Sandezer Bewohnern geraten hätte, Flachs anzubauen. Der Boden wäre wie geschaffen. Es ist interessant, daß alle ringsherum nur über die Beratungen nachdenken, und dieser Deutsche hat Zeit, an Flachsbau zu denken. „Sebastian zbył był strapiony wynikiem obrad, by zwracać uwagę na jego gadanie, ale Rupniewski zainteresował się mocą wypytując Niemca o warunki uprawy. Osterode się rozgadał, prawiąc zdumionemu chłopcu dziwy o ukochanej przez się drugiej swojej ojczyźnie Holandii, o gruntach morza przeciwnemu wydartych, tak lichych, że kmieć sarmacki zdechłby wnet z głodu, na których wszakże rozpościera się śliczny ogród, pełen kwiatów i warzywa." (I. S. 42). Während alle anderen den Beratungssaal längst verlassen haben, diskutiert er noch über sein Lieblingsthema. — W. Czajewski „Jonasz Schlichting". Powieść hist. War. 1888 behandelt dieselbe Zeit der religiösen Auseinandersetzungen. — Amüsant ist das Urteil von A. Gawroński in „Szkice językoznawcze". War. 1928, S. 70, daß es in Frankreich edle Typen eines Bayard, in Polen eines Zawisza, aber in Deutschland nur Raubritter und Faustrecht gäbe. —

Die Feindschaft der Polen gegen das Deutschtum wird natürlich noch in vielen anderen Dichtungen gekennzeichnet. A. Nowaczyński „Cyganeria warszawska". Dreiakter (1912): Lesław (z oburzeniem) „Co? Kogo? Mnie? Ja Lach w saksońskim dworze? Pod szlacheckim dachem normandzkich najeźdzców? Noga moja nigdy tam nie postanie." — Die Hartherzigkeit der Schweizer Deutschen charakterisiert Nowaczyński in „Miłosierdzie ludzkie" (1907), Einakter, geschrieben nach einer Novelle der M. Konopnicka.

5. Kapitel.

[1]) St Kot „Rzeczpospolita polska w lit. polit. zachodu". Krak. 1919. S. 103/4. — R. Arnold „Gesch. d. dt. Polenlit." S. 94 (Mitzler). — Reinesius s. Ch. S. Th. Berndt „Die dt. Sprache in dem Herzogthume Posen usw." Bonn 1820. S. 15. — K. Nitsch „Język Polski". Sonderheft „Polska" der Zschr. „Świat i Życie". Febr. 1936. — Lück „Dt. Aufbaukräfte..." S. 191 ff., 314 ff., 396 ff. — T. Lehr-Spławiński „Język polski jako zwierciadło kultury narodu". Pozn. 1935. S. 33. — Die Namen der Sprachforscher aus Zschr. „Język Polski". — Wie sehr mitunter der Deutsche sich über die Sprache der Polen erhaben fühlte, beweist Gottsched „Kri-

tische Dichtk.": „Wer wider die Natur unserer Mundart alle Regeln der Sprachkunst aus den Augen setzt, der verdient ein Pohl oder Wende genannt zu werden, der nicht einmal deutsch kann, geschweige, daß er ein Poet zu heißen verdienen sollte." — Über dt. Sammler p. Volkslieder in Oberschlesien vergl. „Das Deutschtum in Polnisch-Schlesien", Hersg. Viktor Kauder. Plauen 1932, S. 107/8.

[2]) J. Szwed „Przekłady „Pana Tadeusza" w ciągu stulecia. Przegląd Bibliograficzny". „Ilustrowany Kurier Codzienny". Beilage „Kurier Literacko-Naukowy" vom 11. 6. 1934. — Ders. „Sto lat Pana Tadeusza w pozycjach bibliograficznych". Wilno 1934. — „Światowy triumf Reymonta w cyfrach". „Kurier Poznański" vom 20. 11. 1936 „Dział kult. i sztuki". — Z. Fałkowski „Wład. Reymont". In „Przegląd Współczesny" 1927, Bd. 173, S. 215 sagt über E. Diederichs-Jena: „Immerhin war er es, der zus. mit Kaczkowski, den Ruhm Reymonts im Auslande begründete". — Emmy Haertel „Der Deutsche im Spiegel russ. Dichtung". Lit. Beilage der „Zeit" vom 6. 1. 1922. — Fr. Dukmeyer „Die Deutschen in Tolstojs Schilderung." „Allgemeine Zeitung" 1902, Nr. 111. (Sonderdruck München 1902). — C. Bauschinger „Das dt. Buch in fremden Sprachen". In „Mitteilungen" der Dt. Akademie. Jg. XII. H. 4. München 1937, S. 499. — Arthur Reiß „Deutsche Dichtung im Zerrspiegel". „Danziger Vorposten" vom 25. 1. 1936. Beilage „Zwischen Norden und Osten". — Zschr. „Muttersprache". Februarheft 1936. — A. Brückner „Die Moderne in Polen" in Zschr. „Osteuropa". Jg. XI. Juni 1936. — In der Dichtung auch ab und zu Hinweise auf dt. Lehnwörter im Polnischen z. B. bei S. Klonowicz „Flis" (1595): „A te przezwiska od Niemców są wzięte . . ." „Ziemia ląd z dawna, stara to niemczyzna . . ."

[3]) M. Szyjkowski „Schiller w Polsce". Krak. 1915. S. 5. — K. Voßler „Sprache und Nation". „Mittlg. d. Ak. zur wiss. Erf. des Deutschtums". XI, H. 3, S. 361.

[4]) Zit. nach der Übers. von S. Lipiner. Leipzig 1882.

[5]) Vergl. z. B. den Deutschen Dreynar in Komödie „Chytry dziedzic" von Fr. Bohomolec (1720—84). — In A. Mickiewicz „Dzieła poetyckie". Wyd. Pini. Wyd. 6. zupełne. Nowogródek 1934, S. 118—119: eine Komödie von Tomasz Zan „Gryczane pierożki" erwähnt, in der der schlecht polnisch sprechende Deutsche Zwieback die lächerliche Hauptfigur ist. („Każda Deytzer pana Polak lubi" usw.) — In Anczyc „Emigracja chłopska" redet der dt. Agent Schultze eine komische Mischsprache. — Vergl. auch Sienkiewicz „Dwie drogi"; Z. Meissnerówna „Wielkie Święto". War. 1930, S. 39, wo ein Dt. p. Ortsnamen unbarmherzig verstümmelt. — Julian Tuwim „O naśladowaniu obcych języków". In „Wiadomości Literackie" 1937, Nr. 52—53, S. 13 (Łebkowski). — „Pastorałki i Kolędy czyli piosnki wesołe ludu" Cz. I. Krak. 1883 S. 290. In einem Weihnachtsspiel ein langes poln. Gedicht, das ein Deutscher in einem furchtbaren Mischmasch spricht.

[6]) Vergl. auch W. Studnicki „System polit. Eur. a Polska". S. 245. — „Ruch lit." 1927, S. 281. — F. Bostel „Z twórczości Henryka Sienkiewicza" in „Słowo Polskie" 1924, Nr. 294.

[7]) W. St. Reymont „Marzyciel". Pisma, Bd. XVII. Gebethner und Wolff. War. 1925, S. 285—89: „W pruskiej szkole".

[8]) In der Sammlung „Młodzi amatorowie. Obrazki sceniczne. T. I. Krak. 1910. — Vergl. auch R. Jawor „Z ziemi śląskiej". Nakładem Komitetu obrony Śląska. („Dzieci"). — „Nasza walka o szkołę polską 1901—1917". Opracowania, wspomnienia, dokumenty zebrała Komisja Historyczna pod przew. prof. dra Bogdana Nawroczyńskiego. T. I, str. 487; t II, str. 592. Wydawnictwo Komitetu Obchodu 25-lecia walki o szkołę polską. Darin Beiträge Z. Moczyński „Strajk szkolny w byłym zab. pruskim". W. Łapiński „Echa Wrześni w Polsce i za granicą" mit weiteren Angaben zu unserem Thema. — Die Geistlichen, die für ihre Volks- und Glaubensgenossen Gottesdienst in der fremden Sprache der Unterdrücker einführen, brandmarkt Sewer (Maciejowski) in der Reisebeschreibung „Z Krakowa do Mediolanu". — In A. Gruszecki „Pruski huzar". Neuauflage Krak. 1925 wollen die poln. Schlonsaken nicht zulassen, daß die Deutschen in der Kirche in ihrer Sprache singen und beten. Sie machen haßerfüllte Bemerkungen.

[9]) Lück „Deutsche Aufbaukräfte . . ." S. 140, 152, 377. — Gustav Karpeles „Goethe in Polen". Berlin 1890, S. 82 ff. — W. Kühne „Poln. Bekenntnisse zu dt. Menschen und zum dt. Geist". In den Mitteilungen der „Akademie zur wissenschaftl. Erforschung und zur Pflege des Deutschtums". Jg. XI. H. 2, S. 201. — A. Asnyk „Pisma. Wydanie nowe zupełne. W układzie z objaśnieniami F. Hoesicka". War. 1924, Bd. III, S. 337. — Vergl. auch Kap. 2, Anm. 13, wo einige dt. Professoren günstig dargestellt werden, der eine, weil er eine hist. Person ist.

Zu den merkwürdigen „deutschen" Polenbüchern gehört auch das lächerliche

Produkt von Elga Kern „Vom alten und neuen Polen", Zürich 1931. Die Städte Krakau, Lemberg, Warschau, Gdingen erscheinen nur als Kraków, Lwów, Warszawa, Gdynia. Die Sachwalter der Rechte der Minderheiten werden „chauvinistische Aufwiegler" genannt (S. 77/78). Die Verfasserin nimmt in allen Dingen einen poln. Standpunkt ein, der mit Gerechtigkeit schon nichts mehr zu tun hat. Die Hälfte des Buches ist eine wirklichkeitsfremde Gefühlsduselei, hinter der die Verf. ihre Ahnungslosigkeit vergeblich zu verbergen sucht.

6. Kapitel.

[1]) A. Brückner „Mitologia polska". War. 1924. S. 101—3. — Ders. „Dzieje kultury polskiej". I. Krak. 1930. S. 148—50. — W. M. Morzkowska „Wanda w poezji naszej". Im „Tygodnik Ilustrowany" 1899 Nr. 40—45. — Die beste, von uns auch besonders ausgewertete Arbeit: H. Mortkowiczówna „Podanie o Wandzie. Dzieje wątku literackiego". War. 1927. — Außer den von M. zusammengetragenen Dichtungen ist noch hinzuweisen auf L. Pigoń „Przeoczona formacja poetycka Wandy". Jeden akord w poezji Wawelu. (K. Gaszyńskiego „Dzień 8. września 1831 r. Krak. 1845). Im „Głos Narodowy" 1930, Nr. 343. — Jan Daniecki „Vanda" (1599). Wyd. L. Simon. Gdańsk 1933. — Bolesławicz „Wanda". Obrazek historyczny w jednej odsłonie. Lwów 1922 (Biblioteczka teatralna dla dzieci i młodzieży Nr. 25). — M. Bartusówna „Wanda", Drama, von dem nur der 5. Akt im Druck erschien (Tygodnik Ilustr. 1884). Die anderen Akte liegen nur als Handschrift vor. — OrOt (A. Oppman) „Szopka polska". War. 1925 („Moje Książeczki Nr. 176) enthält ein Gedicht „Wanda". Sie erklärt hier, daß sie „einem Feinde ihr Herz nicht schenken könne, denn eher hört die Welt zu bestehen auf, als daß „ein solcher dem Polen Bruder sein könnte". Das Gedicht ist bar jeder Kunst. — Mortkowiczówna hat kurze Erwähnungen „der Wanda, die keinen Deutschen wollte" nicht registriert. Doch ist das sehr beliebt in Erzählungen vom Schlage Laskowskis „Kulturträger", in Krippenspielen, und natürlich in den Schulfibeln. In einem Weihnachtsspiel (M. Wolańczyk „Jasełeczka" Lwów 1925) bietet ein Deutscher den Polen „einen würdigen Herrscher" an, worauf diese das Lied von der Wanda anstimmen, die der Ehe mit einem Deutschen den Tod in der Weichsel vorzog. Wollte man alle diese Erwähnungen des Wanda-Motivs auch registrieren, so kämen vermutlich noch einige Hundert Nummern zusammen. — W. Gomulicki „Kłosy z polskiej niwy". War. 1912, schreibt über Krasińskis „Wanda". — J. Krzyżanowski „Paralele". War. 1935, S. 163, über die Behandlung des Wanda-Motivs bei C. Norwid. — Wanda wurde sehr oft nebenbei als Muster hingestellt. Vergl. Krzysztof Opaliński „Satyry albo przestrogi do poprawy rządu..." (Ausg. Posen 1840) S. 59: „Albo na ten czas, kiedy Wanda królowała, Wanda, wizerunek wszystkim panieńskiej czystości. Nie słychać teraz o tem, żeby która w Polsce utopić się tu miała, uchodząc wszetecznych Rytygiera zalotów i łoża brzydkiego." — K. Makuszynski i M. Walentowicz „Wanda leży w naszej ziemi..." Wyd. I. War. 1938. Betr. Übernahme fremder, in diesem Falle deutscher Sagenmotive vergl. auch W. Bruchnalski „Legendy poetyckie o Chrobrym w górach a saga o cesarzu niemieckim Fryderyku (der bergentrückte Kaiser)." In „Słowo Polskie" Nr. 353 von 1925 und 9 von 1926.

[2]) G. Korbut „Wyrazy niemieckie w języku polskim". War. 1935. S. 75: Nicht Walgierz, wie Sommersberg, der Herausgeber der Großpoln. Chronik (1730) las und nach ihm Szajnocha und Baudouin de Courtenay wiederholten. In der Handschrift stand „Walczersz". — Vergl. K. Szajnocha „Lechicki początek Polski". Lwów 1858. — J. Karłowicz „Podanie o Walterze z Tyńca". Im „Ateneum" 1881. — W. Nehring „Powieść kronikarza polskiego o Walterze i Helgundzie". Im „Ateneum" 1883. — R. Henzel „Über die Walthersage". In den Sitzungsberichten der Akademie d. Wiss., philolog.-hist. Klasse, 1889, Bd. 117. — St. Zakrzewski „Źródła podań tyniecko-wiślickich". Im „Kwartalnik Historyczny" Bd. 28. Krakau 1914, S. 465 ff. — A. Brückner „Michajlo Potyk und der wahre Sinn der Bylinen". In d. Zeitschr. f. slaw. Philologie Bd. 3. Leipzig 1926, S. 373 ff. — Ders. „Dzieje kultury polskiej" I. S. 150. — Vor allem ein Aufsatz „Powieść o Udałym Walgierzu w literaturze polskiej" im „Ilustrowany Kurier Codzienny" vom 9. 9. 1935 (Kurier Lit.-Nauk. Nr. 250). — Marian Morelowski „Wawel, Wallonia i Walgierz Udały" in der Zschr. „Pion" 1934. Nr. 42, 44, 49. — Einen Auszug aus M. im „Danziger Vorposten" vom 2. 12. 1934 aus der Feder von Arthur Reiß „Das poln. Waltharilied". — St. Lam „Polska lit. współczesna". Poznań 1924. S. 304. — F. v. Heydebrand und der Lasa „Die Bedeutung des Hausmarken- und Wappenwesens für die schlesische Vorgeschichte und Geschichte". In „Altschlesien" 6. 1936, S. 362 ff.

Die letzte, durch ihre originellen Resultate beachtenswerte Arbeit, die im Zusammenhange mit archäologisch-historischen Normannenforschungen ausführlicher auf die altpolnische Sagenwelt, v. a. auf die polnische Walter- und die Popielsage eingeht, ist Hans Jänichens „Die Wikinger im Weichsel- und Odergebiet." Leipzig 1938 (S. 111—141, Kap. VII „Die polnische Sage und die Wilzensage"). Jänichen teilt den Standpunkt K. Szajnochas, R. Heinzels, St. Zakrzewskis u. a., die in diesen Sagen einen geschichtlichen Kern vermuten, und gelangt in dieser Hinsicht durch Vergleich mit einem umfangreichen Material an Parallelsagen vornehmlich altnordischen Ursprungs, darunter an erster Stelle der Vilcinnasaga, einem Teil der Thidrekssaga, zu teilweise recht überraschenden, vielfach auch überzeugenden Aufschlüssen und Hypothesen. Seiner Annahme, daß es bei den heidnischen Polen ebensogut wie bei den Nachbarvölkern auf Tatsachen gegründete Heldenlieder gegeben haben muß, aus denen dann die Chronisten den Stoff zu ihren Erzählungen schöpfen konnten, wird jeder Kenner des polnischen Volksliedes beipflichten, hat sich doch in verschiedenen alten „Dumy" (Balladen), überwuchert von späteren Liebes- und Mordgeschichten, manches darauf deutende Fragment erhalten, wie z. B. das rätselhafte „A pobiła się Woda z Wisłą", „jak się Woda z Wisłą biła" am Anfang und Ende einer Ballade von einem kriegsverschleppten Mädchen, das an die Krak-Hartungsage gemahnende „Czemuż się bracia nie dzielą" als Einleitung eines Erzählliedes von verbrecherischer Geschwisterliebe usw. Auch glaubt J. an das Bestehen von vorgeschichtlichen Ortssagen, „kurzen mündlichen Prosaerzählungen, die an irgendeinen Ort geheftet sind" und als Quellen der Chronistenberichte in Betracht kommen, so in Kruschwitz und Gnesen, Wiślica (Weislitz) und Tyniec (Tinz) wie auch wohl in Krakau.

Mit den Ergebnissen seiner Untersuchung über die Walczerz-Sage (a. a. O. S. 113—123) tritt J. in diametralen Gegensatz zu Al. Brückner, der ihr jegliche Originalität absprach und sie als rein literarische, mit der deutschen Waltharisage kombinierte und mit „beliebigen polnischen und anderen Namen" versehene Umdichtung der russischen Lieder von Godinowitsch und Potyk erklärte. J. dagegen kommt auf Grund frappanter Parallelen mit der Hálfs- u. a. altnordischen Sagen — Walczerz heißt dort Hjörleif bzw. Valdar, die ungetreue Heligunde Hildigunn und Hild, seine zweite Frau (bei Paprocki Wislaws Schwester), Ringa Hringja — zu dem Schluß, daß es sich um eine im Weichselgebiet bodenständige Heldensage handelt, die von hier aus über die Weichselmündung nach Skandinavien gelangte. „Da die Hálfssaga um 1250 abgefaßt wurde, muß die polnische Sage mindestens schon um 1200 in Polen vorhanden gewesen sein... Der Bericht der großpolnischen Chronik zeigt allerdings, daß auch die deutsche Heldensage benutzt wurde. Vielleicht war aber die Bekanntschaft mit der dentschen Waltersage gerade der Anlaß zur Aufzeichnung, weil die Geschichtlichkeit der polnischen Sage durch den Parallelbericht gesichert schien" (S. 122). Die erst im 18. Jahrh. aufgezeichnete russische Byline von Michajlo Potyk erscheint danach nicht als die Quelle der polnischen Chroniken, sondern umgekehrt als eine Entlehnung aus der polnischen Sage. Zeit und Ort der Entstehung der Byline sprechen dafür. „Wahrscheinlich hatte die Urbyline dieselben Namen Walter, Helgunda und Ringa. Als dann ein Dichter andere Namen, z. B. einen bulgarischen Heiligen (den hl. Michail von Potuka) einführte, blieb von den alten nur die Trägerin einer Nebenrolle stehen", nämlich Walters Befreierin Ringa, in der Byline Ranka, Ranga (S. 123). Die Glaubwürdigkeit des polnischen Heraldikers Bartosz Paprocki, der 1584 diese Ringa erstmalig beim Namen nennt und damit nach Brückner die Lügenmärchen der Chronisten würdig fortsetzt („ein neuer, völlig erdichteter Name"), wird demnach gerade durch diese Namennennung in das beste Licht gesetzt; er muß, so meint J., noch andere Quellen gekannt haben, als sie den Chronisten zur Verfügung standen so daß er trotz der späten Zeit die Nachrichten der Bogufal und Mierzwa durch diesen Originalnamen ergänzen und uns der Lösung des Walczerz- Problems näherbringen konnte.

„Das Zusammenkommen der Geschichte von Walters Flucht mit Hildegund mit der Wislaus-Ringa-Geschichte," so heißt es weiter bei Jänichen S. 132 ff., „ist am besten in den sächsisch-westslavischen Grenzgebieten denkbar (gemeint ist das Wilzenland). Dort stießen die Geschichten von Walter und Hildegund und eine andere Erzählung von einem Walter, König der Willerer (Origo Suevorum) und seiner Frau Ringa zusammen. Da man die beiden Walter gleichsetzte, meisterte man die Tatsache, daß der Held nun zwei Frauen hatte, dadurch, daß man ein ebenfalls aus dem Osten gekommenes Novellenmotiv von der ungetreuen Frau mit den Personen verband. Zugleich scheint auch ein anderer Sagenheld des Ostens, Osantrix-Oserich (der polnische Popiel!) in die neue Geschichte aufge-

nommen worden zu sein, die dann nach Polen und über die Weichselmündung nach Skandinavien, auf der anderen Seite nach Niederdeutschland wanderte..." Oserich wurde zu Attilas Schwiegervater und so „die neue Waltersage an den Kreis um Attila angeschlossen... Daß die neue Walterfabel älter ist als man gemeinhin annimmt, zeigt die Origo Suevorum, die in einer Handschrift des 12. Jahrhunderts überliefert ist... Die niederdeutsche Wilzensage kam auch nach Oberdeutschland, wo sie willkommen war zur Ausfüllung eines Epos von Walter.".

Für die Geschichtlichkeit des Wislaus trat bereits St. Zakrzewski ein, der ihn mit dem 879 genannten, von Z. an der oberen Weichsel, d. h. im Wislanenlande lokalisierten slavischen Fürsten Witislan gleichsetzte. In dem durch Biterolf ergänzten mhdeutschen Waltharіepos erkennt Jänichen ihn in der Gestalt des Vildiver-Vizleo wieder, der den mit Attila kriegenden Osantrix erschlägt.

Nun ist aber Osantrix, wie erwähnt, wahrscheinlich niemand anders als der Popiel der Kruschwitzer Sage, die nach Jänichens Dafürhalten ebenfalls wohl „noch leidlich den Tatsachen entspricht". Auf den Namen Oscherich als den hinter dem polnischen Popiel verborgenen nordischen Originalnamen riet schon der Begründer der polnischen Normannentheorie K. Szajnocha im J. 1858. J. erklärt sich die Form Osantrix „als ein Mißverständnis, ein nd. Genetiv Oserikes wird die Grundlage sein... Askarich könnte der richtige Name gewesen sein, der dann in Niederdeutschland in Oserich abgeschliffen, in Polen mit Hilfe von aska=Asche zu Popiel übersetzt wurde" (S. 133/134). Den Beweis für die Identität des Popiel mit Osantrix-Oserich erblickt er in auffälligen Parallelen zwischen den beiden Gestalten: Osantrix wird durch Vildiver, d. h. den Bären, Popiel durch „miszki" getötet, was im Altpolnischen sowohl Mäuse wie Bären bedeuten kann, in beiden Fällen geht der Kampf des Bären Vildiver-miszka um einen Turm, in den Popiel sich rettet bzw. in dessen Verteidigung Oserich fällt — wozu noch der Umstand kommt, „daß Vildiver-Wislaus ja eigentlich nach Polen gehört... Die Behauptung des großpolnischen Chronisten und die Paprockis, daß Wislaus „de stirpe regis Pompilii (Popieli) erat", wird deshalb auch ihre Richtigkeit haben. Popiel-Oserich, Walter von Tyniec und Wislaus von Wiślica gehören zusammen: Wislaus erschlägt Oserich und Walter rächt diesen, indem er Wislaus tötet. Man ist versucht, im Nachfolger Popiels Semowith deshalb den Walter von Tyniec zu sehen, weil die Namensdeutung dies zuläßt. Semowith heißt Landwalter, Walter ist der Heerwalter. Das Speise- und Trankwunder (der Piast-Semowithsage) können wir nun allerdings nicht mit Walter verbinden, deshalb bleibt das eine recht unsichere Vermutung. Immerhin scheint Semowith zur Familie Popiels gehört zu haben, wie Walter, denn sein Vater soll Piast, der Sohn des Chosisco sein. Die Überschrift des 1. Kapitels der Chronik des Gallus heißt: „de duce Popelone, dictus Chosisco." Piast soll nach Heydebrand Ziehvater heißen. War dann Semowiths eigentlicher Vater etwa Chosisco d. h. Popiel? Dann hätte Semowith die Rache für seinen Vater zu übernehmen; da Walter aber Popiel rächt, wird dadurch die Gleichheit von Walter und Semowith wahrscheinlicher. Chosisco soll nach Heydebrand mit Fremdling zu deuten sein, ein passender Name für Normannen, der auch die Doppelnamen Oserich-Popiel, Mieszko I.-Dag und ev. Walter-Semowith erklären würde" (S. 138/139).

Für die Zeitbestimmung der Popiel- und Waltergeschichte stützt sich J. auf die Angabe der Thidrekssaga, daß Osantrix-Popiels zweite Frau — die erste hieß Juliana—Oda, die Tochter des Milias von Vilcinnaborg (Wilzenburg) gewesen sei. Tatsächlich ist im J. 823 ein Wilzenfürst Milegast, Sohn des Kleinkönigs Liobi, am fränkischen Hofe bezeugt. Nun lassen sich für die sagenhaften Polenfürsten vor Mieszko (um 970) bei Anrechnung von je 30 Jahren Abstand etwa die Daten aufstellen: Semomisl um 940, Lestko um 910, Semowith um 880, Popiel um 850. Demnach würde Milegast als Schwiegervater des Popiel-Osantrix chronologisch gut passen und könnte mit Milias von Wilzenburg gleichgesetzt werden. Auch das von Zakrzewski ermittelte Jahr 872 für das geschichtliche Auftreten des Wislaus-Witislan, ev. = Semowith, fügt sich logisch in diese Konstruktion (S. 139).

Es würde sich demnach in den Popiel- und Walczerzsagen, so dürfen wir Jänichens Untersuchung zusammenfassen, letzten Endes um die im 9. Jahrhundert stattgefundenen Kämpfe des normannischen Polenfürsten Oserich-Popiel von Kruschwitz und seines Nachfolgers Walter-Semowith mit dem slavischen Wislanenfürsten Wislaw-Vildiver handeln, der den Vater besiegte und tötete und dann selbst dem Sohne unterlag.

Auf den Krakauer Sagenkreis von Krak und Wanda geht J. nicht mit der gleichen Ausführlichkeit ein, da er nicht im eigentlichen Bereich des Wikinger-

problems liegt, doch stellt er auf Grund von Parallelen mit der altnordischen Hertnidsage auch hierüber eine interessante Theorie auf. Er hält die tschechisch-polnische Kraksage auf S. 129 f. für die Umformung einer alten wandalischen Dioskurensage, die in Schlesien von den Restgermanen weitergepflegt und dann von den Slaven übernommen wurde. „Hertnid oder besser Hartung.. hängt doch wohl wahrscheinlich mit den Haddingjar (tveir Haddingjar in: Hervararsaga, Örvaroddssaga, Hyndluljöd, duo Haddingi: Saxo Gr.) zusammen, und da diese immer zu zweit auftreten, können sie mit den Hazdingen in Zusammenhang gebracht werden, weil die Wandalen auf nichtrömischem Boden Doppelkönige haben (Ambri und Assi, Raos und Raptos, Geiserik und Guntherik) ... Was nun in Skandinavien von Helgi Haddingjaskati erzählt wird, entspricht ungefähr der Hertnid-Ostacia-Sage der Thidrekssaga und der Luczanersage des böhmischen Chronisten Cosmas van Prag ... Am Anfang der böhmischen Sage steht Krak, den wir auch als polnischen Sagenhelden bei Magister Vincencius (Kadlubek) finden. Vinzenz erzählt von den Kraksöhnen die einzige erhaltene Bruderfabel, die wir auf westslavischem Boden finden. Diese steht in Verbindung mit der Sage von Vanda, die sich in den Fluß Vandalus stürzt. Damit werden wir zu den Wandalen zurückgeführt, und da bei den Hartungen auch eine Bruderfabel vorauszusetzen ist, glaube ich, daß zwischen den Kraksöhnen und den Haddingjar irgendwelche Verbindung besteht. Krak ist zudem als wandalischer Name belegt (Ludwig Schmidt, Geschichte der germanischen Stämme, I. 2. Aufl. S. 109; II. 1. Aufl. S. 249). Auch treffen wir in einer, allerdings späten deutschen Quelle Crocus Vandalus in den Nibelungenkreis aufgenommen (W. Grimm, Deutsche Heldensage, S. 316 f.)."

Zur Erläuterung seiner Theorie fügt J. folgenden Sagenstammbaum hinzu:

Ostgermanische Sage von Krak und den Hazdingen

|

Von den eingewanderten Slaven übernommene und umgearbeitete Form der Sage
(Aufnahme der Namen Kara und Ostacia)

Kleinpolnische Sage von Krak und Vanda	Luczanersage des Cosmas von Prag (dort mit Neclansage verbunden)	Karuljód, nordgermanische Form der Sage, über die Weichselmündung nach Skandinavien gekommen	Niederdeutsche Sage von Hertnid, Hirdir und Ostacia, mit Iljas in Zusammenhang gebracht

Oberdeutsche Thidrekssaga
Heldensagen

Somit wäre nach Jänichen der wesentlichste altpolnische Sagenbestand auf geschichtliche Tatsachen zurückzuführen, der Kruschwitz-Gnesener sowie der Tinz-Weislitzer Sagenkreis auf die Begründung des Polenstaates durch die Normannen und die damit verbundenen Kämpfe mit den Wislanen (Mitte des 9. Jahrhunderts), der Krakauer aber noch weiter zurück auf sagengewordene Ereignisse bei den schlesischen Wandalen. Wikingische Sänger, so glaubt J. aus russischen Bylinen als mutmaßlichen Resten alter Warägerdichtungen schließen zu dürfen, hätten dann alle diese Sagen von Hertnid dem Haddingen, von Oserich-Popiel, Valdarr und Hringja, auch jüngere wie die von Lestko-Laesi u. a. von Polen nach Skandinavien gebracht.

[3]) 23 Dramen über Jadwiga nach H. Mortkowiczówna „Podanie o Wandzie". S. 43. — Vergl. Helene Quillus „Königin Hedwig von Polen", Leipzig 1938. Slav. Forschungen. Hrsg. K. H. Meyer. H. 2.

[4]) Zu erwähnen ist noch der pedantische Lehrer Rudolf Leim, dessen Töchter glühende Polinnen sind (St. Żeromski „Syzyfowe prace". 1898) und der verpolte Schüler Bernhard Sieger (Zygier), der ein poln. Patriot ist. Vergl. auch das Gedicht von Artur Opmann „Za kroplę mojej niemieckej krwi". In „Antologia współczesnej poezji polskiej". Bibl. Domu Polskiego 1926.

[5]) W. A. Maciejowski „Polska aż do pierwszej poł. XVII wieku..." Petersburg 1842, Bd. IV, S. 109. — W. Kochowski „Pisma wierszem i prozą". Wyd. K. J. Turowski. Krak. 1859, S. 257.

[6]) M. Kage in DWZP 29, S. 109—124.

7. Kapitel.

[1]) W. Pol. „Wit Stwosz" nach der Ausgabe „Biblioteka Powszechna" Nr 425—426. Verlag Wilhelm Zuckerkandl. — K. Lück „Veit Stoß unter Krakauer Deutschen". Adolf Nowaczyński zur Belehrung. In „Deutsche Rundschau in Polen" vom 27. 3. 38. — K. Lück „Veit Stoß der Deutsche" in „Ostdeutsche Morgenpost" vom 27. 3. 38. — Gerhard Sappok „Das Deutschtum des Veit Stoß in Name, Herkunft und künstlerischer Eigenart" in „DMP" 1938, H. 9. —

[2]) J. Wasiutyński „Rzekome znieważenie pamięci Kopernika" in „Wiad. Lit." 1937, Nr. 24, S. 7. — Ders. „Posłuchajmy pana Knobelsdorfa" in „Wiad. Lit." 1936, Nr. 43. — „Kto kradnie wielkich ludzi?" im „Dziennik Poznański" vom 31. 7. 37. — „Coppernicus auf der Weltausstellung" in „Ostland" 1937, Nr. 12. — Einen Überblick über die lächerliche Kopernik-Reklame der poln. Presse bringen die „Ostlandberichte" 1937, Nr. 2, S. 62—66, — „Odsłonięcie popiersia Mik. Kop. w najstarszym uniwersytecie świata" im „Dziennik Poznański" 1936, Nr. 268. — L. H. Morstin „Jagd nach herostratischen Lorbeeren" IKC 1936, Nr. 253. — A. Birkenmajer „Książka o Mik. Koperniku" im IKC vom 14. 3. 38 (Beilage). — Kurt Lück „Nikolaus Coppernicus — ein dt. Bürgersohn aus Thorn" in „Der Auslandsdeutsche" 1937, H. 2, S. 74. — Kurt Lück „Coppernicus, der Deutsche" in „Königsberger Allg. Zeitung" vom 16. und 17. 3. 1937. — K. Lück „Umkehr in der poln. C.-Forschung" in „Deutsche Rundschau in Polen" vom 5. 12. 37. — K. Lück „Der innerpoln. Streit um Veit Stoß und Copp." in „Deutsche Rundschau" vom 20. 3. 38. — J. Krzyżanowski „Książka o Koperniku" in „Gazeta Polska" vom 12. 4. 38. Er beanstandet nicht, das Wasiutyński den Astronomen für einen Deutschen hält. Er vergißt nicht, neben den angeblichen Mängeln auch die hervorragenden Seiten dieses Buches zu rühmen. — Georg Steinhausen „Die Deutschen im Urteile des Auslandes" Zschr. „Deutsche Rundschau". 36. Jg., H. 1. Okt. 1909, S. 446: „Gegen Ende des 16. Jahrhunderts aber kam einem anderen Italiener bereits eine Vorahnung der künftigen hohen Kultur der Deutschen. Es war freilich ein Italiener, der ob seiner freien antirömischen Gesinnungen als Ketzer verfolgt war und später den Feuertod erleiden mußte, Giordano Bruno. Er feiert gelegentlich Wittenberg und weiter Deutschland, das Vaterland des Paracelsus, Kopernikus, Luthers, als das Bollwerk der Geistesfreiheit gegen römischen Aberglauben." Die dt. Copp.-Forschung sollte diese Stelle in Giordano Brunos Werken, die St. leider nicht angibt, feststellen. — W. Hahn „Kopernik w poezji polskiej" in „Mikołaj Kopernik" Księga zbiorowa. Lwów 1924, S. 187—207. — „Nik. Coppernicus und Joh. Hevelius" in „Ostland" 1937, Nr. 24. ⊢ Wasiutyński antwortet auf die Kritik Birkenmajers in „Wiadomości Literackie" Nr. 15 vom 3. 4. 38, S. 15. Er geht darin nochmals ein auf die Legende der Wirklichkeit nicht von Copp. geschriebenen Worte „Bok pomogay", auf den Ausdruck „Sarmate" bei Melanchton und widerlegt einige Haarspaltereien Birkenmajers. — Eine weitere Kritik des Buches von W. schreibt Marian Magdański „Uwagi o Koperniku" in „Roczniki Historyczne", Jg. IV (1938) H. 1, S. 101—119. Wie kommt M. dazu, Copp. Großmutter „Katarzyna" zu nennen? In dem Urkundenmaterial heißt sie „Käthe" und „Katharina". M. wiederholt hier nochmals den Unsinn, C. habe sich in Padua in die Matrikeln der „poln. Nationalität" eingetragen. Er zerrt die halsbrecherischsten „Beweise" herbei, um an C's Polentum festzuhalten. Aber die unerschütterlichen Tatsachen, auf Grund deren man mit Hilfe seines gesunden Menschenverstandes klar zu urteilen vermag, läßt er einfach unberücksichtigt. Die Einstellung Watzenrodes und C's zum Ritterorden ist ein gerade so lächerliches und analphabetenhaftes Argument, wie die Zugehörigkeit zum Rheinbund ein Beweis für das Franzosentum ist. M. wirft W. Minderwertigkeitskomplexe gegenüber der dt. Wissenschaft vor. ⊢ Vergl. auch „Die Copp.-Psychose" in „Ostland-Berichte" 1938, 2 S. 78—80. — Der „Kurier Polski" vom 11. 3. 38 gibt zu, Wasiutyński habe zahllose Urkunden als Beweis dafür vorgelegt, daß Copp. einer „verdeutschten" Familie angehört habe und daß er ein Patriot seines ostpreußischen Vaterlandes gewesen sei. Doch sei der Begriff der Volkszugehörigkeit damals noch nicht kristallisiert gewesen. (Unsinn! Vergl. unsere S. 3/4, 33/4). Die meisten Angriffe auf W. stammen von Laien. — Zuletzt bezeichnete auch in einem öffentlichen Vortrage der poln. Univ. Prof. Kleczkowski Koppernikus als einen Deutschen. Vergl. „Warsz. Dziennik Narodowy" vom 27. 11. 1938 „Niebywałe wystąpienie prof. U. J. Kleczkowskiego. Kopernik był Niemcem".

8. Kapitel.

[1]) A. Jesionowski „Tam gdzie orgesik hulał". In „Myśl Narodowa" vom 5. 10 1930, S. 631. — Ablehnung Wierzbińskis z. B. bei W. Pniewski „Gdańsk w polskiej

literaturze pięknej". Gdańsk 1931. S. 41/42. — Andere Kriegserinnerungen, in denen die Deutschen charakterisiert werden: Aleksander Kraushar „Warszawa podczas okupacji niemieckiej. 1915—1916". Lwów 1921. — Jan Poraj „Na Niemca". War. 1915. — A. Brückner „Die Moderne in Polen". „Osteuropa", H. 9 vom Juni 1936. — Gute Kriegsnovellen von Jerzy Kossowski „Zielona kadra". War. 1927, die die österreichisch-italienische Front behandeln.

[2]) St. Bułak-Bałachowicz „Precz z Hitlerem! Czy niech żyje Hitler". War. 1933. — Z. Nowakowski „Niemcy à la Minute". — A. Sobański „Cywil w Berlinie". War. 1934. — Kritiken des Romans der M. Rudnicka im „Kurier Poznański" vom 5. 12. 1935, S. 8 und in „Prosto z Mostu" 1935, Nr. 46, S. 7 („wartość jej jako popularnej lektury dla mas, a szczególnie jako powieści dla młodzieży, jest niewątpliwa"). Der Kritiker wendet sich gegen die von uns im Text erwähnte Einschränkung im Vorwort, die den pädagogischen Wert des Romans beeinträchtige.

[3]) Zofia Mianowska lehnt in der Zschr.. „Pion" 1934, Nr. 16. („Swastyka i dziecko") den Roman in einer längeren Begründung ab. Als Fehlleistung bezeichnet ihn K. Czachowski „Obraz współczesnej literatury polskiej." III, S. 407/8.

[4]) Vergl. „Nowa Książka" 1937, H. 5, S. 268, „Książki dla dzieci i młodzieży"

[5]) Piotr Choynowski „W młodych oczach". Roman. 1933. Die Handlung spielt in Warschau etwa von 1885—1905. Konflikt zwischen dem glühenden Patriotismus des Sohnes und der Gleichgültigkeit seines Stiefvaters namens Vogt, „der aufgehört hatte, Deutscher zu sein, aber noch nicht Pole geworden war" (S. 152/53, 156—160).

Weiteres Material über den Unterschied zwischen dt. und poln. Wesen enthalten W. Baranowski „Wielka Tajemnica Psychiki Narodu Polskiego". Poznań 1936, S. 31 „ein Schreckgespenst für das zivilisierte Europa ist die unsittliche und brutale deutsche Rassenlehre"; S. 195—97, 199 über die preuß. Erziehung in den Westgebieten. S. 200, 207, 233 reichlich naive und einseitige Überlegungen. Die dt. Kulturarbeit in den Westgebieten datiert seit dem frühen Mittelalter und nicht erst seit 1772. Die Einführung des Arierparagraphen in poln. Organisationen hat Herrn Baranowski ins Unrecht gesetzt. — J. Ciemniewski „Poznanie i kształcenie charakteru". Teil I, Poznań 1926, S. 155, 157, 160—178, interessante Ausführungen über den poln. Volkscharakter; vergl. auch S. 147, 188. — M. Wiszniewski „Charaktery rozumów ludzkich", War. 1935, S. 10, Charakter der Deutschen; S. 12, Charakter der Polen.

Schluß.

[1]) Der Hauptschriftleiter des Wilnaer „Słowo" schrieb einmal: „Die Deutschen sind in Polen unpopulär . . . Deswegen wendet sich die Zuneigung der Öffentlichkeit nicht dem zu, der das Verhältnis zu Deutschland bessern will, sondern dem, der die Deutschen beschimpft". — C. Brockhausen „Erdwandel und Seelenwandel und die Völker Europas." Wien 1936, S. 26 ff. — Über die Legende in Polen vergl. man A. Świętochowski „Genealogia teraźniejszości". War. 1936, S. 8, schreibt über die planmäßige Fälschung der Vorteilungsgeschichte durch die poln. Wissenschaft. — Als eine wichtige Aufgabe der heutigen poln. Wissenschaft stellt M. Handelsmann die Bekämpfung der Legenden hin. Vergl. DWZP Bd. 24, S. 114. — Boy-Żeleński „Bronzownicy" — A. Skałkowski „Kościuszko w świetle nowszych badań". Poznań 1924. — O. Górka „Naród i Państwo". War. 1937, S. 299. — Karol Krzewski „Rewelacje i sensacje hist." „Gazeta Polska" vom 23. und 24. 10. 1936 stellt fest, daß fast alle sich gegen den Legendenbekämpfer O. Górka richtenden Artikel der poln. Presse ein „dowód nieuctwa" sind. — Sehr interessant zum innerpoln. Kampf um die Legenden ist Z. Mysłakowski „Państwo a wychowanie". War. 1935, S. 64/65: „Każda próba rewizji przyjętych wartości kończyła się u nas zarzutem braku patriotyzmu i nawoływania do nieszargania świętości". Vergl. auch Viktor Kauder „Deutsche und Polen" in DMP 1936, H. 12. — Zur Polemik über Kurt Lück „Deutsche Aufbaukräfte . . ." s. DMP 1937, H. 8—9. K. Tymieniecki „Niemcy w Polsce" in „Roczniki Historyczne" 1936, H. 2, S. 178—276, ebenda 1937, H. 2. S. 394—398. Br. Schier „Die Auseinandersetzung zwischen Germanen und Slaven in volkskundlicher Sicht". In „Europas Schicksal im Osten". Hrsg. von Hans Hagemeyer. Breslau 1938. — Auch für die dt. Westgrenze sind gründl. Forschungen notwendig. O. Engelmayer „Die Deutschlandideologie der Franzosen" (1936) berücksichtigt noch zu wenig das franz. Schrifttum, unterscheidet auch nicht zwischen Literatur und allgemeiner Volksauffassung. Auch hier muß die Volksgrenze und der völkische Überschneidungsraum Ausgangspunkt der Auseinandersetzung werden. (Vergl. auch W. Wittich „Deutsche und franz. Kultur im Elsaß", Straßburg 1900.)

Weitere Angaben zu deutschen Motiven in der polnischen Malerei.

A. Potocki „Grottger" (Lwów 1907) S. 75 „Spotkanie Sobieskiego z Leopoldem pod Schwechat"; S. 78 „Wojsko austrjackie"; „Ćwiczenia rekrutów". — Witkiewicz „Jan Matejko" (Lwów) S. 18 „Władysław Łokietek zrywa układy z Krzyżakami", fig. 145 „Biskup Ferber i Kreuzer"; fig. 149 „Jeden z posłów pruskich". — Sammelband „Polska. Jej dzieje i kultura", Bd. III (1796—1930) S. 195 „Elbląg. 22 Grudnia 1831 r." Das preußische Husarenregiment Nr. 1 greift wehrlose poln. Soldaten an, um sie zur Rückkehr nach dem ehem. russ. Teilgebiet zu zwingen. (In Wirklichkeit handelte es sich nur um eine Reaktion der preuß. Truppen auf eine Meuterei und Gehorsamsverweigerung der poln. Soldaten!) — „Polska. Jej dzieje i kultura", Bd. I, S. 131, „Budowa klasztoru cysterek (1203) w Trzebnicy na Śląsku i oddanie go mniszkom z Babenbergi" (der Künstler ist nicht angegeben); S. 229 „Wpływ uniwersytetu na kraj w XV w." von J. Matejko (Das Bild ist auch als Kunstpostkarte verbreitet. Auf dem Bilde sehen wir nach Coppernicus, Stoß, andere Deutsche und den erfundenen poln. Amerikaentdecker Jan z Kolna". — Als Kunstpostkarten sind verbreitet die Gemälde von Jan Matejko: 1. „Hołd pruski" (1525). 2. „Dzwon Zygmunta" (Wie in den einschlägigen Dichtungen, so tritt auch hier der eigentliche Schöpfer dieser größten Glocke in Polen, der Nürnberger Hans Behaim. in den Schatten. In den Dichtungen wird nicht einmal sein Name genannt). 3. „Uczta u Wierzynka (1363)". Wirsing war bekanntlich ein reicher deutscher Bürger im mittelalterlichen Krakau. 4. „Zamojski pod Byczyną" (Die Gefangennahme Maximilians durch Zamojski. 1588.) 5. „Jan Sobieski pod Wiedniem". 6. „Mikołaj Kopernik" (Bildnis des Astronomen. Auch als Postkarte). — Wojciech Kossak „Jeszcze Polska nie zginęła. Gravelotte 1870". (Auch als Kunstpostkarte). — Von Juliusz Kossak stammen einige Gemälde, die die „Kreuzritter" darstellen und die als Kunstpostkarten mit entsprechenden Stellen aus den Dichtungen Mickiewicz' („Grażyna", „Konrad Wallenrod") herausgegeben worden sind. — Es gibt auch eine Reihe poln. Lithographien, die den Kampf der poln. Bauern mit dem deutschen Gutsbesitzer und dem mit ihm verbündeten Juden darstellen. Vergl. „Katalog Wystawy Powstania 1848 r." Poznań 1933 (Wielkopolskie Muzeum Wojskowe) S. 10/11, Nr. 40 und 41. — Vergl. auch „Ostland-Berichte" 1938, 2, S. 76—7. „Poln. Grenzpfähle in der Saale". Hier wird Stellung genommen zu einem neuen Wandgemälde dieses Namens im Warschauer „Militärgeographischen Institut". Das Gemälde verewigt die Legende der Chronisten Gall und Długosz, Boleslaus der Tapfere habe „eiserne Grenzpfähle" (!) in die Saale (!) einrammen lassen. In Wirklichkeit haben die Grenzen des poln. Reiches damals bestimmt nicht bis an die Saale gereicht. Die „Ostland-Berichte" bringen eine Wiedergabe des Gemäldes. Der „Ilustrowany Kurier Codzienny" vom 2. 12. 1938 bringt die Wiedergabe eines neuen Grunwald-Gemäldes von Prof. K. Sichulski, das in Krakau ausgestellt war. Die Beilage dieser Zeitung „Na Szerokim Świecie" vom 2. 7. 1939 bringt die farbige Wiedergabe eines Gemäldes von M. Stachowicz „Die Schlacht beim Hundsfelde". Auch hier wird die Legende wiederholt, das Schlachtfeld habe den Namen daher, daß dort die Leichen der Deutschen Ritter von Hunden gefressen wurden. — In der „Ilustracja Polska" vom 20. 8. 1939 Wiedergabe einer Lithographie Jaroczyńskis „Gospodarstwo Niemieckie — Drang nach Osten" von 1849. Sie stellt die Vertreibung polnischer Bauern aus ihrer Wirtschaft durch deutsche Polizei dar und wurde nach ihrer Veröffentlichung im „Wielkopolanin" beschlagnahmt.

Urteile über die 1. Auflage

von

KURT LÜCK

„Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur"

Historische Gesellschaft Posen. Verlag S. Hirzel, Leipzig. 1937.

Band 7 der „Ostdeutschen Forschungen".

„Für Deutschland sind die Ausführungen Lücks von ganz besonderer Wichtigkeit; sie geben nicht nur die Möglichkeit einer Verständigung, sondern sie vermitteln auch das zu einer Verständigung nötige Verstehen und Kennenlernen des Nachbarn in seiner Geistigkeit, Haltung und seinen Ueberlegungen". „Für unser Volkstum im Ausland und seine Erforschung ist Lücks Darstellung ein Muster für Zeitmaß und Ziel der Arbeit in volkskundlicher, soziologischer und staatspolitischer Hinsicht".

„Zeitschrift für Volkskunde".

„Das neue Buch von Kurt Lück ist ein Meisterwerk an volkstumskundlicher Ergiebigkeit und Lebensnähe, stofflicher Gründlichkeit und geistiger Weite". „Deutsche Kultur im Leben der Völker", 1938, Heft 3.

„. . . eine beispielhafte Bedeutung für alle künftigen Untersuchungen zur Seelenkunde der Volkstumsgrenze". Zeitschrift „Osteuropa".

„So umfassend und begründet wurde noch nie eine Antwort auf diese wissenschaftlich wie politisch gleich wichtige Frage gegeben".

Zeitschrift „Deutsche Arbeit".

„ . . . ein grundlegendes Werk volksnaher Wissenschaft . . . wegweisend nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die Volkstumspolitik . . ." „Deutsche Monatshefte in Polen". 1938. H. 2/3.

„. . . . Forschungsergebnisse und Erkenntnisse, die geradezu Voraussetzung für ein künftiges Besserverstehen und Sich-Besserkennen der beiden Nachbarvölker sind . . . Ein außerordentlich wertvolles Buch, das deutscher Gründlichkeit und Arbeit um der Sache willen entstammt" und „von allen im Volkstumskampf stehenden mit Gewinn gelesen werden kann".

„Der Auslandsdeutsche", hersg. von der Deutschen Arbeitsfront, Auslandsorganisation.

„Eine in dieser Weise aufgerollte Frage mußte natürlich die verschiedensten Gebiete berücksichtigen: Geschichte, Volkskunde, Soziologie, Kunst, Literatur und sogar die Naturwissenschaften. Dr. Lück hat keins von ihnen übersehen, einige sogar gründlich berücksichtigt und reiches Material zusammengestellt . . ." „Kurjer Bałtycki" — Gdingen.

„Ein imposantes Werk". — „Die Wahrheit verträgt keine Bemäntelungen, und Lück hat recht, daß er sie klarstellt. Er tut das leidenschaftslos und ruhig und nur zu dem Zwecke, daß sein Buch ein Beitrag zum gegenseitigen Verstehen sein möge, nicht auf Grund dieser oder jener politischen Tendenzen, sondern im Interesse eines tieferen Wissens von beiden Völkern und ihrer nahen geschichtlichen und kulturellen Nachbarschaft."

„Słowo" — Wilna. (18. 8. 38)

„Der wissenschaftliche Apparat, mit dem Dr. Lück operiert, ist tatsächlich riesenhaft und bewundernswert".

„Ilustrowany Kurjer Codzienny" (3. 8. 38)

„Eine Encyklopädie von ungemein vielseitigem und höchst spannendem Inhalt". „Ilustrowany Kurier Codzienny" (16. 9. 38)

„Ein in vieler Hinsicht bahnbrechendes Werk".

Pressekorrespondenz des „Instytut Śląski" — Kattowitz (III, 32)

„. . . beispielhafte Bedeutung für alle künftigen Untersuchungen zur Seelenkunde der Volksgrenze". Zeitschrift „Osteuropa" Jahrg. 14, H. 2.

„Das Werk ist bedeutsam gleichermaßen für die Literaturgeschichte, wie für die Psychologie des Grenzlandvolkstums und für die Volkskunde".

Altpreußische Forschungen. April 1939.

„Das Buch ist ein wichtiger Beitrag für die große künftige Aufgabe des Deutschtums, in einer fruchtbaren Ordnung mit dem Osten zu leben".

„Wille und Macht". 1939, H. 22.

„Das bisher wohl beste Buch über die deutsch-polnischen Kulturbeziehungen".

In „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Ost und Westpreußens". 1939, Nr. 1.

„Ein ernsthaftes soziologisch-ethnologisches Werk".

„Ilustrowany Kurier Codzienny" vom 28. 7. 1939.

„Wenn ein derartiges von einem Polen geschriebenes Buch heute in Deutschland erschiene, würde es nicht nur sofort beschlagnahmt werden, sondern der Verfasser würde auch Bekanntschaft mit den Konzentrationslagern schließen". „Kurjer Poznański" vom 24. 7. 1938.

„Auf dem Gebiet der Erforschung der beiderseitigen deutsch-polnischen Beziehungen stellt das Werk Dr. Lücks eine wertvolle Position dar, die in Zukunft kein Erforscher dieser Probleme wird übersehen dürfen".

Zschr. „Jantar" 1938, H. 4.

„Ein bedeutsames Werk".

Zschr. „Forschungen u. Fortschritte" (1939 Nr. 3).

„Eine volkskundliche Arbeit von unglaublicher Stoffülle".

In „Jahrbücher für Geschichte Osteuropas". 1939, H. 1/2.

Personen- und Sachregister*)

1. Personenregister

A.

Abraham a Sancta Clara 486.
Adalberg 40 f., 47, 150, 220, 486, 488 f., 492 f., 496, 499, 501—503, 505 f.
Adalbert (Heiliger) 77.
Albert (Vogt v. Krakau) 33.
Albrecht der Bär 370.
Als (Komm. v. Pod.-Kamentz) 512.
Alsted 122, 492, 495.
Altgayer B. 1.
Ancuta 85.
Anczyc W. 363 f., 509, 513.
Anders H. 121.
Anna (Hz. v. Schlesien) 370.
Antoniewicz W. W. 440.
Appel K. 412.
Apperson G. L. 489.
Araszkiewicz K. 508.
Arnold P. J. 451.
Arnold R. F. 178, 228, 232, 295, 298, 486, 495, 497 f., 499, 503 f., 512.
Ary-Leblond M. 506.
Arzt M. 413.
Asnyk A. 338, 358, 428, 441, 513.
Atanasiev 489.
Attila 516.
August der Starke (König v. P.) 283, 336, 449.
August III. (König v. P.) 123, 192.

B.

Bach J. S. 177.
Badecki K. 83, 96, 100, 137, 443.
Baktark (Val. Greff-Bekwark) 282, 505.
Balicki J.-Maykowski St. 200, 271, 450.
Baliński K. 75, 491.
Balk Hermann 77 f., 399.
Balzer O. 444.
Bandrowski J. 478 f.
Bandtke G. S. (J. S. Bandtkie) 129, 269, 412, 495 f.
Baranowski W. 519.
Barbier A. 309.
Bartels K. 487.
Bartkiewicz Z. 319 f.
Bartoszewicz J. 487.
Bartoszewicz K. 490, 496, 500, 506.
Bartusówna M. 514.
Bathory Griselda 186.
Bathory Stefan (König v. P.) 232, 285, 477.
Batowski 450.
Battaglia O. Forst-, s. Forst-Battaglia
Baudouin de Courtenay 514.
Bauschinger C. 513.
Beck Friedl 222, 434, 493.
Beck R. 110.
Beethoven L. van 177.
Bednarski 495.
Behaim Hans 520.
Behrend P. 280.
Beiche 486.
Bełcikowski A. 434.
Bełza St. 269, 386, 487 f., 510.
Bełza W. 434.
Berdiajev 9, 486.
Berent W. 44, 185, 335 bis 337, 462, 483, 508.
Bergel R. 286, 477.
Berkenmeyer 501.
Bernatowicz F. (Bern) 388.
Berndt C. S. Th. 411, 495, 512.
Bernfeld M. 293.
Bernhard 369.
Bernhard (Hz. v. Sachsen) 269.
Bernhard (Hz. v. Oppeln) 308.
Bernouilli J. 159.
Berwiński R. 74 f., 205, 271, 489, 491.
Beyer H. 1, 110, 429, 485.
Bielefeld Baron 411.
Bielenstein A. 497.
Bielski J. 89, 437.
Bielski M. 437, 487, 510.
Bieńkowski St. 501.
Birkenmajer A. 447, 452 f., 455, 518.
Birkowski F. 84 f.
Bismarck Fürst Otto 2, 9, 41, 185, 272, 284, 314, 393, 425, 485 f., 505.
Biterolf 516.
Bittner K. 1.
Blank 108.
Blank P. 336.
Błonie M. v. 402
Bodin 160.
Boehm M. H. 10, 110.
Bogedain 412.
Bogufal (Chronist) 33, 431—435, 515.
Bogusławska M. 424
Boguszewska H.-Kornacki J. 135, 165, 417 f., 473 bis 477.
Bohomolec Fr. 513.
Bolek W. 1.
Boleslaus Schiefmund (Hz. v. Polen) 269, 278.
Boleslaus d. Tapfere (Kg. v. P.) 2, 370, 372, 400, 444, 514, 520.
Bolesławicz 514.
Bolte J. 232.
Bona Sforza (Kgin v. P.) 282.

*) Das Register ergänzt nur das Inhaltsverzeichnis am Anfang unseres Buches, das schon durch die Einteilung in 126 Unterabschnitte ein Zurechtfinden in dem Material erleichtert.

Boner Hans 3, 408.
Boniecki 512.
Bonnier 415.
Boratini 283.
Borkiewicz K. 313, 318, 345.
Börne 294, 297.
Borowicz T. 104.
Borowy W. 298.
Borucki M. 347.
Boß E. 327.
Bossowski J. J. 510.
Bourget P. 314.
Boy-Żeleński T. 362, 519.
Brackmann A. 1, 485.
Brejter E. 477.
Breyer A. 1.
Brezanyowa A. 359, 423.
Brockhausen C. 519.
Brockmann-Jerosch 188.
Broniewski W. 321 f.
Bruchnalski W. 388, 514.
Brückner A. 8, 73, 79 f., 89, 118, 124, 129, 140, 162, 169, 177, 186, 194, 207, 236, 412, 417, 436, 452, 454 f., 461 f., 485 ff. passim.
Bruno Giordano 518.
Brzozowski Korab Fr. 184, 268, 486, 488, 492, 501, 504.
Brzozowski St. 507.
Budny Sz. 494 f.
Budysz W. (J. Karnowski) 383.
Bujak Fr. 206, 427, 464, 492, 501.
Bukowski K. 507.
Bułak - Bałachowicz St. 519.
Bunikiewicz W. 65 f., 69, 483, 490, 492.
Bunzel J. 293.
Burchard M. 65, 96, 100, 490.
Bürger G. A. 150.
Busse K. 48.
Bykowski L. 206, 501.
Bystroń J. St. 20, 51 f., 63, 73 f., 81, 87, 106, 111, 129 f., 132, 148, 150, 160, 164, 169, 173, 176, 184, 186, 189, 207, 222, 235. 244, 255, 258, 267 f., 272, 275—277, 288, 299, 411, 485 ff. passim.

C.

Caballero F. 302.
Cadlubco (Magister Vinzenz gen. Kadłubek) 33, 82, 111, 297, 431 f., 517.
Campe 497.
Carew G. 34, 160.
Carlyle Th. 302.
Cehak-Stodor 383.
Celtis K. 184, 199, 410, 499.
Cenova (Ziegenhagen) 245.
Cercha St. 503, 505.
Chądzyński 65.
Chałasiński J. 9, 38 f., 107, 215, 268, 426, 485, 494, 501.
Chmelnyćkyj B. (Chmielnicki) 373, 405.
Chmielowski P. 492, 508.
Chociszewski J. 489, 499, 505.
Chodowiecki D. 450.
Chołkowski W. 353.
Chomętowski W. 487, 509.
Chopin Fr. 177, 449.
Choynowski P. 508, 519.
Christian IV. (Kg. v. Dänemark) 459.
Chrzanowski I. 304, 345, 421f., 427, 507 f., 509.
Chybiński A. 186, 500, 505.
Ciechanowska Z. 414, 434, 495.
Ciembroniewicz J. 491.
Ciemniewski J. 162, 205, 501, 519.
Cieszkowski A. 116.
Cinciała A. 493 f., 505 f.
Columbus Chr. 459.
Conrad J. (J. K. Korzeniowski) 328.
Coppernicus Andreas 455.
Coppernicus Nicolaus 78, 114, 121, 428, 447 f., 451—459, 518, 520.
Courths-Mahler 417.
Creizenach W. 161.
Cureus J. 35.
Czachowski K. 318, 473, 481, 507, 509, 519.
Czajewski W. 512.
Czapczyński T. 508, 512.
Czeczot J. 387.
Czermak W. 495.
Czeska-Mączyńska M. 478, 480.
Czołowski A. 121.
Czubek J. 494, 511.
Czubryński A. 73.
Czyżykowska B. 500.
Čechov A. 302.
Čelakowský Fr. 30, 46, 489, 497, 505.
Čerkasenko S. 327.
Čubynskyj 140, 241.

D.

Dal V. 144, 500, 503.
Dalimil (Chronist) 46.
Daniecki J. 510, 514.
Dantiscus J. (v. Höfen-Flachsbinder) 114.
Danysz A. 495.
Darowski A. Weryha- 288, 499, 505 f.
Dąbkowski P. 486.
Dąbrowska M. 44, 305, 461.
Dąbrowska St. 494.
Dąbrowski (Pastor in Wilna) 65.
Dąbrowski H. 445, 478.
Dąbski Graf 339.
Delaveaux L. 64.
Delbrück H. 488.
Dembowski J. 437.
Derdowski H. 76, 383, 459.
Dettloff S. 450.
Dębicki Z. 501.
Diederichs E. 351, 415, 513.
Diels P. 1, 106, 494.
Dietrich (Markgraf) 269, 444.
Dietz J. L. (Decius) 33 f., 298.
Długosz J. (Longinus) 172, 221, 403, 431, 437, 451, 498, 503, 520.
Dmochowski Fr. H. 490, 500, 507, 510.
Dmowski R. 9, 486.
Dobrawka (Hzgin v. Polen) 444.
Dobrowolski M. Nałęcz- 463.
Dobrzycki St. 509.
Doda W. 507.
Dostojevskij 171, 192, 234, 296, 299—302, 400, 415.
Doubek F. A. 121.
Dougall W. Mac 501.
Drucki-Lubecki Fürst Fr. H. 3, 309.
Drzymała M. 362.
Dugonics A. 485.
Dukmeyer Fr. 513.
Dürer A. 307.
Dygasiński A. 68 f., 73, 115, 266, 271. 353—358, 364 f., 377, 490, 509.

E.

Eigil (Abt. v. Fulda) 170.
Eiselein 486.
Ekkehard v. St. Gallen 436—438.
Eliasz W. 499.
Elisabeth von Habsburg („Mutter der Jagellonen") 444.
Elisabeth von Habsburg (Kgin, Frau d. Sigism. August v. P.) 440.

Elliot G. 302.
Elsner J. 449.
Engelmayer O. 294, 302, 519.
Erfort M. 135.
Estreicher K. 336, 412 f., 438, 502.

F.

Fahrenheit D. G. 448.
Fałkowski Z. 317 f., 507, 513.
Farnik E. 132, 494, 505.
Feilberg 132.
Fél E. 1.
Feldman J. 298 f., 304, 485.
Feldman W. 314, 344, 486, 507 f.
Ferber (Bischof) 517.
Feyerabend 183.
Fierla A. 482.
Fiol (Feyl) 448.
Fischer A. 489, 491.
Fischer J. 413.
Flach J. 295.
Floerke H. 498.
Forst-Battaglia O. 368, 457.
Fouillé 302.
Francis A. 443.
Franck Seb. 30.
Franco de Polonia 447 f.
Franko I. 87, 139 f., 242.
Frate T. 507.
Fredegar (Chronist) 269.
Fredro (Grunwald-Kämpfer) 402.
Fredro A. 309, 316, 488.
Fredro J. M. 434, 437.
Freytag G. 331, 340.
Friedrich Barbarossa („der bergentrückte Kaiser") 514.
Friedrich d. Gr. 5, 244, 283 f., 299, 339, 464, 503, 506.
Friese Chr. G. 412.
Frischbier O. 178, 497.
Fritsch (Frycz) Modrzewski 175, 226, 298.
Fuchs 497.

G.

Gabriel (Bisch. v. Agrien) 160.
Gaertner H. 412.
Gaidoz H.-Sébillot P. 27, 29 f., 489, 502.
Galle H. 412, 511.
Gallus (Chronist) 374, 431, 520.
Gardner M. M. 507.
Gaszyński K. 514.
Gawroński A. 495, 512.
Gawroński Fr. Rawita 493.
Gdacius A. 497, 500.
Geiger L. 497.
Geiger Th. 499.
Geißler W. 486.
Gero (Markgraf) 263.
Gerson W. 505.
Giedroyć M. 299.
Giertych J. 304, 426.
Giese Barbara u. Balthasar 440, 445.
Giese Tiedemann 455.
Gilbert J. 226.
Gillhof J. 367.
Gil y Carrasco E. 302.
Glawer 308.
Gliński K. 61, 70, 231, 416, 490, 503.
Glitzner E. 412.
Gloger Z. 490.
Godlewski M. 104.
Goethe 134, 161, 177, 179, 197, 303, 418, 425, 427, 497, 513.
Gogol 69, 164, 299,
Gojawiczyńska P. 266, 430, 480 ff.
Gołębiowski L. 75, 498.
Gołuchowski Chr. 122 f.
Gollub H. 399.
Gombert 497.
Gombosi O. 282.
Gončarov 300.
Gonet Sz. 496.
Gomulicki W. 418, 480, 488, 511, 514.
Gorczyński A. 434.
Gostomski W. 511.
Gottlieb A. 399, 428 f., 448.
Gottsched 512 f.
Górecki A. 66.
Górka O. 2, 374, 382, 408, 485, 509, 512, 519.
Górnicki L. 130, 307, 403, 414, 496, 507.
Górski A. 501.
Górski Karol 384 f., 510.
Górski Konrad 28.
Górski Konst. 511.
Grabowiecki 130, 496.
Grabowski Br. 440, 510.
Grabowski Ign. 266, 511.
Grabowski M. (Justizmin.) 268.
Grabowski T. 114, 506.
Grabowski Z. 499.
Greff s. Bakfark.
Grimm W. 494, 497, 517.
Gröben v. d. (Greben) 374.
Grochowski St. 40.
Groddeck E. 386, 508.
Grodecki R. 4, 368, 486, 495, 498.
Grodzicki 373.
Grohmann 323.
Groicki B. 121.
Gröll M. 413.
Grudziński (Kastellan v. Kalisch) 407.
Gruszecki A. 115, 266, 271, 305, 324, 377, 383 f., 423, 470, 494, 499, 508, 513.
Grzymała-Siedlecki A. s. Siedlecki.
Gubrynowicz B. 414.
Guertler W. 272.
Gulgowski J. 505.
Gusinde K. 495, 504.
Gustawicz G. 497.
Gutowski K. 497.
Gwagnin A. 162, 498.
Gwiazdomorski J. 208 f.

H.

Haase (schles. Mischsprachdichter) 134.
Haberlandt A. 486.
Haberlandt M. 31, 486.
Haertel E. 188, 293, 507, 513.
Hagemeyer H. 517.
Hahn W. 403, 505, 511, 515.
Hajkowski Z. 70, 491.
Haller J. (dt. Drucker in P.) 412.
Hallgarten W. 295.
Hansemann 263.
Harmjanz H. 1, 103.
Hartleb S. 448.
Hasbach (Senator) 466 f.
Hassinger H. 485.
Haßler 500.
Haur K. 267.
Heck K. J. 492.
Hegedüs L. 113.
Hegel 427.
Heine H. 156, 294, 297.
Heinrich V. (Kaiser) 269, 505.
Heinrich d. Bärtige (Hz. v. Schlesien) 367.
Heinrich d. Fromme (Hz. v. Schlesien) 367—370.
Heinrich v. Valois (Kg. v. P.) 295.
Hemnildis (Hzgin v. P.) 444.
Henel N. 228.
Henzel R. 514.
Herbest B. 412.
Herburt J. 207, 214, 501.
Herder J. G. 8, 303.
Hevelius 448, 518.
Heydebrand u. d. Lasa E. v. 514, 516.
Heyking (Held von Pod.-Kamentz) 406 f., 511 f.

Heyne M. 188.
Heyse A. 1.
Hilchen D. 122, 495.
Hilgendorf H. 506.
Hille Fr. 293.
Hipolit M. 491.
Hitler Adolf 10, 12, 468, 471, 473 f., 476, 519. (s. Sachregister: Nationalsozialismus).
Hnatiuk V. 109, 138, 178, 485, 489.
Hoesick F. 413, 513.
Hodo (Markgraf) 380 f.
Hoffmann Ant. 437.
Hoffmann E. T. A. 299, 337, 483.
Höfler 487.
Holko H. 509.
Horak J. 109.
Hordyński W. 295.
Horodyńskyj J. 375.
Hornuff 500.
Horodyński J. 496.
Hülsen 283.
Hus Joh. 45.

I.

Ilinskij 170, 498.
Iwaszkiewicz J. 483.

J.

Jabłonowski A. J. 288.
Jäckel H. 295 f.
Jadwiga (Hedwig, Kgin v. P.) 379, 438 f.
Jaenisch J. D. (Janozki) 412.
Jagodyński St. S. 175.
Jakob (Abt v. Paradies) 448.
Jänichen H. 432, 436 f., 515 ff.
Janicki K. 127, 175.
Jankowski Cz. 329, 509.
Jankowski W. 511.
Janowska A. 76.
Jantzen St. 244, 504.
Januszowski J. 497.
Jaroczyński 520.
Jarsch S. 5.
Jaskłowski W. J. 498.
Jawor R. 304, 513.
Jenisch D. 161, 410, 498.
Jesionowski A. 21, 295, 468 f., 518.
Jeske-Choiński T. 464, 506, 508.
Jezierski Fr. S. 335.
Jeżowski W. St. 507.
Jocher A. 412.
Johann Kasimir (Kg. v. P.) 283, 407.
Jokai M. 293.
Jungbauer G. 10, 113, 134, 147, 187, 496.
Jungingen Konrad u. Ulrich v. (Hochm.) 396 f.
Jurkowski J. 150.
Jurkschat C. 168, 491.

K.

Kaczkowski Z. 194, 197, 404 f., 415.
Kaczmarczyk K. 121.
Kaden-Bandrowski J. 271.
Kage M. 444, 517.
Kahané J. 509.
Kalckreuth v. (Feldmarschall) 278.
Kamieński L. 99, 132 f., 179, 486, 488, 493, 496, 506.
Kančov 494.
Kant Imm. 234, 301, 427.
Karadžič V. 489.
Karasek-Langer A. 1, 73, 95, 102 f., 132, 140, 181, 203, 219, 499, 504.
Kargel A. 503.
Karl V. (Kaiser) 483.
Karl Gustav (Kg. von Schweden) 53.
Karłowicz J. 128, 222, 288, 489, 491, 497, 500 f., 504, 506, 514.
Karpeles G. 513.
Karpiński Fr. 148.
Karzel P. 102.
Kasimir d. Gr. (Kg. v. P., 221, 285, 372, 398.
Kasimir der Jagellonide (Kg. v. P.) 487.
Kasprowicz J. 69, 271, 360, 461.
Katharina v. Habsburg (Kgin v. P.) 440.
Kauder V. 202, 429, 485, 495, 499, 513, 519.
Kaulfuß J. S. 410 f.
Kausch 183.
Keistut (Gfst. v. Litauen) 175, 387, 510.
Kemlitz K. 372.
Kennemann 263.
Kern E. 514.
Keyser E. 384 f., 510.
Kijan J. 500.
Kijas J. 512.
Kilarski J. 385, 480.
Kisielewski J. 458, 477.
Kiss A. 499.
Kitowicz A. 172, 174, 192.
Klapper A. 447.
Klatt R. 1, 45.
Kleczkowski A. 121, 126, 156, 450, 495, 497, 518.
Klein L. 188.
Kleiner J. 318, 345.
Klemens VIII. (Papst) 195.
Klepaczewski 71.
Kleszczyński Z. 469.
Klin 298.
Klocke H. 229.
Klonowicz S. 124, 286, 307, 418, 433, 487, 513.
Kneifel E. 1, 488.
Kniprode W. v. (Hochm.) 387, 409.
Knobelsdorf 518.
Knoop O. 278.
Koch H. 83, 116.
Kochanowski J. 34, 124, 149 f., 209, 271, 282, 307, 403, 414, 433, 443, 487, 505, 507.
Kochanowski J. K. 303, 503.
Kochowski W. 282, 376, 403, 443, 499, 504, 510, 517.
Kochtizky A. Frh. v. 507.
Kogutowicz 293.
Kohn 295.
Kohnert H. 454.
Kohte W. 1.
Kolberg O. 29, 41, 64 f., 71, 91, 105, 131 f., 138, 148, 174, 178, 208, 221, 246, 272, 412, 488, 490 ff. passim.
Kolesa F. 159, 498, 506.
Kölm M. 497.
Kolno J. v. (legendärer Amerikafahrer) 457, 459 f., 520.
Kołaczkowski St. 69.
Kołłątaj H. 308.
Koneczny F. 303 f., 507.
Konopnicka M. 114, 116, 199, 271, 325 f., 360 bis 362, 365—367, 388, 403, 423, 441 f., 509, 511.
Konrad (Hz. v. Schlesien) 368—370.
Koppe W. 452.
Koranyj K. 491.
Korbut G. 123 f., 452, 495, 514.
Korczewski W. 131, 496.
Korn W. G. 413.
Kornacki J. 135, 165, (s. auch Boguszewska-Kornacki).
Korwin J. 400, 511.
Korzeniowski J. 192, 310, 333 f., 445, 499, 508.
Korzon T. 452, 511.
Kosiakiewicz W. 313 f.
Kossak J. und W. 520.
Kossak-Szczucka Z. 40, 42, 79 f., 153, 200, 220, 263, 271, 367—370, 425 f., 430, 461, 463, 480, 483, 512.
Kossowski A. 114.
Kossowski J. 469, 519

Kościelski J. 424, 511.
Kościuszko T. 116, 176.
Kot St. 30, 114, 294, 446, 486, 495, 498, 503, 512.
Kötzschke R. 498.
Kowalski Fr. 438.
Kozierowski St. 495.
Koźmian K. 505.
Kraatz 226.
Krafft H. U. 186, 500.
Krahelska H. 468.
Krämer J. 126, 503.
Krannhals D. 279.
Krasicki Ign. 66, 194, 264, 308 f., 376, 403, 413, 433, 490, 500, 507, 510.
Krasiński (Bischof) 73.
Krasiński E. 486, 502, 509.
Krasiński Z. 226, 298, 309, 507, 514.
Kraszewski J. I. 8, 67, 161, 190, 192, 197, 340 f., 388 f., 403 f., 408, 439 f.
Krause W. 497.
Kraushar A. 519.
Krauß F. S. 149, 492.
Krček Fr. 196.
Krejči F. V. 443.
Kremer 382.
Kreuzer 520.
Kroh O. 110.
Kromer M. 121 f., 207, 214, 232, 298, 413, 433, 445, 495.
Kruczkowski L. 335.
Krupski J. 499.
Krzewski K. 519.
Krzycki A. 413.
Krzymuska M. 318, 507.
Krzywicka J. 473.
Krzywoń B. 101 f.
Krzyżanowski A. 53.
Krzyżanowski J. 314, 508 514, 518.
Kubitschek R. 163, 169
Kudliński T. 508.
Küffner G. M. 29 f., 184, 486, 488, 498 f., 502 f.
Kuhn W. 1, 41, 90, 102, 465, 499, 502.
Kühn H. 1.
Kühne W. 428, 510, 513.
Kukiel M. 404, 511.
Kuncewiczowa M. 235, 478.
Kunitzer Fr. 132.
Kurek J. 76, 146, 471.
Kurela L. 456.
Kurtz E. 490.
Kurtzmann L. 414.
Kutrzeba St. 47, 487, 499.
Kutrzebianka H. 295.
Kwaßek L. 507.
Kwilecki 512.

L.

Ladenberger T. 398
Ladislaus Ellenlang (Kg. v. Polen) 78, 119, 378, 520.
Ladislaus Hermann (Hz. v. P.) 444.
Ladislaus Jagiełło (Jagail, Kg. v. P.) 51, 281, 378, 388, 402—404, 438.
Laeuen H. 116.
Lam J. 159, 441, 514.
Lanckoroński (Bischof) 511.
Landsberg E. v. 35.
Lang J. 159.
Lansius Th. 410.
Laskowski K. 111, 134, 233, 267, 271, 320 f., 324 f., 417, 496, 508, 514.
Laskowski P. Hulka 115.
Lattermann A. 1, 123, 128, 485, 495 f., 498 f.
Lechner F. 372.
Le Doux F. G. 433.
Leers J. v. 486.
Lehmann E. 10, 12, 113, 134, 147, 152, 156, 160, 166, 177, 187, 227.
Lehmann G. 104.
Lehr-Spławiński T. 412, 495, 512.
Lelewel J. (Lölhöffel v. Löwensprung) 460.
Lemberg E. 293.
Lenartowicz T. 434.
Léon R. 302.
Leonhard St. 295.
Leopold (Erzherzog) 520.
Lepecki M. B. 503.
Leppelmann W. 491.
Leszczyński Stanislaus (Kg. v. P.) 298, 449.
Leszek d. Schwarze (Hz. v. Großpolen) 173.
Libelt K. 81.
Liebich B. 124, 495.
Ligocki E. 478.
Linde S. G. 412, 504.
Lipiner S. 416, 510, 513.
Lippmann W. 39.
Liske Fr. X. 449.
Loesch K. C. v. 205.
Loorits O. 46, 216 f., 500 bis 503.
Lorentowicz J. 318, 507.
Lorentz Fr. 505.
Loschdorfer A. 1, 147.
Loserth J. 494.
Lubiechow Bernh. v. 258.
Lublin Bernh. v. 34.
Lubomirski 92.
Lück K. 114, 117, 128, 132, 293, 317, 338, 345, 347, 371, 406, 414, 495, 502—505, 511—513, 518 f.
Luther Martin (vgl. auch Sachregister „Luther" als Schimpfwort) 14, 51, 55, 62 f., 65, 71, 82—86, 88 f., 95—101, 107, 114, 116, 132 f., 167, 173, 220, 255, 263, 270—272, 274, 276, 490, 492, 518.
Lutosławski W. 509.

Ł.

Łabęcki A. 377.
Łącznowski J. 500.
Łakomy 468.
Łapiński St. 313.
Łapiński W. 513.
Łebkowski 513.
Łęga W. 505.
Łempicki Z. 428 f.
Łepkowski J. 421.
Łoś 283.
Łoś J. 452.
Łoziński W. 378, 499.
Łubieńska T. 433 f.
Łukaszewicz J. 492.
Łuszczewska I. (Deotyma) 153, 271, 434, 442, 456, 459, 478, 480.

M.

Macchiavelli A. 387.
Maciejowski (Sewer) 513.
Maciejowski W. A. 45, 71, 75, 487, 489, 491, 499 f., 510, 517.
Magdański M. 518.
Magiera J. 245, 504, 509.
Magnuszewski D. 438.
Majewski E. 493.
Mak W. 244, 249, 495 f.
Makuszyński K. 477 f., 514.
Malewska H. 483.
Malinowski Ł. 38, 92, 104, 119, 207, 224, 244, 283, 487, 493 f., 497, 499, 504.
Malinowski W. Pobóg 491.
Małaczewski E. 477.
Małuszyński M. 385, 510.
Mann M. 344.
Manthey (Hauptmann, später SA-Gruppenführer) 465.
Marek A. 365.
Margalits E. 485.
Maria Theresia 277, 499.
Markovyč V. O. 490, 493, 499.
Marthin-Chagny 50.
Masaryk T. G. 160, 384, 404.

Maschke E. 459, 486 f., 489, 493, 496, 498.
Maszkowice Sindram von 402.
Matejko J. 403, 445, 456, 459, 520.
Matthäus Stadtschreiber (v. Krakau) 427, 448.
Matusiak S. 500.
Matuszewski J. 489.
Maykowski St. 500, (s. auch Balicki-Maykowski).
Mazanowski A. 387, 507, 509 f.
Mecherzyński K. 495.
Meisnerówna Z. 463 f., 513.
Melanchthon Ph. 73, 518.
Melcer W. 417, 472 f.
Meschendörfer A. 282.
Mestwin 269.
Metz Fr. 485.
Mews S. 487, 498.
Meyer John 1.
Meynen E. 485.
Mianowska Z. 519.
Miciński T. 501, 510.
Mickiewicz A. 35 f., 66, 116, 118, 177, 269, 271, 285, 299 f., 309, 347 f., 385—388, 413 f., 416, 419, 427, 487, 510 f., 513, 520.
Miechowita (Chronist) 298.
Mierzwa (Chronist) 431, 515.
Mieszko I. (Misika, Hz. v. P.) 380 f., 444.
Mieszko II. (Kg. v. P.) 444.
Miklosich 169.
Miłkowski Z. (Jeż.) 404.
Minasowicz J. E. 437.
Miśkowiak J. 413 f.
Missona K. 487.
Mitzler v. Koloff L. 227, 410, 412 f., 487, 501.
Mitzschke 449.
Moczyński Z. 513.
Modrzewski J. Frycz, s. Fritsch.
Moes 323.
Moniuszko St. 415, 445.
Morawski Fr. 122, 231.
Morawski K. 495, 504.
Mörbeke W. v. 447.
Morcinek G. 76, 153, 165, 271 f., 430, 481 f., 496.
Morelowski M. 514.
Morstin L. H. 258, 454, 457—459, 462, 511, 518.
Morsztyn A. 162, 164, 264, 418 f.
Morsztyn Z. 407.
Mortkowicz H. 323, 514.
Morzkowska W. M. 514.
Moszyńska J. 497.
Moszyński K. 495, 500.
Motty W. 277.
Mrówczyński K. 384, 403 f., 503.
Mrozowicka I. 491.
Muczkowski J. 495.
Mühring U. 1.
Müller Erich 258.
Müller J. 295.
Müller Käte 496 f.
Münster Seb. 30.
Musiol 449.
Mysłakowski Z. 408, 454, 519.
Myszkowski 283.
Myszkowski P. 34, 487.

N.

Nachbar (schles. Mischsprachdichter) 134.
Naglerowa H. 335.
Nałkowska Z. 461.
Narolewski T. M. 508.
Naruszewicz A. 226, 413, 433.
Naumann E. 465.
Nawroczyński B. 513.
Nehring W. 412, 514.
Némedi L. 293.
Nidecki 413.
Niederle 169.
Niemcewicz J. U. 154, 403.
Niesiecki K. 437.
Nietzsche Fr. 294, 297, 448—450.
Nikolaus I. (Zar v. Rußland) 387.
Nitsch K. 411 f.
Nölting W. 429.
Norwid C. K. 432, 434, 514.
Noskowski W. 256.
Nowacki T. 494.
Nowaczyński A. 36, 225, 271, 296, 417, 428, 448 f., 455, 458 f., 462, 478, 500, 507, 512, 518.
Nowakowski Z. 70, 519.
Nowicki F. 220.
Nowosilzow 511.
Nowowiejski F. 361.

O.

Obrzud St. 383.
Ochorowicz J. 194, 500.
Oda (Kgin v. P.) 444.
Odyniec A. E. 456.
Oehler M. 449 f.
Okolski 373.
Okonkowski 226.
Oljančin D. 373, 406.
Olszewicz B. 460.
Omańkowska F. 501, 509.
Opaliński K. 207, 266, 373, 407, 502, 504, 514.
Opatówek Stefan v. 70.
Opieński H. 499.
Oppmann A. (Or-Ot) 44, 382, 441, 514, 517.
Orend M. 1.
Orgelbrand S. 51, 489, 497, 504.
Orkan W. 68.
Orzechowski St. 37, 413, 446.
Orzeszkowa E. 512.
Osborn M. 489.
Osiński L. 456.
Osmólska B. 499.
Ossendowski F. A. 115, 271, 370 f., 379, 404, 478, 511.
Ossoliński J. M. 60, 72, 101, 183.
Ossowski (ev. Senior) 407.
Ossowski K. 495.
Ostroróg J. 33, 122, 487, 495.
Ostrowska-Szymańska 195.
Osuchowska H. 511.

P.

Paderewski I. J. 29.
Palacký F. 294.
Paliszewski 339.
Papée F. 502.
Papi T. 459.
Papritz J. 1, 452, 455.
Paprocki B. 437 f., 515 f.
Paracelsus 518.
Parandowski J. 454.
Pasek J. Chr. 150, 267, 270, 275, 487, 494.
Passendorfer A. 412.
Patock J. 132, 224, 243, 246, 252, 279.
Paul Jean 476.
Pavlovskij J. 500.
Pawłowski St. 306.
Peisker J. 149, 169, 215, 494 f., 498.
Perlick A. 178 f., 499.
Perzyński W. 334, 444, 497.
Peter d. Gr. 149.
Peters 323.
Petricius S. 34, 194.
Piasecki P. 34, 487.
Piętka J. 450.
Pigoń St. 471, 509, 514.
Piłsudski J. 13, 116, 268, 298, 361, 503.
Pini T. 494, 513.
Pining D. 460.
Placzek S. 415.
Plater 283.
Plater-Zyberk I. 469.

Plesner K. F. 507.
Pleyer K. 10.
Plieninis J. 74.
Plotzke H. v. (Dt. Ord.-Komtur) 78.
Pniewski W. 286, 477, 480, 595, 506, 518.
Podbereski A. 490.
Pohorecki F. 426, 512.
Pol W. 451, 518.
Polkowski I. 53.
Pollak R. 294, 496, 507.
Połczyński W. Janta- 442.
Poniatowski Stanislaus August (Kg. v. P.) 306.
Ponińska H. 434.
Popławski J. L. 367.
Popovyč A. 118, 293.
Poraj J. 519.
Pośpiech A. 468.
Pothorst H. 460.
Potocki A. 520.
Potocki J. 437.
Potocki W. 7, 34 f., 51, 83, 136, 154, 172, 174 f., 184, 191, 195 f., 200, 207, 236, 258, 274 f., 285 f., 414, 480, 486 f., 492, 496, 498.
Powel W. 195.
Prittwitz B. v. 282, 373.
Prochaska A. 372, 487.
Prowe A. 458.
Prus B. (Al. Głowacki) 8, 37, 68, 73, 114, 153, 175, 185, 190, 219, 235, 271, 302, 304, 312 f., 328—334, 339, 341—348, 350, 353, 369, 377, 408, 418, 459, 462, 486, 501, 507—509, 512.
Pruszcz P. H. 433.
Pruszyński Ks. 453.
Przyborowski W. 271, 378, 494, 511.
Przybyszewski St. 127, 129, 156, 179, 496.
Przyjemski A. 277 f., 505.
Ptaśnik J. 459, 487, 495.
Pudłowski M. 282, 443.
Pułaski K. 512.
Pumpurs A. 401.
Puzynina G. 379, 439.

Q.

Quillus H. 514.

R.

Radczun W. 294.
Radkowski T. 512.
Radziwiłł Fürst Janusz 407.
Rahalewski St. 69, 322.
Ramm-Helmsing H. von 487, 495.
Ramułt St. 506.
Rapacki W. 70, 114, 408 f., 451, 457.
Rauw J. 160.
Recke W. 385, 503.
Redlich F. A. 1, 134, 288.
Reinesius 410, 512.
Reinhold H. 1.
Reinsberg- Düringsfeld O. v. 184, 488 f.
Reiß A. 513 f.
Reiß H. 495.
Reiß J. V. 449.
Rembieliński 3, 309.
Retinger J. H. 447 f.
Reusner Esaias 282.
Reuter Chr. 156.
Reuttówna M. 441.
Rey M. 34, 136, 147, 164, 175, 182, 189, 193, 220, 226, 235 f., 263, 298, 376, 414, 480, 487, 496, 499, 503.
Reymont W. St. 114, 153, 172, 192, 194, 226, 266 f., 271, 314—319, 328, 335, 337, 347, 350—353, 377, 415 f., 423, 461 f., 482, 507, 509, 513.
Rhaeticus G. J. (v. Lauchen) 455.
Richter F. H. 413.
Richter W. 1.
Rillser M. 507.
Rink J. 398, 486, 488.
Rjabinin J. 507.
Rjezanov 486.
Rodziewiczówna M. 282, 323 f., 441 f., 463.
Roger J. 412.
Rogosz J. 214.
Rokossowska Z. 500.
Rolland R. 298.
Rollauer J. 497.
Rolle 511 f.
Romankówna M. 318, 508.
Romanowski M. 114, 403, 508.
Romer E. 339.
Rosset E. 322 f.
Rostafiński J. 500 f.
Rosznecki St. 270.
Rowiński St. 192, 314.
Roysius P. 159.
Rozwadowski J. 496.
Roździeński W. 307 f., 507.
Różdżyński L. 505.
Rücker E. 303 f.
Rudanskyj 118.
Rudawski W. J. 35, 487.
Rudnicka M. 471 f., 519.
Rudnicki M. 501.
Ruggieri F. 323.
Ruggieri J. 162, 498.
Rusinek M. 377.
Rybowski M. 59.
Rychliński J. 477.
Rydel L. 67 f., 98, 153, 172, 271, 282, 359, 381 f., 417, 423, 440, 443, 490, 510.
Rysiński 161, 184, 282 f., 412.
Rzewuski H. 66 f., 149 f., 311, 334, 379, 404, 490.

S.

Sadok Barącz 505, 510.
Sagan Ludolf v. 117, 494.
Sahm W. 487.
Saloni A. 497.
Saltykov 327.
Samo v. Mähren 269.
Sappok G. 518.
Scharfenberg (deutsche Drucker in P.) 412 f.
Schawer N. (Grunwald-Kämpfer) 402, 511.
Scheffel J. V. 438.
Scheibler K. 321—323.
Scheler M. 293.
Scherffer W. 488, 494.
Schier B. 209, 492, 502, 519.
Schiller Friedrich 150, 387, 418, 511, 513.
Schilling Anna 455.
Schilling Fr. 444.
Schlichting J. v. 407.
Schmauch H. 452.
Schmeller 497.
Schmersahl Fr. 449.
Schmid H. F. 121.
Schmidt A. 495, 503.
Schmidt E. 31, 499.
Schmidt L. 517.
Schmidt W. 507.
Schnür-Pepłowski 270, 500.
Schoell Fr. 507.
Schönfeld 226.
Schottmüller K. 505.
Schultes 64.
Schultheiß T. 498.
Schultz J. 495.
Schultz K. v. 335—337.
Schulz J. Chr. Fr. 180.
Schulz W. 496.
Schummel 497.
Schuselka 488.
Schwenker 101.
Schwidetzky I. 501.
Schwogster Katharina (Rigaer Hexe) 62.
Scolvus (Scolnus) s. J. v. Kolno.
Scott W. 297, 388.
Sculteti A. 455.
Seefeldt Fr. 500.
Sega (Nuntius) 34, 487.
Segel B. W. 490.
Sennewald G. 413.
Seyfried A. K. 434.

Sędzicki Fr. 383.
Siarkowski W. 493.
Sichulski K. 520.
Siedlecki A. Grzymała- 458, 477.
Siemieński L. 75, 277, 440, 456, 490, 503.
Sienkiewicz H. 17, 38, 65, 68, 73, 114, 144 f., 150, 197, 235, 266, 271, 299 f., 304, 327, 332, 347—351, 353, 364, 371, 378, 386, 388—399, 403—408, 415, 421 f., 438, 462, 509, 511—513.
Sieroszewski W. 185, 401, 418, 430, 498, 505.
Sigismund I. (Kg. v. P.) 3, 121, 282.
Sigismund II. August (Kg. v. P.) 440, 445, 505.
Sigismund III. (Kg. v. P.) 115, 172, 370, 478.
Simon A. 180, 232, 499.
Simson P. 505.
Skarbek F. 441, 445.
Skarga P. 51, 226, 298.
Skałkowski A. 519.
Składkowski F. Sławoj- 268.
Skrupskelis L. 507.
Skwarczyński 486.
Słonimski A. 461.
Słowacki J. 36, 115 f., 199, 380, 388, 403 f., 413, 417, 427, 432, 459, 494.
Słyvyč S. 178.
Smith W. G. 489.
Smogorzewski K. 426.
Sobański A. 207, 502, 519.
Sobieski Johann (Kg. v. P.) 276, 335, 374, 407, 505, 520.
Sommersberg 514.
Sornik 488, 494.
Sosna A. 379.
Sowiński A. 505.
Spasowicz W. 487, 508.
Spielhagen Fr. 331.
Stachowicz M. 520.
Stadtmüller K. 412.
Staël, Mme de 297 f.
Stanislaus (Heiliger) 111.
Stańczyk (Hofnarr) 127, 495.
Stapel W. 258.
Starowolski Sz. 226, 298.
Stasiak L. 510.
Staszic St. 308
Statorius (Stojeński) 129.
Steffen A. 99, 132, 157, 217, 281, 493, 496 f., 504, 506.
Steinhausen G. 293, 489, 518.
Stelmachowska B. 265, 489, 509.
Stempowski 296.
Stender-Petersen A. 495.
Stęczyński Z. 490.
Stępień-Ługowski M. 511.
Sthenus B. 208.
Stock (Bürger v. Lublin) 283.
Stolarzewicz L. 318, 507.
Stołyhwo K. 493.
Stopka A. 496, 504.
Storm Th. 430.
Stoß Veit 208, 448, 450 f., 454, 459, 502, 518, 520.
Stransky E. 293, 486, 498.
Straszewicz Cz. 443.
Strug A. 464.
Struś (Struthius) J. 413.
Stryjkowski M. 207, 214, 377, 403, 487, 489, 502.
Studnicki W. 37, 328 f., 367, 371, 374, 508 f., 513.
Strzębosz J. 459, 473.
Strzygowski Hertha 102, 504.
Strzygowski Josef 448.
Sukertowa-Biedrawina E. 489, 511.
Swart A. 1.
Swidrigail (Großfst. von Litauen) 372.
Syrokomla W. (L. Kondratowicz) 48, 310 f., 456, 505, 507.
Szafranek (Propst) 41.
Szajnocha K. 194, 444, 514 f.
Szalay W. 441, 491.
Szarlitt B. 448.
Szłapczyński Z. 477.
Szober K. 412.
Szperling St. 489.
Szpotański St. 184.
Szramek E. 485, 487.
Szujski J. 68, 271, 438 f., 457, 505.
Szukiewicz W. 491.
Szwed J. 414 f., 513.
Szweykowski Z. 332, 345, 508.
Szydłowski T. 450.
Szyjkowski M. 37, 414, 513.
Szymanowski W. 457.
Szymonowicz Sz. 413, 443.
Ślaski B. 506.
Świątkowski W. 207.
Świderska A. 483.
Święcicka J. 361.
Świętek J. 112, 154, 255, 284, 488, 494, 501, 504 f.
Świętochowski A. 192, 271, 334, 420, 509, 519.
Świnka Jakob (Erzbisch. v. Gnesen) 269.
Świtkowski P. 498.
Ševčenko T. 192.
Šuchevyč V. 67.

T.

Talleyrand 226, 503.
Tarnowski St. 508.
Tatarówna St. 459.
Tatomir L. 440.
Telemann G. Ph. 180.
Tepper P. 336.
Tetmajer K. Przerwa- 266, 271, 320, 378, 422 f., 445, 499, 507.
Textor H. 508.
Thierfelder Fr. 495.
Thietmar v. Merseburg (Chronist) 135.
Thorwaldsen 456.
Tiedemann v. 263.
Timpf A. und Th. (dtsche Münzer in P.) 282 f.
Tolstoj L. 164, 415, 513.
Tomaszewski A. 501, 504.
Tomek F. 109.
Tomkowicz St. 496.
Towiański 116, 445.
Trautmann R. 169.
Trembecki J. T. 31 f., 84, 130, 197, 487, 492, 498, 500.
Trembecki St. 376.
Trentowski A. 445.
Tretiak J. 269, 506, 510.
Tuczyński Fr. X. 491.
Turgenjev I. 301.
Turowski K. J. 499.
Turwid M. 504.
Tuwim J. 196, 461, 487, 491, 500, 504, 513.
Tyc T. 33, 297.
Tymieniecki K. 370, 501 f., 504, 519.
Tyszkiewicz 477.

U.

Udziela S. 268.
Uhland Fr. 134.
Ujejski J. 434, 510.
Ungler F. (dtscher Drukker in P.) 412 f.
Unruh Chr. v. 407.

V.

Vasterling Chr. 110.
Venzmer G. 487.
Viebig Cl. 353.
Vietor H. (Büttner, dt. Drucker in P.) 413, 448.
Visconti H. 161.
Vondrák 169.
Voß J. H. 150.
Voßler K. 513.

W.

Wagner Richard 430, 483.
Walentowicz M. 514.
Walewski T. 511.
Walicki M. 447.
Wallenrod Konrad von (Hochm.) 387 f., 510 f.
Wander K. F. W. 486, 488, 499.
Wandurski W. 508.
Wańkowicz M. 76, 78 f., 128, 194, 235, 271, 399, 430, 491 f., 494, 496.
Wasiutyński J. 453—456, 459, 518.
Waśkowski A. 409.
Waśniewski J. 471.
Watzenrode L. v. 452, 455, 458, 518.
Wawrzyniecki 189.
Wehner J. M. 271.
Weineck K. 507.
Weinert M. 469.
Weinhold K. 495, 497, 503.
Weiß A. 414, 508.
Wende E. 413.
Wenzel, Kg. v. Böhmen 269.
Werdum U. 162.
Weredyk 104.
Werner Chr. 1.
Werner Zacharias 433.
Wesselski A. 31.
Westarp Graf v. 362.
Weyßenhoff J. 185, 267, 271, 304, 326 f., 362, 416, 419 f., 508.
Wędrychowski W. 451.
Wężyk Fr. 434, 437.
Wibrand J. 509.
Wicherkiewiczowa M. 499.
Wieczorkiewicz T. K. 17.
Wierzbiński M. 36, 104, 263, 271, 379, 442, 464 bis 467, 487, 518.
Wierzyński K. 415.
Wiese H. R. 157.
Wiesiołowski K. 155.
Wiktor J. 296, 425.
Wilanowski M. Rawicz- 501.
Wilczyński St. 477.
Wild K. 413.
Wilhelm v. Österreich (poln. Thronprätendent) 379, 438 f.
Wilkońska P. 349.
Willimek A. 293.
Windakiewicz St. 489, 510 f.
Wirsing (Wierzynek) 408, 520.
Wisser W. 250.
Wiszniewski M. 83, 498, 519.
Wiślica Jan v. 403.
Witanowski M. R. 486.
Witelo 446—448.
Witkiewicz St. 520.
Witowt (Großfst. v. Litauen) 402, 439.
Wittich W. 519.
Wittlin J. 461 f.
Wittyg W. 503.
Włodek I. 298.
Włodek L. 507—509.
Wojciechowska M. 509.
Wojciechowski Jakob 41, 193, 215.
Wojciechowski Konst. 345. 494, 500.
Wojtkowski A. 485, 492.
Wolańczyk M. 514.
Wolert W. 353.
Wolff R. 413.
Woliński J. 494.
Wonschowa M. J. 477.
Worcell H. 333.
Woronicz J. P. 403 f., 433.
Wotschke Th. 487, 492, 495.
Woyda 488.
Wójcicki K. W. 75, 276, 437, 486, 490 f., 495, 497, 499, 505, 510.
Wrocimowice Mertin von 402.
Wrzesowicz 512.
Wszebór J. 424, 429 f., 498.
Wurwitz G. Fr. 433.
Wurzbach K. 412, 490, 498 f., 505.
Wuttke H. 488, 505.
Wybicki J. 154.
Wyspiański St. 116, 134.
Wyšnevyćkyj (Wiśniowiecki) Fürst J. 180.

Z.

Zachariasiewicz J. 65, 67, 114, 120, 311, 358, 440.
Zachorowski St. 4, 485.
Zakrzewski Seb. K. 403 f.
Zakrzewski St. 2 f., 372, 398, 408, 485, 505, 512, 514 f.
Zamarski R. 490.
Zamojski J. 186, 520.
Zan T. 513.
Zaniewicki Z. 271, 468.
Zapolska G. 197, 358.
Zaremba J. 238.
Zatschek H. 494, 505.
Zawodziński 296.
Zborowski 487.
Zbylitowski A. 403, 487.
Zdziarski St. 66, 490.
Zdziechowski M. 95, 299, 486, 507.
Zegadłowicz E. 424.
Zeißberg H. 402, 487, 506.
Zelter K. F. 497.
Ziemomysł (Hz. v. Kujavien) 173.
Ziesemer W. 1, 399.
Zimmermann K. 244, 503.
Zimorowicz B. 83 f., 86, 207, 209, 214, 372, 490, 492, 501 f.
Zipper A. 414.
Znaniecki F. 18, 38—40. 426, 485, 487.
Zola E. 314.
Zoozmann R. 499.
Zubrzycki J. Sas- 73.
Żarnowiecki B. 467.
Żeromski S. 76—79, 116, 165, 192, 271, 299, 321, 334, 359, 378—381, 383 bis 385, 388, 399 f., 404, 438, 457, 459, 461, 478, 482, 491, 499, 508, 510, 512, 514.
Żurakowski A. 460.

2. Sachregister

A.

Abendmahl 92.
Arianer 28, 68, 85, 90 115 f.
Arsch (und seine Funktionen als Motiv) 40, 42 f., 99 f., 109, 141, 143, 148, 154 f., 157 f., 163, 166—168, 172, 182, 191, 193, 201, 218 f., 221, 227, 235, 238, 242, 255, 258—261, 272 bis 275, 286, 377, 497.
Astrologe (dt.) 240 f.

B.

Bamberger 12, 204, 210, 216.

Bayern 28.
Belgier 47.
Beredsamkeit (poln.) 28, 158—163.
Berlin 53, 98, 193, 256, 287 f., 320, 330 f., 493, 506.
Bigos 16, 199.
Böhmen (s. auch Tschechen) 27—30, 48 f., 119 (böhmische Dörfer), 152 (Böhmaken).
Boruta (Teufel) 68 ff., 491.
Bożamęka (s. auch Hutabnehmen) 93 f., 187, 199, 500.
Breslau 178, 287, 493, 506.
Brücke (poln.) 27, 226.
Byczyna (Schlacht) s. Pitschen.

C.

Christentum (durch Dt. gebracht) 6, 77, 380, 388 f., 395, 399, 433 f.
Comber 186, 500.

D.

Dänen 28, 115, (dt.-dän. Mischsprache).
Danzig 5, 49, 126, 148, 151 f., 183, 191, 228, 230, 232, 240, 242, 250 bis 252, 278 f., 285 f., 308, 335 f., 382—385, 442, 466 f., 477—480, 488, 500, 505 f., 510.
Deutsche Rechnung 220.
Deutschenhaß (international) 293.
Deutscher als Hund, s. Hund und Psiakrew.
Deutscher als komische Figur auf der Bühne 130.
Deutscher als Lehrer des P. 7—9.
Deutscher als Mädchenschänder 314, 316, 320, 327 f., 367.
Deutscher kommt auf Hundekarren nach P. 221 f., 316, 332, 337, 502 f.
Deutscher mit dickem Bauch 79, 164 f., 190, 193, 315, 321, 381, 476, 481, 498, 511.
Deutscher spricht poln. 130, 310, 325, 420 f.
Deutscher Ritterorden 3, 17, 35 f., 65, 73, 77 f., 263, 272, 279—281, 298 f., 352, 377, 382 bis 404, 409, 424, 441, 465, 506, 510 f., 520.
Deutschkatholiken 81, 83.
Deutschlandideologie (frz., slav., ital., engl.) 297—304.
Deutschtum und Preußentum 303—305, 507.
Dieberei, dt. u. p. 503.
Dornfeld 500, 503.
Drang nach Osten 2 f., 9, 33, 338 f., 509.
Drucker, dt. in. P. 412 f.
dyngus, (śmigus) 186, 500.
dżuga (Berg) 60.

E.

Elbing 287.
Elsaß 226 (Man vergl. hierzu noch M. Wittich „Die dt. u. frz. Kultur im E." Straßburg 1900).
Engländer 28—30, 47—49, 50 (als Teufel), 130, 183, 196, 200, 205, 232, 256, 293—297, 301, 309, 424, 509.
Entlehnungen, dt. u. p.: sprachliche 123—128, volkskulturelle 15, 185 bis 187.
bigos, żur (dt.-p.) 16, 199 f., 203 f.
flaki (dt.-p.) 199.
Kartoffel (dt.-p.) 15, 191—193.
Quark (p.-dt.) 199.
Speck (dt.-p.) 15, 189.
Tabakrauchen (dt.-p.) 197.
Esten 52, 110.
Eulenspiegel Till 16, 186, 413 f.

F.

Fasten (dt.) 27, 98 f., 106, 191.
Faust Dr. 16, 73, 491.
Flamen (Flandern) 28, 107, 196 (der Rumäne in Siebenbürgen flucht auf den Deutschen: „geh nach Flandern").
Forschungsgemeinschaft, Nordostdeutsche 1.
Franken 28.
Franzosen 27—30, 47, 49 f., 130, 150, 158 f., 171, 183, 200, 205, 220, 226 f., 232, 256—258, 260 f., 293—299, 301 bis 303, 329—331, 425, 443, 519.
Freimaurer 50, 63 f., 90, 508.

G.

Gastfreundschaft (poln.) 183 f.
Gdingen (Gotenhafen) 460.
Gebete des Nachbarn 158.
Gefühls- und Vernunftreaktion (poln.) im Volkstumskampf 17—21.
Gegensatz, Erbfeindschaft (dt.-poln.) 2—23, 33 bis 45, 304, 438 f., 519.
(dt.-tschech.) 46, 294.
(russ.-poln.) 47.
(russ.-dt.) 45.
(ukr.-poln.) 47.
(ukr.-dt.) 46.
(madj. dt.) 46 f.
Germanenbeschreibung 297, 372, 380 f., 431.
Gestank des Nachbarn 169—171.
Glaube (dt. Glaube) 6, 14, 51 f., 55, 63, 71, 81, 83 f., 87—101, 115 f., 189 (szpek augsburski), 465.
Glaubenswechsel 109.
Głuchoniemcy 117, 264 f., 494.
Gnesdau 243—246.
Góralen 54 f., 64, 67, 89, 198, 490.
Gott 50, 54 f., 57, 60, 62, 65, 87, 111—114, 137.
(dt.) 14, 111—113.
(poln.) 13 f., 111—113.
(madj.) 113.
(ukr. u. d. „Moskauer Gott") 112.
G. spricht poln. 70, 76, 111, 114, 145.
Gottesmutter 111, 114.
Gretchen, Gretka, Grytusia (als Dirne) 30, 443 f.
Grenzkampf 11—22, 43 bis 45, 256 f., 464—466.
Grenzlandvolkskunde 10, 12, 22.
Grunwald-Tannenberg (Schlacht 1410) 17, 281, 377, 384, 390, 402—404, 424, 494, 503, 505, 511.
Grußformeln 158.
Gudrunsage 381.

H.

Hakata, hakatysta (HKT-Verein) 263, 465.
Hanaken 46, 152.
Hans, Hanus, Johann (als Spitznamen für Dt. in P.) 35, 85, 130 (Jannas), 144, 218, 263 f., 358, 376, 441, 504.
Hauländer(ei) 7, 246, 270, 502.

Hexerei (dt.) 60, 71 f., 89. (poln.) 73.
Holländer 12, 47, 49, 148, 151, 197, 227, 256, 512
Holzpantoffeln 112, 157, 172 f., 315.
Hund, dt. (Schimpfwort, vgl. psiakrew) 15, 60, 105, 114, 167, 268—272, 352, 360, 409, 505.
Hurentum (Nachbar als Sinnbild) 30, 359.
Hutabnehmen bei Prozession u. ä. 187, 199, 500.
Huzulen 67.

I. J.

Industrie (dt. in Polen) 7, 182, 221 f., 306—337, s. auch Litzmannstadt.
Irland 50.
Italien (s. auch Welsche) 17—19, 158 f., 171, 185, 193, 200, 207, 256, 294, 297, 299, 307.
Jesus Christus (dt. und poln. Jesus) 13 f., 53, 57 f., 93—95, 98, 112 f.
Juden 28 f., 49 f. (als Teufel), 56, 67, 113 f., 182, 275, 310, 314—316, 321, 332, 334, 348, 351, 354, 363 f., 502, 506, 519.
Jungdeutsche (Heine, Börne) 294, 297.

K.

Kalvin(ist) 62, 86, 89, 114, 116.
Kartoffelfresser (dt.) 54, 173, 191—193, 221, 334, 500.
Kaschuben (kaschubsch) 32, 43, 49, 77, 96, 99, 110, 132, 145 ff., 151 bis 154, 172, 224 f., 232, 234, 240, 242, 246, 250 bis 252, 256, 275, 283, 286, 478, 491, 510.
Katholiken 75, 87, 89 f., 98, 101, 105, 111, 114.
Ketzerei 71, 85, 87, 286, 352, 407, 439.
Kleidung (dtsche) 51—53, 171—177, 404.
(poln.) 52 f., (Teufel) (span.) 51.
Kolonisation (dt. in Polen) 2—7, 79, 120—122, 164 f., 208 f., 307, 309, 313, 345—347, 357 f., 367—371, 373, 380 f., 447 f., 464 f., 494, 500, 502.
Kolonist (als Standesbezeichnung) 214.
Kołomyjki 46 f., 178.
Königsberg 85, 152, 287.
Kopernikus s. Personenreg. unter Coppernicus.
Koschneider(ei) 5, 43, 121, 133, 234, 260, 398.
Krakau 5 f., 54, 119, 121, 172, 184, 186, 189, 199, 258, 431—435, 515 f.
Kraksage 431 f., 516 f.
Krankheitsbezeichnungen mit Volksnamen 30, 49, 61.
Kreuzritter, Krzyżacy, s. Deutscher Ritterorden.
Kroaten 46, 98, 169.
Krypel 90.
Krzemienica b. Łańcut 121.
Kuchelböhmisch 151.
Kulturgefälle (dt.-poln.) 8 f., 19 f., 40, 232.
Kulturkampf 2.
Kulturtregier (polnisches Schimpfwort) 38, 314, 324, 349.
Kusy (kurzröckiger Dt. bzw. Teufel) 13, 52, 54, 56, 66—69, 75, 171 f., 174, 257, 490 f., 499.

L. Ł.

Lehnwörter 14 f., 123—128.
Lemken 159, 506.
Letten 46, 48, 61 f., 72, (Teufel als Dt.) 117 f., 149, 288, 401, 489, f. 492.
Litauer (Samaiten) 2, 28, 43, 48, 51, 60, 72, 74, 117, 171, 175, 190, 234, 275, 323 f., 385—388, 394, 402, 438.
Litzmannstadt (Lodsch) 5, 7, 17, 182, 192, 262, 313—323, 507 f.
Liven 46, 198, 216, 489.
Luther (Schimpfname) 55, 60, 86, 88 f., 101, 107, 114, 139, 174, 255, 270, 274, 366 378, 407, 470.
Lutheraner (als Werwolf) 90.
(im Ordenslande) 281.
(in Schlesien) 283.
(in Weichsel) 90.
Łysagóra 53, 71, (vergl. Hexerei).

M.

Madjaren 46, 109, 118, 147, 178, 180, 201, 216, 225, 260, 270, 497.
Magyaronen 97.
Maika, wendische 261, (böhm. Marianka, poln. Maruschka).
Malerei (poln.) 52 f., 177, 520.
Marienburg 5, 281, 390 f.
Marienwerder 281.
Masovier 28, 62, 99, 307.
Masuren (Ostpr.) 78, 81, 83, 103, 128, 148, 151 f., 194, 232, 235, 429 f., 489 f., 491, 511.
Messe (schwarze) 101 bis 103.
Minderwertigkeitskomplex (poln.) 8 f., 33, 79, 215,
Mischehe (dt.-poln.) 5 f., 103—109, 115, 131 f., 181, 184, 193, 309, 348, 358, 431—445, 465, 493 f., 514.
(dt.-lett.) 443.
(dt.-tschech.) 108, 443.
(dt.-ukrain.) 108 f.
Mischsprache (dt.-poln.) 92, 99, 107, 128—134, 358, 496, 513.
Mißverständnis (sprachl.) 135—143.
Moskowiter (s. auch Russe) 28, 48.
Musik (dt. u. poln.) 177.
Mythos vom Deutschen 8, 38 f.

N.

Nationalheilige 111, 113.
Nationalhymnen 157, 506.
Nationalsozialismus 471 bis 477, 499.
Nebel u. Regen v. Nachbarn 48 f. (kaschubscher), 489.
Niederlande 28 (s. auch Holländer).
Niemczyk 51—61, 66 f., 70—72, 75, 171 f., 499, (s. auch Teufel).
Niemiec (Stummer) 39, 117, 147—153.
(N. z zamorza) 150.
(als Teufel) 13.
(Schimpfwort) 148.
(von N. abgeleitete Pers.- u. Ortsnamen) 4.
Niemka, Niemra 15, 119 bis 151.
Nimota (ukr.) 149.
Nürnberg 287, 370.

O.

Oberschlesien(r) 7, 38 f., 106, 110, 112, 119, 129, 131, 148, 151—153, 178, 307 f., 465, 468, 480 bis

482, 487 f., 495 f., (s. auch Schlonsaken).
Österreicher 28 f., 35, 46, 67, 112, 180.
Ordnung (dt.) 207, 286 (Danziger), 316, 390 f. (dt. Orden), 463, 508. (poln.) 28, 229.

P.

Panslavismus 299.
Papst 63, 96 f., 101, 115, 138, 274.
Pastoren 92 f., 101 f., 104 f. (-predigten) 92, 130.
Pest (Schwester des Teufels Niemczyk) 61.
Pfeiferauchen der Dt. 64, 166, 192, 197—199, 334, 356, 378, 463, 481, 501, 509.
Pitschen (Schlacht) 257, 520.
Pluder (Pluderhosen) 48, 50 f., 56, 67 f., 172, 182, 192, 263, 352 f., 357, 376 f., 379, 498 f.
Polacca (Hure) 30.
Polack 43, 147 f., 150 f., 201, 225, 260, 264.
Polenschwärmerei (dt.) 295.
Pomerellen 466 f., 473 bis 476, 482.
Pope 94, 139.
Popielsage 437, 515 ff.
Portugiese 47, 30, 193.
Positivismus 312.
Prahlerei (poln.) 156, 160
Preußen, Prusaki 27 f., 36, 66, 267, 271, 284, 303—305, 463, 507, 509
Propst 92 f., 99 f., 102 bis 104, 107, 109, 114, 189 f.
Protestantismus s. Glaube (deutscher).
Psiakrew Holynder 148, 167, 270.
Psiakrew Niemiec 167, 270.

R.

Rassenlehre (dt.) 519.
Rauchen 166, 192 f., 197 bis 199 (s. auch Pfeiferauchen).
Recht (deutsches) 6 f., 391.
Reformation 71, 81, 83, 86, 90, 101.
Regen (vom Nachbarn) 49, 489 (s. auch Nebel).
Riga 62, 288.
Rokita (Teufel) 49, 51, 355, 489.
Romfeindlichkeit (poln. Dichter) 115 f.
Rota v. Konopnicka 361 f., 388. 509.
Rumänen (Walachen) 87, 159, 171, 177, 202, 216, 222, 227, 266.
Russen (s. auch Moskowiter) 28, 45, 48, 52, 61, 71, 118, 142, 168, 180, 188, 190, 192, 222, 274 f., 293.
Russische Literatur 234, 293, 300—302 (s. Tolstoj, Dostojevskij, Gogol).

S.

Sachsen (Siebenbürger) 87, 95, 171, 201, 216, 222, 227.
Sachsenkönige (poln.) 192, 194, 277, 283, 308.
Schlafendes Heer (Bild 278/79), 353, 514 (Herrscher im Berge).
Schlonsaken 48, 81, 86, 106, 148, 216 (s. auch Oberschlesier).
Schönwald bei Gleiwitz 243 f., 246—249, 504.
Schotten 28, 197, 507.
Schrat, skrzat 79 f., 492.
Schulstreik in Wreschen 513.
Schwaben 5, 27 f.
Schwarzsein der Fremden 171, 197, 493.
Schweden 87, 111, 171, 264 f., 276, 348, 504.
Schwein (Schimpfwort) 30, 266—268, 504.
Schweiz 12, 209, 220, 261, 502, 512.
Serben 46, 81, 219, 227, 260.
Servitoriat 7.
Slaven 118.
Slovaken 46, 109, 153, 171.
Slovenen 49, 498.
Smerden (Smurden) 169 f., 215, 498.
Smętek 76—80, 491 f.
śmigus (Schmeckostern) 186, 500.
Sowizdrzał (poln. Eulenspiegel) 16, 186, 413 f., 500.
Spanier 27—29, 47—49, 180, 272, 293, 297.
Speck 15, 189 f., 201, 260, 273.
Sprache (deutsche) 60, 117 ff., 302, 307, 410 f.
Sprachenkameradschaft 410—417.
Sprachenkampf 14 f., 118 ff., 121—123, 410 f., 421—427.
Stammesnamen, german. u. slav. 8.
Stiefel (dt.) 62, 173.
Stummsein der Fremden 39, 117 f., 147.
Sudetendeutsche (s. bei „Tschechen").
Syphilis 30.
Szatryja (Berg) 60, 72.
szelman (Osterspiel) 500.
szkieber (Schimpfwort f. Deutsche) 15, 270.
Szwab (Schimpfwort) 14, 68, 88, 111, 119, 147 bis 150, 173, 193, 196, 222, 256 f., 270, 356, 442, 463, 468, 470, 508 f.

T.

Taktlosigkeit (dt.) 302.
Tannenberg (Schlacht 1410) s. Grunwald.
Tataren 27, 48, 372 f., 393, 395.
Temperament (dt. u. pl.) 177—181.
Temperamentunterschied in der dt.-p. Auseinandersetzung 44 f., 158.
Teufel 29, 40, 46 f., 87 bis 90, 99—101, 104 f., 107, 115, 137, (rächt sich an den Deutschen) 144, 167, 195, 489—492.
(als Deutscher) 13, 48—62, 64—76, 78, 101, 114, 132, 499.
(als Engländer) 50.
(als Jude) 50.
(als Pole) 53, 61, 74.
(spricht deutsch) 65 f., 69 f., 76, 111, 145—147.
Thorn 5.
Thorner Blutgericht 91 f., 276.
Totsingen von Kindern 491.
Trunksucht (dtsche) 78 f., 193—197, 283, 381, 500 f.
(poln.) 28, 193—197.
Tschechen (s. auch Böhmen) 29—31, 46, 48, 52, 108, 113, 118, 134, 147, 149, 152, 160, 166 f., 177, 184, 200 f., 216, 227, 258, 275, 277, 284, 294, 402.
Türken 27 f., 35, 46, 98, 160, 276 f., 279, 393.

Twardowski (poln. Hexenmeister) 16, 52, 68, 73, 491, 498.

U.

Ukrainer (Reußen, Ruthenen, Rusnacken) 2, 46, 51 f., 54, 61 f., 71, 87, 94 f., 112, 117—119, 134, 139—141, 143, 150, 168, 170 f., 174—176, 178, 181, 190—192, 198, 201 f., 216, 218 f., 222 bis 224, 234, 238, 241 f., 246, 259—263, 272 bis 275, 374 f., 440, 492, 504.
Umvolkung 109 f., 181 f., 185, 215—217, 422—427, (durch Mischehe) 440 bis 443, 502.
Ungarn (s. auch Madjaren) 28 f., 34, 46, 153, 159, 171, 177, 185, 199, 293, 307.
Unwahrhaftigkeit (poln.) 27, 160—163, 503.

V.

Verleger (dt. in P.) 413.
Volkscharakter (deutscher) 8 f., 11, 27 f., 31, 94, 197, 205 f., 275, 300 f., 329, 519.
(polnischer) 8 f., 11, 27—29, 31 f., 94 f., 182, 197, 205 f., 275, 329, 519.
(Sammelformen über mehrere Völker) 27 bis 32.
Volkslied (dt. u. poln.) 178 f., 185 f. 500, 502.
Volksliederarchiv, Deutsches in Freiburg i Br. 132, 171, 261, 278, 495.
Volkstanz (dt., p., ukr.) 179—181, 186, 500, 502.

W.

Walgierz Udały (poln. Walter-Sage) 400, 435 bis 438, 505, 514 ff.
Wanda-Sage 74 f., 103, 105, 380, 431—435, 439, 487, 493, 505, 514, 516 f.
Waräger 215.
Warschau 178, 256 f., 279.
Wasserpolnisch 151, 469, 497.
Wege (poln.) 226, 503.
Weihnachtsbaum 186, 500.
Welschen (Walen) 27 f., 47, 119 (kauderwelschen), 159, 172.
Wenden 5, 27, 83, 215, 230, 272, 505.
Wesensunterschied (dt.-poln. — s. auch Volkscharakter) 8 f., 11, 13, 37.
Westfalen (Polen in W.) 93, 176, 205, 288.
Wien 276 f., 287, 310, 374, 506.
Wikinger 76 f., 514 ff.
Wilmesau 121, 243, 245, 504.
Wirtschaft (dt.) 7, 15 f., 205 ff., 306—337, 462, 502 f.
(poln.) 15 f., 120, 205 ff., 225—230, 311 f., 314, 502.
Wissenschaft (dt. im fremden Urteil) 301 f., 427 f., 508.
Wittenberg 85, 90, 98.
Wolhynien (deutsche Siedler) 3, 5, 73, 137, 143, 151, 212, 214.
Wurst 15, 98 f., 190 f., 376, 500.

Z.

Zauberei (deutsche) 51, 71—73, 212.
Zünfte 5.
Zweisprachigkeit 103, 129.
Żur 16, 199, 202—204.

Ostdeutsche Forschungen

Herausgegeben von Viktor Kauder

Bd. 1. **Lück, K.:** Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens. Forsch. zur deutsch-poln. Nachbarschaft im ostmitteleuropäischen Raum 1. XVII und 680 S., 25 Tafeln, 10 Karten. 1. Auflage vergriffen, 2. Auflage in Vorbereitung.

Bd. 2. **Kuhn, W.:** Deutsche Sprachinselforschung. Geschichte, Aufgaben, Verfahren. 410 Seiten. Geb. 10,— RM., kart. 9,— RM. (Vergriffen).

Bd. 3. **Seefeldt, F.:** Quellenbuch zur deutschen Ansiedlung in Galizien unter Kaiser Josef II. Geb. 8,— RM., kart. 7,— RM.

Bd. 4/5. **Schilling, F.:** Ursprung und Frühzeit des Deutschtums in Schlesien und im Burgkreis Lebus. 2 Bde. 525 und 200 Seiten, 58 Tafeln, Karten, Urkunden. Geb. 20,— RM., kart. 18,— RM.

Bd. 6. **Wagner, R. E.:** Das Buch der Bielitz-Bialaer Chronika. 600 Seiten, bibliophile Ausstattung. Halbleder 30,— RM.

Bd. 7. **Lück, K.:** Der Mythos vom Deutschen i. d. poln. Volksüberlieferung und Literatur. Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft im ostmitteleuropäischen Raum 2. 525 Seiten, 36 Tafeln. Gebunden 13,50 RM., brosch. 12,— RM. 1. Auflage vergriffen, 2. Auflage 1943.

Bd. 8. **Kossmann, E. O.:** Die deutsch-rechtliche Siedlung in Polen, dargestellt am Lodzer Raum, VIII, 232 S. u. 3 Abb. und 5, teils mehrfarbige Karten, Gr.-8°, 1939, kart. 10,60 RM., Leinen 12,— RM.

Bd. 9. **Schneider, L.:** Das Kolonisationswerk Josefs II. in Galizien. VIII, 403 S. mit 6 Tafeln und 1 Karte. Gr.-8°, 1939, kart. 10,— RM., Leinen 12,— RM. (Vergriffen).

Bd. 10. **Breyer, A.:** Deutsche Tuchmachereinwanderung in den ostmitteleuropäischen Raum von 1550 bis 1830. XI, 272 Seiten, Geb. 10,— RM., kart. 9,— RM.

Bd. 11. **Kuhn, W.:** Volkstumsgeschichte des Beskidenlandes. In Vorbereitung.

Bd. 12. **Lück, K.:** Deutsche Gestalter und Ordner im Osten. Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft im ostmitteleuropäischen Raum 3. XIII, 341 S., 14 Tafeln. Leinen 12,50 RM. 2. Auflage, 1942.

Bd. 13. **Birke, E.:** Die nationale Entwicklung Oberschlesiens. Teil 1: Von den Anfängen bis 1860. Ca. 200 Seiten. In Vorbereitung.

Bd. 14. **Birke, E.:** Die nationale Entwicklung Oberschlesiens. Teil 2: Bis zum Ende des Weltkrieges. In Vorbereitung.

Deutsche Gaue im Osten

Herausgegeben von Viktor Kauder

Bd. 1. **Kauder, V.:** Die deutsche Sprachinsel Bielitz-Biala. 80 Seiten, 16 Tafeln, 1 Karte. 8°. 1930. Kart. 2,50 RM. (Vergriffen).

Bd. 2. **Zimmer, N.:** Die deutschen Siedlungen in der Bukowina. 42 Seiten, 1 Karte, 3 Pläne. Kart. 2,— RM. (Vergriffen).

Bd. 3. **Karasek-Lück:** Die deutschen Siedlungen in Wolhynien. Geschichte, Volkskunde, Lebensfragen. VIII, 130 S., mit 9 Abb. und 1 Faltkarte. 8°. 1931. Kart. 5,— RM., geb. 7,— RM.

Bd. 4. **Kauder, V.:** Das Deutschtum in Polnisch-Schlesien. Ein Handbuch über Land und Leute. 402 S. mit 40 Tafeln und 1 mehrfarbigen Faltkarte. Gr.-8°. 1932. Kart. 12,50 RM., Leinen 14,50 RM. (Vergriffen).

Bd. 5. **Wackwitz, A.:** Die deutsche Sprachinsel Anhalt-Gatsch in Oberschlesien in ihrer geschichtlichen Entwicklung. 290 S. mit 7 Tafeln und 1 Faltkarte. 8°. 1932. Kart. 6,— RM., Leinen 8,— RM.

Bd. 6. **Lück, K.:** Die deutschen Siedlungen im Cholmer und Lubliner Lande. 306 Seiten, viele Bilder u. Tafeln, 1 Karte. Geb. 8,— RM., kart. 7,— RM.

Bd. 7. **Seefeldt, F.:** Dornfelds Chronik. 150 Jahre Ausland-Deutschen-Schicksal. Für die Heimat und die fernen Brüder aufgezeichnet von Fritz Seefeldt. XXIV, 301 Seiten mit 9 Abb. auf Tafeln und 1 Faltkarte. 8°. 1936. Kart. 7,— RM., Leinen 8,— RM.

Bd. 8/9. **Kauder, V.:** Das Deutschtum in Polen. 5 Teile in 1 Band. In Verbindung mit Albert Breyer, Alfred Karasek, Walter Kuhn, Alfred Lattermann und Ludwig Schneider. XXIII, 526 Bildseiten und 5 teils mehrfarbige Karten. Gr.-8°. 1939. Leinen 15,— RM. 2. Auflage 1940.

Bd. 10. **Kneifel, E.:** Die evang.-augsburgischen Gemeinden der Kalischer Diözese. Forschungen zur Geschichte der evangelisch-augsburgischen Kirche in Polen. 1. Band. 484 Seiten. 8°. 1937. Kart. 7,— RM.

Bd. 11. **Koßmann, E. O.:** Die Anfänge des Deutschtums im Litzmannstädter Raum. Hauländer- und Schwabensiedlungen im östlichen Warthegau. 255 Seiten. 8°. 1942. Halbleinen 10,— RM., kart. 9,— RM.

Ostdeutsche Heimatbücher

Herausgegeben von Viktor Kauder

Bd. 1. **Kuhn, W.:** Aus dem ostschlesischen Zunftleben. VI, 109 Seiten mit 14 Abbildungen auf 6 Tafeln. 8°. 1926. Kart. 6,— RM.

Bd. 2. **Strzygowski, J.:** Die Holzkirchen in der Umgebung von Bielitz-Biala. VIII, 47 Seiten mit 39 Bildtafeln, 1 Karte. 8°. 1927. Kart. 7,— RM.

Bd. 3. **Karasek-Strzygowski, E.:** Sagen der Beskidendeutschen. 260 Seiten mit 8 Federzeichnungen von Hertha Strzygowski. 1 Karte. 8°. 1930. Kart. 7,— RM., Leinen 9,— RM.

Bd. 4. **Karasek-Strzygowski, E.:** Sagen der Deutschen in Galizien. 336 S. mit 7 Federzeichnungen von Hertha Strzygowski und 1 Faltkarte. 8°. 1932. Kart. 7,— RM., Leinen 9,— RM.

Bd. 5. **Karasek-Strzygowski, E.:** Sagen der Deutschen in Wolhynien und Polesien. LXXXVI, 302 Seiten mit zahlreichen Zeichnungen von Friedrich Kunitzer und 1 Faltkarte. 8°. 1938. Kart. 7,— RM., Leinen 9,— RM.

Bd. 6. **Gatz, K.:** Siedler unter Preußens Fahnen. 111 Seiten und Tafeln. Halbl. 4,— RM. 1941.

Bd. 7. **Kargel-Kneifel:** Deutschtum im Aufbruch. Vom Volkstumskampf im östlichen Wartheland. 314 Seiten. 8°. 1942. Halbl. 10,— RM., kart. 9,— RM.

Bd. 8. **Krause, W.:** Geschichte der Bergstadt Tarnowitz. In Vorbereitung.

Bd. 9/10. **Horak-Klatt:** Das Volkslied der deutschen Siedler im östlichen Warthegau. Ca. 600 Seiten. In Vorbereitung.

Bd. 11. **Reiser, D.:** Lebensraum der Deutschen im Kalischer Land. 111 Seiten, Tafeln und 2 mehrfarbige Karten. Halbl. 4,— RM. 1941.

Bd. 12/14. **Karasek-Klatt:** Sagen der Deutschen im östlichen Warthegau. 3 Bde.

Bd. 15. **Karasek, A:** Schwänke aus dem deutschen Osten. Ca. 300 Seiten.

Bd. 16. **Karasek, A.:** Märchen aus dem deutschen Osten. In Vorbereitung.

Ostdeutsche Heimathefte

Herausgegeben von Viktor Kauder

Heft 1. **Lanz, J.:** Ostschlesisches Liederblatt. (Vergriffen).

Heft 2. **Lanz-Scharlach:** Ostschlesische Volkstänze. Teil 1. Kart. 1,50 RM.

Heft 3. **Lanz-Scharlach:** Ostschlesische Volkstänze. Teil 2. Kart. 2,— RM.

Heft 4. **Breyer, A.:** Deutsche Gaue in Mittelpolen. 48 Seiten, 10 Tafeln, 1 Karte. Kart. 2,50 RM. (Vergriffen).

Heft 5. **Lück-Klatt:** Singendes Volk. Volkslieder aus deutschen Bauerndörfern Ostpolens. 156 Seiten. Geb. 5,— RM., kart. 3,— RM.

Heft 6. **Vellhorn-Scharlach:** Aus deutschen Gauen. Lieder der Deutschen in Galizien. 180 Seiten. Kart. 5,— RM.

Heft 7. **Vellhorn-Scharlach:** Schwäbische Dorfmusik. Dorfmusik der Deutschen in Galizien. 52 Seiten. 2,50 RM.

Heft 8/11. **Horak, K.:** Volkstänze der Deutschen in Mittelpolen. 4 Hefte. Kart. je 1,50 RM.

Heft 12. **Lanz, J.:** Das galizische Weihnachtsspiel. 48 Seiten. Kart. 2,— RM.

Deutsche Monatshefte

Zeitschrift für Geschichte und Gegenwart des Ostdeutschtums

Herausgegeben von Viktor K a u d e r und Alfred L a t t e r m a n n.

Jährlich 12 Hefte. Reich bebildert und mit Karten versehen.

Jahresbezugspreis 10,— RM.

Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift im Wartheland

Herausgegeben von Dr. Alfred Lattermann. Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen. Kommissionsverlag S. Hirzel, Leipzig C 1.

Unsere Heimat

Volkstümliche Schriftenreihe zur Förderung der deutschen Heimatbildung und Familienüberlieferung in den Ostgauen

Herausgegeben von

Dr. Kurt Lück und Dr. Alfred Lattermann

Heft 1. **Kurt Lück:** Die Geschichte des Deutschtums in Kolmar und Umgebung. 60 S. mit 17 Abbildungen und 1 Karte. Posen 1937 (vergriffen), 0,60 RM.

Heft 2. **Max Großert:** Die Geschichte des Deutschtums in Rosenau und Umgebung. 82 S. mit 13 Abb. und 1 Karte. Posen 1938 (vergriffen), 0,60 RM.

Heft 3. **Karl Schendel (Otto):** Die Geschichte des Deutschtums in Czarnikau und Umgebung. 59 S. mit 13 Abb. u. 1 Karte. Posen 1938 (vergriffen), 0,60 RM.

Heft 4. **Albert Breyer:** Zur Geschichte von Sompolno und Umgebung. 104 Seiten mit 19 Abbildungen und 1 Karte. Posen 1938. 1,20 RM.

Heft 5. **Erwin Kiß:** Pabianitz. 115 S. mit 29 Abbildungen und 3 Karten. Posen 1939. (vergriffen), 1,20 RM.

Heft 6. **Hans Schmidt:** Die Geschichte des Deutschtums in Samotschin und Umgebung. 82 S. mit 25 Abb. u. 1 Karte. Posen 1939 (vergriffen), 0,60 RM.

Heft 7. **Karl Ruther:** Die Geschichte des Deutschtums in Gramtschen und Umgebung. 60 S. mit 15 Abb. und 1 Karte. Posen 1939 (vergriffen), 0,60 RM.

Heft 8. **Alfred Kleindienst u. Kurt Lück:** Die Wolhyniendeutschen kehren heim ins Reich. 64 S. mit 21 Abb. 4. Auflage. Posen 1940 (vergriffen), 1,— RM.

Heft 9. **Kurt Lück:** Deutsche Siedler zwischen Wieprz und Bug. 94 S. mit 28 Abb. und 1 Karte. Posen 1939 (vergriffen), 0,60 RM.

Heft 10. **Kurt Lück:** Karwenbruch an der Ostsee. 1. Teil. Die geschichtliche Entwicklung des Dorfes. 104 S. mit 22 Abbildungen. Posen 1939. 1,50 RM.
Kurt Lück: Karwenbruch an der Ostsee. 2. Teil. Wirtschaft und Volkskulturkunde. 104 S. mit 22 Abbildungen. 2 Karten. Posen 1939. 1,50 RM.

Heft 11. **Adolf Kraft:** Zinsdorf im Netzegau. 110 S. mit 30 Abbildungen u. 1 Karte. Posen 1939. 1,50 RM.

Heft 12. **Friedrich Karl Jonat:** Geschichte des Deutschtums in Tremessen und Umgebung. 152 S. mit 19 Abbildungen. Posen 1939. 1,50 RM.

Heft 13. **Wolfgang Bickerich:** Lissa im Reichsgau Wartheland. 92 S. mit 20 Abb. und 1 Karte. Posen 1940 (vergriffen), 1,80 RM.

Heft 14. **Die Heimkehr der Galiziendeutschen.** 76 S. mit 31 Abbildungen und 1 Karte. Posen 1940 (vergriffen), 1,50 RM.

Heft 15. **Kurt Lück:** Die Cholmer und Lubliner Deutschen kehren heim ins Vaterland. Geleitworte des Generalgouverneurs Dr. Frank und des Gauleiters und Reichsstatthalters A. Greiser. 1940. 165 S. mit 92 Abbildungen und 1 Karte. (Vergriffen).

Heft 16. **Franz Böhm:** Litzmannstadt. Geschichte und Entwicklung einer deutschen Industriestadt. 1941. 147 S. mit 33 Abbildungen und 3 Karten.

Weitere Bände in Vorbereitung

Verlag von S. Hirzel zu Leipzig
Verlag der Historischen Gesellschaft, Posen

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Biblioteka Główna UMK
300044837360

Biblioteka
Główna
UMK Toruń
538003

Biblioteka Główna UMK
300044837360